DIE·WOCHE



MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Verlag von August Scherl G.m.b.H.





DATE DUE

GAYLORD			PRINTED IN U.S.A.

DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

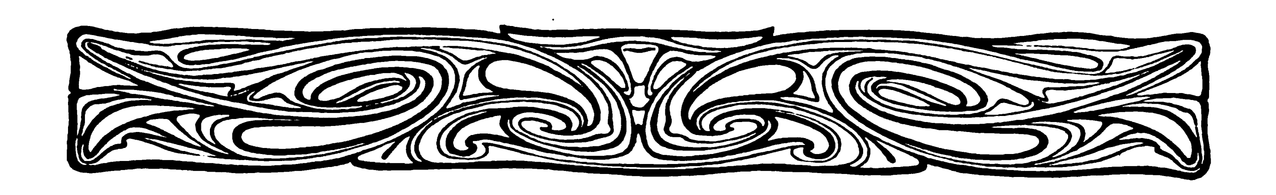
Band 4 (Heft 41—53)

vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1916.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.





Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Gedichte.

Aufsätze.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

E.

F.

G.

H.

J.

K.

L.

E.

F.

G.

H.

T.

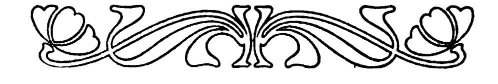
U.

V.

W.

Y.

Z.

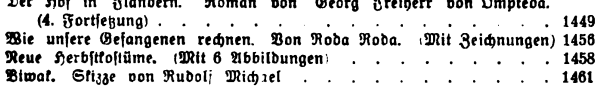


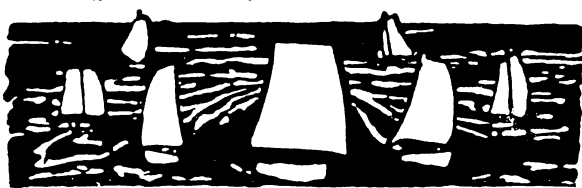


DIE·WOCHE

Nummer 41. | Berlin, den 7. Oktober 1916. | 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 41.





Die sieben Tage der Woche.

26. September.

In der Nacht vom 25. auf den 26. belegt ein Teil unserer Marineluftschiffe den englischen Kriegshafen Portsmouth, befestigte Plätze an der Themsemündung sowie militärisch wichtige Industrie- und Bahnanlagen Mittelenglands, darunter York, Leeds, Lincoln und Derby ausgiebig und mit sichtbarem Erfolg mit Spreng- und Brandbomben.

27. September.

Unser Angriff bei Hermannstadt macht gute Fortschritte. Luftschiff- und Fliegerangriffe auf Bukarest werden wiederholt.

28. September.

Zwischen Ancre und Somme erneuern die Engländer und Franzosen nach einem die bisherigen Erfahrungen fast noch übersteigenden Vorbereitungsfeuer ihre starken Angriffe. Auf dem größten Teile der Schlachtfront schlägt unsere durch die Artillerie und Flieger wirksam unterstützte unerschütterliche Infanterie den Feind siegreich ab.

Die verlorengegangenen Teile der Stellung bei Korytnica werden durch einen gelungenen Gegenangriff der Truppen des Generals von der Marwitz wiedererobert.

Unsere Flieger werfen auf das von den letzten Angriffen noch an mehreren Stellen brennende Bukarest erneut eine große Zahl Bomben.

29. September.

Die Rumänen werden bei Nagy Szeben (Hermannstadt) geschlagen. Die Höhen südlich und südöstlich der Stadt gelangen nach heftigen Kämpfen in den Besitz der verbündeten Truppen.

30. September.

Die deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte erringen bei Nagy Szeben (Hermannstadt) einen vollen Sieg. Eine weit ausholende Umgehungskolonne bayrischer Truppen hat vor vier Tagen im Rücken des Feindes die Straße über den Veres-Toronyer (Roten-Turm-Paß) gesperrt. Der Feind wehrte sich verzweifelt, das Ringen war außerordentlich blutig. Jedes fahrbaren Weges beraubt, flüchten sich die Trümmer der rumänischen Truppenverbände in das Fogaraser Gebirge.

1. Oktober.

An der Schlachtfront nördlich der Somme nimmt der Artilleriekampf große Heftigkeit an. Wiederum erfolgen bei und östlich von Thiepval starke englische Angriffe, die wie an den vorangegangenen Tagen nach hartnäckigen Nahkämpfen abgeschlagen werden. Aus Rancourt und westlich davon stürmen französische Regimenter vergebens gegen unsere Stellungen an.

Westlich von Luck nimmt das feindliche Feuer zu. Beiderseits der Bahn Brody—Lemberg und weiter südlich bis zur Graberka bei Zarkow ist dem feindlichen Vorgehen teils durch Sperrfeuer Halt geboten, teils ist der bis zu sieben Malen wiederholte Ansturm völlig zusammengebrochen.

Aus der Schlacht von Hermannstadt waren bis heute eingebracht: über 3000 Gefangene, 13 Geschütze. Ferner sind erbeutet: eine Flugzeughalle, 2 Flugzeuge, 10 Lokomotiven, 300 Waggons mit Munition, über 200 Munitionswagen, über 200 gefüllte Bagagewagen, 70 Kraftwagen, 1 Lazarettzug. Weiteres Material wird erst allmählich aus den Wäldern geborgen werden. Der Rote-Turm-Paß ist angefüllt mit zerschossenen Fahrzeugen. Bukarest wird von unseren Flugzeuggeschwadern mit beobachteter guter Wirkung bombardiert.

2. Oktober.

Zur Feier des Geburtstages des Generalfeldmarschalls von Hindenburg fand bei dem Kaiser Mittagstafel statt, bei der der Kaiser folgende Ansprache hielt: „Mein lieber Generalfeldmarschall! Im Namen der gesamten Armee spreche Ich Ihnen Meinen herzlichen Glückwunsch zum heutigen Tage aus. Durch das Vertrauen Ihres Allerhöchsten Kriegsherrn an die Spitze des Generalstabes berufen, sind Sie getragen von dem Vertrauen des deutschen Volkes und — ich darf wohl sagen — aller verbündeten Völker. Möge Gott Ihnen bescheren, den gewaltigen Weltkrieg zum endgültigen Sieg zu führen, der unseren verbündeten Völkern die Freiheit bringen soll, für die wir kämpfen. Gott möge Ihren Entschlüssen nahestehen und uns Ihre Gesundheit erhalten. Ich erhebe mein Glas mit dem Rufe: Se. Exz. der Generalfeldmarschall von Hindenburg hurra!"

▽ ▽ ▽

Arbeit oder Gewalt?

Von Dr. C. Mühling.

Schon während des Krieges ist dem deutschen Volke von seinen Feinden ein unzerstörbares Denkmal errichtet worden. Die Steine zu seinem Sockel wurden zwar vom Haß herbeigetragen und von der Furcht zusammengefügt. Aber seine Schöpfer können es nicht verhindern, daß dem Antlitz des ehernen Standbildes, das auf diesem Sockel steht, die Züge einer geradezu beispiellosen Bewunderung eingeprägt sind, die unter dem Ausdruck eines tiefen Ingrimms verhüllt werden sollen. Sie wünschen und hoffen, daß es dem deutschen Volk ein Grabdenkmal werden soll. Aber wenn auch das Unmögliche Wirklichkeit würde, wenn diese Wünsche und Hoffnungen sich erfüllten, so würde es trotzdem ein Ruhmesdenkmal sein. Denn die lügenhafte Inschrift, die sie auf seine Marmortafel geschrieben haben, die Inschrift: „Hier ruht die Gewalt", würde die Geschichte, die unbestechliche Richterin des Weltgerichts, austilgen und an ihrer Stelle die Worte einmeißeln: „Hier ruht die Arbeit."

Das Denkmal, das ich meine, besteht aus den Protokollen der Beratungen, zu denen sich die Vertreter Englands, Frankreichs, Rußlands, Italiens, Belgiens, Japans, Serbiens und Montenegros in Paris zusammenfanden, und aus dem Aktenstück, in dem sie die von ihnen gefaßten Beschlüsse niedergelegt haben. Nie-

mals ist in der Tat einem Volke eine größere Huldigung dargebracht worden als dem deutschen Volke durch diese Beratungen und ihr Ergebnis. Die Konferenz hat zwar ihre Protokolle nicht veröffentlicht, aber die Reden des französischen Ministerpräsidenten, die sie einleiteten und schlossen, und die Berichte über die Verhandlungen der interparlamentarischen Konferenz, die sie vorbereiteten, lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, von welchen Grundgedanken sie geleitet wurde.

Der Gegenstand der Konferenz in Paris war bekanntlich der wirtschaftliche Kampf gegen Deutschland während des Krieges, in der Übergangzeit vom Zustand des Krieges zum Zustand des Friedens und während der dem Friedenschluß folgenden Jahre, also ein wirtschaftlicher Kampf, dem keine zeitliche Grenze gesetzt wird. Er richtet sich wie gesagt im wesentlichen gegen Deutschland, denn wenn in den gefaßten Beschlüssen auch immer von den „Feinden" der Verbündeten gesprochen wurde, so lassen die bekannt gewordenen Reden doch keinen Zweifel darüber, daß für unbedingt notwendig nur der wirtschaftliche Kampf gegen Deutschland gehalten wird.

Die Voraussetzung für die Möglichkeit eines solchen Kampfes, der in der ganzen Weltgeschichte keine Parallele finden würde, ist — das leuchtet ohne weiteres ein — der lückenlose Sieg des Vierverbandes, die vollständige Niederwerfung Deutschlands und seiner Verbündeten. Denn nur einem vollständig niedergeworfenen Deutschland können die Friedensbedingungen aufgezwungen werden, zu deren gemeinsamer Durchführung die Pariser Beschlüsse die Mächte des Vierverbandes verpflichten. Darum läßt sich der leitende Gedanke dieses dauernden wirtschaftlichen Weltbundes gegen Deutschland in folgende Worte zusammenfassen: „Wenn auch alle unsere Kriegziele erreicht sein werden, wenn der preußische Militarismus zerstört sein wird, wenn dem Deutschen Reich eine Kriegsentschädigung von nie dagewesener Größe auferlegt sein und durch die Lasten, die es für die Wiederherstellung des von ihm zerstörten Belgiens und des unter seiner Mitwirkung vernichteten Serbiens und Polens wird tragen müssen, noch erhöht sein wird, wenn ihm Elsaß und Lothringen und große Teile seiner östlichen Provinzen genommen sein werden, wenn auf solche Weise das mächtige Deutsche Reich verkleinert, zerstückelt und verarmt sein wird, dann wird doch die unerschöpfliche Tatkraft und Arbeitsenergie des deutschen Volkes immer noch so groß sein, daß es uns auf wirtschaftlichem Gebiete sehr bald wieder überflügeln würde, wenn wir ihm auf diesem Kampfplatz dieselben Rechte einräumten, die wir selbst genießen. Darum müssen wir Mittel ersinnen, durch die wir seinen Handel knebeln, durch die wir seine Industrie der Rohstoffe berauben und durch die wir die Wiederherstellung seines Kredits verhindern können. Denn die Lebenskraft dieses erstaunlichen Volkes ist so ungeheuer groß, daß es in wenigen Jahrzehnten wieder ebenso reich sein würde wie vor dem Kriege, wenn ihm nicht durch unser dauerndes Zusammenwirken für alle Zeiten jede Möglichkeit dazu genommen wird. Und zum Heile der Welt muß Deutschland immer und ewig arm bleiben." Wenn die Beschlüsse der Wirtschaftlichen Konferenz irgendeinen Sinn haben sollen, so können sie in der Tat nur von der bewundernden Furcht veranlaßt worden sein, die in diesem Gedanken ihren Niederschlag gefunden hat. In den Köpfen aber, die von diesem Gedanken beherrscht werden, muß eine geradezu bedrückende Vorstellung von den geistigen und moralischen Kräften des deutschen Volkes und die beschämende Überzeugung tiefe Wurzel gefaßt haben, daß dieses Volk allen anderen Völkern der Erde an Leistungsfähigkeit mindestens um ebensoviel überlegen ist, um wieviel der Flächeninhalt seines Gebietes durch den gesamten Landbesitz seiner Feinde übertroffen wird.

So sicher es nun auch ist, daß die Männer, die sich aus allen Himmelsrichtungen am grünen Tisch zusammengefunden haben, um Vereinbarungen zu treffen, die ihre Länder weit über die Zeit eines Deutschland vernichtenden Friedens hinaus aneinander binden sollen, innerlich von solchen Gefühlen beherrscht sind, so entschieden stellen sie doch in Abrede, daß Deutschland diese ihnen so große Furcht einflößende Überlegenheit im wirtschaftlichen Kampf der Arbeitsamkeit und der Tüchtigkeit seiner Bevölkerung verdanke. Sie behaupten vielmehr, daß sie wie seine militärischen Erfolge ganz allein auf der Brutalität der von ihm angewandten Mittel beruhten, daß auch Deutschlands *wirtschaftliche* Siege durch die Methoden des preußischen Militarismus erkämpft worden sind.

In der Rede, mit der Briand die Verhandlungen der Wirtschaftlichen Konferenz in Paris einleitete, sagte er wörtlich: „Der Krieg hat zum Überfluß gezeigt, zu einer wie großen wirtschaftlichen Sklaverei man uns herabwürdigen wollte. Das Unheil war schon sehr groß geworden, und der Gegner stand dicht vor dem Erfolge. Aber die ungeheuren Opfer werden nicht vergebens gebracht sein. Wenn wir die wirtschaftliche Befreiung der Welt zu sichern verstehen und durch den freiwilligen Zusammenschluß der Verbündeten dem Handel wieder gesunde Grundsätze schaffen, so werden wir auf neuen Wegen durch die Geschlossenheit und Einmütigkeit unserer verschiedenen Maßnahmen die Produktion und den Handel des Feindes an seiner Wurzel treffen."

Mit dem leitenden Gedanken der wirtschaftlichen Beschlüsse, die in Paris gefaßt wurden, steht die Auffassung von den Gründen der deutschen Überlegenheit auf wirtschaftlichem Gebiete, die sich in diesen Worten spiegelt, im schroffsten Widerspruch. Denn von einem Deutschland, das so zugerichtet ist, wie ein von den Mächten des Vierverbandes diktierter Friede — und nur durch einen solchen können die Pariser Beschlüsse verwirklicht werden — es zurichten würde, kann auch der Furchtsamste keine *Gewaltakte* mehr erwarten; ein solches Deutschland kann auch auf wirtschaftlichem Gebiete nur *dem* noch furchtbar erscheinen, der von seiner *moralischen* und *geistigen* Überlegenheit überzeugt ist, der sich bewußt ist, daß es seine wirtschaftlichen Siege nicht der *Gewalt*, sondern der *Arbeit* verdankt. Darum enthalten die Pariser Beschlüsse, die nach der Absicht ihrer Urheber erscheinen sollen wie ein Werkzeug zum Zusammenschluß gegen allzu lange ertragene Gewalttätigkeiten, das Bekenntnis, daß es die Tüchtigkeit und die Arbeitsfreudigkeit des deutschen Volkes sind, die in den wirtschaftlichen Kämpfen der Vergangenheit gesiegt haben, und die auch in den zukünftigen Kämpfen trotz der sicher erwarteten Niederlagen auf den Schlachtfeldern siegen werden, wenn man dem niedergeworfenen Feind nicht durch Gewaltmaßregeln die Mittel raubt, ohne die auch der Tüchtigste im wirtschaftlichen Kampf nicht bestehen kann.

Es liegt nicht in der Absicht dieser Ausführungen,



nachzuweisen, wie unsinnig die Behauptung ist, daß die Völker Europas in Gefahr waren, in wirtschaftliche Abhängigkeit von Deutschland zu geraten, und wie richtig es vielmehr ist, daß viele von ihnen deutscher Arbeit und deutschem Kapital zum großen Teil ihren wirtschaftlichen Aufschwung verdanken. Nehmen wir einmal an, daß die Behauptung von der wirtschaftlichen Hegemonie Deutschlands in Europa einen Schimmer von Berechtigung hätte. Durch Gewalt hätte sie unmöglich begründet werden können.

In Italien, in Frankreich, in England und in Rußland wütet die Presse gerade in den letzten Monaten, in denen man mit ganz besonderer Energie daran arbeitet, die Pariser Beschlüsse, soweit sie sich auf die Zeit des Krieges beziehen, in Taten umzusetzen, gegen die vielen Deutschen, die industrielle Unternehmungen in diesen Ländern förderten oder geleitet haben, wie gegen lästige Eindringlinge. Sind diese Länder etwa durch deutsche Polizisten gezwungen worden, Deutsche in ihren Unternehmungen anzustellen? Ist es denkbar, daß selbst in dem kleinsten und ohnmächtigsten Staate in irgendeinem Betriebe ein Fremder angestellt wird, wenn die Arbeit, die er zu verrichten hat, ebenso gut von einem Einheimischen verrichtet werden kann? Alle diese Deutschen, die jetzt in Acht und Bann getan werden, sind gerufen worden, weil man sie brauchte, und weil man die Überzeugung hatte, daß ihre Arbeit für den Unternehmer, der sie rief, und dadurch für die wirtschaftliche Wohlfahrt des Landes, in dem sie sich niederließen, nützlich sein würde. Wenn aus den dadurch gebildeten Verhältnissen wirklich in einzelnen Fällen eine Abhängigkeit von deutschen Einflüssen entstand, so hat doch diese Abhängigkeit den Unternehmungen, die jetzt von ihr befreit werden sollen, nur wirtschaftliche Vorteile gebracht; in jedem Falle aber war diese Abhängigkeit keine aufgezwungene Sklaverei, sondern ein von dem abhängig Gewordenen selbst herbeigeführtes und gewolltes Verhältnis, das nicht durch die Überlegenheit der rohen Gewalt, sondern durch die Überlegenheit der wirtschaftlichen und der technischen Leistung begründet worden war. Alles das ist so klar und so unwiderleglich, muß jedem Menschen, der auch nur die elementarsten Kenntnisse von den unumstößlichen Gesetzen hat, nach denen die Organisation der Arbeit und der internationalen wirtschaftlichen Beziehungen sich regeln muß, so einleuchtend erscheinen, daß es gar nicht zu begreifen ist, wie ernsten Männern, die sich sogar noch etwas auf ihre nationalökonomische Bildung zugute tun, eine wirtschaftliche Abhängigkeit, die auf der Gewalt und nicht auf der Überlegenheit der geistigen und moralischen Fähigkeiten beruht, überhaupt nur möglich erscheinen kann.

Darum sind auch die Reden und die zahllosen Artikel, durch die man in den Ländern des Vierverbandes die Pariser Beschlüsse begründet hat, ganz gewiß nicht der Ausdruck der Überzeugung der Staatsmänner, die sie gehalten, und der Schriftsteller, die sie geschrieben haben, sondern nur Mittel, die dazu dienen sollen, einen Feind, den sie innerlich bewundern, verächtlich zu machen. Der Deutsche soll der Welt als ein verabscheuungswürdiges Wesen erscheinen, das seine Machtstellung auf allen Gebieten einzig und allein der Brutalität seines Gemütes verdankt und darum isoliert werden muß. Es würde mich nicht in Erstaunen setzen, wenn sie die Roheit der Gesinnung auch für die Quelle der wissenschaftlichen Leistungen erklärten, die sie noch vor kurzer Zeit auch öffentlich bewundert haben. Haben doch schon ihre wissenschaftlichen Körperschaften es für notwendig erklärt, die deutschen Gelehrten in Acht und Bann zu tun.

Dadurch aber, daß man die Fortsetzung des wirtschaftlichen Kampfes auch gegen das niedergezwungene und verarmte Deutschland immer wieder für unerläßlich erklärt, zerstörte man, ohne es zu wollen, die Beweiskraft des Anklagematerials, das der maßloseste Haß zusammengetragen hat, und verriet, daß es die deutsche Tüchtigkeit und die deutsche Arbeit und nicht die deutsche Gewalttätigkeit ist, vor der man sich fürchtet.

Generalfeldmarschall von Bülow.

Mit den ersten Siegen des nach Westen in Feindesland einbrechenden deutschen Heeres ist der Name des Generalfeldmarschalls von Bülow unlösbar verbunden. Lüttich, Namur, St. Quentin sind Etappen dieser Siegeslaufbahn, die bis in das Herz Frankreichs führte. Anfang März 1915 zwang dann Krankheit den ruhmgekrönten Feldherrn zur Rückkehr in die Heimat. Seiner Soldatenlaufbahn und seinen trefflichen Eigenschaften als Vorgesetzter und als Mensch ist eine Schrift gewidmet, die zu der bekannten Serie „Deutschlands Führer in großer Zeit“ gehört (Berlin, Verlag von August Scherl G. m. b. H. Preis 1 Mark), und deren Verfasser Dr. Otto Krack das Glück hatte, so manche Einzelheit aus dem Leben des Gefeierten aus dessen eigenem Munde erfahren zu können. Nachstehend veröffentlichen wir eins der Kapitel des Buches, das den Offizier nach seiner glücklichen Heimkehr aus dem deutsch-französischen Kriege schildert:

Noch im Dezember des ruhmreichen Jahres 1871 wurde Karl von Bülow Oberleutnant, nach kurzem Frontdienst Adjutant beim Füsilierbataillon des 2. Garderegiments zu Fuß und im März 1872 Adjutant bei der soeben geschaffenen Inspektion der Infanterieschulen. In dieser Stellung, die er etwa vier Jahre innehatte, war er viel auf Reisen, um die einzelnen Infanterieschulen zu besuchen. Ein arbeitsreicher Posten, mit jährlichen Besichtigungsreisen verknüpft, durch die er auch den Westen kennenlernte. Ferner machte er die Herbstübungen der 1. Gardeinfanteriedivision mit und beteiligte sich an der Generalstabsreise des Gardekorps, die seine Berufung in den Großen Generalstab vom Jahre 1876 bis 1877 zur Folge hatte.

So kam er am 18. April 1877 unter Beförderung zum Hauptmann in die „Große Bude“. Aber er blieb nicht lange in dem berühmten roten Gebäude am Königsplatz; kaum zwei Monate später wurde er in den Generalstab des 9. Armeekorps nach Altona versetzt, das damals General von Tresckow befehligte.

Hier in der Schwesterstadt Hamburgs blieb Hauptmann von Bülow vier Jahre, an die der Feldmarschall noch heute gern und oft zurückdenkt. So sehr er Soldat war und an seinem selbstgewählten Beruf hing, war er doch voll gesunder Daseinsfreude und genoß die Freuden, die ihm das Leben bot. Dem jungen unabhängigen



Offizier öffneten sich alle Türen des gastlichen deutschen Nordens, und in jedem Hause war er gern gesehen. Er verkehrte viel in Hamburg und auf dem Lande. Hierzu kamen Ausflüge nach Helgoland und häufige Dienstreisen.

Beim Kommandierenden General war er sozusagen die Hausfrau, die alle Veranstaltungen und Festlichkeiten leitete. Ein Ehrenamt, zu dem er wegen seiner ausgezeichneten gesellschaftlichen Fähigkeiten wie geschaffen schien. Er war in allen Sätteln gerecht, verstand alles, war in allen ritterlichen Künsten zu Hause. Ob auf der schnell hergerichteten Liebhaberbühne, auf dem spiegelnden Parkett des Tanzsaals oder auf dem Eise, ob auf dem Rücken seines Pferdes oder auf der Pirsch in Wald und Feld — er war überall gleich sicher, gleich gewandt.

Wenn es irgendeine Feier im Regiment galt, durfte Karl von Bülow nicht fehlen. Auch bei den Vorstellungen mußte er mitwirken, und nicht immer fielen ihm die leichtesten Rollen zu. So spielte er als blutjunger Leutnant in Berlin die Tochter eines Tierarztes in dem jetzt vergessenen Schwank „Schreckwirkungen" von J. R. Lenz und wußte die Kameraden wie die Mannschaften durch seine launige Darstellung aufs höchste zu belustigen.



Brautbild aus dem Jahre 1883.

Er tanzte viel und gern und war als einer der besten Tänzer unter den jüngeren Herren allgemein anerkannt. Schon wegen dieser Kunst, die ihm besonders die Gunst des schönen Geschlechtes eintrug, war er natürlich in den gesellschaftlichen Kreisen sehr begehrt.

Seine besondere Leidenschaft aber waren Pferde. Er war ein vorzüglicher Reiter und ritt sich in jüngeren Jahren seine Gäule am liebsten selbst zu. In den Briefen an seine Eltern und seine Schwester spricht er immer von seinem „großen Braunen" oder seinem „Berberhengst", und wenn er ein neues Pferd bekommt, berichtet er getreu von dessen Eigenschaften und Vorzügen.

Es ist, als ob sich zwei Naturen in diesem seltenen Manne zu vollster Einigkeit verschmolzen haben: der Stadt- und der Landmensch. Auf der einen Seite der Freund aller geselligen Vergnügungen, der eifrige Tänzer und Schlittschuhläufer, der Schöngeist, der durch die Bildersäle Versailles geht, um die Gemälde französischer Meister zu bewundern — und auf der andern Seite der Sohn der märkischen Erde, der die freie Natur über alles liebt, der gern mit der Büchse durch Feld und Flur streift, den treuen Hund zur Seite, der den ganzen Zauber einer stillen Lenznacht fühlt, wenn er in hellem Mondschein auf seinem geliebten Hengste heimreitet. . . .

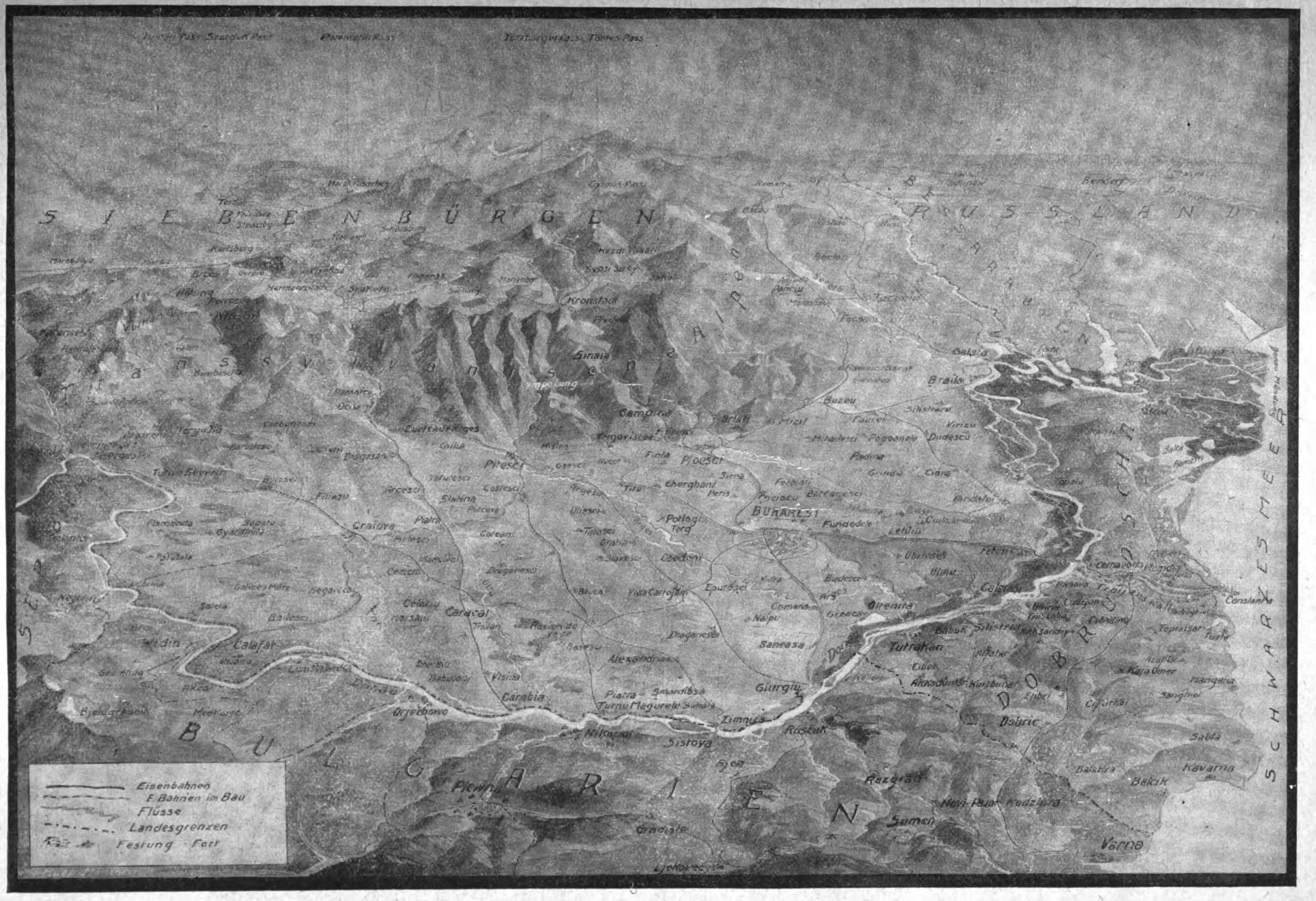
Es ist nicht das Neue, Fremdartige, was ihn anzieht. der Feldmarschall war in seinem langen Leben viel auf Reisen, aber die sogenannten „Sehenswürdigkeiten" haben ihn nie gereizt. Er ist nicht mit dem roten Baedeker in der Hand durch die Lande gezogen. An berühmten Bauten, Kirchen, Denkmälern ist er achtlos vorübergegangen, aber wo ein wunderbarer Ausblick ihm die Ferne zeigte, wo die Natur ihm ihre Wunderwerke offenbarte, da ist er stehengeblieben, still und voll Andacht, und hat die Schönheit dieser Welt getrunken. . . .

Allgemein glaubte man, daß Karl von Bülow, der glänzende Offizier, der in der Gesellschaft so beliebt war und den Schönheiten Hamburgs so ritterlich den Hof machte, hier sein Herz verlieren würde. Aber ungebunden, wie er gekommen war, verließ er die gastliche Stadt, in der er einige der schönsten Jahre seines Lebens verbracht hatte. Am 1. März 1881 wurde er in den Generalstab der 4. Division nach Bromberg versetzt, und hier in der Ostmark sollte er die Frau finden, die über seine Zukunft entschied.

Molly Adamine Hedwig Mathilde von Kracht war am 4. Oktober 1864 in Berlin geboren als Tochter des Majors und Kammerherrn von Kracht und seiner Gemahlin, geb. Gräfin Luckner. Wie die Bülows zum mecklenburgischen, gehörten die Krachts zum märkischen oder brandenburgischen Uradel, und im Lauf der Jahrzehnte hatten zahlreiche Angehörige des Geschlechts als Offiziere oder Staatsbeamte ihrem König und Vaterland treu gedient.

Durch einen Zufall traf Hauptmann von Bülow seine künftige Weggenossin, deren Familie er schon von früher kannte, und es war lediglich glücklicher Zufall, der beide zusammenführte. Denn eben hatte der junge Offizier einen Jagdunfall erlitten — er war schwer angeschossen worden — und noch humpelnd kam er nach Kamnitz, einem Gut bei Bromberg, um seinen Vetter, den Grafen Königsmarck-Plauen, zu besuchen.

Hier weilten als Gäste auch Frau von Kracht und ihre Tochter Molly, die mit der gräflichen Familie befreundet waren und sonst in Potsdam wohnten. Die beiden Menschen, die fürs Leben bestimmt waren, fanden sofort Gefallen aneinander, und auf demselben Gut, wo sie sich zum erstenmal gesehen hatten, reichten sie sich auch die Hände. Am 5 Januar 1883 fand die Verlobung statt. Der Bräutigam stand in seinem 37. und die Braut in ihrem 19. Lebensjahr. Noch im selben Jahr, am 12. Juni, war die Hochzeit in Potsdam.



Rumänien und Siebenbürgen aus der Vogelschau gesehen.

Diese Ehe gehört zu jenen glücklichen Verbindungen, bei denen keine äußeren Rücksichten, keine Erwägungen irgendwelcher Art mitsprachen. Zwei Herzen schlossen sich zusammen, die füreinander schlugen; zwei Menschen fanden sich, die eines Sinnes waren, in ihren Anschauungen und Auffassungen übereinstimmten, die gleich dachten und fühlten, die gleiche Neigungen teilten. Zwei frische und gesunde, geistig regsame und lebensfreudige Menschen, die beide vornehme Geselligkeit liebten, an der Natur ihre Freude hatten, allem Schönen Verständnis entgegenbrachten.

▽ ▽ ▽

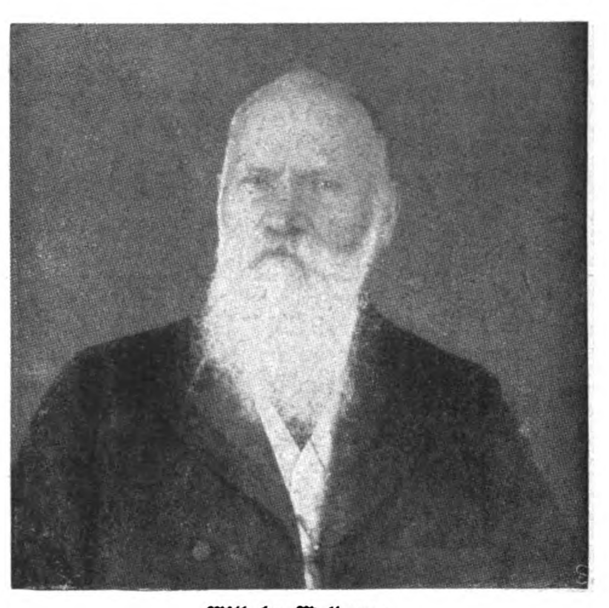
Gasangriff und Gasabwehr.

Von Otto Ploecker-Eckardt.

Von all den neuen Kampfmitteln, die in diesem Weltkrieg zum erstenmal zur Wirksamkeit gekommen sind, ist das Gas wohl das neuartigste und bei seinem ersten Erscheinen überraschendste gewesen. Zeppeline, Flugzeuge, Unterseeboote, Land- und Seeminen, Hand- und Gewehrgranaten, Maschinengewehre und Schnellfeuerkanonen hatten wir schon vor dem Beginn des großen Völkerringens, wenn ihre Verwendbarkeit und Wirkungsmöglichkeit während desselben vielleicht für die meisten von uns auch erst staunenerregend in die Erscheinung trat. Die großen Mörser, die Fliegerbomben, Brisanzgranaten und Ähnliches aber stellten nur Steigerungen und konsequente Ausnutzungen bereits bekannter Angriffsmittel und Vernichtungsmöglichkeiten dar.

Der erste Gasangriff jedoch erschien nicht nur dem Angegriffenen zunächst als ein mit der bisherigen Kriegsmethode schwer vereinbarter Versuch, an die Stelle von Blut und Eisen ein weit gefährlicheres, weil weniger sichtbares und greifbares, aus dem Arsenal der modernen Naturwissenschaft hervorgeholtes Kampfmittel zu setzen, das ebenso wie die aus derselben geistigen Werkstatt stammenden Flammenwerfer sozusagen „unblutig“, dafür aber auf beliebig viele Kilometer Breite und mehrere Kilometer Tiefe wirkte, lawinenhaft sich über Felder und Wiesen, Flüsse und Seen wälzte, in dichte Wälder, Schützengräben, Unterschlüpfe und bombensichere Unterstände eindrang und sich vampirgleich auf die Sinne und Lungen der Verteidiger legen sollte. Aber nicht giftige, sondern nur tränenerregende und atemraubende Gase, gegen deren Wirkung der Gegner sich schützen kann, werden verwandt, die nur bei großer Dichtigkeit auf den ungeschützten Menschen tödlich wirken können. Der Gegner soll nicht waffenlos ermordet, sondern nur im Gebrauch seiner Waffe behindert, aus seinen Deckungen und Unterständen vertrieben, vielleicht kampfunfähig gemacht werden. Der Gasangriff, so wie er von uns angewandt wird, stellt also nur wie das Vorbereitungsfeuer der Artillerie, das gegen die starken, methodisch ausgebauten Feldbefestigungen des modernen Stellungs- und Festungskrieges sich häufig allein nicht wirksam genug erwiesen hat, ein tiefer in die feindlichen Gräben und Stützpunkte eindringendes Mittel dar, die Widerstandskraft des Verteidigers zu brechen und den entscheidenden Infanteriesturm, den Angriff mit Bajonetten und Handgranaten, vorzubereiten. Zunächst muß man beim Gaskampf zwei in ihrer Art und ihrem Wirkungsgang verschiedene Verfahren, das sogen. Blasverfahren und das Schießverfahren, unterscheiden. Beide sind von beiden Parteien mit wechselndem Erfolg angewandt worden. Bei jenem werden mehr oder weniger sichtbare, hauptsächlich auf die Lungen wirkende chemische Dämpfe aus den vordersten Gräben in der Richtung auf die feindlichen Stellungen abgelassen. Natürlich ist dieses Verfahren nur bei günstigem Wind und Wetter möglich und wirksam. Bei schwachem Wind nach dem Feind hin, d. h. bei einer Windgeschwindigkeit von 2 bis 4 Meter in der Sekunde, morgens und abends und bei bedecktem Himmel gelingt es am besten und überflutet mit seinen Nebelschwaden dann nicht nur die eigentlichen Kampfgräben, sondern in beträchtlicher Tiefe auch die Reservestellungen, Verbindungsgräben und Annäherungswege des Gegners, ohne von Geländehindernissen, wie Wasserläufen, Sümpfen, leichten Terrainwellen u. dergl., aufgehalten zu werden. In dichten Wäldern und Ährenfeldern hält sich das Gas am längsten, bei starker Sonnenbestrahlung steigt es leicht nach oben, bei starkem Wind und Regen zerflattert es und verliert seine Wirkung.

Gefährlicher, weil meistens unsichtbar und häufig nahezu geruchlos sind die Gase, die im Schießverfahren aus Geschützen oder Minenwerfern in die feindliche Stellung geschleudert werden und dort teils tränenerregend, teils die Atmung behindernd wirken. Dieses Verfahren



Wilhelm Waldeyer,
berühmter Anatom, zu seinem 80. Geburtstag.







Presse Centrale Braemer.

Gen. d. Kav. Frhr. Marschall **Gen. d. Inf. v. Faßbender**
wurden mit dem Orden „Pour le Mérite“ ausgezeichnet.

bietet vor dem Blasverfahren außer dem leichter herbeizuführenden Moment der Überraschung den wesentlichen Vorteil, daß es von Wind und Wetter nahezu unabhängig ist. Die Reizstoffe, die von der Artillerie verschossen werden und zum Teil schwerer als die Luft sind, werden durch die Sprengladung der Geschosse über und in den Stellungen des Verteidigers ausgebreitet, sinken in Gräben und Unterstände und behalten dort oft stundenlang ihre die Kampfkraft des Gegners lähmende Wirkung, die ihn bei entsprechender Feuersteigerung zum andauernden, Tag und Nacht währenden, äußerst lästigen und entnervenden Gebrauch der Gasschutzmittel nötigt.

Diese Schutz- oder Abwehrmittel, die man bei uns als leichten oder schweren Schutz unterscheidet, hindern, richtig verpaßt und angewandt, das Eindringen der schädlichen Gase in Augen, Nase und Mund und befähigen den Kämpfer, selbst in dichten Gaswolken und gasgeschwängerten Räumen auszuharren, sich mit Gewehr, Handgranaten und anderen Nahkampfmitteln zu verteidigen, ja sogar, und das ist für uns das Wesentliche, mit der Waffe in der Hand in noch gaserfüllten Räumen und Gebäudeteilen als Angreifer vorzugehen, unserem Gasangriff den Waffenangriff folgen zu lassen. Wir benutzen dabei als „leichten" Schutz die Gasschutzmaske, die wie ein Filtrierapparat die einzuatmende Luft von allen Reizstoffen reinigt und nicht nur den völlig freien Gebrauch sämtlicher Gliedmaßen zum Anlauf und zur Handhabung der Waffen, sondern auch Sehen und Sprechen ermöglicht, mithin in Angriff und Verteidigung die Wirkung der Gase nahezu aufhebt. Das sogen. „schwere" Schutzgerät besteht aus einem vor der Brust zu tragenden Apparat, dem „Selbstretter", der den Schützen von der äußeren Luft völlig unabhängig macht, indem er ihm mit Hilfe eines luftdicht abzuschließenden Gummimundstücks andauernd frische Luft zuführt, während die Nase durch einen wenig störenden Nasenklemmer, die Augen durch eine ebenfalls luftdicht abschließende Schutzbrille der Gaswirkung entzogen werden. Beide Schutzgeräte bieten die Möglichkeit für den Kämpfer, wenn nötig, stundenlang der Wirkung der schädlichen Reizstoffe ohne Schwächung der eigenen Kampfkraft standzuhalten, so daß auch hier, wie fast überall im Kriege, Angriff- und Abwehrmittel im hin und her wogenden Kampf liegen.

○ ○ ○

Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Das Ereignis der Woche war der Sieg bei Hermannstadt. Ein umfassender und vernichtender Sieg über die erste rumänische Armee, der als wuchtiger Schlag dem Siege über die Rumänen in der Dobrudscha folgte. Unter Führung des Generals von Falkenhayn, des bisherigen Chefs des Generalstabes, gelang es den vereinigten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräften, dem rumänischen Gegner diese folgenschwere Niederlage an der siebenbürgischen Front zu bereiten.

Eine weit ausholende Umgehung bayrischer Truppen hatte im Rücken des Feindes den Rotenturmpaß verlegt. In verzweifelten Anstrengungen versuchte der Feind vergeblich, den Paß zu entriegeln. Währenddessen drangen gleichzeitig von Westen, Osten und Norden mit einer Frische und in einer Haltung, die unsern gesamten Feinden einen imponierenden Begriff von der Verfassung unserer Streitkräfte vor Augen führte, planmäßig die deutschen und österreichisch-ungarischen Kolonnen vor. Ein Versuch der zweiten rumänischen Armee, Hilfe zu bringen, kam nicht ans Ziel. Siebenbürgen hat sich behauptet. Mit diesem Plan sind unsere Gegner nunmehr abgefunden. Nicht nur Abwehr, sondern Rückschlag und Vorstoß sind unsern siegreichen Waffen beschieden.

Schlag auf Schlag erfüllt sich an Rumänien das Schicksal. Nicht nur seine Offensivkraft ist von vornherein gelähmt, nicht nur ein starker Bestandteil seiner Streitkräfte ist vernichtet, nicht nur hoch beträchtliche Massen seines Kriegsmaterials sind in unsere Hände gefallen; sondern, was mehr noch bedeutet, anstatt unserer gesamten Feindesschar die so dringend erhoffte Entlastung zu bringen, anstatt der Salonikiarmee Erlösung zu gewähren, anstatt Rußlands Vorstoßversuch möglich zu machen, bildet der Schauplatz in Rumänien eine schwere Sorge für die Entwicklung der Erwartungen, mit denen England und Genossen rechnen.

Es ist für die Lage des Krieges im großen ganzen wie im einzelnen bezeichnend, daß gerade zu diesem Zeitpunkt der Kanzler im deutschen Reichstage das Wort vom englischen Feinde, das jedem im deutschen Volke fest im Sinn steht, laut und mit Nachdruck ausgesprochen hat.

Wort und Tat sind dem Deutschen eins. Wir blicken auf unser Heer. Es wird geleitet von der Hand des Mannes, der es weiß und danach handelt, daß die mildeste Form des Krieges die ist, mit Anwendung aller verfügbaren Mittel den Feind so hart wie möglich zu treffen. Wir blicken auf die Flotte. Sie lebt bis zum letzten Mann nur in der Spannung, drauf und dran zu gehen bis zum äußersten. Wir hören aus dem Munde des Kanzlers, daß jeder Staatsmann gehängt zu werden verdiene, der nicht gegen England jedes taugliche, den Krieg im Sinn der Niederwerfung verkürzende Mittel zur Anwendung bringe.

Die Schlacht an der Somme hat sich von Woche zu Woche an Gewalt gesteigert, seit sie vor nun einem Vierteljahr entbrannte. Zuschanden werden die unerhörten Anstrengungen Frankreichs und Englands, in unsere Westfront Bresche zu legen. Sie kommen nicht durch. Das Feuer der platzenden feindlichen Granaten, die ununterbrochen schier unerschöpflich niederhageln, erhellt des Nachts mit andauerndem Geflacker die vordersten Linien unserer Stellungen und leuchtet unsern Kämpfern bei ihrer Kriegsarbeit, die ihresgleichen in der Geschichte aller Kriege noch nicht gehabt hat. Wir können uns darauf verlassen, daß im Westen der Feind so wenig Glück hat wie an irgendeiner andern Stelle der ganzen Front rings um Deutschland.

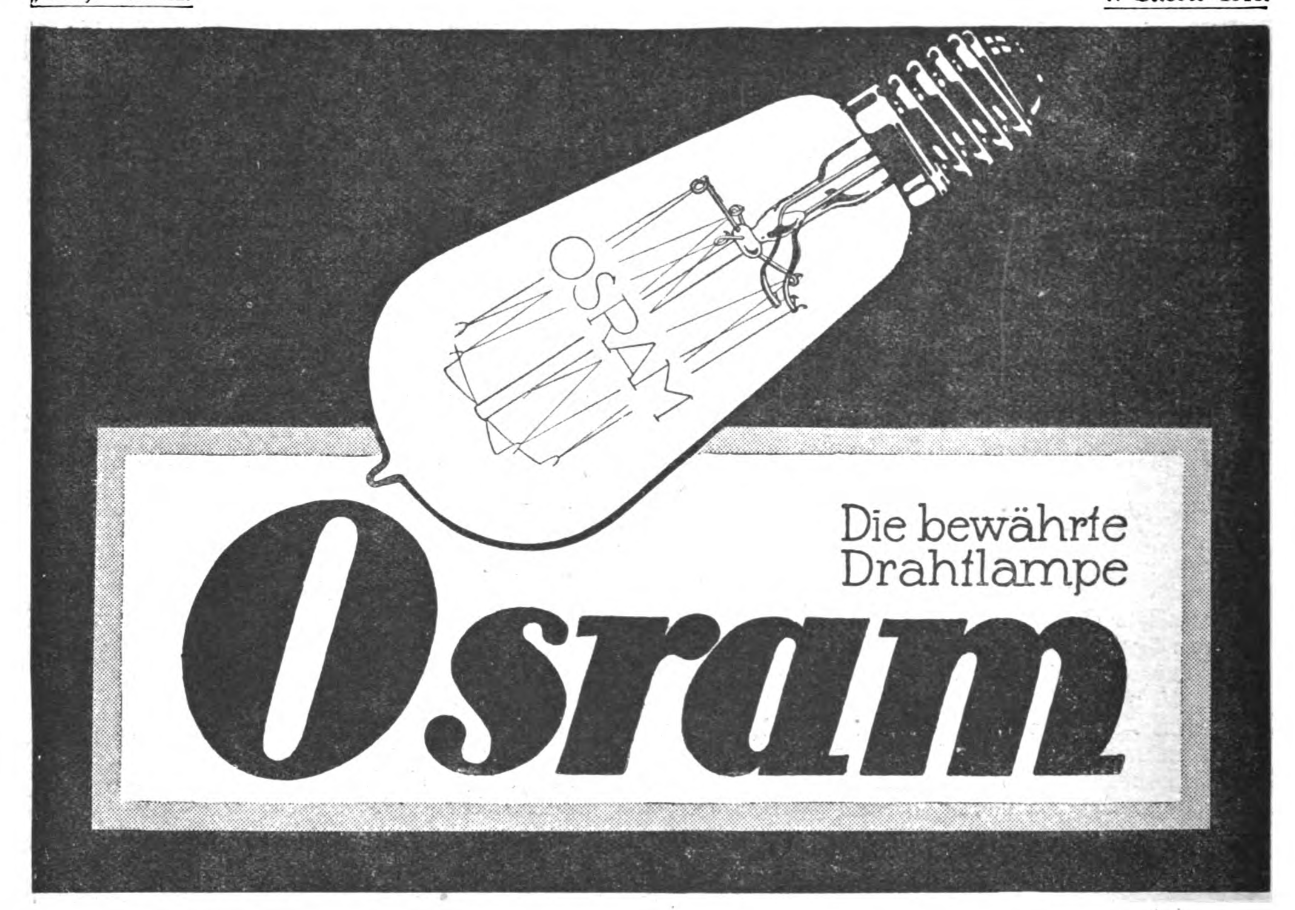
Mißerfolg über Mißerfolg hält unsere Gegner von ihrem Kriegziel unerbittlich fern. Das zeigt uns ein eder Rückblick auf den bisherigen Verlauf des Krieges. Das zeigt ein Umblick über die Kriegskarte im gegenwärtigen Stand der Dinge.

Und jede Stunde bringt neue Ereignisse, die uns der Entscheidung, d. h. dem Siege Deutschlands, entgegenführen.

Kein Deutscher weiß es anders, als daß er, jeder an seiner Stelle, das Äußerste an Hingabe und Pflichterfüllung hergibt.

In unerschütterlicher Entschlossenheit tragen wir einhellig die Last des Krieges, arbeiten wir an der Aufgabe, von deren Erfüllung unsere Zukunft abhängt.

Wir sind Ahnen, die unsere Enkel segnen werden. X.


OSRAM
Die bewährte
Drahtlampe
Osram

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



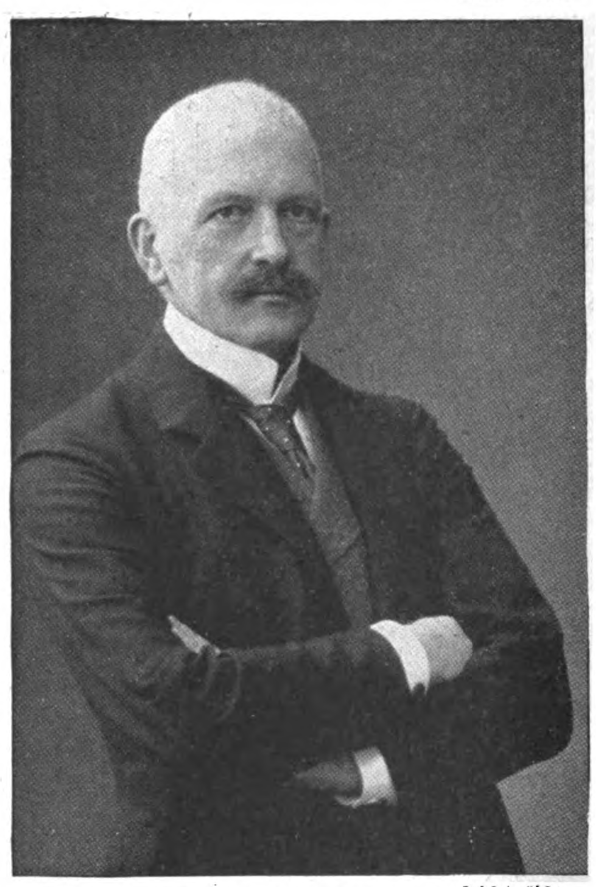
Phot. Groß.

Oberst Karakallos wird durch den Flügeladjutanten des Kaisers, Oberst von Estorff, begrüßt.

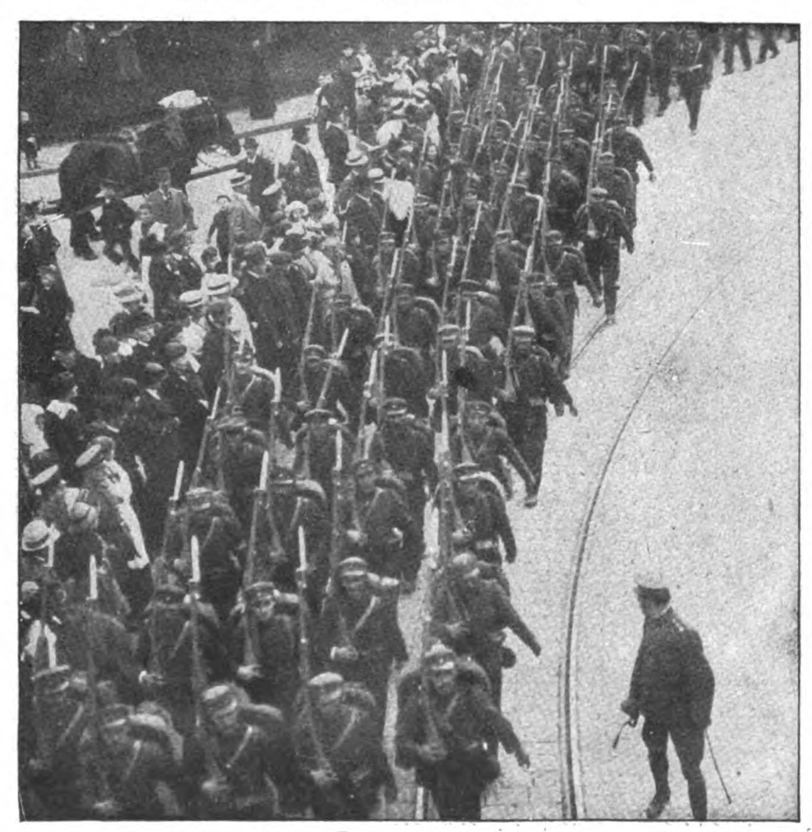
Unsere griechischen Gäste in Görlitz.



Gesandter Dr. Richard v. Kühlmann,
der neue vorläufige Vertreter des Deutschen Reichs in Konstantinopel.



Hofphot. Bieber.
Landwirtschaftsminister **Dr. Clemens Frhr. v. Schorlemer-Lieser,**
vollendete sein 60. Lebensjahr.







Links: **Soldaten des 4. Armeekorps durchziehen die Stadt.** (B. J. G.)
Oben: **Nach dem Verlassen des Zuges.**

Die Ankunft der griechischen Gäste in Görlitz. Phot. Groß.

AUS DEM LEBEN KÖNIG WILHELMS II VON WÜRTTEMBERG

Zum 25jährigen Regierungsjubiläum

König Wilhelm und Königin Charlotte

Prinz Wilhelm 15jährig

Als Leutnant bei den Potsdamer Garde-Husaren

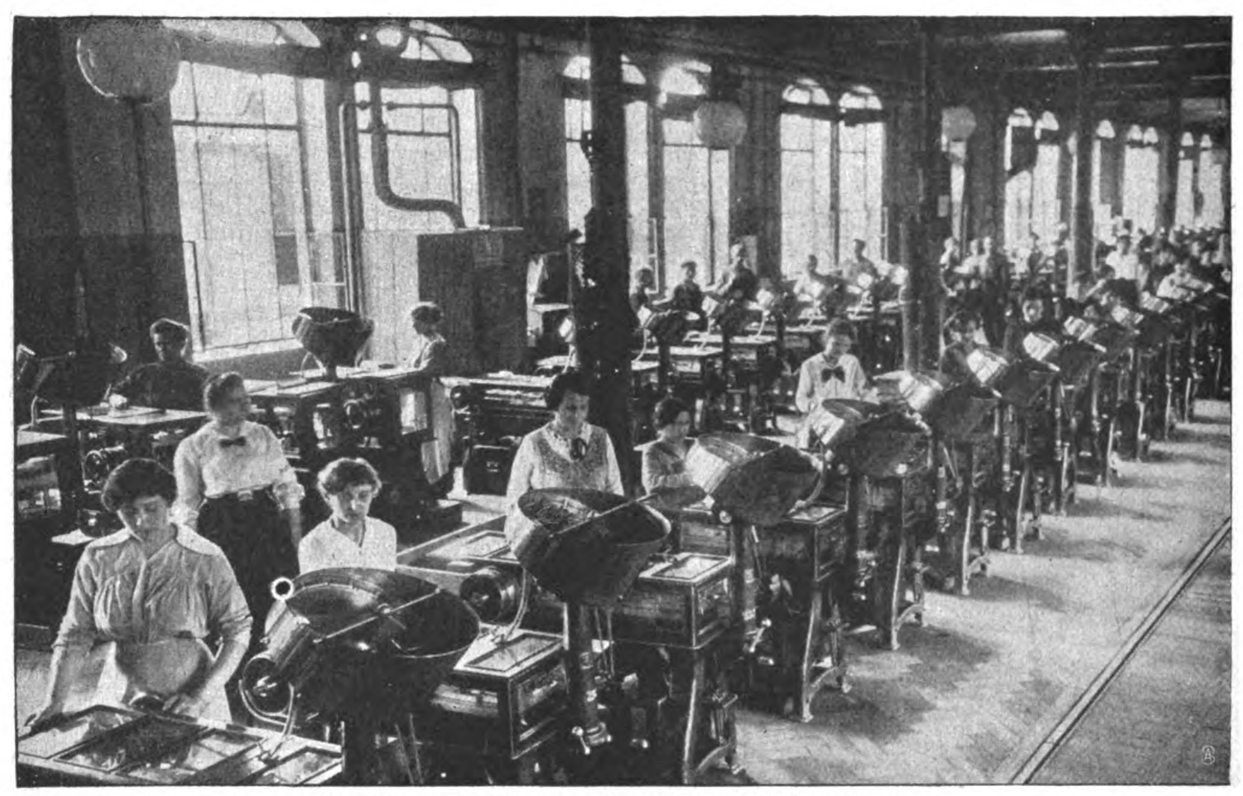
Nach Vollendung des Hochschulstudiums

Im Feldzuge 1870/71

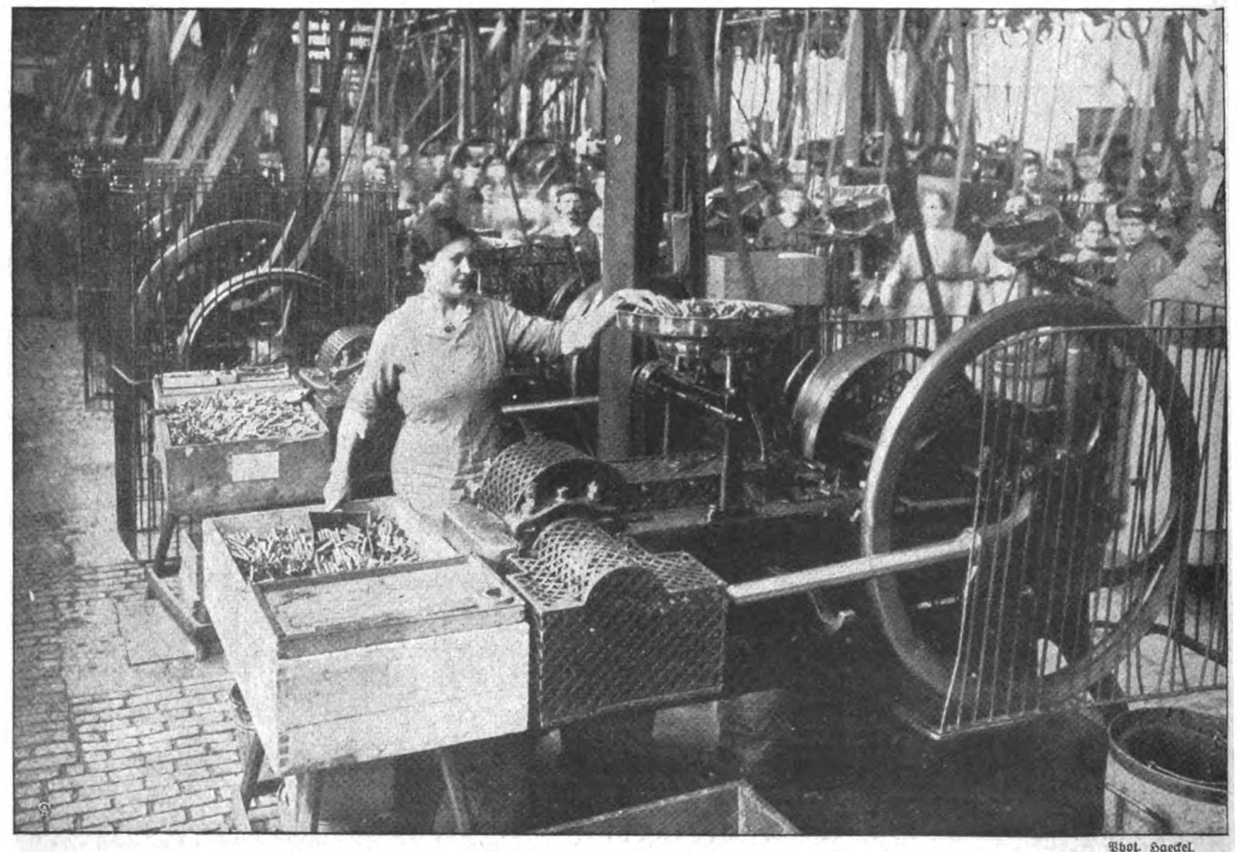
Prinz Wilhelm mit Prinzessin Pauline

Der König mit seinen Enkeln





Revision der Hülsen zu scharfen Patronen mittels Maschine.



Phot. Haeckel.

Preßmaschine zum Vorbilden der Zündglocke für Gewehrpatronen.

Aus einer staatlichen Munitionsfabrik: Frauen als Munitionsarbeiterinnen.





Prüfung und Reinigung von erbeuteter Munition.

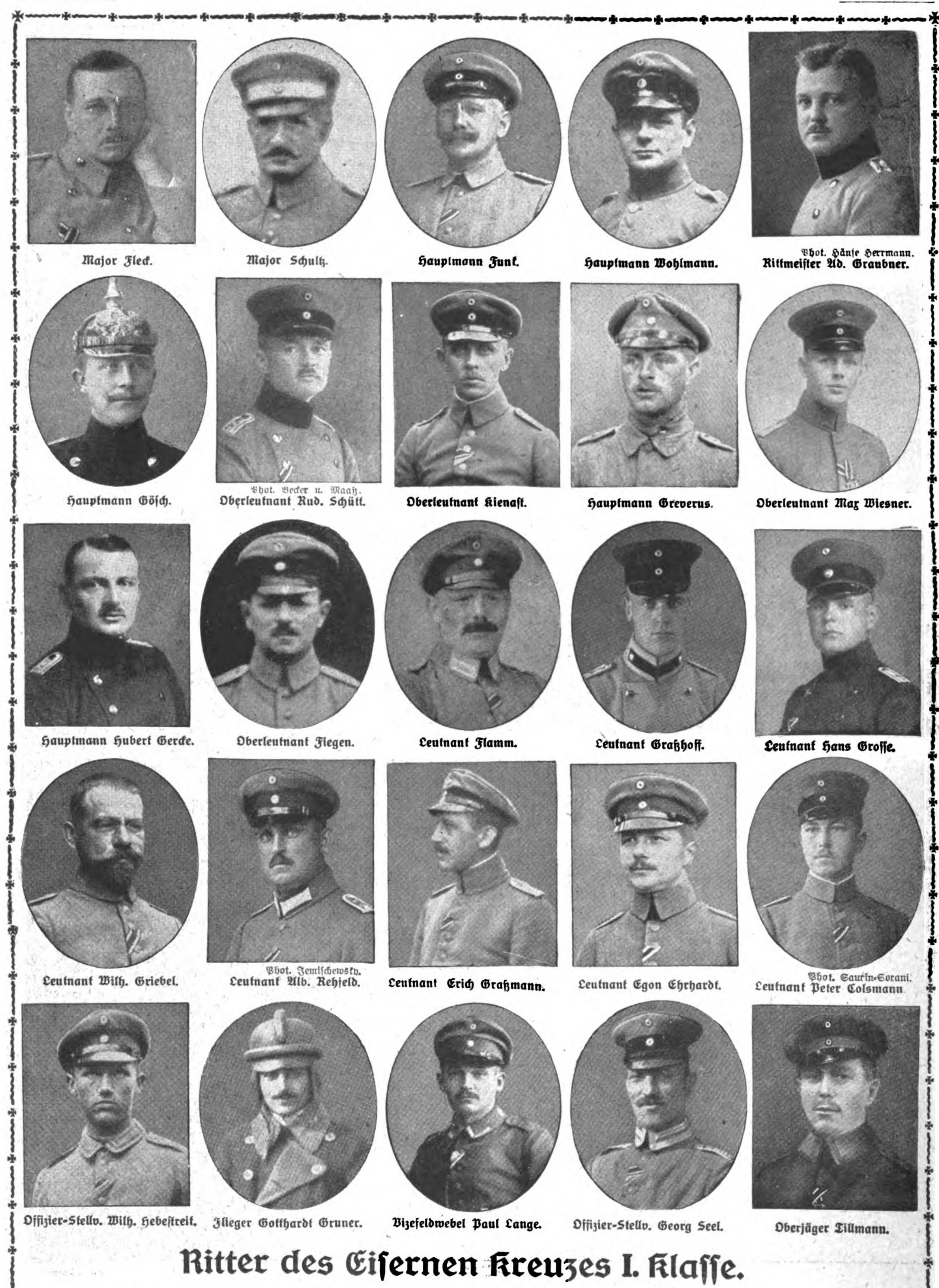


Anfertigung von Patronen-Tragegurten: Blick in die Näherei.

Phot. Haeckel.

Aus einer staatlichen Munitionsfabrik.





Major Fleck. Major Schultz. Hauptmann Funk. Hauptmann Wohlmann. Phot. Hänse Herrmann. Rittmeister Ad. Graubner.

Hauptmann Gösch. Phot. Becker u. Maaß. Oberleutnant Rud. Schütt. Oberleutnant Kienast. Hauptmann Greverus. Oberleutnant Max Wiesner.

Hauptmann Hubert Gercke. Oberleutnant Fiegen. Leutnant Flamm. Leutnant Graßhoff. Leutnant Hans Grosse.

Leutnant Wilh. Griebel. Phot. Jemischewsky. Leutnant Alb. Rehfeld. Leutnant Erich Graßmann. Leutnant Egon Ehrhardt. Phot. Saurin-Sorani. Leutnant Peter Colsmann.

Offizier-Stellv. Wilh. Hebestreit. Flieger Gotthardt Gruner. Vizefeldwebel Paul Lange. Offizier-Stellv. Georg Seel. Oberjäger Tillmann.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Während des Mittagskonzerts im Botanischen Garten.

Phot. Boedecker.

Blumentag in Wilna.

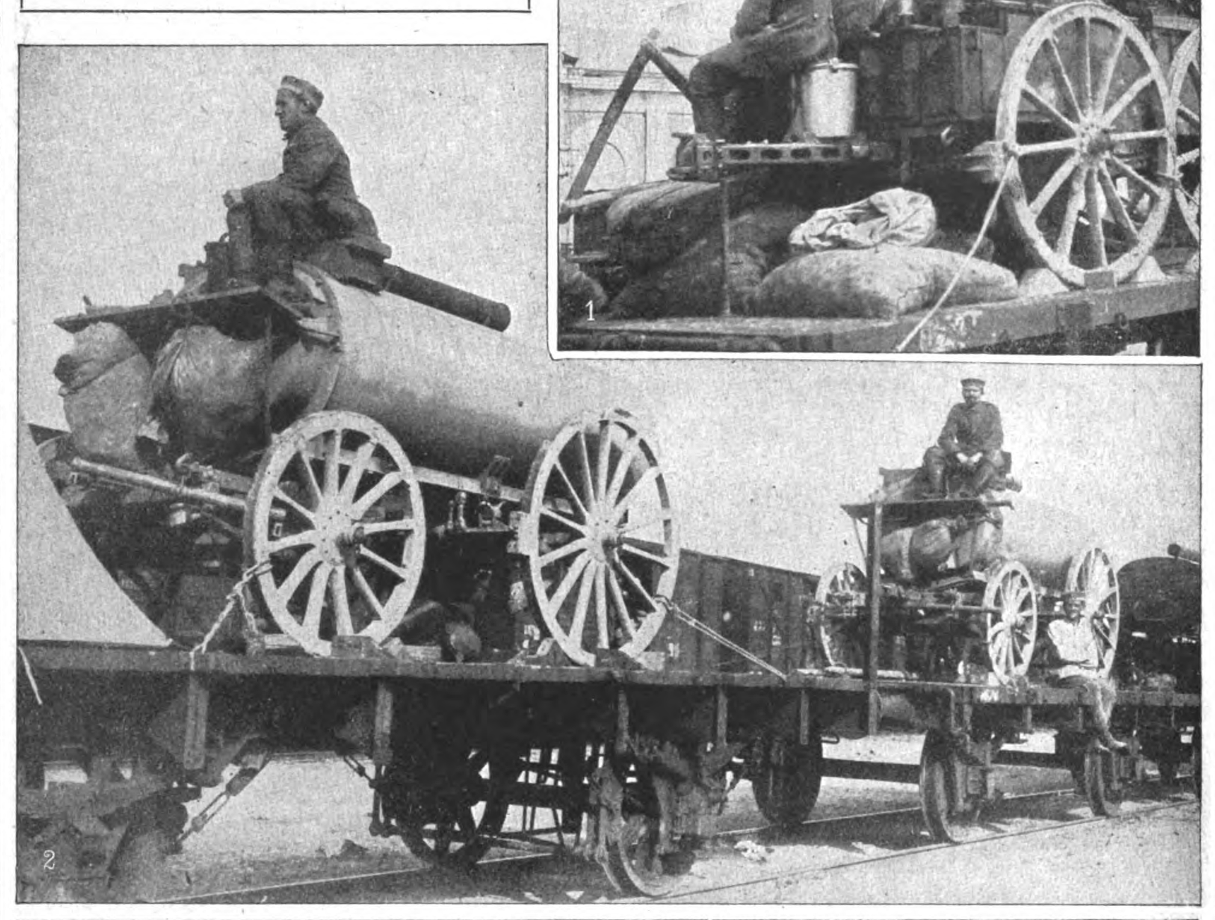
Wilna ein Jahr unter deutscher Verwaltung.



1. Eine deutsche Feldküche auf der Fahrt im Osten.
2. Bäcker auf der Reise.
3. Die Soldaten begeben sich beim Aufenthalt auf einer Station zur Kriegsverpflegungsstelle.

Deutsche Truppentransporte im Osten.

(Phot. Haeckel.)





Die Dorflinde.

Mitten im Dorfe, da steht ein Lindenbaum,
Leise rauscht es im Laube, man hört es kaum;
Flüstern die Zweige von glücklicher Friedenzeit,
Geht durch die Krone ein Trauern um Kriegesleid?
Ach, wie so manches Geschlecht sah er kommen und gehn,
Rings umfriedet von Ehrfurcht, treu blieb er stehn:
Wachte über der Feme heiligem Rat,
Barg mit schattendem Grüne rechtliche Tat,
Strahlte duftend im Sommersonnenglanz,
Streute blühende Grüße auf Lust und Tanz.
Ward in den Blüten der Honig süß und warm,
Füllte das Blattwerk summender Immen Schwarm.
Kinder spielten sich unter dem Baume müd,
Sang darunter manch Bursche dem Lieb ein Lied.
— Längst verschollen ist Richtspruch, Sang und Spiel,
Unter der alternden Linde wurde es still,
Und der Schulze, der ließ ein Gitter baun,
Zog um den knorrigen Stamm einen Eisenzaun.
Als der Krieg gekommen mit Not, Tod und Pein,
Stand die Linde mutterseelenallein.
Und die ersten Jungens zogen hinaus,
Stürmten achtlos vorbei in jubelndem Braus,
Da hat die Linde im Marke geächzt und gestöhnt,
Daß von Vätersitte das Dorf sich entwöhnt.
Doch als die ersten Toten man eingebracht,
Hat der heiligen Linde neu man gedacht.
War kein Heim so würdig, auch das Kirchlein nicht,
Ueber Heldennamen zu üben Wächterpflicht.
Unter dem Lindenbaume, da hat man sie aufgehängt
In Kränzen und Kreuzen, daß man ihrer gedenkt,
Der Streiter alle, die kamen aus märkischem Blut,
Kinder, die für die Mark ließen ihr Gut.
Da hat die Linde die Aeste weit ausgespannt,
Hat in alter Würde jede Entweihung gebannt.
Mitten im Dorfe, da steht ein Lindenbaum,
Leise rauscht es im Laube, man hört es kaum:
Und wer im Raunen der Linde hält und steht,
Denkt der gefallenen Helden wie im Gebet.

Wilhelm Kritzinger.

Von der Insel Utopien.

Plauderei von Alexander v. Gleichen-Rußwurm.

Ein Wort — uns allen geläufig und heute vielleicht mehr denn je ausgesprochen, bald spöttisch, bald hoffnungsvoll, bald anklagend – feiert in diesem Jahr seinen 400. Geburtstag. Wir verwenden es alle und haben es in unseren Sprachschatz aufgenommen, ohne viel nach seinem Reisepaß zu fragen. Es ist das Wort Utopien und Utopist. Das Land „Nirgendwo", nach dem wir alle, wenn auch nur unbewußt, Verlangen tragen, das Land jener, die es besser haben möchten. Und wer gehört nicht zu ihnen, wenn auch nur verschämt in irgendeiner Falte seines Herzens?

Wir sprechen von Utopien, wenn wir uns etwas ausmalen, das eigentlich unerreichbar ist. Das Land des ewigen Friedens und das Schlaraffenland des deutschen Märchens haben sich im Wort „Utopien" zu einem Gemeinplatz verdichtet, den die meisten anwenden, ohne recht zu wissen, woher es kommt, und ohne sich Rechenschaft über seinen eigentlichen Sinn zu geben. Die Unzufriedenen, die sich die Welt gern anders ausmalen, als sie nun einmal ist, die Träumer, die uferlosen Volksbeglücker nennt man Utopisten. Die politisch-unklaren Köpfe, die Verbesserungsvorschläge machen, ohne sich auf festem Grund und Boden zu bewegen, werden nach der sagenhaften Insel Utopien verwiesen, wo es keine Sorgen um das tägliche Brot, keine Bedürfnisse und keine Kümmernisse geben soll.

Wie kommt aber dieses Wort jetzt, wo die Welt nichts weniger als einem Utopien gleicht, zu einem Jubiläum, und wie will man jetzt diesem Wort einen Geburtschein ausstellen? Es erschien zum erstenmal auf dem Titelblatt eines lateinischen Buches, das im Jahr 1516 zu Löwen erschien, und hieß „Von dem besten Zustand des Staates und der neuen Insel Utopien". Der Verfasser war kein weltfremder Dichter, sondern ein Staatsmann, der in den höchsten Ämtern wirkte und schließlich den Idealismus seines Rechtsbewußtseins auf dem Schafott büßen mußte. Es war der englische Staatskanzler Thomas Morus, der sein politisches Ideal in das Gewand eines philosophischen Märchens hüllte. Der Name blieb und wurde zum Gemeingut aller europäischen Sprachen; der Inhalt verlor sich oder änderte sein Gesicht im Lauf der Zeiten, sobald Dichter und Denker ein neuartiges Nirgendwo ersannen. Es sind ihrer unzählige aufgetaucht und verschwunden vom Schlaraffenland der alten Fabel bis zu dem uns allen bekannten Jahr 2000 des Amerikaners Bellamy, aber alle nennen wir, wie sie auch ausfallen mochten, „Utopien".

Trägt nicht jeder von uns ein solches Utopien in seinem Herzen? Wir brauchen es als einen Trost, an den sich die Phantasie klammert, an dessen Erfüllung wir mit dem Verstand nicht glauben können, von dem aber das Herz trotzdem ab und zu träumen möchte. Das schadet nichts, es macht nicht unzufrieden, sondern löst die Unzufriedenheit auf, bald in stille Entsagung, bald in herzliches Lachen. Wie heimelt der Anfang des Märchens vom Schlaraffenland bei Hans Sachs an:

> Eine Gegend heißt Schlaraffenland,
> Den faulen Leuten wohlbekannt,
> Das liegt drei Meilen hinter Weihnachten.

So etwas klingt traut, denn wer hat nicht einen Wunsch, der drei Meilen hinter Weihnachten liegt, wenn er auch gar nicht zu den faulen Menschen gehört! Hans Sachs verstand, den kleinen Leuten ein unerreichbares, aber leicht verständliches Ideal vorzugaukeln, Thomas Morus spielte mit dem Staatsgedanken seinerzeit in müßiger Stunde, jeder von beiden hob sein Leben in einen Traum, dem nachzuhängen erlösende Freude war.

Darin liegt für uns alle der Zauber eines Spiels mit der Phantasie, es gleicht dem Zerreißen der Wolkenschleier an einem dunkeln, trüben Tag. Utopien tut sich auf, die Insel der freien Menschen, die wenigstens denken dürfen, was sie wollen, wenn auch das Tun durch den



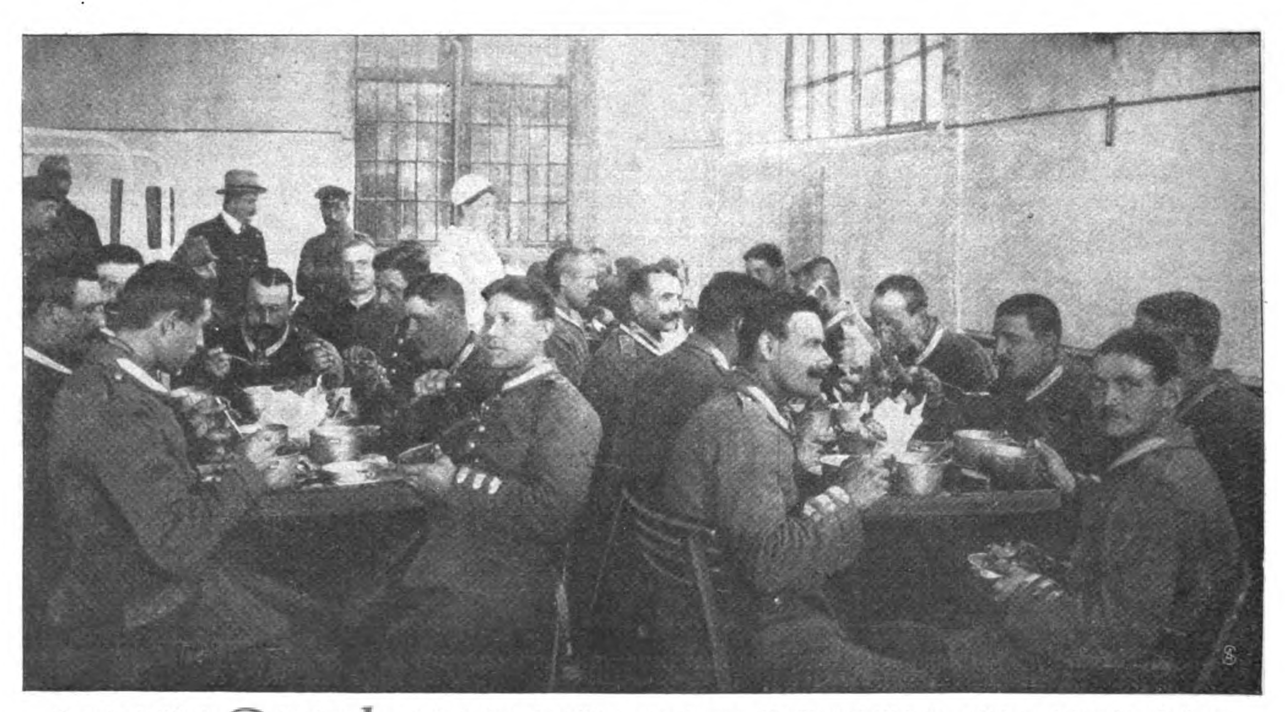
Stacheldraht der äußeren Verhältnisse eingeengt ist. Der erste, der solche Insel träumte und ihr den bleibenden Namen gab, war ein humaner Mann im besten Sinne des Wortes. Er hielt der Mitwelt nicht nur einen Spiegel vor, sondern auch ein Ideal, dem sie entgegenreifen sollte. Frei gebildete und arbeitende Bürger vollbringen ihr Tagewerk nach Beruf und Neigung, haben aber genügend Muße, sich an Geselligkeit, Kunst und Wissen zu erfreuen. Gemeinsam geregelte Tätigkeit und wohlgeordneter Austausch der Erzeugnisse führen zu allgemeinem Wohlstand, der Habgier und Neid ausschließt. Thomas Morus war aber nicht nur Dichter, er war auch Staatsmann und hat aus diesem Geist schon vor vierhundert Jahren eine Stellung zum Krieg eingenommen, die heute wohl in ganz Deutschland ein Echo erweckt. Alle Bürger von Utopien sind waffengeübt und bereit, ihr Vaterland nach außen zu verteidigen, obwohl sie den Krieg selbst für ein Unglück ansehen und für einen Feind wahrer Kultur. Das tragische Schicksal, dem die Menschheit nicht entgehen kann, lastet auch auf dem Idealstaat Utopien, denn das Unabänderliche verfolgt den Denkenden bis in die fernsten Träume.

Und so gewinnen wir aus dem alten Buch von neuem die Einsicht, daß auch unser künftiges Utopien frei nach innen und wohlbewehrt nach außen dastehen muß, wenn es aus dem Hirngespinst zum festumrissenen politischen Ideal werden soll.

Lutschlösser zu bauen, haben wir keine Zeit, aber hinauszudenken in die Zukunft, wird uns niemand verwehren, und da richtet sich wohl für die meisten so etwas auf, das man nach dem Beispiel des Thomas Morus sein Utopien nennen könnte: kein Schlaraffenland und kein Orplid, wie es die Künstlergemeinden des 19. Jahrhunderts sich ausgedacht, sondern ein sicher betreutes Land, in dem eine wohlgeleitete Regierung des Bürgers Arbeit schützt und allem Schönen eine Heimat gibt.

Sehen wir einen Augenblick zurück, wie sich das ewig wechselnde Spiel der Phantasie „den Himmel auf Erden" ausgemalt hat, so werden wir zunächst eine Parodie erkennen auf törichte Hoffnungen, wie sie kindliche Seelen sich allzugern ausmalen, wenn sie, mit der Gegenwart unzufrieden, an ein „goldenes Zeitalter", einen Garten Eden, einen Himmel auf Erden denken. Bei allen Nationen kennt die ursprüngliche Dichtung eine solche Parodie; deutsche Märchenerzähler berichten vom Schlaraffenland, einer Gegend voll lächerlicher Vollkommenheit, in der die Bewohner ohne jede geistige oder körperliche Anstrengung alle erträumten Güter und Genüsse haben können. Das Mittelalter sang und dichtete von der Goldinsel oder dem Lande Cocagna, aber stets stellte sich bei dem Besucher Katzenjammer ein, weil ihm die Befriedigung der Arbeit, das Messen der Kräfte mit widrigem Schicksal und Gegnerschaft fehlte. Im 17. Jahrhundert machte dies ein witziger Satiriker „dem verehrlichen publico" am deutlichsten, der österreichische General Schrebelin in einer humoristisch-allegorischen „Tabula Utopiae" oder „Schlauraffenland", von dessen Büchlein an der Gemeinplatz Utopien bei uns gang und gäbe geworden ist.

Für uns, die wir bald daran denken müssen, mancherlei im deutschen Hause neu zu bauen und mit frischen Kräften einzurichten, dürfte es manchmal nicht ganz unnütz sein, nachzusehen, wie sich die Vorfahren ihr Utopien ausgedacht, und nicht zu vergessen, daß es kein Schlaraffenland werden kann und soll. Der beste Teil des Menschenlebens ist und bleibt Arbeit. Wenn wir es fertigbringen, unserer Arbeit ein richtiges Ziel und einen guten Erfolg zu verschaffen, dann haben wir mehr erreicht, als Thomas Morus seinerzeit auf der utopischen Insel zu erträumen wagte. Auch diese Aufgabe ist ein Ideal, das man nicht ohne weiteres auf die Erde ziehen kann, aber man darf es vor Augen haben und es mit jedem Wort, jedem Gedanken, jeder Tat zu erreichen suchen. Dann kommt man Schritt für Schritt auf dem Wege durch die Zeit den utopischen Gefilden näher und näher, bis der menschliche Geist so weit gefördert ist, daß er — wieder ein neues Utopien im Kreis seiner Gedanken errichtet.

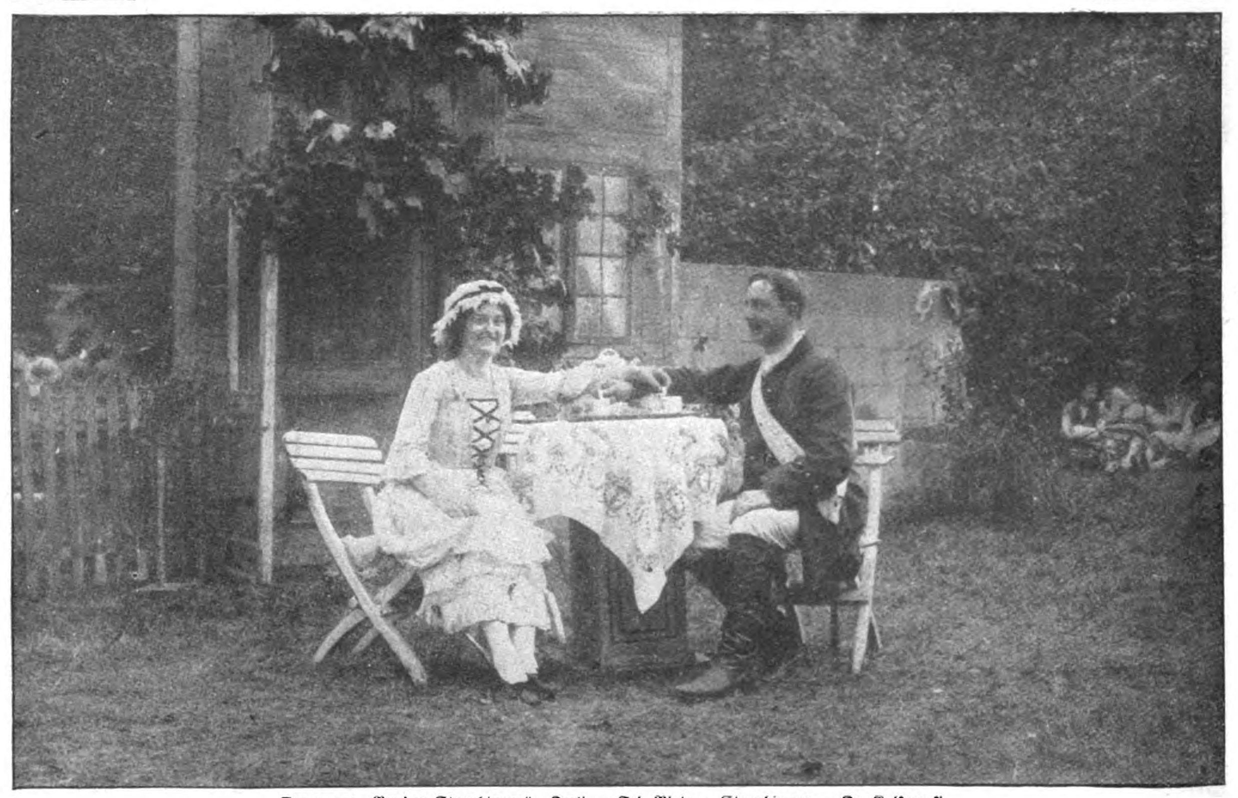


Krankenheilstation mit Nachtwache am Ostbahnhof in Wien: Speiseraum für österreichisch-ungarische und deutsche Soldaten.

Hofphot. Oscar Tellgmann Eschwege.

Blick auf den Aisne-Kanal,

der durch blutige Kämpfe, welche an ihm stattfanden, kriegerische Berühmtheit erlangt hat.



Szene aus „Bruder Straubinger“: Oerli — Frl. Nietan, Straubinger — Dr. Kalkowski.

Graudenzer Kriegswohltätigkeits-Waldfestspiele

unter dem Protektorat der Frau Exz. v. Hennigs, Gemahlin des Gouverneurs von Graudenz.



Untere Reihe: Mimi Manci, Lisa Görke, Lilly Grebin, Direktor Curt Grebin, Maria Manzi, K. Schmieden. Mittlere Reihe: J. Gugenbühler, P. Gerold, J. Roman, Kapellmeister E. Kroecker, Anna D' Orelli, O. Danza, Emmy Legler. Obere Reihe: van d. Winkel, H. Schmitz, E. Sandt, G. Herper, H. Schulz, Emme.

Die Mitglieder des Wilnaer Sommertheaters.

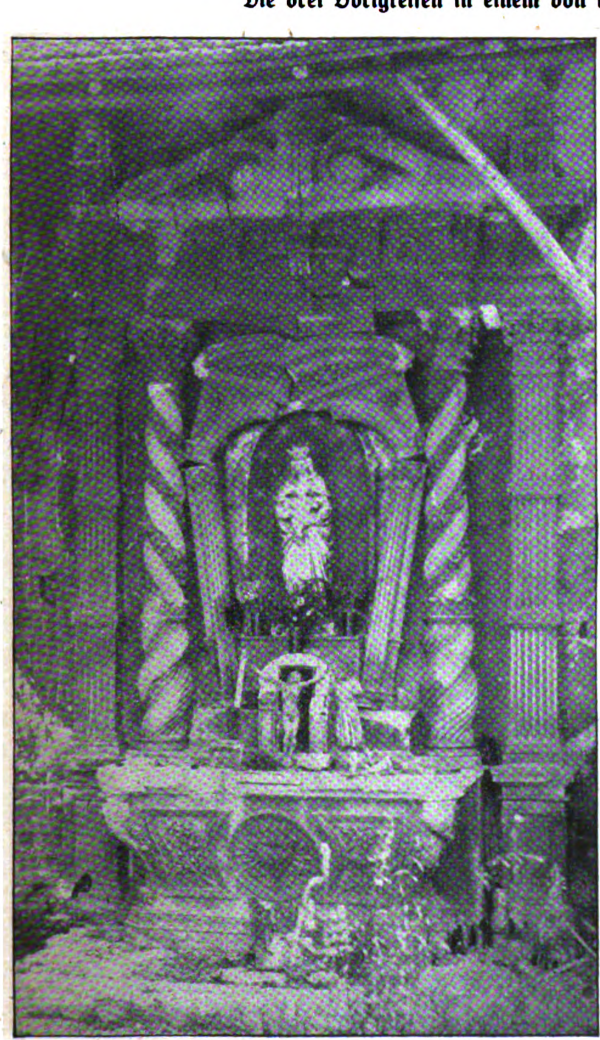




Illustrationsphoto.

Von links: Französischer Polizist, Feldgendarm und deutscher Soldat als Polizist.

Die drei Obrigkeiten in einem von uns besetzten Städtchen Nordfrankreichs.



Wunderbare Erhaltung des Marienbildes am Altar der zerstörten Kirche in Montigny.



Bulgarischer Infanterist spielt deutschen Kameraden auf einer dreisaitigen Geige bulgarische Weisen vor.



Professor Henrik Mohn †
der berühmte norwegische Meteorolog.



Oberstudienrat a. D. Dr. Julius v. Hartmann †
Hervorragender schwäbischer Geschichts- und Literaturforscher.
Nach dem Gemälde von Käthe Schaller—Härlin.



Professor Karl Knortz,
bekannter deutsch-amerikan. Schriftsteller, feierte seinen 70. Geburtstag.



Prof. Robert Gragger, Budapest,
wurde auf den neugeschaffenen Lehrstuhl für ungarische Sprache u. Literaturgeschichte an der Berliner Universität berufen.



Phot. Harangi

Albert Graf Nemes v. Hidvég,
der neue österreichisch-ungarische Gesandte für Württemberg, Baden u. Hessen.



Schülerinnen des neuen deutschen Luisenlyzeums in Lodz auf einer Studienreise durch Mittel- und Süddeutschland.
Auf dem Schloßturm in Büdingen.

Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

4. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.

Claire, nun über 40 Jahre, hatte sich einst nicht genug tun können, ihren Gang schwebend zu erhalten, im Spiegel zu prüfen, ob die Linien ihrer Stellungen dem Auge wohlgefällig flössen. Sie hatte Modezeitungen studiert, hatte sich bemüht, in Lille auf Bällen und Festen zu glänzen, um Sonntags in der heiligen Messe den Drang ihrer Weltlust abzubüßen. Nach dem Manne hatte sie geschielt. Eine dunkle Geschichte, erschütternd wie dieser Krieg, der über sie alle hereingebrochen war gleich einer Strafe Gottes. Anders betrachtete die heute von dieser Welt Abgekehrte ihn nicht, die nur Legenden las und fromme Bücher, die auf dem Betschemel drüben neben ihrem Bett, während der Donner der Geschütze die Scheiben erzittern ließ, zum „doux Jésus", zur „Notre Dame des Victoires", zum „Père éternel et omniscient" betete für ihres Vaterlandes Sieg, den endgültigen, den, der längst auf dem Marsche war, der täglich kommen mußte.

Und Laetitia? Laetitia sollte lesen?! Laetitia, die einst nichts anderes getan, als mit ihrem Alfred, dem Rittmeister von den Dragonern, Pferde, Menschen, Toiletten beurteilt auf dem Concours hippique, in Longchamps beim Rennen, im Bois bei der Wagenfahrt, auf Basaren, im Theater, auf den Boulevards wie in Lille auf der Rue nationale. Unantastbar, aber doch zu jung, um sich zu verstecken, wenn die Blicke der Männer auf einem ruhten: „Chic hein!"

Sie saßen beieinander, die drei: die fromme Jungfer, das modische Weltkind, der „Papa", einst zwischen und in zwei Ehen Freund von allem, das langes Haar trug, nun ein „Patriot", und warteten wie jeden Abend auf ihr Diner. Heute würde es hier oben sein, denn das Speisezimmer wie die Wohnräume unten hatten sie den deutschen Offizieren abtreten müssen.

Der alte Herr sprach von den neuen Gästen des Hauses. Ihn quälte gekränkter Stolz. Dieser General war in sein Haus gekommen, und zeigte sich nicht. Auch der Feind brauchte die Form nicht außer acht zu lassen. Das sagte Monsieur Henri, Célestin, Guy, Charles-Marie de Battaignies, Herr auf Ralinghien bei Bobines, Nord. Und wie er es eben sagte, tat sich in dem finsteren Zimmer ein helleres Viereck auf: Jeanne, das Stubenmädchen, meldete flüsternd, aufgeregt, ja ängstlich, draußen stände ein Offizier und verlange Monsieur zu sprechen.

Herr de Battaignies sprang auf. Ob es der General sei, fragte Madame Vison de Beaucourt. Nein, ein jüngerer. Man war enttäuscht und hatte Zeit. Kerzen wurden angezündet und der eine Leuchter auf dem Kamin. Als darüber etliche Zeit verstrichen war, klopfte es plötzlich.

„Entrez!" rief kurz und finster der alte Herr. Ein deutscher Offizier erschien in der Tür, schlank in seiner grauen, unscheinbaren Uniform, das Band des Eisernen Kreuzes im Knopfloch, das dunkle Schnurrbärtchen dicht und kurz. Hauptmann Rennhöfer, der Divisionsadjutant, verbeugte sich artig und bat in mühelosem Französisch um Entschuldigung, daß er so eingedrungen sei, aber er könne Seine Exzellenz nicht warten lassen. Der Herr des Hofes, Ralinghien, fragte scheinbar unwissend, wer diese Exzellenz denn sei? Doch der Hauptmann blieb bei lächelnder, ja fast überlegen lächelnder Höflichkeit: diese Exzellenz sei der Divisionskommandeur Generalleutnant Greger. Er ließe fragen, ob er den Damen seine Aufwartung machen dürfe. Claire sagte abweisend etwas von „später Stunde"; doch nun antwortete der Hauptmann mit jenen Redensarten eines echten Französisch, die nur einem deutschen Ohr lächerlich klangen, während sie hier schmeichelten: Sie wären nicht hergekommen, um gegen Frauen und Kinder Krieg zu führen, und Seine Exzellenz wünsche keineswegs, den Damen eine unruhige Nacht zu bereiten, sondern bäte, ihnen sagen zu dürfen, sie ständen fortan unter dem Schutze deutscher Offiziere.

Die Wirkung blieb nicht aus; die Damen schienen sichtlich geschmeichelt und schlugen vor, drüben in des Hausherrn Zimmer den Besuch zu empfangen. Doch Herr de Battaignies sagte ein wenig empfindlich: Seine Exzellenz mache ja nicht ihm den Besuch, sondern seinen Töchtern. Da beeilte sich der Hauptmann zu erwidern: Damen gingen voran, und Seine Exzellenz würde sich gewiß freuen, auch Monsieur de Battaignies kennenzulernen.

„Hat er das gesagt?" meinte jener. Der Divisionsadjutant gab in einem fein gedrechselten Satz zurück: Er kenne Seiner Exzellenz Geschmack gut genug, um zu wissen, daß er „beglückt" sein würde, einen tapferen französischen Veteranen von 1870 zu begrüßen.

„Sie wissen?" fragte ganz erstaunt der einstige Kämpfer, der übrigens damals 18 Jahre alt gewesen war und nie einen lebendigen Deutschen gesehen



hatte. Wieder antwortete Hauptmann Rennhöfer mit dem Schwall von Wendungen, den ihm der Geist französischer Sprache ermöglichte: Man habe gehört .... man sei unterrichtet ... ein alter Besitz ... eine alte Familie ... In Wirklichkeit hatte er Nicolette, das Küchenmädchen, das „kleene Aas", ausgefragt, und die hatte ihm in zwei Minuten die Geschichte des ganzen Hauses erzählt. Auch noch anderes wußte er von ihr. Er trat nämlich auf Laetitia zu und sagte deutsch:

„Gnädige Frau, Exzellenz spricht mangelhaft Französisch — besser Englisch — man kann nicht alles, nicht wahr — da sind Sie vielleicht so liebenswürdig, ein wenig zu vermitteln?"

Sie antwortete, als sei sie wieder mitten in ihrer glücklichen Klosterzeit, als lägen nicht die Jahre, Krieg und Feindschaft zweier Völker dazwischen:

„Aber natürlich — sehr gern!"

Eine Minute, nachdem der Hauptmann gegangen war, während der schnell noch Claire den Betschemel rückte, Madame de Beaucourt ihr Kleid strich, der alte Herr die Fliege zupfte, trat Generalleutnant Greger ein, die Franzosen wie ein Erwachsener Kinder überragend. Mit seinem Adlergesicht blickte er sich kurz um, schritt auf die Damen zu, so nah, daß sie von selbst ihm die Hand reichten. Er zog sie beide an die Lippen und verbeugte sich gegen den alten Herrn. Dann sagte er zu Claire: sie möchte es ja mitteilen, falls sie irgendwelche Wünsche hätte. Gegen Laetitia gewendet, fuhr er deutsch fort:

„Natürlich dürfen Sie nicht vergessen, gnädige Frau, daß wir im Kriege sind. Aber über unsere Leute, wenn Sie nur gerecht denken, werden Sie sich gewiß nicht zu beschweren haben. Es sind brave Jungen. Ordnung, Manneszucht, Menschlichkeit ist bei uns. — Ich höre, Sie sind am Rhein erzogen worden, gnädige Frau?"

„Ich war in Bonn im Kloster!"

„Oh, meine Frau ist Rheinländerin. Darf ich fragen, haben Sie Kinder, gnädige Frau?"

Sie verneinte. Sofort meinte er, zartfühlend im Gedenken, es könne sie vielleicht schmerzen, das habe auch seine Vorteile wie alles in der Welt, denn wo ein Drittes nicht sei, schlössen sich Ehegatten dafür desto näher aneinander. Er erkundigte sich noch nach ihrem Mann. Als er hörte, der sei Kapitän, sprach er die Hoffnung aus, sie möge ihn nach Friedenschluß gesund wieder in die Arme schließen können. Der Hauptmann übersetzte den beiden anderen schnell und leicht. Dann wandte sich die Exzellenz noch zu Herrn de Battaignies und begrüßte französisch in ihm den tapferen Veteranen. Dabei nannte er ihn „Kamerad", und der Satz klang ein wenig, als ob der Adjutant ihn eingeblasen hätte. Da dröhnte ein schmetternder Krach, daß die Damen erschrocken zusammenfuhren. Sie kannten den Donner: eine nahe Granate, die vielleicht auf dem Felde, vielleicht im Park eingeschlagen war. Der Divisionskommandeur sagte beruhigende Worte mit solch unerschütterlicher Ruhe, daß sie unwillkürlich ihre Sicherheit auf die Hörer übertrugen. Dann ging der Besuch: ein nicht durch die Macht der Stunde und den Rock Überlegener, sondern ein Mann neben Menschen.

Und derart wirkte sein Beispiel, daß die französischen Damen die schmetternde Granate bald völlig vergaßen. Es mahnte auch keine zweite an ihre Gegenwart: offenbar hatte der Gegner nur einmal herumgestreut, wie er das öfters tat.

V.

Obgleich die Granate keine Nachfolger gefunden hatte, ging doch der Donner der Kanonen fort. Hatte es bis dahin wohl einmal eine Stunde gegeben, wo das Feuer schwieg, so gehörte nun ein ununterbrochenes fernes Grollen förmlich zur Natur, etwa gleich der Brandung an einer Meeresküste. Und wie an der See schwoll das Getöse zu gewissen Zeiten, vor allem gegen Abend, zu einem Rollen an, daraus deutlich einzelnes Krachen sich ablöste gleich nahen Einschlägen bei furchtbarem Gewitter: es mochte die Sprache der schwersten Kaliber sein.

Vizewachtmeister Fiedler begeisterte das förmlich. Wenn die französischen Mädchen angstvoll ob des gerade einsetzenden Tobens hinausblickten, als müßte nun wieder einmal eine Granate in den Park krachen, leuchteten seine Augen. Er, der trotz seines nüchternen Friedensberufes mit Kursbuch und Geldwechsel immer eine winzige Taschenausgabe des Faust in der linken Attilatasche führte, kannte auch französische Dichtung; so François Villon, den seine Landsleute einstmals gehenkt hatten. Das erzählte er den Franzosen, vielleicht um ihnen die Höhe ihrer berühmten „Zivilisation" vorzuführen, obwohl Oberleutnant von Gereck, der glattrasierte Husar, Ordonnanzoffizier der Division, behauptete, dunkel zu wissen, sie hätten „aus juristischen Gründen" vollkommen recht gehabt, den Dichter aufzuknüpfen.

Von François Villon nun zog, wenn jenes Riesenkrachen klang, der Vizewachtmeister immer eine Stelle an in ihrem Altfranzösisch: „Dictes moi royne blanche comme ung lys." ... Dabei verweilte er bei der „Berthe aux grands pieds", die dann kam, und lächelte geheimnisvoll. Da er es nun ständig wiederholte, so war es im Hause Sitte geworden, sobald der alle Scheiben rüttelnde Krach, offenbar einer unfernen „dicken Bertha", eines 42-Zentimeter-Mörsers, erdröhnte, sich anzublicken und zu sagen: „Berthe aux grands pieds!" So hatten auch die Franzosen ihre „Bertha", eine völkische sogar, wußten nur nicht warum.



Solche Dinge brachten Deutsche und Franzosen einander näher. Man fühlte sich bald wohl, wie große Angst man auch zuerst vor der Belegung mit feindlichen Soldaten gehabt hatte. Sie gewährten allein durch ihre Anwesenheit einen großen Schutz gegen etwa vorüberziehende Kolonnen oder „Versprengte", die man fürchtete, waren doch von Nachbarn grauenvolle Erfahrungen erzählt worden, die man mit „Marodeuren" und Nachzüglern der eigenen Armee wie der Engländer erlebt hatte. Endlich brachten sie wenigstens Abwechslung in das fürchterliche Einerlei dieser endlosen „Okkupation", denn durch ihre Anwesenheit gab es immer etwas Neues, wäre es auch nur das Pferdeputzen drüben im Stall gewesen. Dazu fand sich Herr de Battaignies öfters ein, sich die Langweile zu vertreiben. Vor seinem patriotischen Gewissen rechtfertigte er diese Besuche und Gänge freilich mit der Notwendigkeit, überall danach zu sehen, daß keine Übergriffe stattfänden und sein Eigentum geschont würde. Niemand dachte daran, es zu verletzen. Der alte Herr mußte auch dankbar anerkennen, daß man jedem erfüllbaren Wunsche nach Schonung oder Nichtbenutzung von irgendetwas nachkam, wenn nur Zeit und Notwendigkeiten des Krieges es erlaubten.

So hatten die Deutschen Prellsteine angebracht, damit nicht etwa ein Unvorsichtiger mit seinem Wagen eine Ecke mitnähme oder auch nur über ein Beet führe. Eine alte Steingöttin, die am Hofeingang recht „exponiert" stand, hatten sie mit Stroh umwickelt. Jeder Raum, den man nicht gebrauchte, wurde abgeschlossen oder erhielt gar eine Tafel mit dem Verbot, ihn zu betreten; freilich nachdem er gründlich durchsucht worden war. In der Tat, gründliche Arbeit verrichteten zum Staunen der Franzosen diese Deutschen. Nichts blieb ihrem Auge verborgen, nur im Park — Blaise und sein Herr schmunzelten jedesmal, wenn sie dort vorübergingen — hatten sie noch nicht nachgegraben, obwohl sich Vizewachtmeister Fiedler über die geringen Weinvorräte im Keller wunderte.

Wie nun der Divisionstab erst einmal zwei Wochen in Ralinghien lag, hatte man sich an die neue Lage gewöhnt, und die dicke Köchin, die man längst in ihr Reich wieder eingesetzt, erklärte eines Abends, als die Burschen und Ordonnanzen in der Küche deutsche Lieder sangen, sie wären „keine Barbaren". Das schien ihr höchstes Lob. Auch Nicolettes, des Küchenmädchens, finsteres Schweigen tat dem keinen Abbruch: sie hörte ja zu, und es wäre ihr doch unbenommen gewesen, sich in ihre Kammer zurückzuziehen.

Die Damen kamen mit den deutschen Offizieren kaum in Berührung, aber der alte Herr erzählte täglich und weitschweifig von seinen Erfahrungen mit ihnen. Er war schon zweimal mit dem Generalleutnant im Park spazierengegangen. Zufällig hatte man sich getroffen. Wurden nun auch diese Begegnungen erschwert durch mangelnde Fertigkeit im Gebrauche der französischen Sprache, so lebte doch der deutsche General in der Beurteilung des Herrn de Battaignies als „wahrer Edelmann". Schwer rang er sich diese für ihn höchste Bezeugung von Achtung nur ab. Noch schwerer war es ihm begreiflich zu machen, daß Seine Exzellenz bürgerlich sei, dieses aber in der deutschen Armee irgendwelchen Unterschied nicht hervortreten ließe.

Die deutschen Offiziere seien alle „Ritter", hatte Hauptmann Rennhöfer gesagt in jener schwungvollen Sprache, die jedem Nichtfranzosen ein Lächeln entlockte, während dieses Volk selbst des Hochtrabenden, Verstiegenen, Abgeschliffenen, ja Unwahren, das darin lag, in seiner Eitelkeit nicht inne wurde.

Auch die Damen sah der Adjutant bisweilen von weitem. Dann benutzte er die Gelegenheit herbeizueilen, um zu fragen, wie man geschlafen habe, ob

er irgendeinen Wunsch erfüllen könne. Claire wehrte allein schon den Gedanken ab, sie könne um etwas bitten, und Lätitia de Beaucourt schwieg in Gegenwart der Schwester. Hauptmann Rennhöfer dachte: Na, Verehrteste, ich treffe dich schon mal allein. Dann wollte er Madame zum Reden bringen, denn in ihm lebte eine natürliche Liebenswürdigkeit, nicht frei von Einbildung auf sein gutes Französisch. Doch die Gelegenheit, Lätitia allein zu begegnen, fand sich nicht: nie sah man sie ohne Claire oder ihren Vater.

Die Offiziere waren freilich fast den ganzen Tag abwesend in dieser Zeit, wo es an der Front unruhig herging. Schon bei Morgengrauen fuhren die Autos vor, in der Abenddämmerung erst brachten sie die Herren zurück. Dann aber klang der Fernsprecher; dann lag die Post da; Meldungen, Befehle kamen, und über dem Dienst, der strengen Pflicht des Krieges, vergaß Hauptmann Rennhöfer eine Artigkeit zu erweisen dieser kleinen französischen Frau, die ihm im Grunde völlig gleichgültig war. Sie hatten in diesem Kriege so oft Quartier gewechselt, daß er damit rechnete, jeden Augenblick könne ein Befehl kommen, der sie wieder hinaustrieb, so wie vor kurzem erst, als sie aus der Champagne nach Flandern verladen worden waren.

Allmählich hatten fast alle Offiziere des Stabes sich den französischen Damen vorstellen lassen. Nicht allein solche, die, wie der Kriegsgerichtsrat oder der Generaloberarzt, nicht zur Gefechtstelle der Division hinausfuhren, sondern ihre Pflichten drin zu erledigen hatten. Ein einziger näherte sich den Battaignies nicht, und zwar gerade die wichtigste Person des Stabes: der Generalstabsoffizier Major von Efferte. Zuerst wurden es die Franzosen nicht gewahr: es gab der deutschen Offiziere so viele, daß man sie tagelang, soviel und oft auch in der Langweile der Stunden hinter den Gazeschleiern der Fenster gespäht wurde, nicht einmal auseinanderhielt und immerfort einen entdeckte, den man meinte noch nicht gesehen zu haben.

Eines Tages aber fing Madame Vison de Beaucourt ein Gespräch an mit Vizewachtmeister Fiedler. Und zwar im Hofe der Ferme, wo sie auf ihren Vater wartete, der einen Augenblick in den Stall gegangen war. Mit dem Husaren meinte sie schwatzen zu können: er trug nicht die Achselstücke, so vergab man sich nichts. Dazu sprach er wie ein Pariser, besser noch als der Divisionsadjutant, der zwar wundervolle Sätze baute, gleich einem Licenciér des lettres, aber nicht redete wie das pulsende Leben etwa in Paris auf dem Boul' Miche. Lätitia meinte so von ungefähr, sie habe gar nicht geahnt, daß zwei Generale hier lägen. „Zwei?" antwortete der und spielte, wie immer die Hand in der Attilatasche, mit seiner kleinen Faustausgabe. „Jawohl, denn die wären doch an den breiten, roten Hosenstreifen kenntlich?" — „Exzellenz ja, aber ein zweiter General — nein." Da beschrieb sie ihn, mit Kneifer und viel jünger als der Divisionskommandeur. Nun verstand der Vizewachtmeister: „Ach so, Major von Efferte." Madame de Beaucourt erklärte, gleichsam wegwerfend, mit dem Achselzucken einer jungen, eleganten Frau — so, so, nun, sie kenne ihn nicht. Damit schien er abgetan. Der Husar machte, in Gedanken an den strengen, zurückhaltenden Generalstabsoffizier, ein Gesicht, als wollte er sagen: Nun dem, gerade dem wird ja Euer Hochwohlgeboren Nichtachtung sehr schmerzlich sein! Aber es blieb beim Gesicht, denn in diesem Augenblick kehrte Herr de Battaignies aus dem Stall zurück mit der ständigen scherzhaften Anrede, die er sich angewöhnt hatte, sobald er den einstigen Leiter des Reisebureaus von der Rue de la Paix sah: „Schade, daß Sie keine Fahrkarte nach Paris zu verkaufen haben, sonst führe ich gleich!" Dabei spielte ein trauriges Lächeln um die Lippen des alten Herrn.

Dem Major von Efferte konnte solche Nichtachtung schon deshalb nichts verschlagen, weil er das Vorhandensein der Damen kaum ahnte. In dieser Zeit schwerer Kämpfe gab es bei ihm keine Nebengedanken. Das eben schätzte der Generalleutnant, selbst aus dem Generalstab hervorgegangen, so besonders an seinem Helfer: diese Arbeitskraft, von persönlichen Zu- oder Abneigungen unbeirrt, nüchternes Denken mit einer Gabe der Verknüpfung verbindend, die in Zweifelslagen des Gegners Absichten aus widersprechendsten Meldungen heraus mit sicherem Instinkt erriet.

Und auch darin war dieser strenge, bisweilen fast wie von Verlegenheit gehemmte Offizier in nicht gewöhnlichem Maße für seinen Beruf geboren, daß eine Ruhe in ihm wohnte, die mit sich überstürzendem Geschehen nur wuchs, statt sich beirren zu lassen. Er hielt es aber auch für seine Pflicht, sich überall mit eigenen Augen zu überzeugen, selbst jede Stellung abzugehen, persönlich alle Offiziere zu sprechen, um nicht allein ihre Beurteilung der Lage in ihrem Abschnitt, ihre Wünsche zu vernehmen, sondern auch sich ein Bild ihrer Person zu machen, damit er die rechte Truppe an den rechten Ort, den geeigneten Mann an jene Stelle bringen könnte, wo seine Fähigkeiten am besten zur Geltung kamen. Ein wilder Draufgänger schien dort nicht am Platze, wo es nur hinzuhalten galt, und eine weichere, wenn auch brave Truppe setzte man nicht ein, wo ein Punkt genommen werden mußte, wäre auch alles dabei liegengeblieben.

Generalleutnant Greger hatte im Anfang des Feldzuges gefunden, sein Generalstabsoffizier sei zu viel vorn, und solches bei seiner verbindlichen Art



in die Worte gekleidet: „Mein lieber Esserte, was soll ich anfangen, wenn Sie fallen?"

Da hatte der Major geantwortet: „Euer Exzellenz, der Fernsprecher brächte sofort einen anderen Herrn!"

Nun, der Divisionskommandeur würde auch ohne Ersatz nicht in Verlegenheit geraten sein, weil er nicht einer jener Führer war, die den Frontweg nie verlassen haben und daher unvertraut sind mit Generalstabs-Kleinarbeit. Er hätte es allein besorgt, unterstützt von seinem in allen Sätteln gerechten Adjutanten, dem er auch menschlich nahestand. Noch ein anderes kam hinzu: es gab wenig so schnelle Arbeiter wie den Major. Hatte er eine Lage sich einmal klargemacht, sie mit dem General besprochen, so setzte sie sich gleichsam selbsttätig in Befehl, Meldung, Anfrage oder Darstellung der Lage um. Wie oft hatte er nicht dem Ordonnanzoffizier Oberleutnant von Gereck, der die Kurzschrift beherrschte, in rasendster Eile diktiert. Dann brauchte kein Wort geändert zu werden, als ob das Satzbild im Hirn dieses Mannes gedruckt stünde und er es nur abzulesen brauchte. Schon als Leutnant hatte er über stets bereiten, alles zusammenfassenden Geist verfügt, mit der seltenen Fähigkeit, sich völlig abschließend von der Welt, gleich einer Maschine, zu arbeiten, mit Empfänger und Geber höherer Reichweite und Sicherheit. Auf der Kriegsakademie war diese Gabe so hervorgetreten, daß sie dem damaligen Oberleutnant von Esserte den Spitznamen eintrug: „Der Befehlsautomat", dem Befehle für Armeen, Armeekorps, Divisionen bis zum Angriffs- oder Marschbefehl für ein Regiment spielend entquollen, darin nichts vergessen war, keine Zeit, kein Ort, keine Kolonne.

Das Armee-Oberkommando hatte angesichts des starken Druckes, den der Gegner plötzlich an dieser Stelle ausgeübt, die ursprünglich, wie Major von Esserte richtig vermutet, zur Armeereserve bestimmte Division Greger zwischen zwei Korps eingeschoben, um die Front zu verstärken. Daraus entsprang die Notwendigkeit, diesen Abschnitt dichter zu belegen, und somit hatte der „Hof", der bis dahin bei Quartierverteilung nicht benutzt worden war, den Divisionstab bekommen. Im Grunde lag Nalinghien für die Schreibtischarbeit noch zu sehr in der Reichweite feindlicher Kanonen, wenn es auch bisher Granatenglück gezeigt hatte, aber in Generalleutnant Greger, einem einstigen Reitersmann, lebte noch immer der Geist seiner Waffe, die vorn sein will.

Er hatte als junger Offizier Rennen geritten, bis es sein zunehmendes Gewicht, trotz Dampfbad, ebensowenig mehr gestattete, wie die Arbeit im Generalstab. Vielleicht erklärte sich auch jene Neigung, die Feste zu feiern, wie sie fallen, die Generalmajor von Flurschütz zu tadeln wußte, aus seiner Vergangenheit. Fröhliche Kameradschaft bei Tisch schien ihm anerzogene Selbstverständlichkeit, die er jedoch bei Ernst der Lage ebenso selbstverständlich opferte, wie Offizierspatrouillen vorn am Feind auf Essen und Unterkunft verzichteten. Am Ende hätte Seine Exzellenz, statt sie fortzuschicken, sie lieber selbst geritten, denn dieser Mann — ein Generalstabsspringer — war nicht allein an Jahren verhältnismäßig jung, sondern auch körperlich, bis auf den verwundeten Fuß, der ihn jetzt behinderte. Vor allem aber hatte er sich die Fähigkeit bewahrt, mit jedem Leutnant, mit jedem Landser zu fühlen. Darum war auch jeder glücklich, den einmal Dienst oder Aufforderung zur Division führte.

Bei Tisch herrschte kein Zwang: wer zu arbeiten hatte, erschien später, um so mehr jetzt die Essenstunde hin und her pendelte, zur Verzweiflung der dicken Köchin, die zuerst widerwillig, nun aber gern das Kochen übernommen hatte.

Für die Franzosen war die Verpflegung schwierig, vor allem fehlte der Wechsel, da sie meist von Vorräten leben mußten. Durch die Ankunft des deutschen Stabes hatte sich das geändert. Zwar blieben die Battaignies bei ihrem Küchenzettel, aber manches fiel ab für die Dicke mit Trauring und Schnurrbart wie für Nicolette, ihren Adjutanten. So nannten sie die Burschen, die am Offizierstisch die Speisen auftrugen. Der alte Blaise und der Knecht pirschten sich still hinzu, ja seit ein paar Tagen auch Jeanne, das Stubenmädchen. Zuerst hatten Franzosen und Deutsche in getrennten Lagern gegessen, aber es kam von selbst, daß sich eine Art von Kameradschaft bildete. Gemeinsame Arbeit führte ständig zusammen, so schien es das vernünftigste, wenn man sich vertrug, um so mehr, als auf der einen Seite die Macht lag, auf der anderen der Reiz süßerer Stimme und runderer Gestalt. Wenn die Burschen und Schreiber sich auch vorsahen, daß nicht etwa eine Beschwerde einlief, denn man wollte im Stabe bleiben — so lebte in ihnen allen, die ihr Mädel oder die Frau zu Hause gelassen hatten, eine dunkle Sehnsucht nach dem Weibe. Wäre es auch nur gewesen, einmal einen weicheren Tonfall zu hören, einmal etwas anderes in der Nähe zu sehen als immer nur die braven Kameraden.

Dadurch machte auch die Verständigung Fortschritte. Vizewachtmeister Fiedler half als Dolmetsch, und wo er nicht da war, die Zeichensprache. Kühnscherf, der Bursche des Generalleutnants, der bei seinem glattrasierten Gesicht, dem feinen, leisen Benehmen wie ein Kammerdiener wirkte, lernte alle Redensarten eines Sprachführers auswendig, den ihm Exzellenz geschenkt hatte. Wenn er dann anfing, diese Wendungen auszukramen, wollten sich die



französischen Mädchen schief lachen, nicht allein wegen der Aussprache, sondern weil er, um sie anzubringen, oft von den wunderlichsten Dingen begann: „In der Eisenbahn“, „Beim Schneider“, „Im Wirtshaus“, kurz, was er gerade gelernt hatte. Dann saßen die Mädchen um ihn herum und antworteten, die dicke Köchin in ihrem Patois der Normandie, Nicolette aber mit allerhand Unsinn, der auf das nicht paßte, was er, dem Buche folgend, gefragt hatte, so daß seine eingelernten Antworten nie stimmten.

Wenn dann auch noch Kinzig mit der langen Nase, der Bursche des Majors von Esserte, anfing, die Wochentage herzusagen, und Klostermann, der blonde Kraftfahrer, der bei seiner Größe Riesenhände besaß, an den endlos langen Fingern französisch zu zählen begann, dann wachte auch die sich sonst vornehm zurückhaltende Jeanne auf. Das Mädchen, das Madame Vison de Beaucourt mitgebracht, eine Pariserin mit kastanienbraunem Haar, wie es die Deutschen nie gesehen hatten, dazu schlank und bei dünnen Armen, feinem Hals einen üppigen Busen: die „falsche Magere“ der Franzosen.

Wenn drüben im Eßzimmer die Offiziere nach Tisch bei der Zigarre noch plaudernd saßen, das Geschirr aufgewaschen war und von den Soldaten an der kachelbelegten Wand zum Trocknen hingestellt, kam für die Mädchen in der bodenlosen Langweile dieses entsetzlichen Jahres die schönste Stunde des Tages. Neben dem Herde, darüber ein großer, mittelalterlicher Rauchfang weit vorsprang, saßen sie in einer Reihe auf den niederen Strohstühlen, die bloßen Arme gekreuzt, die Füße übereinandergeschlagen vorgestreckt. Kühnscherf pflegte das „Stiefelparade“ zu nennen. Freilich waren die Fußbekleidungen verschieden. Jeanne trug abgelegte, doch noch immer tadellose Lackschuhchen ihrer Herrin, die dicke Köchin, übrigens nicht anders denn Henriette Germallevoit, geborene Avoine, geheißen, hatte Filzschuhe an, außen durchgelaufen, und Nicolette saß in lila Wollstrümpfen da, denn ihre Holzpantoffeln mit den seltsam aufgebogenen Spitzen standen fein säuberlich unter ihrem Stuhl.

Dann wurde Stunde abgehalten, und die Mädchen mußten Deutsch lernen. Auch die drei flamisch blonden Mägde vom Hofe drüben, Scholastika, Stephanie und Margot, die eine wie Flachs, die zweite wie Blut, die dritte gleich Weizenähren. Sie wollten lernen, meist aber kicherten sie nur oder sprachen im Chor, wie sie denn in ihren schmutzigen Waschkleidern, den verbrauchten Schürzen gleichsam eine Gesamtheit zu bilden schienen. Sie kamen zu dritt, sie gingen zu dritt. „Frißt nur jede hübsch allein“, sagte Kinzig, der „Major“, der seine lange Nase ab und zu vorstreckte, um mal was „Geistreiches“ loszulassen. „Er is ja ooch Generalstab“, meinte Klostermann mit den großen Händen, der sonst immer schwieg. Alle blickten sich fast erschrocken nach ihm um. Dann verschwand der mächtige Leib des Kraftfahrers in der Menge der Ordonnanzen, Burschen und Chauffeure, die sich versammelt hatten.

Sehr weit her war es freilich nicht mit dem Lernen, denn allerlei Schäkerei nahm den rechten Ernst. Kühnscherf, der Kammerdiener, den sie als Burschen des Generalleutnants „Exzellenz“ nannten, griff unter den Stuhl der kleinen, schwarzen Nicolette. Nur die Holzpantinen, die Sabots, wie die Franzosen sagten, wollte er mal ansehen. Das Mädel aber sprang kreischend auf, meinte es doch, er habe es auf ihre lila Strümpfe abgesehen. Mit einem Satz war die kleine Kröte auf dem Strohsessel. Dessen Bespannung riß, und mit dem einen Fuß trat sie durch. „Ratsch“ rief einer, den Ton nachahmend. Die französischen Mädchen aber, die „Rat“ verstanden hatten, deuteten Nicolettes Sprung auf den Stuhl mit einer Ratte in der Küche — nichts Ungewöhnliches bei der französischen Schmutzerei — und unter Kreischen rettete sich alles auf die Sessel. Entsetzte Augen rollten, ekelnd erschrockene Blicke suchten am Boden.

Nun war aber all das Hallo im Hause nicht ungehört geblieben, denn einmal führte unweit der Küche die Treppe hinauf zum ersten Stock, daneben aber lag das Speisezimmer. Exzellenz war zwar bereits aufgebrochen, mit ihm Major von Esserte, denn es gab noch manche Stunde zu tun, aber der Divisionsadjutant Oberleutnant von Gereck, der Kriegsgerichtsrat und der Generaloberarzt saßen beim Kartenspiel.

Da sie nun bei dem Geschrei nicht anders meinten, als es sei etwas Ernstes geschehen, ging die Tür auf, und in der Öffnung erschien Hauptmann Rennhöfer, hinter ihm die neugierig erstaunten Köpfe der anderen Herren. Der Kriegsgerichtsrat, noch seine Karten in der Hand, der Generaloberarzt mit leise ergrautem Feldzugsbart, die Zigarre im Mundwinkel, und auf die Zehen gereckt, das Einglas eingeklemmt, eigens um all das Merkwürdige zu überblicken, das hier geschehen sein mußte, der Husarenoberleutnant.

So groß war der Jubel der Soldaten, der Schreck der Mädchen, daß im ersten Augenblick niemand der Zuschauer achtete. Nicolette hatte ihr Röcklein hochgehoben, und man sah ein Paar schlanke lila Waden. Da auch die anderen dieser unwillkürlichen Bewegung folgten, um Übersicht wegen etwaiger Rattenangriffe zu bekommen, so enthüllte sich auch ungewilltem Auge allerlei Erstaunliches: Elefantensäulen einer Köchin, unweigerliche Stelzen einer roten Magd, die strümpfelose Ungewaschenheit jener, die den Namen Margot trug, und Beine, so sanft gerundet, daß sie nur einer zugehören konnten, die Scholastika hieß.



Der Husar lachte Tränen unter der Scherbe; dem Kriegsgerichtsrat löſten ſich vor ſtillem Staunen alle Muskeln, daß die Karten, ſich entblätternd, abſtürzten, gleich ſchwer getroffenem Flugzeug; der Generaloberarzt biß auf die Zigarre, die ſich ſteil aufrichtete und ihm in die Augen ſtach; Hauptmann Rennhöfer aber ſchaute lächelnd hinüber zu jener anderen Tür, die zu Flur und Treppe führte; dort ſtand Herr de Battaignies, erſtaunlich anzuſehen im Schlafrock, etwas Seltſames, den Deutſchen Unerklärliches um den Kopf geſchlungen: ein weißes Tuch.

In dem Augenblick aber hatte einer der Feldgrauen die Offiziere bemerkt. Grell und hell klang der Ruf deutſcher Soldaten, wenn der Vorgeſetzte das Zimmer betritt: „Achtung!"

Wie das Donnerwetter fuhren die Kerle zuſammen, ſtanden den Kopf gereckt, die Abſätze aneinandergehauen, unbeweglich, während der Mädchen Röcke ſanken, gleich dem Vorhang nach dem letzten Auftritt. Das Spiel iſt aus.

„Rühren!" klang der Befehl.

Nun erſt blickten die Leute ſich um. Aller Augen blieben auf der offenen Tür, wo der mit ſeinem Turban ſtand. Da kam ihnen, die oft in letzter Zeit Gefangene geſehen, gelbe Sikhs und Gurkhas mit ihren Kopftüchern, der zwingende Eindruck, der ſich löſte, indem in dem tiefen Schweigen einer ſtaunend ſagte: „Ee Inder!"

Sie lachten, lachten alle. Lachten Offizier wie Mann, und die franzöſiſchen Mädchen ſtimmten ein vor Verlegenheit, aus Geſellſchaftstrieb, vielleicht auch weil ſie ſich ſchämten vor ihrem Herrn, der es gewiß Mademoiſelle Claire ſagen würde, von der ſie immer ermahnt wurden, zurückhaltend zu ſein gegen die Deutſchen. Nun fuhr der kleine alte Herr gekränkt zurück, war er doch nur gekommen in der Angſt, es könne irgend etwas geſchehen ſein, etwas Schreckliches, etwas ganz Furchtbares, mit den Boches. Seine Damen hatten ihn geſchickt. Sie waren wieder aufgeſtanden bei dem Lärm, denn man ging vor Langweile zeitig ſchlafen in Ralinghien. Herr de Battaignies lief davon. Hauptmann Rennhöfer aber eilte ihm nach. Er wußte, wie Exzellenz darauf hielt, daß die Deutſchen Ritterlichkeit übten, trotz allen Unanſtändigkeiten ihrer Gegner, und wollte den würdigen alten „Patriot" nicht gekränkt ſehen.

Bis in den erſten Stock folgte er ihm. Dort ſtanden Claire und Lätitia, Kerzen in der Hand, in Morgenkleidern über das Treppengeländer gebeugt, und lauſchten umſo erſchrockener hinab, als ſie meinten, der fliehende „Papa" ſei angegriffen worden. Dafür ſprach ja auch der wild hinter ihm dreinſtürmende Offizier. Sie breiteten ihm, als wollten ſie den Vater ſchützen, die Hände entgegen. Nun erſt ſahen ſie Hauptmann Rennhöfers lachendes Geſicht. Mit ſchwungvollen Worten erzählte er den harmloſen Vorgang und wußte ſoviel galliſche Heiterkeit hineinzulegen, daß beide Schweſtern, auch Claire die ſtrenge, zu lächeln begannen. Sie ſetzten die in der lachenden Hand wackelnden, tropfenden Leuchter auf einen Spiegeltiſch, deſſen ſilbriges Glas den Kerzenſchein blinkend zurückwarf, und hielten ſich in gleicher Gebärde die ſeidenen Morgenkleider über der Bruſt zuſammen, als Franzöſinnen nicht in Verlegenheit gebracht durch einen Aufzug, der ihnen ebenſo ſelbſtverſtändlich war wie der Empfang im Schlafzimmer.

Herr de Battaignies war den ganzen Gang hinuntergeflüchtet. Erſt allmählich getraute er ſich wieder heran. Schritt um Schritt. In Schlafrock und Turban. Und mit jedem Schritte näher klärten ſich ſeine Mienen auf, bis er, als fantaſtiſche Traumgeſtalt auf dem hölzernen Geländer hockend, lauſchte, mit Schmunzeln, Lächeln, Lachen, ja, indem er plötzlich jede Haltung und Rückſicht auf den traurigen Ernſt der Zeit verlor, ſich auf den Schenkel ſchlug und hin und her trat, als ob er Leibſchmerzen hätte. Alle einſtige Heiterkeit ſeiner Natur, ſo lange aufgeſpeichert und zurückgehalten, entlud ſich jäh. Ein ſolcher Lachkrampf ſchüttelte ihn, daß nicht viel fehlte, und er hätte nach Volksſitte den Diviſionsadjutanten auf den Bauch geklopft wie einen alten Freund.

Keiner von ihnen wurde es gewahr, daß jemand die Treppe heraufkam, im Lichtkreis ſtand und grüßte. Major von Efferte, das ernſte Geſicht gerunzelt ob ſolch nächtlicher Heiterkeit, ſagte zu ſeinem Kameraden: „Rennhöfer! Auto beſtellen. Exzellenz fährt hinaus. Feindlicher Angriff!"

Jäh ſchwieg alle Heiterkeit, die Damen grüßten den Hauptmann, ohne ſcheinbar den Major zu ſehen, der ſie ja nicht beachtet hatte, und gingen zum Spiegeltiſch, ihre Leuchter mitzunehmen. Der Adjutant ſagte: „Und es war doch alles ruhig wie noch nie!"

„Haſenclever hat eben telephoniert. Aber wir reden lieber an anderer Stelle. Obwohl man ſich ja nicht in acht zu nehmen braucht. Die verſtehen ja doch kein Deutſch!"

Flüſternd gab der Hauptmann zurück: „Doch, Herr Major, Madame de Beaucourt, die jüngere der Damen — da — ſpricht ſehr gut Deutſch!"

In des Generalſtabsoffiziers immer ernſtem, gehaltenem Geſicht zuckte es. Dann blitzten die Kneiferaugen den Kameraden an: „Bitte mich vorzuſtellen!"

Aber die weißen Geſtalten der Franzoſen waren ſchon unterwegs. Ihre Kerzen flackerten beim Gehen, und es wurde eine Schwebung dunkler auf der Treppe. Der Hauptmann machte bekannt. Claire neigte ſteif den Kopf und folgte ihrem Vater, der den Gang hinunter davon war, ſich taub ſtellend oder

wirklich bereits zu weit entfernt, um noch zu hören. Wer mochte das unterscheiden in halber Finsternis. Nur Madame de Beaucourt, durch den vortretenden Major von der natürlichen Rückzugslinie abgeschnitten, blieb stehen, den Leuchter in der Hand, daß der feingebaute Unterarm sich aus dem Ärmel schob und die tiefgehaltenen Kerzen ihrem Gesicht jene Jugendlichkeit, jenes lebensvolle Rund gaben, das Rampenlicht auf die Züge der Schauspielerinnen zaubert. Und sie spielte Komödie, denn sie sagte und blickte absichtlich an dem deutschen Offizier vorbei ins Dunkle den Gang hinab, auf dem eben mit geschlossener Tür Claires Licht erlosch: „Ja, ich verstehe Deutsch. Aber Sie brauchen keine Angst zu haben für das, was Sie gesagt haben vor meine französische Ohren!“

Herr von Esserte sah sie an. Ärger stieg in ihm auf, irgendein dumpfes, widerstrebendes Gefühl gegen all das Pack, mit dem man sich da herumschlug: „Ein deutscher Offizier hat keine Angst.“

Sie richtete sich stolz auf: „Unsere Offiziere haben auch keine Angst!“

„Das habe ich auch nicht behauptet. Im Gegenteil, sie schlagen sich gut.“

„Ich danke Ihnen!“

„Bitte, bei uns ist es selbstverständlich, daß man das zugibt!“

„Und ich darf mich freuen!

„Natürlich. Sie haben ja so wenig Freude ...“

Sie blickte ihn dankbar an, fühlte er doch mit ihr, wie es schien. Die natürliche Liebenswürdigkeit ihrer Rasse, die Erziehung, zu Form und Artigkeit ihnen geworden — der Liebreiz, ihr im besonderen eigen — alles wirkte mit, daß sie reizend den Kopf neigte und schwermütige Augen machte. Er, gehemmt im Verkehr mit Menschen, nie ein Weiberfreund und nun gar dem Umgang mit einer Französin fremd und abhold, nahm dies für mehr, als es gemeint war, und sagte, wie immer unsicher, wenn fast wider Willen: „Ich kann mich sehr gut in Ihre schwere Lage versetzen. Diese Zeit ist sehr hart für Sie! Ich bedaure Sie sehr, gnädige Frau.“

Lätitia Vison de Beaucourt hielt jetzt den schweren Leuchter so schief, daß er tropfte. Er griff artig danach, ihn abzunehmen. Nun ging sie, offenbar in der Meinung, er wolle ihr leuchten, schnell den Gang hinab zu ihrem Zimmer, und er, der dies gar nicht beabsichtigt, mußte ihr folgen. An ihrer Tür blieb sie stehen, nahm ihm das Licht ab, neigte dankend, eigentlich ein wenig hochmütig den Kopf, blickte ihn mit Augen, über deren langen Wimpern eine schöngezeichnete Lidfalte lag, einen Augenblick an, gewohnheitsgemäß, als gelte ihre Artigkeit ihm allein, wie sie nun einmal erzogen worden war, und ließ ihn im Dunkel stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie unsere Gefangenen rechnen.

Von Roda Roda.

Nowo-Georgiewsk war gefallen, erzählt ein deutscher Krieger. Wir hatten nun ein paar Tage Zeit und durchstreiften die Festung. Der riesige Geschützpark, die Menge eroberter Waffen, Massen aus dem Brand geretteter Lebensmittel — das alles gab erst den rechten Begriff von der Größe des Sieges. Unwillkürlich kam mir der Gedanke: deutsche Führung und deutsche Truppen als Verteidiger von Nowo-Georgiewsk — wie lange hätten wohl die Russen uns belagern müssen, und mit welchen Opfern hätten sie endlich die Übergabe erzwungen!?

Als wir aber die Verwaltungsräume des ungeheuren Waffenplatzes betraten, da kam das Verstehen über uns. Schreibstube an Schreibstube, prunkvoll eingerichtet; amerikanische Stühle und Tische, Schreibmaschinen und Geldschränke — U. S. A.-Erzeugnisse neuester Zeit. Und dann bemerkte das staunende Auge einen Gegenstand, der nicht hergehörte: ein Erinnerungstück aus Kindheits Tagen, als wir Rechnen lernten und nicht sicher genug waren, die Aufgaben im Kopf zu lösen — eine Rechenmaschine. Zwei Holzstäbe mit vielen Querdrähten und auf jedem Draht die bunten Holzkugeln. Wir sahen ihn im Geist, den Russen, der an dem ureinfachen Spielzeug saß und rechnete. Langsam schob er Kugel für Kugel und zählte, doch die Summe wollte niemals stimmen. Ringsum die kniffligsten amerikanischen Maschinen — mit ihnen weiß der Mann nichts zu beginnen. Er greift lieber zu dem kindlichen Behelf, der seinem Verstand besser paßt — zu den bunten Holzkugeln.

Das Rechnen fällt ihnen eben unendlich schwer, unsern Gefangenen — den Moskalen, Serben, Montenegrinern; schwerer noch den Fremdvölkern Rußlands. Einige Verfahren und Mittel, die ich in den Lagern kennen lernte, seien hier geschildert.

Da ist zunächst das Kerbholz, der Rabosch.

Ein Stab, fast der ganzen Länge nach gespalten. Er dient dem mazedonischen Bauer als Schuldbuch. Wenn Gjuro (Georg) sich von Pera (Peter) drei Para leiht, drei Centimes, dann schneidet Pera ebenso viele Kerben quer über beide Hälften des Stabes.

Pera, der Gläubiger, nimmt das größere Stück des Stabes an sich,

Gjuro, der Schuldner, das kleinere:

Der Schuldner kann keinen Para ableugnen, der Gläubiger seinen Partner nicht übervorteilen: die beiden Stücke des Rabosch müssen aufeinanderpassen, Kerbe auf Kerbe, und sind auf keine Weise durch falsche Stücke zu ersetzen.

Hübsch ist die Art, wie der Muschik multipliziert. Er kann nur durch 2 teilen und mit 2 vervielfältigen. Hat er ein Beispiel mit größeren Zahlen zu lösen, 9 mal 7, so verfährt er wie folgt:

Er schreibt die Zahlen — eine unter die andere:

9 . . . .
7 . . . .

Die obere Zahl (den Multiplikand) teilt er immerzu durch 2, ohne Reste zu berücksichtigen:

9 . . . . . 4 . . . . . 2 1

Die untere Zahl (den Multiplikator) verdoppelt er ebensooft:

7 . . . . . 14 . . . . . 28 56

Dadurch ergeben sich folgende Reihen:

9 . . . . . 4 . . . . . 2 1
7 . . . . . 14 . . . . . 28 56

Der Muschik prüft nun, welche Zahlen der oberen Reihe ungerad wären. (Sie sind hier durch fetten Druck hervorgehoben):

9 . . . . . 4 . . . . . 2 . . . . . **1**
7 . . . . . 14 . . . . . 28 56

Jene Zahlen der zweiten Reihe, die unter den ungeraden Zahlen der ersten Reihe stehen, geben zusammengezählt das gesuchte Ergebnis:

$9 \times 7 = 7 + 56 = 63$.

Die klassische Probe auf diesen primitiven Rechenvorgang ist die Multiplikation von 256 mal 255.

Man schreibt die Zahlen untereinander:

256 . . . .
255 . . . .

Nun halbiert man die erste Zahl fortdauernd durch 2:

256 . 128 . . . 64 . . . 32 . . . 16 . . . . 8 . . . . 4 . . . . . 2 1

Ebensooft wird die zweite Zahl verdoppelt:

255 . 510 . 1020 . 2040 . 4080 . 8160 . 16320 . 32640 . 65280

Es ergeben sich die Zahlenreihen:

256 128 . . . 64 . . . 32 . . . 16 . . . 8 . . . . 4 . . . . . 2 1
255 . 510 . 1020 . 2040 . 4080 . 8160 . 16320 . 32640 . 65280

Welcher Posten der oberen Zahlenreihe ist ungerad? Nur einer: die 1. Welche Zahl steht unter der 1? Antwort: 65280. Sie ist das Resultat der Multiplikation 256 mal 255.

Nun dasselbe Exempel umgekehrt!

255 . . . .
256 . . . .

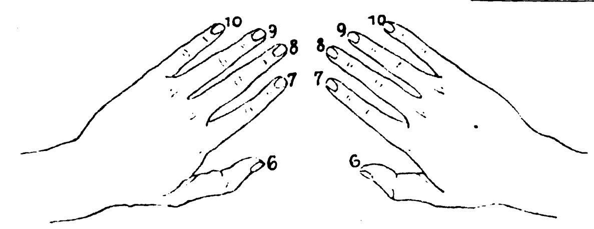
Die obere Zahl immerzu durch 2 geteilt, die untere ebensooft verdoppelt!

255 . . 127 . . . . 63 . . . . 31 . . . . 15 . . . . . 7 . . . . . . 3 1
256 . . 512 . . 1024 . . 2048 . . 4096 . . 8192 . . 16384 . . 32768

Sämtliche Zahlen der oberen Reihe sind ungerad; es sind also sämtliche Zahlen der unteren Reihe zu addieren. Das Ergebnis der Addition ist: 65280.

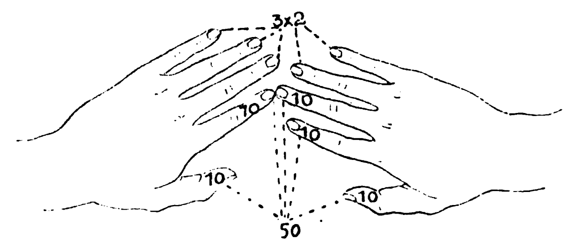
Die Rechnung stimmt, wie man sieht. Die Richtigkeit der Methode läßt sich auch theoretisch leicht erweisen.

Nicht weniger wunderlich ist die Rechenweise der serbischen Zigeuner. Ihre Rechenkunst endet mit der 5, und was darüber geht, wird an den Fingern hergezählt.



Die Daumen bedeuten 6, die Zeigefinger 7, die Mittelfinger 8, die Goldfinger 9, die kleinen Finger 10.

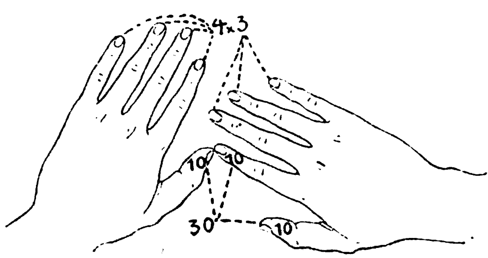
Will nun der serbische Zigeuner die Aufgabe 7 mal 8 lösen, so legt er die entsprechenden Finger aneinander: den Zeigefinger der linken Hand an den Mittelfinger der rechten:



Die Finger von den beiden aneinandergelegten Fingern abwärts bedeuten die Zehner. Man zählt sie zusammen: es sind ihrer fünf. Der Zigeuner zählt: $10 + 10 + 10 + 10 + 10$ macht insgesamt 50.

Die Finger oberhalb der aneinandergelegten Finger (3 der linken, 2 der rechten Hand) geben, miteinander multipliziert: 2 mal $3 = 6$.

$7 \times 8 = 50 + 6 = 56$.



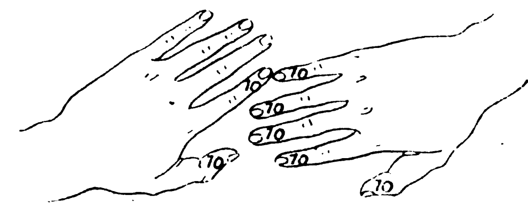
Wieviel ist 6 mal 7?

Der Zigeuner legt den linken Daumen (6) an den rechten Zeigefinger (7.)

Die Finger von den aneinandergelegten Fingern abwärts (3) gelten je 10. Der Zigeuner zählt $10 + 10 + 10 = 30$.

Links oben sind 4, rechts oben 3 Finger übriggeblieben. Die Ziffern 4 und 3 sind miteinander zu multiplizieren: 4 mal $3 = 12$.

$6 \times 7 = 30 + 12 = 42$.



Auf dieselbe Art 7 mal 10:

Zeigefinger der linken an den kleinen Finger der rechten Hand gelegt!

Die Finger, von den zusammenstoßenden abwärts — ihrer 7 — gelten je 10. Der Zigeuner zählt: $10 + 10 + 10 + 10 + 10 + 10 + 10 = 70$.

Drei Finger der linken Hand bleiben übrig. Rechts steht ihnen nichts gegenüber. 3 mal $0 = 0$.

$7 \times 10 = 70 + 0 = 70$.

Man sieht: auch diese Methode hält jeder Prüfung stand.

In meiner Sammlung morgenländischer Schwänke finde ich zwei Geschichtchen, die sich über die simple Rechenkunst des Volkes erlustigen. Die erste Geschichte wird wohl auch in unsern alten Schwankbüchern so oder ähnlich vorkommen:

Ein Dummkopf hatte zehn Esel nach der Stadt zu führen, setzte sich auf einen davon und trieb die neun übrigen vor sich her.

Unterwegs fiel ihm ein zu zählen, ob er noch alle habe. Er zählte und zählte — immer waren's neun; denn er hatte den einen nicht mitgerechnet, auf dem er saß.

Plötzlich kam er seinem Irrtum auf den Grund, sprang ab, zählte wieder, und — nun waren's zehn.

„Bei Gott," sagte er, „wiewohl es heiß ist — es ist immerhin besser, zu Fuß zu gehen und einen Esel mehr zu haben, als zu reiten und immer in Sorge zu sein, wo der zehnte Esel bleibt."

Eine andere Erzählung feiert den klugen Softa, Priesterschüler, auf Kosten der dummen Bauern.

Der kluge Softa begegnete eines Tages neun Leuten, die da heftig stritten. Als sie den Softa erblickten, eilten sie auf ihn zu und sprachen: „Herr, sei Richter in unserm Streit! Wir sind neun und haben zehn Hammel. Teile die Hammel gerecht unter uns auf — dann sollst du auch dein Teil haben."

„Ihr werdet euch meinem Spruch nicht fügen wollen", erwiderte der Softa.

„Effendüm! Teile nach deinem besten Wissen, und wir wollen's zufrieden sein — das schwören wir."

Der Softa sann nach und entschied: „Ihr behaltet einen von den zehn Hammeln und gebt mir die andern neun."

Die Männer hörten kopfschüttelnd das Urteil. Es schien ihnen ungerecht.

„Was?" schrie der Softa. „Mein Urteil ungerecht? Ich und neun Hammel — macht zehn; ihr neun und ein Hammel — macht zehn. Heißt das nicht gerecht geteilt?"

Die Männer konnten nichts darauf erwidern und mußten, eingedenk ihrer Eide, ruhig zusehen, wie der kluge Softa seine neun Hammel nach Haus trieb.

Neue Herbstkostüme.

Hierzu 6 Aufnahmen von Becker & Maaß.

Die diesjährigen Herbstkostüme werden mit besonderer Ungeduld erwartet, muß doch die Mode jetzt unter gestrenger Aufsicht einer neuen Marschroute folgen. Aber sie versteht es, mit der Zeit Schritt zu halten, und was bisher ins Leben gerufen wurde, läßt einen Gedanken an Mangel und Einschränkung nicht aufkommen. Man hat vielmehr die Empfindung, als ob mit den Übertreibungen immer mehr geräumt worden sei. Auf den ersten Blick zeigen die neuen Röcke in der beschränkten Weite recht wenig von einer Veränderung, sie machen vielmehr den Eindruck wie eine verbesserte Auflage der vorjährigen. Die Linie, um in der Modesprache zu bleiben, trägt keine besonders neuen Merkmale zur Schau, die laut und deutlich jene Dinge verkünden sollten, von denen so viel gesprochen wurde. Man hat das Kunststück fertiggebracht, mit dem vorgeschriebenen Stoffmaß einen Rock herzustellen, der einen weiten, anmutigen und glockigen Fall zeigt. Über eine besondere Neuartigkeit der Röcke im allgemeinen läßt sich nur wenig sagen. Ihrem bescheideneren Fall folgend, haben auch die abstehenden ausspringenden Schöße der Jacken ihr Ende zu beklagen. Soweit überhaupt noch von Schößen die Rede ist, kommt nur ein wenig stoffhaltiges, leichtgewelltes Teil in Frage. Dem Zeitgeschmack entsprechend, befleißigt man sich besonders, dem Kleid der Straße einen ernsteren, gediegeneren Charakter zu geben. So liegt es nahe, daß man das Schneiderkleid wieder auferstehen läßt, das zur Zeit des französischen Kostüms in den Hintergrund treten mußte. Man erweckte jedoch nicht phantasielos den ehemaligen Begriff des Schneiderkleides, sondern gestaltet diese an sich verständige und kleidsame Form mit sinngemäßen und geschmacklich anzuerkennenden Einzelheiten aus.



1. **Einfaches Straßenkleid**
aus pflaumenfarbenem gemustertem Wollstoff

Da ist zunächst ein einfach geknöpftes, halb anschließendes Kostüm aus einem pflaumenfarbenen, in sich melierten Wollstoff (Abb. 1), das vorn glatt durchgeknöpft ist, im Rücken ebenfalls glatt anliegt und rückwärts von einem einfachen Gürtel geteilt wird. Die tütenartigen Falten des Schoßteils



2. **Einfaches Straßenkleid**
aus schwarzem Samt.

sind kaum bemerkbar. Da sich die Taschen praktisch bewährten, wiederholen sie sich vielfach an den Kostümen; besonders seitlich eingefügte Taschen, wie sie dieses Kleid aufweist, erfreuen sich als Ersatz eines Muffes bei kaltem Wetter großer Beliebtheit. Der hochgeschlossene Kragen fügt sich der Form an.

Das graue Straßenkleid mit der reichen Verbrämung von lebhaft gemusterter Zibetkatze (Abb. 4) veranschaulicht die außerordentlich beliebte gerade Linie, die in der Sakkoform vorteilhaft zum Ausdruck gelangt. Das Kleid ist vorn doppelreihig geknöpft und hat ebenfalls die beliebten seitlichen Taschen.

Eine andere Richtung, die sich wieder einzuführen beginnt, ist das hochgegürtete Kleid, also ein Kostüm, das den Gürtel nicht mehr im Taillenschluß, sondern wie zur Zeit der Empiremode oberhalb des Taillenschlusses aufweist. Das dunkelbraune Tuchkleid (Abb. 5) zeigt die neue hohe Gürtelung, die besonders bei längeren Jacken mit Erfolg angewandt wird. Bei ganz kurzen Jacken macht sie meist keine gute Figur. Durch die reichen Verschnürungen sieht dieses Kleid sehr elegant aus. Die ebenfalls verschnürten Taschen sind in den



3. **Einfaches Straßenkleid**
aus Astrachanplüsch.



4. **Graues Kostüm**
mit Zibetkatze-Besatz.

Gürtel eingehängt. Rückwärts ist der Gürtel noch etwas höher eingefügt als vorn. Der Kragen kann, wie die Abbildung zeigt, hochstehend, aber auch zurückgelegt getragen werden.

Aus praktischen wie aus künstlerischen Erwägungen wiederholt sich immer wieder die Mode der aus zweierlei Stoff zusammengesetzten Straßenkleider in recht glücklicher Weise. Sehen wir uns diese Zusammensetzung bei dem blauen Kostüm an, dessen Rock aus Tuch besteht. (Abb. 6.) Der Rock hat rückwärts eine volantartige Garnitur. Der Untergrund der zierlichen



Jacke ist ebenfalls aus Tuch, das jedoch ganz und gar mit bestickten Samtteilen bedeckt ist. Dadurch wirkt der Anzug außerordentlich elegant. Diese Eigenschaft wird noch durch die reiche Verbrämung aus bläulich schimmerndem eingefärbtem Seefuchs erhöht. Beachtenswert dürfte auch der Kragen sein, der ebenfalls von Seefuchs eingerollt, aber nicht fest geschlossen ist, sondern sich in einem tuchartigen Samtteil, das willkürlich um den Hals gelegt werden kann, fortsetzt.

Recht winterlich mutet das Kleid aus astrachanartigem Plüsch an. (Abb. 3.) Diese pelzartigen Plüsche erfreuen sich großer Beliebtheit, da sie nicht nur sehr hübsch aussehen, sondern sich auch sehr im Tragen bewähren und besonders frostigen Naturen wegen ihrer weichen Schmiegsamkeit sehr willkommen sind. Da die pelzartigen Plüsche an und für sich ziemlich kräftig sind, so vertragen sie nur schwer eine verwickelte Ausgestaltung. Es darf weder der Rock sehr weit noch die Jacke zu faltig sein. Die abgebildete Jacke fällt im Rücken lose herab. An den Seiten beginnt ein Gürtelteil, das vorn geknöpft wird. Zu dieser flotten einfachen Form passen die vorn angebrachten Taschen. Der Ärmel ist unten durch eine Spange





5 Braunes Kostüm mit neuer hoher Gürtelung.



6. Straßenkleid aus Tuch mit samtbestickter Jacke.

zusammengehalten, die nach Belieben weiter oder enger geknöpft werden kann. Der Kleidsamkeit halber hat der etwas abstehende Umlegekragen eine Auflage von heller Seide. Will man jedoch diesen Anzug noch winterlicher und kostbarer erscheinen lassen, ersetzt man den hellen Seidenkragen durch einen kleidsamen Pelz.

Es ist recht schwer, über Samt unter dem Gesichtspunkt der Mode zu sprechen, denn schon seit vielen Jahren ist Samt der sogenannte „große Schlager". Immer und immer zog man ihn zu, wenn man ein wenig von der Nüchternheit des Alltags abzurücken gedachte. Auch wenige Stoffe zeigen sich für gute und verständnisvolle Behandlung und Verwendung so empfänglich und dankbar wie der Samt. Wie schön sich gerade einfache Formen in Samt ausnehmen, zeigt unsere Abbildung 2. Die anspruchlose Blusenjacke ist vorn ein wenig gekreuzt und mit hübschen Posamentenknöpfen und Schlingen geschlossen. Im Rücken fällt die Jacke nicht mehr blusig, sondern ein ganz wenig eingehalten. Dies trifft auch für das Schoßteil zu, das sich unter dem Posamentengürtel verlängert. Durch das Zusammenhalten entstehen nur geringe wellige Falten. Der hochgeknöpfte Ärmel hat einen kleinen Aufschlag, während der Kragen der Jacke nur eine bescheidene viereckige Form angenommen hat.

Biwak.

Skizze von Rudolf Michael.

Hin und her tummelte sich der Wind in dem grünlichen Heidekraut und scheuchte ein paar lichtweiße Falter aus ihrer Ruhe auf. Die Birken längs der Landstraße raschelten und schwatzten unaufhörlich. Denn es gab ja so viel zu sehen!

Auf dem freien Heidestück, das im Winkel der beiden Straßen lag, herrschte der reine Jahrmarkt. Ein paar große, braune Zelte wiegten und bauschten sich im Winde wie Segel. Davor schimmerten die Gewehre in einer langen Reihe von Pyramiden. Die Offizierspferde — ein schlanker Schimmelhengst und eine herbstbraune Fuchsstute — zupften sich zwischen dem trockenen Heidekraut die dürftigen Grashalme heraus und bliesen zufrieden den kräftigen Atem durch die Nüstern. Ab und zu strich der verliebte Schimmel mit seinem schlanken Kopf seiner braunen Genossin am Hals entlang und warf dann übermütig die wirre Mähne auf die andere Seite des Scheitels.

Seitab von den Zelten klapperten viele Soldaten mit den Kochgeschirren und Löffeln.

Die Feuer wallten leise auf und leckten mit langen gierigen roten Zungen über den Rand des frisch geschaufelten Loches. Dünner Rauch quirlte wie Fähnchen in die sonnige Luft hinauf.

Fern über den Heidehügeln lag der Sommer, breit und träge ausgestreckt, und schaute mit großen lachenden Augen in den blauen Himmel auf, über den weiße Wolken wie stumme Schwäne zogen.

Jens Thießen schritt bedächtig zwischen den Zelten umher, das Gewehr unterm Arm auf die Patronentasche gelegt. Seine Augen sahen nicht zu den andern hin, aber sie schienen sich still zu freuen, so hell und blank waren sie.

Das war seit Monaten das erstemal wieder, daß er mit hinausmarschierte zu einer Übung. Seit Monaten fühlten die Hände zum erstenmal wieder das harte, kalte Gewehr. Seit er damals an der Maas gleich in der ersten Nacht neben der zersplitterten Kiefer zusammengesunken war, hatte er kein Kommando und keinen Marschtritt mehr gehört. Nun war ihm alles neu und lieb.

Und was für ein seliger Zufall war es, daß er gerade hier stand! Drei Stunden von hier war er zu Hause, konnte er nicht beinahe mit der Hand hinfassen? Vielleicht einen reifen Kirschbaum gerade jetzt an den Zweigen heranziehen? Herrgott, wenn die daheim wüßten, daß Jens hier stände, die würden ihm alles in großen Körben heranschleppen!

Da fuhr einer auf einem Rade eilig am Rand der Landstraße vorüber. War das nicht der eine von Lohmanns Brüdern? Gewiß war er das.

Jens versuchte heimlich zu flöten, aber der andere hörte nichts und trat hastig die Pedale, ohne nach den Soldaten hinzuschauen. Seltsam!

„Thießen, Sie müssen drauf achten, daß keiner die Zeltschnüre umreißt. Hören Sie?"

Jens schrak aus seinem Sinnen auf.

„Jawohl, Herr Leutnant!"

Die Feuer prasselten und schlugen hohe Flammen. Der Wind riß von dem Rauch kleine Fetzen los und schleppte sie mit sich, irgendwo in den Sommer hinein.

Von der Marsch herauf schlenderte die Straße zwischen den rauschenden Birken ein Haufe lachender, ungeduldiger Mädel. Sie hatten die Arme auf dem Rücken ineinandergekreuzt zu einer langen Reihe, mit der sie die ganze breite Straße sperrten. Aber als ein häßlicher braungelber Dorfköter angelaufen kam, spritzten sie schreiend auseinander, und erst langsam fügten sich die beiden Enden der zerrissenen, lachenden Kette wieder zusammen.

Die Soldaten hockten rauchend um die Feuer oder spazierten, die Hände tief in den Hosentaschen, nachdenklich durch das Heidekraut. Als sie die lachenden Mädchen hörten, spitzten sie allesamt die Ohren.

Jens blieb stehen und sah lächelnd der schwatzenden Reihe entgegen.

Die Mädchen balgten und haschten sich wie die Kinder.

„Juuuh!" machten die Soldaten und lachten mit wie die Zuschauer bei einem Pferderennen.

Plötzlich blieben Jens' Augen mit einem Ruck stehen. Und dem dunklen laut lachenden Mädel drüben mit der blumigen Schürze erstarb im gleichen Augenblick das Lachen auf den Lippen. Als sei ein Funken hinüber und herüber gesprungen, so standen beider Augen groß und still und sanken ineinander.

„Juuuh!" machten die Soldaten. „Soll ich helfen beim Springen, Fräulein?"

„Inge, schlaf nicht, dumme Deern!" schalt eine andere und zerrte die schwarzköpfige Freundin mit sich über die Straße.

Jens Thießen wandte sich ab und griff mit der rechten Hand krampfhaft um den Hals des Gewehrs. Das Lachen der Mädchen schlug ihm wie ferne Wellen gegen die Ohren. Die Feuer rauchten und knackten.

Gleich darauf löste man ihn ab. Er lehnte sein Gewehr gegen eine Pyramide, trug das Koppel mit den schweren Patronentaschen in das Zelt und zog statt des Helms die leichte Feldmütze über die Stirn. Dann saß er allein am Eingang des Zeltes, den Blick zwischen dem Heidekraut, und zählte die feinen, dünnen Blüten, die da zu bunten Haufen aufquollen.

Inge Hoyer, wo kommst du her? — —

Wie kam sie in dieses Dorf? Vielleicht war sie hier jetzt irgendwo im Dienst? Oder war sie hergekommen, von einem dunklen Wunsch getrieben?

Inge Hoyer, warum mußt du mir hier in die Quere laufen? Bleib du bei deinem Herd. Ich will auf meinem Posten stehen. Wir haben ja nichts mehr miteinander gemein.

Zu Anfang des Krieges, bevor er ausgerückt, hatte er sie zuletzt gesehen. Pah, war sie ihm gleichgültig gewesen! Und er ihr! Ein Jahr waren sie miteinander gelaufen und hatten sich dann lange vor dem Kriege entzweit. Keiner fragte mehr nach dem andern.

Herrgott, die Welt ist so voll lieber Mädels! Ich brauch dich nicht. Und ich dich noch weniger, du Eigensinn!

Warum also jetzt dies Grübeln? Was ging ihn noch Inge Hoyer an?

Aber warum hatte sie so seltsam starr herübergesehen?

Jens Thießen stand auf und reckte die eingerosteten Glieder, die kurze Pfeife steckte er in den Mundwinkel, und dann sah er über den reifen Roggen hin, der mit schweren Köpfen auf den Schnitt wartete. Dahinter stieg der Duft goldener Lupinen auf.

Die Mädchen waren still geworden. Ob die wieder heimgezogen waren. Oder ob sie . . . .? Ach was!

Dann kam die Nacht. Wie ein schwarzsamtnes Tuch lag die Heide.

Der Posten umschritt langsam den ganzen Platz. Dann kroch er in ein Zelt und rüttelte den einen kräftig an den Beinen. „Jens, stah up!"

Der drehte sich ärgerlich stöhnend auf die andere Seite. Aber der Posten ließ ihm keine Ruhe.

Da sprang Jens Thießen auf, rieb die Augen mit den Fäusten und trat mit den Beinen heftig auf den Heideboden, als wolle er den zähen Schlaf aus den Kleidern schütteln.

Er zog den Riemen um den Leib, griff nach seinem Gewehr und sah starr nach dem Himmel hinauf, um sich erst einmal an die Nacht zu gewöhnen.

Der andere kroch wie ein Wiesel an den freien Platz unter das Zelt, in dem die schlafenden Soldaten in allen Tonarten an einem langen, schweren Balken sägten.

Schritt für Schritt tappte Jens um die Zelte herum, zwischen den toten Feuern hindurch und an den im Sternenlicht trübe blinkenden Gewehrläufen vorbei. Ein paar helle Falter regten sich noch über dem Grabenrand. Ein paar Falter? Nein, was war denn das? Wohl eher ein Stück fortgeworfenes Papier.

Jens Thießen streckte neugierig den Kopf voraus. Da wuchs aus dem dunkeln Kraut und Birkenbusch hervor eine helle Mädchengestalt.

Jens konnte sie gar nicht so schnell mit seinen Augen fassen, so stand sie neben ihm, aus dem Dunkel gewachsen.

„Jens", flüsterte eine heisere, heiße Stimme.

Jens Thießen sah Inges dunkles Haar und fühlte den Blick ihrer Augen. Er stellte das Gewehr vor sich und umfaßte es mit beiden Händen.

„Was willst du hier?" flüsterte er.

„Hab dich doch so lieb, du!" hörte er sie sagen.

Sie kam einen kleinen Schritt näher, aber wagte nicht, nach seiner Hand zu greifen.

„Geh! Du darfst nicht hier sein!" antwortete er.

„Aber ich will doch!" sprach sie hastiger und griff sacht nach seiner Hand, und er wehrte sie nicht. Vielleicht spürte er es kaum.

„Hob keine Zeit für dich, jetzt ist Krieg."

„Warum hast mich denn so lange nicht angesehen, du? Hast mich doch früher leiden gemocht."

Ihre Stimme war weich wie der Hauch in der Nacht.

„Is schon lange her, daß ich dich habe reden hören, Inge. Warum?"

„Warum?" wiederholte sie willenlos und preßte ihre Hände fester an die seinen. „Is doch so schwer, allein sein im Krieg, du, Jens."

„Geh, laß mich jetzt!" Dabei entzog er ihr die Hände.

„Aber morgen, du! Jens!" Ihre Stimme quoll über von tiefster Sehnsucht.

„Morgen", sagte er und hielt sich die Hand vor die Augen, als blendete ihn ein ungewohntes Licht.

Da verschwand Inge wie ein raschelndes Wild hinter dem Birkenbusch. Jens fröstelte.

Eine Hand legte sich ihm von hinten auf die Schulter.

„Na, ist alles in Ordnung, Thießen?"

„Alles in Ordnung, Herr Leutnant!" bestätigte Jens.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 42. Berlin, den 14. Oktober 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 42.



Die sieben Tage der Woche.

3. Oktober.

Die Schlacht nördlich der Somme geht unter andauernd gewaltigem beiderseitigem Artillerie-Einsatz weiter. Besonders erbittert wurde zwischen Le Sars und der Straße Ligny-Thilloy—Flers gekämpft.

Westlich von Luck setzt ein Angriff nach heftiger Artillerievorbereitung ein. Unter rücksichtslosestem Menschenverbrauch stürmten die russischen Korps bis zu 12 Malen, die beiden Gardekorps sogar siebzehnmal an. Alle Angriffe brachen zusammen.

Im Rücken der südlich von Bukarest über die Donau gegangenen rumänischen Truppen zerstören österreichisch-ungarische Monitoren die Pontonbrücke.

4. Oktober.

Westlich von Luck erleiden die Russen eine neue schwere Niederlage. Kein Fußbreit Bodens ging verloren. Nach Tausenden zählen wiederum die gefallenen Russen.

Dem umfassenden Angriff deutscher und bulgarischer Truppen haben sich die bei Rjahovo über die Donau gegangenen rumänischen Kräfte durch eilige Flucht entzogen.

Der Cunard-Dampfer „Franconia" wird von einem Unterseeboot versenkt. Der Transportdampfer „Gallia" (14 966 Tonnen), der ungefähr zweitausend französische und serbische Soldaten beförderte, wird versenkt.

5. Oktober.

An der Stochodfront mehrere vergebliche Vorstöße schwächerer feindlicher Abteilungen Immer wieder erneuern die Russen ihre wütenden Angriffe westlich von Luck. Jedesmal werden ihre Angriffswellen von der Artillerie, der Infanterie und den Maschinengewehren zusammengeschossen.

6. Oktober.

Die Artillerieschlacht zwischen der Ancre und der Somme geht heftig weiter. Zwischen Morval und Bouchavesnes schreiten starke französische Kräfte zum Angriff. Truppen der Generale von Boehm und von Garnier schlagen den Stoß zwischen Frégicourt und Bouchavesnes nach hartem Kampf blutig ab.

Verbündete Truppen unter dem Oberbefehl des Generals von Falkenhayn drängen nach glücklichen Gefechten bei Reps (Kőhalom) und Krihalma (Királyhalma) den Feind über den Homorod und Alt zurück. Die hartnäckig verteidigte Stellung am Sinca-Abschnitt wird erstürmt, mehrere hundert Mann werden gefangengenommen, zwei schwere, 28 Feld- und 13 Infanteriegeschütze werden erbeutet. Der Gegner ist im Rückzuge durch den Geisterwald.

Aus nachträglich eingelaufenen Meldungen geht hervor, daß es nur einem Teil der bei Rjahovo über die Donau gegangenen rumänischen Truppen gelungen ist, sich auf das nördliche Stromufer zu retten.

7. Oktober.

In der Sitzung des Hauptausschusses des Reichstags teilt der Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Graf von Roedern, mit, daß das Ergebnis der fünften Kriegsanleihe 10 590 000 000 (zehn Milliarden fünfhundertneunzig Millionen) betrage. Feld- und Auslandszeichnungen sind in dieser Summe noch nicht voll enthalten.

Fortdauer der großen Artillerieschlacht an der Somme. Sie greift auch auf die Front nördlich der Ancre über und verschärft sich südlich der Somme besonders beiderseits Vermandovillers.

Die beiderseits der Zlota Lipa fortgesetzten russischen Angriffe werden wiederum blutig abgeschlagen.

8. Oktober.

Ein neuer englisch-französischer Durchbruchsversuch zwischen Ancre und Somme scheitert. In zähem Aushalten und schwerem Kampfe schlägt die Armee des Generals von Below den Riesenstoß zurück.

Die Rumänen weichen auf der ganzen Ostfront. Die verbündeten Truppen erzwingen den Austritt aus dem Geisterwalde in das Alttal und ins Burzenland. Kronstadt (Brasso) wird genommen.

Das deutsche Unterseeboot „U 53" aus Wilhelmshaven trifft in Newport ein. Es durchquerte den Ozean in siebzehn Tagen. Nach zwei Stunden verläßt „U 53" wieder den Hafen.

9. Oktober.

Deutsche Truppen, unterstützt durch österreichisch-ungarische Monitoren, setzen sich durch Handstreich in Besitz der Donauinsel nordwestlich von Svistov.

Vom Nantucket-Leuchtschiffe wird berichtet, daß an der amerikanischen Küste drei U-Boote an der Arbeit seien.

▽ ▽ ▽

Freund und Feind nach dem Kriege.

Von Professor Dr. K. Dove, Freiburg i. Br.

Nicht von der Umgestaltung der Staaten, wie sie sich nach dem Ende des großen Krieges vielleicht gestalten wird, soll im folgenden die Rede sein. Auch nicht von wirtschaftlichen Kriegsplänen oder überhaupt von Maßnahmen irgendwelcher Art, die von Menschen und Völkern willkürlich getroffen werden, und mit denen sich in erster Linie die Volkswirtschaft zu beschäftigen hat. Auf diesem Gebiet sind Vorhersagen von Übel; in die Gestaltung dieser Dinge in den ersten Jahren nach dem Weltkrieg spielen eben zu viele Einflüsse hinein, über die wir uns vorläufig kein sicheres Urteil zu bilden vermögen. Anders liegt die Sache, wenn wir bei einem Blick auf die naheliegende Zukunft der europäischen Menschheit von den festen Grenzen ausgehen, die die Natur selbst ihrer Ausbreitung und ihrer Arbeit gezogen hat. Diese sind, wenigstens nach unserem heutigen Wissen und Begreifen, nur wenig verrückbar, und wir dürfen

mit gutem Grund annehmen, daß auch die größten Fortschritte der Technik niemals imstande sein werden, die Grundbedingungen des Lebens auf der Erde zu verändern.

Eine der wichtigsten Fragen, die seit Jahrzehnten manchem Politiker zu denken gegeben hat, ist die nach der fortdauernden Verschiebung der in der Volkszahl begründeten Machtverhältnisse. Auch jetzt beschäftigt sie in Deutschland und den Ländern seiner Verbündeten die Herzen ungezählter Menschen, und selbst bei unseren sich ihres ziffermäßigen Übergewichts stets rühmenden Feinden findet ihre Erörterung wenigstens in Frankreich aufmerksame Hörer. Hat auch gerade der gegenwärtige Krieg abermals den Beweis geliefert, daß nicht die Masse, sondern der in einem Heere herrschende Geist zum schließlichen Siege führen muß, so ist doch die Menge der Mannschaften eine ungeheuer wichtige Sache für ein kämpfendes Volk, und es hieße einen schweren Fehler begehen, wollte man sie als gleichgültig betrachten. Es ist darum durchaus angebracht, sich einmal ein ungefähres Bild des Zustandes zu machen, wie er bei den jetzt miteinander ringenden Mächtegruppen einige Jahre nach dem Kriege eintreten und wie er sich in der ferneren Zukunft gestalten dürfte.

Von Zeit zu Zeit begegnet man Zusammenstellungen, in denen angegeben wird, wie groß der Teil der Erdoberfläche ist, die sich auf jeder der beiden feindlichen Seiten augenblicklich im Kriegzustande befindet. Daneben werden Zahlen mitgeteilt, die die Gesamtmenge der in diesen Gebieten lebenden Menschenmassen vergegenwärtigen sollen. So sehr solche Mitteilungen geeignet sind, die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln, so sollte er sich doch dabei bewußt bleiben, daß man aus ihnen durchaus kein zuverlässiges Bild der wirklichen Machtverteilung gewinnt. Diese aber ist schließlich im gegenseitigen Verhältnis der Staaten das Entscheidende.

Man bezeichnet den Krieg als „Weltkrieg". Genau genommen ist es ein Kampf der Europäer, und die an ihm teilnehmenden außereuropäischen Völker sind mit Ausnahme der Japaner nur mittelbar an ihm beteiligt. Ja, eigentlich sind es diese auch nur, denn mit größeren Truppenmassen haben sie nirgends an dem großen Ringen teilgenommen. Die Verwendbarkeit großer Menschenmengen aus außereuropäischen Gebieten ist mit Ausnahme einiger Teile des asiatischen Rußland überhaupt aus den verschiedensten Gründen in viel höherem Grad eingeschränkt als innerhalb Europas. Wir wollen daher zunächst nur einen Blick auf die bisherige und auf die wahrscheinliche künftige Machtverteilung in diesem unserem heimischen Weltteil werfen; unter der ziemlich sicheren Voraussetzung, daß die inneren Gegensätze der kriegführenden Völkergruppen noch längere Zeit nach dem Aufhören der Feindseligkeiten bestehenbleiben werden. Wenn wir von unserem heimischen Weltteil sprechen, so sind diesem allerdings die angrenzenden Teile von West- und Vorderasien zuzurechnen, die unmittelbar für die Versorgung mit europäischen oder ihnen gleichwertigen Truppen in Betracht kommen. Dies sind für unsere Gegner Westsibirien und Kaukasien, für unsere Verbündeten die asiatische Türkei ohne Arabien. Die rein politischen Gebiete zusammenzuzählen, hat in diesem Falle keinen Wert, da sie für die beschleunigte Stellung größerer Heere wenig oder gar nichts leisten. Von den Kolonien aber wird weiter unten noch gesprochen werden.

Unter Zugrundelegung der zum letztenmal vor dem Ausbruch des Krieges ermittelten Volksmengen erhalten wir nun folgendes Bild: Es standen sich an unmittelbar an die europäischen Kriegschauplätze grenzenden Ländern gegenüber im Vierverband 9 548 000 Quadratkilometer mit rund 241 Millionen für die regelrechte und beschleunigte Heeresergänzung geeigneten Bewohnern, auf unserer Seite dagegen nur 2 686 000 Quadratkilometer mit 142 Millionen Menschen. Unter Vernachlässigung der auf allen Seiten erlittenen Verluste, für die Schätzungen nicht angebracht erscheinen, und die sich außer in Frankreich in einigen Jahren wieder ausgleichen dürften, setzen wir nunmehr die gleichen Gruppen einander gegenüber, wie sie sich nach einem für uns günstigen Friedensschluß darstellen. Dieser Nebeneinanderstellung liegt die vom Reichskanzler als unser Kriegziel dargelegte Lage zugrunde, nach der das im Osten Gewonnene nicht wieder an Rußland fallen soll, und nach welcher wir feste und dauernde Gewähr dafür erhalten, daß die kleineren, am Kampfe beteiligt gewesenen Staaten, zu denen nunmehr auch Rumänien gehört, nicht wieder zum Angriff gegen uns mitgerissen werden können. Dann wird sich nach dem in einiger Zeit eintretenden Ausgleich der Volksschäden die Zahl der unserer Gruppe angehörenden Bevölkerung auch ohne Belgier und Rumänen, aber einschließlich der besiegten Serben und Montenegriner sowie der ehemals russischen Ostgebiete auf 165 Millionen, die der feindlichen, denen dann auch die kleinen Verbündeten nicht mehr zur Seite stehen, nur noch auf 202 Millionen belaufen.

Das wäre, wenn man unsere bessere Organisation bedenkt, für die erste Zeit nach dem Kriege, vielleicht für ein Jahrzehnt, kein ungünstiges Verhältnis. Wie aber wird sich die Sache später stellen, wenn das stärkere Anwachsen des über ungeheure Ländermassen verfügenden Feindes ihm wieder ein weit größeres Übergewicht verleiht? Das ist eine Frage, die die ernsteste Überlegung erfordert, zumal wir die dann vorhandenen Menschenmengen abermals dicht vor unserer eigenen Tür haben werden. Um uns zu vergewissern, wie sich das Verhältnis der beiden Gruppen in einer nicht einmal sonderlich fernen Zukunft gestalten wird, müssen wir uns der für sie verfügbaren Flächenräume erinnern. Bei solchen Untersuchungen, wie sie verschiedene Politiker gerade in neuerer Zeit angestellt haben, und wie sie ihren Weg bisweilen in die breite Öffentlichkeit finden, wird nun freilich in der Regel ein Fehler begangen, der das Urteil über das Gewicht der uns fremd und augenblicklich feindlich gegenüberstehenden Völker trübt. Die ungeheuren Flächen, mit denen man uns kommt, wenn beispielsweise von der Riesenmasse des russischen Volkes in fünfzig oder hundert Jahren die Rede ist, verlieren bei ruhiger Überlegung viel von dem lähmenden Schrecken, den sie in überängstlichen Gemütern erzeugen können. Vergegenwärtigen wir uns einmal, daß allein im europäischen Rußland, Polen und Finnland ungerechnet, ein volles Drittel des Bodens aus klimatischen Gründen noch nicht einmal ein Dreißigstel der Bevölkerung des Landes beherbergt und auch künftig nicht wesentlich mehr Menschen als heute zu ernähren vermag. Bedenken wir ferner, daß von den Ebenen Westsibiriens, die allein für eine stärkere Besiedelung durch Europäer in Frage kommen können, nicht viel weniger als die Hälfte, ebenfalls des Klimas halber, aus unserer Berechnung ausgeschaltet werden müssen. Es bleibt demnach, da auch Kaukasien zum größten Teile, Zentralasien ganz ausfallen, für das weitere Anwachsen des russischen Volkes nur ein Gebiet, das ungefähr der Größe des jetzigen Rußland im engeren



Sinn entspricht. Man darf aber dabei nicht vergessen, daß diese Fläche von rund 5 Millionen Quadratkilometer nur zum geringsten Teil eine dichte Besiedlung zuläßt; nach meiner Berechnung würde z. B. im eigentlichen Rußland nur eine solche von der doppelten Ausdehnung der vom Deutschen Reiche eingenommenen Grundfläche imstande sein, westeuropäische Dichtegrade zu ertragen.

Alles in allem zeigt ein sorgfältiges Abwägen der für die Volkszunahme entscheidenden Gründe die völlige Widersinnigkeit der Annahme, als könnten sich dereinst in diesem Staatsgebiet Menschenmengen ansammeln, die denen des chinesischen Reiches gleichkämen. Auch dem russischen Volke hat die allweise Natur Schranken gesetzt, die es nicht zu einem die übrigen Europäer mühelos überwältigenden Übergewicht wird kommen lassen. Wohl aber wird die steigende Masse der Russen die Mittelmächte zwingen, auf der Hut zu sein und der inneren Kolonisation ihrer bisherigen und der etwaigen neuen Gebiete größte Aufmerksamkeit zu schenken. Ein großer Teil der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie, ferner die Balkanhalbinsel, namentlich Großbulgarien, endlich Kleinasien und Mesopotamien vermögen noch eine sehr ins Gewicht fallende Steigerung ihrer Bevölkerung durchzusetzen und so ihre Sicherheit nach Osten erheblich zu erhöhen.

Nun zum Westen. Die Franzosen, die von 1871 bis 1913 nur um etwa 3½ Millionen zunahmen, während die Bevölkerung Deutschlands in der gleichen Frist um etwa 26 Millionen wuchs, können auch bei einer viel stärkeren als der bisherigen Zunahme erst im Laufe von mehreren Jahrzehnten den heutigen Stand Deutschlands erreichen. Zudem ist es bei dem nur wenig veränderlichen Charakter eines Volkes im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die Ursachen des Zurückbleibens der Volkszahl in diesem Lande sich in absehbarer Zeit werden abstellen lassen. Italien ist bereits jetzt so weit bevölkert, daß eine große Vermehrung seiner Volksmenge gegenüber dem bisherigen Stande auf europäischem Boden so gut wie ausgeschlossen erscheint. Auf außereuropäischem Boden aber hat es keine Möglichkeit, große Auswanderermengen auf eigenem Besitz unterzubringen. Daher auch das glücklicherweise für immer vereitelte Streben dieses Landes nach kleinasiatischem Besitz. So bleibt also schließlich nur einer unserer heutigen Gegner, der wegen der Massen, die er in Zukunft auf den Plan stellen kann, zum mindesten die gleiche Aufmerksamkeit erfordert wie Rußland.

Großbritannien, das in seinen eigenen Landen längst übervölkert ist, braucht in seiner künftigen Leistungsfähigkeit in Truppenlieferungen keineswegs anders eingeschätzt zu werden als heute. Aber es ist neben Rußland das einzige Reich, das Neuland besitzt, in dem größere Mengen von Auswanderern Mittel zum Leben finden. Nun hört und liest man freilich oft genug, daß die von Europäern bewohnten Kolonien sich später doch einmal losreißen würden, und daß jedenfalls ihre Sonderart künftig sie ganz andere Interessen vertreten lassen werde als diejenigen des Mutterlandes. Diesen Prophezeiungen ist nicht mehr Wert beizulegen als denen, die nur in dem künftigen Verhältnis Englands zu den Iren oder in den ihm aus der allgemeinen Wehrpflicht erwachsenden Schwierigkeiten sogenannte reale Garantien für unsere Sicherheit erblicken wollen. Der Engländer ist eine viel zu zähe Natur, als daß er nicht im Kriegsfalle seine alte Heimat womöglich mit noch viel größerem Nachdruck unterstützen sollte, als das bereits heute der Fall ist.

Und es ist keineswegs zu verachten, was diese beiden Gebiete, Kanada und Australien, an Weißen aufzunehmen vermögen. Selbstverständlich wäre es der gleiche Fehler wie bei einem Einsatz aller russischen Ländereien in die Rechnung, wollte man hier von der Grundfläche der beiden Kolonien ausgehen, die ja ein und vier fünftelmal so groß ist wie ganz Europa und weit über die Hälfte des riesigen Weltreiches umfaßt. Aber selbst bei vorsichtigster, die klimatische Eigenart auf das sorgfältigste berücksichtigender Rechnung kommen wir auf etwa die fünffache Fläche des Deutschen Reiches, die in diesen beiden Kolonialstaaten der Besiedelung durch Nordeuropäer zugänglich ist, und damit zu Menschenmengen, die man auch bei zaghaftem Einsatz von Zahlen mindestens auf die dreifache Menge der heutigen Bevölkerung des Vereinigten Königreiches wird ansetzen müssen. Was aber eine geschlossene, Englisch redende und fühlende Kolonialbevölkerung von wahrscheinlich weit über 100 Millionen für die Rekrutierung der britischen Armee bedeuten würde, davon vermögen uns die heutigen Einsätze dieser Länder einen Begriff zu geben, die doch von einer Gesamtzahl von nur 15 Millionen Köpfen geleistet worden sind. Dabei ist die künftige Volksmenge von Südafrika noch nicht einmal eingerechnet; sie wird allerdings auch niemals eine besondere Stärke erreichen, da dies Gebiet nur geringe Mengen von weißen Siedlern aufzunehmen vermag.

Man sieht, auch der unter britischer Herrschaft stehende Teil der weißen Menschheit bedroht uns im Fall eines künftigen Krieges nicht mit unmittelbarer Überflutung durch ins riesenhafte gesteigerte Menschenmassen. Aber er wird, besonders bei besserer Ordnung seines militärischen Ersatzwesens, die englischen Bewohner seines Imperimus später in einer Weise gegen uns mobil machen können, die ebensosehr wie der Osten die größte Aufmerksamkeit unserer Staatsmänner und Militärs verlangen wird. Freilich wird dieser Zustand erst nach Jahrzehnten eintreten können, aber man muß beizeiten mit ihm rechnen. Dürfen wir auf der einen Seite die beruhigende Gewißheit hegen, daß die Gruppe der Zentralmächte auch in Zukunft dem Doppeldruck der beiden größten Reiche unserer Erde widerstehen kann, so zeigen die hier gegebenen Zahlen doch auch dem unbefangensten Leser, daß ihr jeder erreichbare Zuwachs an Raum und Menschen zu diesem Zwecke wünschenswert, daß ihre innere und äußere Kolonisation nötig sein wird, um sich auf der Höhe zu halten, die die Grundbedingung jeder wirksamen Verteidigung ist.

Gerade England und Frankreich haben aber außer den im vorhergehenden allein berücksichtigten weißen Truppen eine Menge von farbigen gegen unsere Heere geworfen, die, wenn auch an sich minderwertig, uns doch eine Menge von Soldaten gekostet haben. Auch gegen die Möglichkeit der Verwendung fremder Rassen brauchen wir deshalb eine Sicherung, die fester hält als papierene Abmachungen. Auch sie kann erreicht werden. Einmal durch eine Festigung und Stärkung des uns verbündeten türkischen Reiches, das dann schon imstande sein würde, die Verwendung nordafrikanischer und asiatischer Völker gegen Mitteleuropa zu verhindern. Dann aber, und das gilt namentlich gegenüber Frankreich, durch eine auch aus anderen Gründen dringend notwendige Neuordnung unseres kolonialen Besitzstandes. Dieser hat neben seiner



ungeheuren Bedeutung für unsere gesamte Arbeitstätigkeit in der Heimat in Zukunft auch eine recht wichtige militärische Aufgabe zu erfüllen. Der Gewissenlosigkeit unserer Gegner, afrikanische Neger auf europäischem Boden gegen Weiße kämpfen zu lassen, kann niemals durch völkerrechtliche Bestimmungen, sondern ebenfalls nur durch wirkliche Machtmittel ein Ende gemacht werden. Diese aber sind nur da anzuwenden, wo genügend große Kolonien mit ihren eigenen Menschenbeständen eine Bindung feindlicher Kräfte gestatten.

So zeigt uns also auch die kühle und vorurteilslose Rechnung, daß wir zwar keinen Grund haben, das Anwachsen der uns heute bekämpfenden Hauptvölker mit ängstlichen Gefühlen zu betrachten. Aber sie enthält zugleich eine Warnung für den, der da glaubt, der auch in Zukunft durchaus möglichen Gefahr eines dem heutigen ähnlichen Angriffsbundes von dem bisherigen Stande der Raum- und Volksgrößen aus begegnen zu können. Wir werden nie in die Lage kommen, in der England sich bis vor kurzem befand und Rußland sich zu befinden glaubte, die Hände im blinden Vertrauen auf unsere räumliche Sicherheit oder auf unsere Überzahl an Menschen müßig in den Schoß zu legen. Das ist für uns Deutsche vielleicht recht gut. Der die Geschicke der Menschheit lenkt, kennt unsere Schwächen und hat uns auf einen Platz gestellt, der das gefährliche Bewußtsein der Unangreifbarkeit nie in uns aufkommmen lassen wird. Aber er hat, als er ein Volk in solcher Lage werden und wachsen ließ, gewiß nicht im Sinn gehabt, daß es immer und ewig in die engen Grenzen eingeschlossen bleiben sollte, die Menschenpakt und Menschenweisheit, nicht er gezogen. Weit eher, daß er sie nach dem Glauben vieler Deutschen als ein Zwangsmittel der Erziehung zu endlicher Einheit und Kraft ihm gab.

Sonnenflug . . .

. . . Und eben war er noch voll Falkenluft:
Aus Höhen senkrecht auf den Feind zu zielen — —
Der Herbstwind stieß ihn böse vor die Brust —
Ihn dünkte es ein frohes Fächerspielen.

Ihm glitt ein Lachen in den Motorsang
Von Mädchen, die zu küssen er noch träumte . . .
Bis sich Geschwaderzorn entgegenschwang,
Bis Kugelbrandung zischend um ihn schäumte.

Da kam es, daß ein Taumeln ihn beschlich,
Daß er, von Adlerkräften sonst beflügelt,
Zu Tode wund steil in die Tiefe strich. —

Doch dem, der Erde Glanz von nun versiegelt,
Lag um den Mund ein Freuen, das nicht wich,
Da ihm Unsterblichkeit das Tor entriegelt . . . . . .

Thea von Puttkamer.

Abschied vom Balkon.

Plauderei von Ilse Reicke.

Der Oktoberwind ist aufgestanden. Triefend rennt und rast er draußen über die abgeernteten Felder, faucht böse durch die Kiefernwälder, in denen zart und hell die gelben Laubfackeln der Birken brennen, unsanft packt er die Gärten an und schüttelt sie, daß die blanken Kastanien zu Boden prasseln. In den steinernen Straßen der Stadt aber hastet der Oktoberwind vorwärts wie ein gehetzter Großstadtmensch, der sich mit beiden Ellbogen seinen Weg bahnt und doch überall gegenrennt. Böse, wie er ist, sprenkelt er das viele, zärtlich gehegte Grün an den zahllosen Balkons der steingrauen Straßen rot und gelb und reißt es dann ab und wirft es auf den nassen Asphalt, vor die Hufe der Pferde und die Reifen der Autos. Ach, und wieviel mehr wehmütige Gedanken bringt es dem Menschenherzen, wenn das liebevoll betreute Grün eines Großstadtbalkons im Herbstwind vergeht, als wenn draußen von den vielen Bäumen einer früher kahl wird oder später! — Denn hier ist jeder Zweig und jeder Stengel ein Gedanke, eine Erinnerung, jedes kleine Blatt ein Vögelchen Sommerfreude, das nun verwelkt davonflattert in die Vergessenheit! Wenn der Städter Abschied nimmt von seinem Balkon, dann nimmt er Abschied vom Sommer, von der Natur, wenn er die Glastür zum Balkon zuschließt, dann schließt er auch schon den Winter ein in seine Wohnung und in seine Gedanken!

Man hat in diesem Krieg so vieles entdeckt, was bisher verborgen gelegen wie die Erzader im Gestein. Man hat die vegetarischen Mittagsgerichte entdeckt und die Mark Brandenburg als Sommerfrische und die Frauen als Bahnsteigschaffnerinnen, und man hat auch den — Balkon entdeckt! — Ja, wie ich so an der grauen Häuserwand dahinhaste und mir die vielen Fronten ansehe und dabei aussinne, wie man es so recht gravitätisch bezeichnen könnte, da muß ich im stillen sagen: Der Balkon als Kulturphänomen ist uns erst in diesem Sommer aufgegangen! Ja, Balkon und Balkon, das ist ein Unterschied. Dem einen ist er ein schöner Luxus, dem andern ist er Lebensbedingung. Aber in jedem Fall ist er ein Stückchen freie, grüne Flur im eigenen Heim, ist er eine kleine Versöhnung von Natur und Kultur, und für einen jeden ist er ein Stückchen Sommerpoesie, das jetzt mit dem Oktober zu Ende geht, und von dem wir dieser Tage nachdenklich Abschied nehmen müssen!

Wenn man als Großstädter in den feinen Vierteln wohnt, in Berlin zum Beispiel am Reichskanzlerplatz oder am Kurfürstendamm, dann ist der Balkon ein Ort, wo helle Korbmöbel stehen und Kissen darauf, in bunter Wolle gestickt, und der vielgeplagte, abgearbeitete Hausherr sitzt nachmittags auf dem schönsten wollenen Blumenstrauß, die Zigarre in der einen Hand, die Zeitung in der



anderen und trinkt seinen Kaffee. Das ist seine schönste und seine einzige freie Stunde am Tage. Das blanke Silbergeschirr auf dem runden Tisch steht prächtig zu dem brennenden Zinnoberkranz der Pelargonien, der rings um das Balkongitter läuft und über die ganze Straße hinwegleuchtet. Der Balkon mit seinen paar hellen Korbmöbeln als ganzer Ausstattung ist nichts weiter als eine Pflegestätte dieses jubelnden Rots, er soll zu nichts Nützlichem weiter da sein, als dem von vieler Arbeit angegriffenen Hausherrn in seiner einzigen bureau- und telephonfreien Stunde dies Blumensymbol der vollsten, purpurnsten Lebensfreude vor die Augen und vor die Seele halten — denn es gibt ganz gewiß eine Magie des Rots! Die weißen Kleider der Hausfrau und ihrer Freundinnen stehen ebenfalls herrlich zu den üppigen Pelargonien, und die Damen sitzen in Weiß und Rot und Sonne und rühren das Saccharin in den Täßchen und reden dabei — vom Essen, ganz wie es auf jener anderen Art von Balkon geschieht, den ich nicht wie diesen den Herrenbalkon, sondern den Hausfrauenbalkon nennen möchte.

Er ist zunächst nicht herausgebaut, sondern eingebaut und also überdacht — eine Tatsache, die man auf gut deutsch mit dem Worte „Loggia“ bezeichnet. Die Loggia hat die liebenswürdige Eigenschaft, das dahinterliegende Wohnzimmer zu verdunkeln, und ist mit roter Ölfarbe angestrichen. Dort hing man im Frieden die frischgewaschenen Strümpfe zum Trocknen auf, klopfte die Pelzsachen, bürstete die Röcke aus und stellte die verstorbenen Blumentöpfe beiseite. Jetzt freilich verdient der Hausfrauenbalkon noch seinen Namen — aber wie sieht er anders aus: an den roten Ölfarbenwänden ranken sich an hohen Stäben Bohnen empor und Erbsen in üppiger Fülle, so daß die Landschaft von Neapel oder der Akropolis, die oft noch kunstsinnig vom Hauswirt auf die Wand spendiert wurde, völlig verdeckt wird, so daß man wenigstens alle Woche auf den einen Teil des Berliner Donnerstagsessens: auf Eisbein mit Erbsen und Sauerkohl hier im Hause sich freuen darf! Aber nicht genug damit: in Kästen wedeln die grünen Büsche prächtiger Mohrrüben, aus der Erde lächeln kokett rote Radieschen, auch Salat gibt es und, der Stolz und wahre Schwerpunkt des Hausfrauenbalkons: einen Riesenkürbis, der so breit und behaglich lächelt, als ob er der Mond selber wäre, der sich hier in Pension gegeben hat! Damit können freilich die vielen Tomaten nicht wetteifern, die in großen, dichten, vollbehangenen Stauden wie ein grüner Wandschirm auf der steinernen Brüstung stehen und dem neidischen Gegenüber den Anblick des gemütlichen Kaffeekränzchens entziehen. „Wenn die letzten Tomaten nicht mehr reif werden, kann man sie auch grün einmachen, das gibt ein apartes Gemüse“, sagt die Hausfrau, die den Herbstwind kommen sieht. „Ich bin beinahe traurig, daß ich meinen kleinen dankbaren Garten bald forträumen muß. Alle Freude ist so schnell vergänglich im Leben!

Indessen: Der Haupttreffer unter den Balkonen ist selbst dieser noch nicht! Den erlebt man erst, wenn man einmal im Juli durch den Berliner Osten gegangen ist, jenseit der Landsberger Allee, durch die Kochhannstraße und die Wilhelm-Stolze-Straße, und wie sie alle heißen. Da steht an baumlosem Bürgersteig ein hohes, steiles Steinhaus am anderen, Häuser, in denen Ernst, Arbeit und Alltag wohnen — und doch sieht die ganze Straßenfront aus wie die Wand in der Stube eines Vogelhändlers, die von oben bis unten dicht behängt ist mit lustigen grünen Vogelbauern, in denen das Leben munter zwitschert. Wirklich: die Großstadtstraße ist nichts als ein grünes, munteres Übereinander und Nebeneinander, Untereinander und Durcheinander von kleinen Balkons! — Sie sind wirklich wie Vogelbauer: herausspringend aus der Fassade, mit luftiger Eisengitterbrüstung und nach oben zugewachsen und abgeschlossen durch Wände von wildem Wein, Efeu oder Bohnen. Hier haben wir schon den Balkon als Laube, als Ersatz der „Laube“ draußen vor der Stadt. Er ist recht eigentlich der Kinderbalkon. Vater und Mutter sind tagsüber auf Arbeit, der Säugling steht da in seinem Wägelchen „im Grünen“, die Kleinen machen dort ihre Schularbeiten oder lassen die Puppe so lange durch die Gitterstäbe „runtergucken“, bis sie vier Stockwerk tief herunterschlägt und Schusters Mieze unten gerad vor den Puppenwagen purzelt, dort auf dem Balkon schreibt die große Schwester ihre täglichen Feldpostbriefe oder schneidert. „Du, Maxe, sieh mal“, sagt Willem und faßt den Freund bei der Hand, „dat is unsa Jemisejarten,“ und weist auf Bohnen, Kohl und Tomaten, „und det hier, kiekst de woll, is der Zierjarten: Wicken ham wer un Kresse und Stiefmütterchens und Vergißmeinnicht — so ville, un nu“, der Steppke zieht den Freund zu der dritten Balkonwand, „nu kiek hier unsen zelogischen Garten! Wat sagst de nu?“ Da sitzt Hänschen, der Kanarienvogel, im Bauer und singt, da schwimmen die Goldfische im großen, ausgedienten Weißeglas von Vatern, da sind Willems pommersche Frösche, die er von der „Ferienkolonie“ mitgebracht hat, und für die er in der Rechenstunde Fliegen fängt, da sind „als Säugetiere“, wie der naturkundige Willem erklärt, zwei lebendige Karnickel „von Jroßmuttern uf'm Lande“. „Die jibt's zu Weihnachten, ohne Fleischkarte!“

Der Oktoberwind bläst; draußen entblättert er die Gärten und Chausseebäume, die Dorfleute sitzen längst nicht mehr in der Laube oder im Freien im Wirtsgarten, — aber drinnen, in der Großstadt, da sind mit jedem blassen Sonnenstrahl, den der Oktober schenkt, die sterbenden Balkons noch einmal belebt. Der alte Herr mit der Pfeife und dem Käppchen sitzt schon im Wintermantel im Schaukelstuhl, den er sich hat herausschieben lassen, und betrachtet sich seine Kakteen: einen hat er dem Enkel zur Versetzung versprochen. Der blasse Student hat sich die Sofadecke um die Füße gewickelt und blättert draußen, auf dem wackelnden Gartenstuhl, im dickleibigen Kollegheft: wie schön hat sich's hier, über dem Treiben der Straße, oben im Grünen studiert, abends, beim milden Schein der elektrischen Lampe, wenn gegenüber in der Loggia, bei der roten Hängelampe, das blonde junge Mädchen seine weißen Tüchlein stickte! Die alte Jungfer mit den dünnen Schläfen und der ewigen Flanellbluse begießt ihre Lieblinge noch einmal, obgleich die Tage wirklich feucht genug sind; sie hat ein ganz bräutliches Glück in die Augen bekommen, seit sie den ganzen Sommer für zärtliches, liebliches, junges Leben sorgen durfte, für die rührend dankbaren kleinen Pflanzen. Die junge Kriegerfrau aber faltet die Hände und blickt zärtlich auf die vergilbten Sträucher auf ihrem Balkon; wenn wieder Frühling ist, wenn sie wieder blühen, wird dann auch bei ihr der Frühling sitzen und ihr eine liebe, warme, kleine Menschenblüte in die mütterlichen Arme gelegt haben? —

Die Dämmerung kommt auf, der Oktoberwind bläst. Kalt läuft er durch die Straßen und ruft allen denen



draußen zu: hinein ins Haus, hinein ins Haus. Nehmt Abschied vom Sommer, ihr Menschen, nehmt Abschied, ihr Großstädter, von eurem Balkon! — Und wir schließen die Glastür, hängen den dicken Fensterfries davor und denken: ja, Abschied — aber nur bis zum ersten, zärtlichen Sonnenkuß des April! Und den Winter über wollen wir noch die Spatzen füttern auf der regenblanken oder weißverschneiten Brüstung unseres Balkons!

▽ ▽ ▽

Der Weltkrieg.

(Zu unseren Bildern.)

Die Schlacht bei Hermannstadt war ein Beweis für die kraftvolle Sicherheit, mit der der rumänische Angriff von uns abgeschüttelt wurde. Diese von Anfang bis zu Ende planmäßig durchgeführte Aktion ist in sich als militärischer Erfolg so abgerundet, daß die geschicktesten Entstellungsversuche der Feinde nirgend einen Angriffspunkt fanden. Umfaßt und vernichtet, restlos erledigt ist alles, was an dieser Stelle im Sinne und mit Unterstützung der feindlichen Großmächte ins Werk gesetzt worden ist.

Und ohne dem Feinde Ruhe zu gönnen, nimmt das Schicksal des bulgarischen Unternehmens seinen Fortgang. Der nächste Schlag war eine neue Niederlage der Rumänen in Siebenbürgen. Im Gorgeny-Abschnitt wurden die Rumänen aus ihren Stellungen bei Libanfalva geworfen. Vergeblich waren rumänische Angriffe am Bökces-Kopf. Sie endeten mit schweren Mißerfolgen, und weitere Stellungen, die sie besetzt hatten, wurden ihnen in unwiderstehlichem Vorwärtsdringen entrissen.

Während diese Erfolge österreichisch-ungarischer Truppen gemeldet wurden, kam gleichzeitig Meldung von der Armee Falkenhayn, daß der Feind in einer Reihe von glücklichen Gefechten weiter zurückgeworfen, daß hartnäckig verteidigte Stellungen im Sinca-Abschnitt erstürmt, daß der Gegner im vollen Rückzug war, von unseren siegreichen Truppen hart bedrängt.

Der rumänische Versuch, einen Donauübergang bei Rjahovo zu erzwingen, bildet viel mehr noch als durch sein vollkommenes Mißlingen durch die Unsinnigkeit, mit der dieser Versuch gemacht wurde, ein schlagendes Beispiel für die versagende militärische Tüchtigkeit der rumänischen Armee, von deren vorzüglicher Verfassung zur Zeit ihres Eintritts in den Kreis unserer verbündeten Feinde die Gegner nicht genug Aufhebens machen konnten. Dieser Donauübergang war eine volle Katastrophe.

Nunmehr ist es auch den größten Optimisten in den Reihen unserer Gegner, sofern sie nur militärische denkende Köpfe sind, klar, daß die geplante siebenbürgische Offensive aus und vorbei ist. An die Aussicht, zwischen Tutrakan und Silistria oder in der Dobrudscha erneut Versuche einer Gegenoffensive etwa gegen uns auszurichten, glaubt wohl im feindlichen Lager jetzt niemand mehr ernsthaft.

Mit eisernem Besen wird an der rumänischen Front Auskehr gehalten. Es ist blutiger Ernst, wenn aus den in schlichter sachlicher Form abgefaßten Berichten unserer Obersten Heeresleitung hervorgeht, daß von den geschlagenen Feinden so gut wie nichts übriggeblieben ist in diesem Vernichtungskampf. Unerhörte Grausamkeiten rumänischer Truppen haben dazu geführt, daß schonungslos gegen diesen Gegner verfahren wird. Es ist durchaus wörtlich zu nehmen, wenn z. B. am Schluß der Berichte über die Ereignisse am Roten-Turm-Paß erwähnt wird, daß auch die letzten Reste der Ersten rumänischen Armee, die etwa noch in den Bergen versprengt seien, ihrem Schicksal nicht entgehen würden.

Eine neue schwere Niederlage der Russen wurde gemeldet. Westlich von Luck empfingen unsere Truppen russische Massenanstürme mit einer Sicherheit und Kaltblütigkeit, an der die ganze Brutalität des rücksichtslosen Einsatzes ungeheuerlicher Menschenmassen scheiterte. Hier wie in anderen Teilen der russischen Front feiert die rücksichtslose Opferstrategie Brussilows maßlose blutige Orgien. Allein die Berichte aus Wolhynien von dem Abschnitt zwischen Luga und Turya zeigen, wie in einer Weise dies jeder modernen Kriegführung Hohn spricht, daß die Menschenkräfte des russischen Reichs zur Schlachtbank getrieben werden. Befohlen wird Durchbruch um jeden Preis. Mit Peitschen und Stöcken, mit dem eigenen Maschinengewehrfeuer, mit den eigenen Granaten werden die russischen Horden vorgetrieben. Siebzehnmal hintereinander gingen die russischen Garderegimenter in dieser Weise vor, bis zuletzt die brutalsten Mittel versagten und die Angriffe in stumpfsinniger Verzweiflung erloschen. Das Ergebnis des Wütens war vollkommen negativ. Nichts wird durch die hingeschlachteten Zehntausende gegen die geordnete Ruhe unserer Abwehr und unserer Rückstöße ausgerichtet.

Die Sommeschlacht geht ihren Gang. Das aufgezogene Uhrwerk ist noch nicht abgelaufen. Die Munitionsverschwendung, mit welcher gegen unsere Linien gearbeitet wird, ist noch nicht erschöpft. Und wäre sie unerschöpflich, auch damit würde der Zweck dieser ungeheuerlichen Aufwendung von Mitteln nicht erreicht werden. Eine Reihe von Meldungen vergeblicher feindlicher Angriffe ist aus dem Sommegebiet eingelaufen. Mit giftigen Gasen, flüssigem Feuer, Handgranaten und dem Bajonett ist stellenweise erbittert gekämpft worden.

Eine große Rolle in diesem blutigen Ringen spielt auf allen Fronten mehr und mehr der Luftkrieg. Die Leistungen unserer Flugzeuge zeigen sich nach wie vor überlegen. Obwohl diese Stoßvögel auf unserer ganzen weiten Front ringsum schwärmen und überall starken feindlichen Scharen begegnen, obwohl es großer Wetteifer der Nationen im Luftkrieg geworden ist, sind und bleiben wir in der Überhand.

Ein neuer Luftangriff auf London und den Humberbezirk erfolgte auch in dieser Woche wieder. Eine Anzahl von Marineluftschiffen hat sich dem in letzter Zeit so hoch gesteigerten Abwehrfeuer der Engländer durch Brandgranaten und aus Flugzeugen schonungslos ausgesetzt und bewiesen, daß keine Macht imstande ist, ihre Angriffe abzuwehren, selbst wenn es Opfer kostet. Diesmal ist eins unserer Luftschiffe über London in Brand geschossen und abgestürzt.

Die Woche schloß mit einer Überraschung. Das deutsche Kriegs-U-Boot 53 ist nach einer Fahrt von 17 Tagen in Amerika eingetroffen und nach zweistündigem Aufenthalt wieder abgefahren.

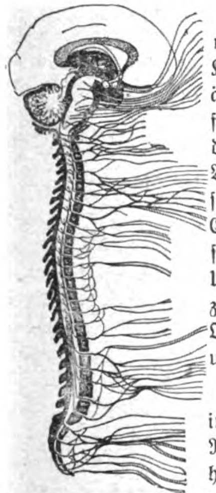
So ist auf allen Fronten, zu Wasser, zu Lande und in der Luft, restlos und unermüdlich die deutsche Kraft an der Arbeit. Ein Fortschritt nach dem andern führt uns dem Siege entgegen.

Dazu kommt der Erfolg unserer letzten Kriegsanleihe, deren stattliches Ergebnis Zeugnis ablegt von der Festigkeit des deutschen Fundaments, auf dem der Bau des Deutschen Reichs steht. X.



Nervenarbeit und Nervensubstanz.

Ein Beitrag zum Verständnis der Arbeiten von Professor Dr. Habermann.



Das Zentral-Nervensystem, der Sitz des Bewußtseins, in welchem alle körperlichen und geistigen Empfindungen zusammenströmen bzw. Willenskundgebungen ausgehen.

Unser Leben ist heute inhaltschwerer, wuchtiger, brutaler geworden. Alle Kräfte draußen und daheim sind aufs äußerste angespannt. An die Leistungsfähigkeit des Körpers und ganz besonders der Nerven werden ungeheuere Anforderungen gestellt. Seelische Erschütterungen, Sorgen, Strapazen und Entbehrungen zerrütten unser Nervensystem. Kranke Nerven sind aber die Ursachen zahlreicher Leiden und Schmerzen. Gesunde Nerven dagegen sind die Quellen eines wonnigen Kraftgefühls und ungetrübter Schaffensfreude.

Mit ihren feinen Verästelungen, die im Zentralnervensystem — Hirn- und Rückenmark — ihren Ausgangspunkt haben, vermitteln die Nerven jeden inneren und äußeren Lebensvorgang des menschlichen Körpers. Jeder Reiz, der den Körper trifft, die normale oder gestörte Funktion irgendeines inneren Organs, ja selbst unser seelisches Empfinden wird uns erst durch Vermittlung feiner und feinster Nervenfasern zum Bewußtsein und zum Gefühl gebracht. Der große starke Muskel wird von dem kleinen, feinen Nerv beherrscht, den man deshalb auch mit Recht den psychischen Muskel genannt hat. Der kraftvolle Arm des Athleten leistet nichts mehr, jedes beliebige Organ versagt, sobald seine Nerven irgendwie erschlaffen. Der Magen z. B. — er mag im übrigen noch ganz gesund sein — kann nicht mehr die Speisen genügend verdauen, Appetitlosigkeit und alle ihre bösen Folgeerscheinungen treten auf, wenn die Magennerven entkräftet sind. Die heutige Zeit verlangt von uns ja nicht Ueberanstrengung unserer Körpermuskeln, aber sie fordert unerbittlich täglich aufs neue Einsetzung unserer ganzen Kraft des Geistes und der Nerven. Die Folge ist, daß wir nur mit Mühe, unlustig und mechanisch unsere tägliche Berufsarbeit erledigen, die uns keine Befriedigung gewährt. Unser Körper wird vernachlässigt, Sport und Spiel, ungenügend gepflegt, werden zur unfruchtbaren Anstrengung, statt durch Erfolg und Sieg unsern Geist zu ermutigen, zu erheben. Nervös überreizt, schwindet unser Appetit, unser Heim bietet uns keine Behaglichkeit, Ruhe und Erholung mehr. Unlust, Unzufriedenheit, Unruhe, Sorgen rauben uns den Schlaf, treiben uns unstet umher und lassen uns notgedrungen zu bedenklichen Mitteln greifen, um unsere Nerven künstlich für kurze Frist aufzupeitschen oder zu betäuben. Gegen dieses Elend, das nur aus unseren verbrauchten Nerven herstammt, finden wir in unseren Medikamenten keine dauernde Hilfe, und eine Methode ständiger, wissenschaftlich erprobter Pflege der Nerven, welche allein wirklich helfen könnte, war bisher noch nicht gefunden.

Darin liegt aber das Verdienst der Arbeiten von Professor Dr. Habermann, daß er uns ein Mittel zu einer solchen Pflege unserer Nerven an die Hand gab, mit dem wir hoffen dürfen, unsere Nerven — die seelischen Muskeln — in absehbarer Zeit ebenso kräftigen zu können, wie wir unsere physischen Muskeln schon längst zu stählen vermögen! — Dieser Forscher stellte nach einem neuen, von ihm entdeckten Verfahren Nervensubstanz in physiologisch reiner Form aus den Stoffen dar, aus welchen z. B. auch das sich aus dem Ei entwickelnde Hühnchen Gehirn und Rückenmark aufbaut, nämlich aus den Bestandteilen des Eidotters! Die Wirkung solcher Nervensubstanz, welche auch Lecithin genannt wird, auf den Organismus, ist eine überraschend günstige, wie dies durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten bewiesen wurde.

Soweit diese guten Erfolge auf rein medizinischem Gebiet (bei Tuberkulose, Zuckerkrankheit, schweren Nerven- und Gemütsleiden, Arterienverkalkung usw.) liegen, interessieren sie uns hier nicht und gehen nur den praktischen Arzt an. Wohl aber ist es für **jeden** von größtem Interesse, zu erfahren, daß nach den Forschungen unserer Physiologen und Aerzte die erhöhte Zufuhr von Nervensubstanz in den Organismus von außerordentlicher Bedeutung für jede gesunde Lebenstätigkeit ist. Denn auch in den Nerven findet ein Stoffwechsel, fortwährender Verbrauch und Erneuerung der Nervensubstanz, statt. In dem ermüdeten, schwachen oder kranken Nerv **schwindet** die Nervensubstanz, wie man es am Querschnitt der Nerven unter dem Mikroskop deutlich beobachten kann. Führt man einem so geschwächten Körper neue Nervensubstanz zu, so wird, wie zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten beweisen, diese besonders im Gehirn, Rückenmark, überhaupt im ganzen Nervensystem zurückgehalten und für den Lebensprozeß sofort verwendet. Munterkeit, Kraft, Arbeits- und Lebensfreude treten wieder ein und machen den Körper gegen Ueberanstrengung widerstandsfähig. — Nervensubstanz Lecithin, nach dem Verfahren von Professor Dr. Habermann, in physiologisch reiner Form, dem menschlichen Organismus adäquat und von guter Wirkung, gelangt nur im Biocitin zur praktischen Darreichung.

Biocitin ist ein wohlschmeckender, pulverförmiger Extrakt aus den leichtest verdaulichen, natürlichen, also chemisch unveränderten Wertanteilen von Eidotter und Milch (alles schwerer Verdauliche ist daraus entfernt) und enthält zirka 10 Prozent physiologisch reine Nervensubstanz — Lecithin — nach Professor Dr. Habermann. So bildet Biocitin ein vertrauenswertes Nähr- und Kräftigungsmittel für jeden erschöpften Organismus in geistiger und körperlicher Hinsicht; es bildet für den Schwerkranken ein gern genommenes, leicht verdauliches, kraftspendendes Nahrungsmittel, schafft eine hochwertige Nährquelle für schwächliche und blutarme Personen, kräftigt und fördert den Substanzersatz der Nerven und ist für Ermüdungs- und Erschlaffungszustände des Körpers wie des Geistes von kaum je gehoffter Nutzbarkeit.

Vor allem aber ist es das große Heer der an den Folgeerscheinungen des Krieges, wie seelischen Erschütterungen, Strapazen und Entbehrungen, nervös Zusammengebrochenen, denen Biocitin Auffrischung und Kräftigung des gesamten Nervensystems bringt.

Biocitin ist nur in Originalpackungen in allen Apotheken und Drogerien erhältlich. Minderwertige Nachahmungen und Ersatzpräparate bitten wir energisch zurückzuweisen, denn Biocitin ist das einzige Präparat, welches nach dem patentierten Verfahren von Professor Dr. Habermann hergestellt wird. Eine Broschüre über rationelle Nervenpflege und ein Geschmacksmuster Biocitin sendet auf Wunsch völlig kostenlos die Biocitin-Fabrik, Berlin S 61/W 8.



Nummer 42.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

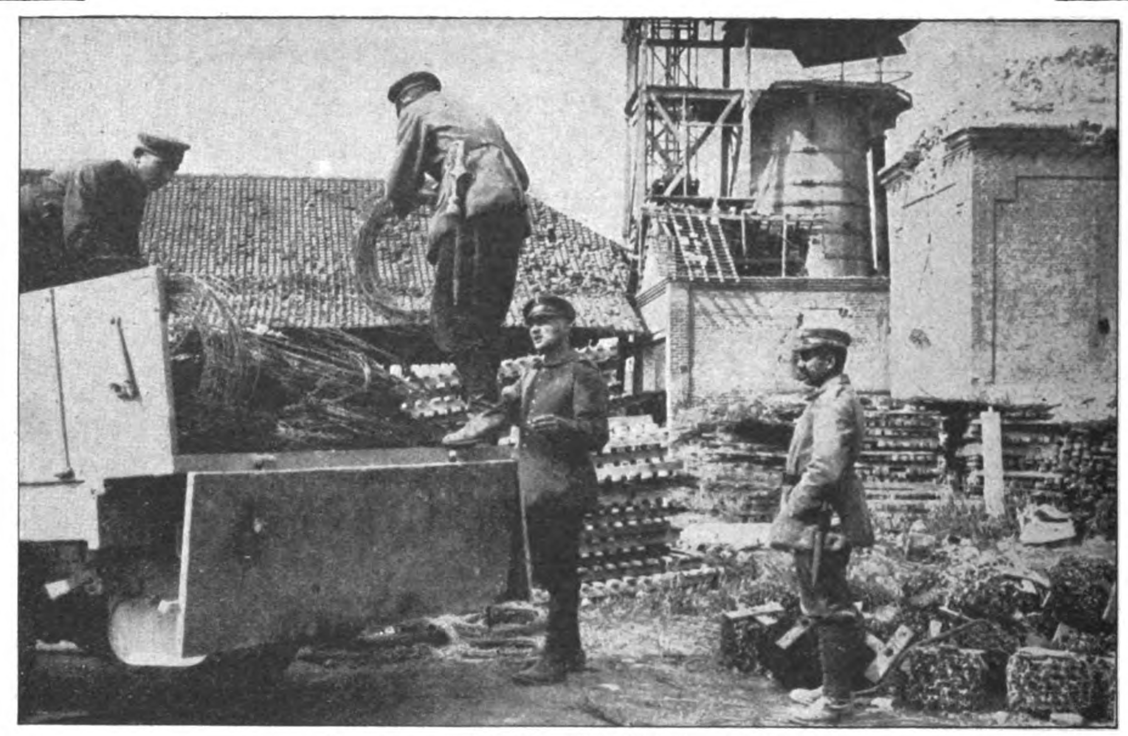
Seite 1471



Phot. Hoffrup.

Generalleutnant Krafft von Dellmensingen,

Führer der bayrischen Truppen am Roten-Turm-Paß.

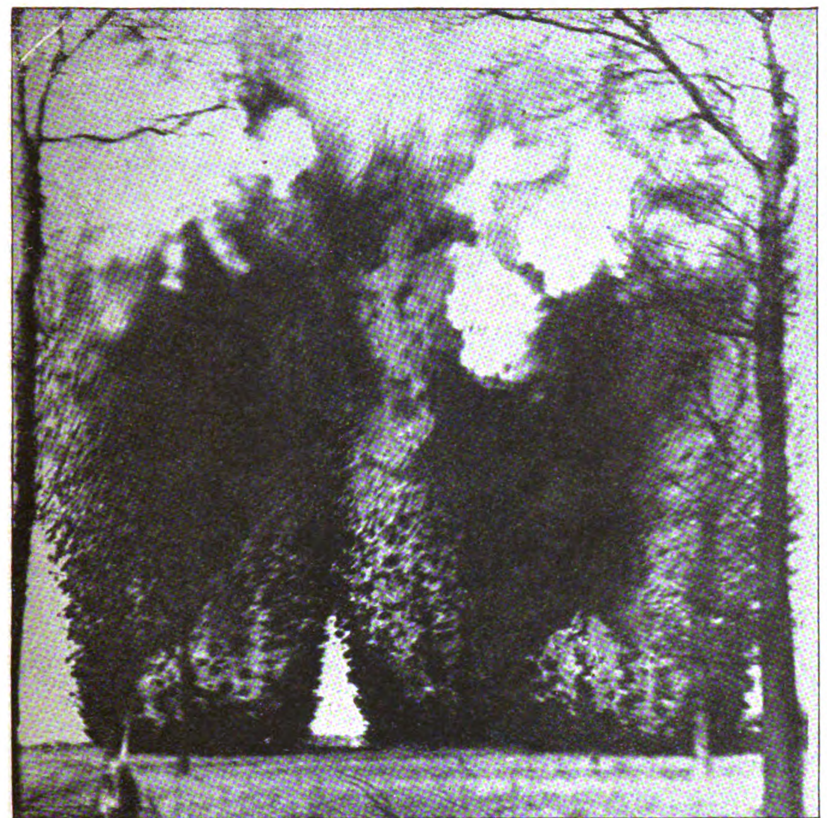


Ausladen von Stacheldraht dicht hinter der Front.

Illustrations Photoverlag.

Zivilgefangene Franzosen beim Straßenbau hinter der Sommefront.

Aus dem Kampfgebiet an der Somme.



Einschlagen feindlicher Granaten im freien Feld vor unsern Stellungen.



Schußwirkung an einem Baum.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Ein Dorf bei Thiepval (nördlich der Somme), das durch das anhaltende Artilleriefeuer vollständig zerstört und dem Erdboden gleichgemacht wurde.

Vom Artilleriekampf in dem Sommegebiet.





Zar Ferdinand von Bulgarien im Gespräch mit dem Kronprinzen Boris.



Hofphot. Kögel.
Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. V. v. Czerny †
Berühmter Chirurg, Heidelberg.



Phot. Hoffmann.
Geh. Rat Dr. Georg Ritter v. Orterer †
Präsident der bayrischen Abgeordnetenkammer.



Von österreichisch-ungarischen und bulgarischen Offizieren befehligte rastende Albanerfronttruppe.



Dekorierung eines Frontsoldaten durch General der Kavallerie Erzherzogthronfolger Karl Franz Josef in Gegenwart des Armeekommandanten Generaloberst von Köveß.

Phot. A. Wertheim.

Major Marckstadt. Hauptmann Panitzki. Major von Knesebeck. Hauptmann Büchs. Hauptmann Tschirner.

Hofphot. Pieperhoff u. Fendius. Phot. Donnerhack.

Hauptmann Klette. Hauptmann Schmidt Hauptmann Schultz. Oberleutnant Weinberg. Oberleutnant K. Reif.

Hauptmann Wintermantel. Leutnant Julius Ballin. Oberleutnant Richard Schultze. Oberleutnant Hans Köhler. Leutnant v. Brackel.

Phot. Broashus.

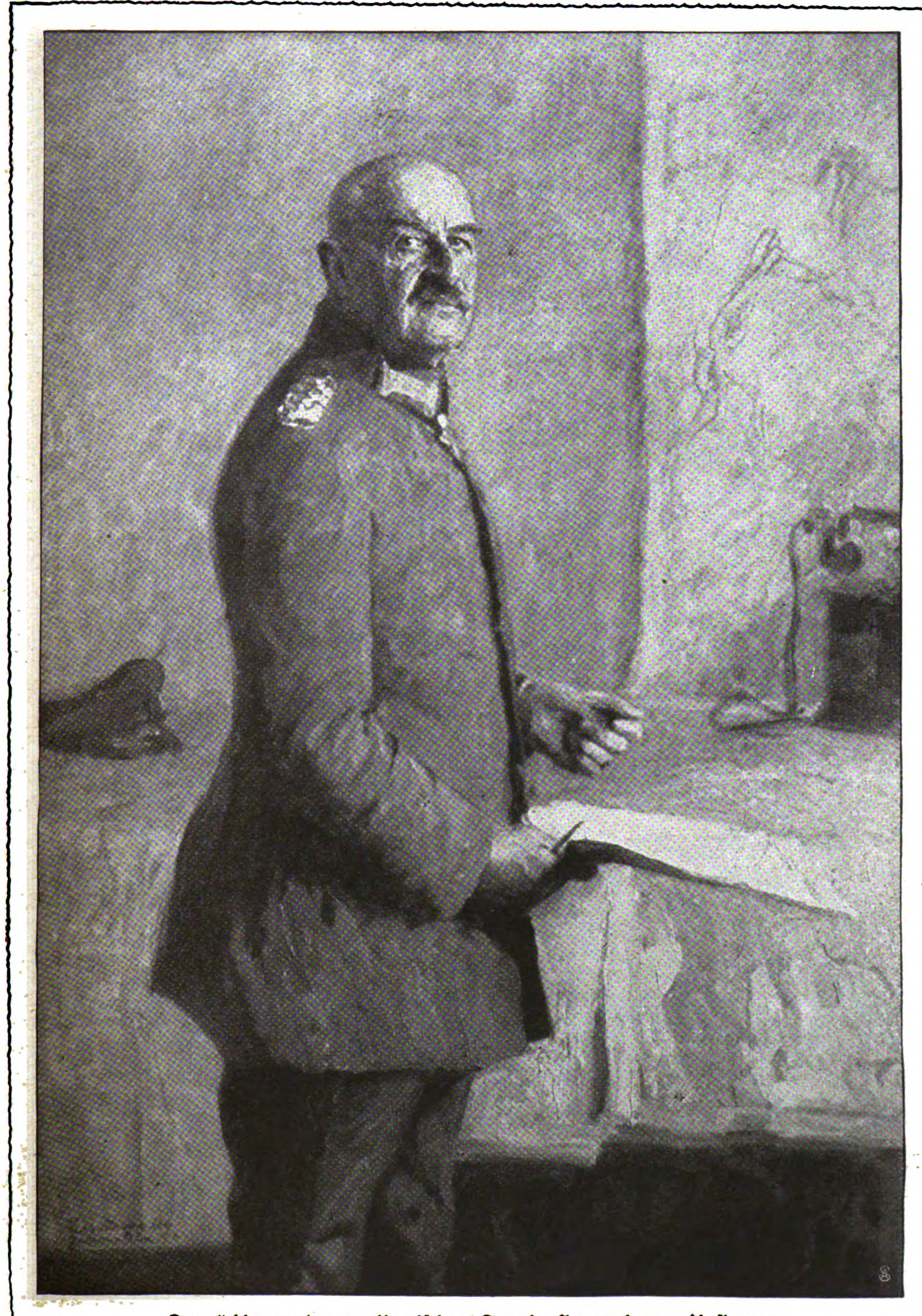
Leutnant Karl Lange. Leutnant Jos. Brüning. Leutnant Schuchardt. Leutnant Jos. Rubarth. Leutnant Ernst Multa.

Phot. Braun.

Leutnant Martini. Vizefeldwebel Paul Neumann. Feldw.-Leutn. Ferd. Ruderisch. Offizier-Stellv. Kewitz. Feldw.-Leutn. Herm. Weber.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.





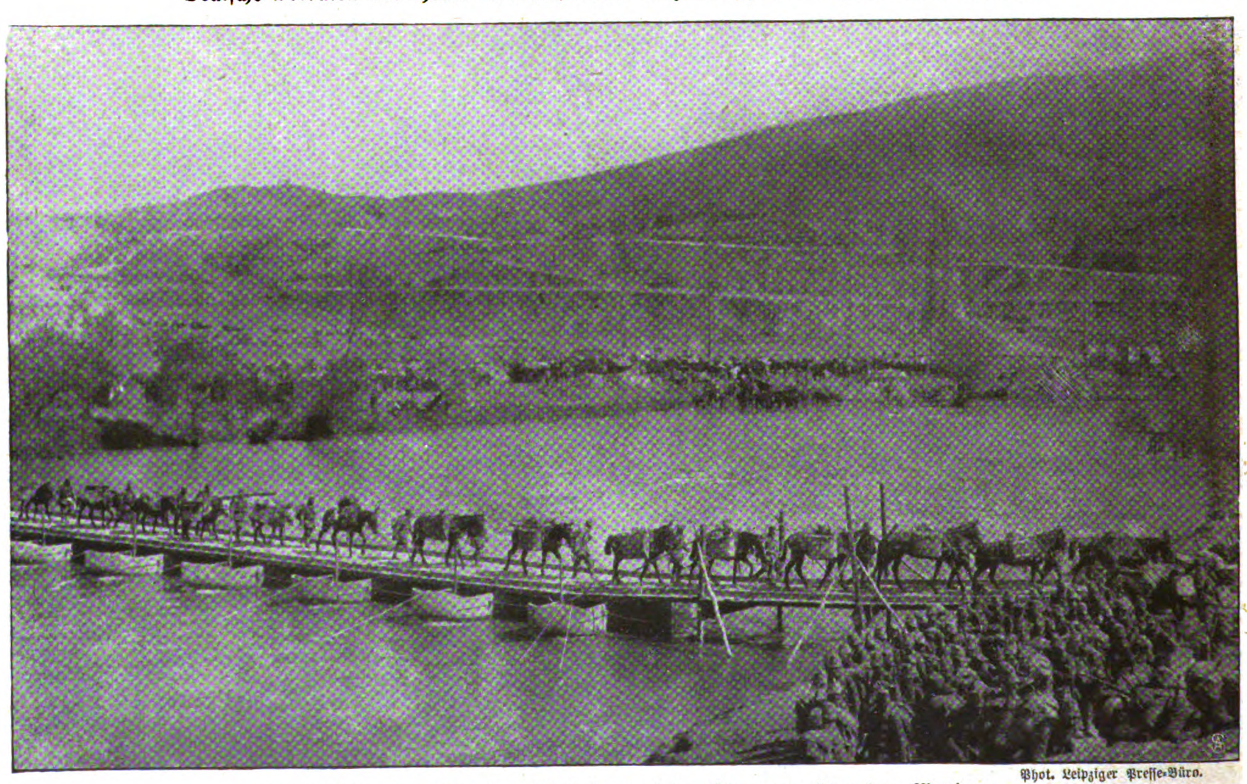
Der Schirmer der wolhynischen Front: General von Linsingen,

den der Kaiser durch ein Handschreiben (vom 5. Oktober 1916) ehrte.

Nach dem Gemälde von Fritz Reusing.



Deutsche Soldaten vor ihrem Quartier, einem mazedonischen Steinhaus im Wardartal.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Österreichisch-ungarische Tragtierkolonne beim Übergang über den Wardar.

Von der mazedonischen Front.

Die türkische Marine und deutsche Mitarbeit.

Von Oberleutnant zur See Wichelhausen.

Nach dem Einlaufen von „Goeben" und „Breslau" in die Dardanellen, August 1914, folgte eine lange Zeit der Ungewißheit, was aus den Schiffen geworden war. Sensationelle Nachrichten über Beschädigungen, unausführbare Reparaturen brachten ausländische Zeitungen, die Reuterpresse schwelgte im Versenktsein der beiden Schiffe. Von diesem sagenhaften Nimbus umgeben, lagen „Goeben" und „Breslau" versteckt an den sonnigen Gestaden der Türkei, im Marmarameer.

Das lauteste Geschrei erhoben später darüber mit der größten Unberechtigtheit die Engländer, denen die Schiffe durch die Finger gelaufen waren. Die englische Diplomatie hatte bei Ausbruch des Krieges außerdem den unverzeihlichen und später sehr bereuten Fehler gemacht, die fast in England fertiggestellten und bereits bezahlten türkischen Linienschiffe „Sultan Osman" und „Reschadie", Schiffe eines neutralen Landes, zu beschlagnahmen und die bereits hinterlegten Gelder festzuhalten. Diese Gelder, die teilweise durch Volkssammlung zusammengebracht worden waren, um damit etwas zum Schutze des großen Osmanenreiches beizutragen, dieses gesammelte Geld unterschlug das reiche England, diese Schiffe nahm das große England mit den vielen Schiffen weg!

Als Ersatz wurden daher von Seiner Majestät dem Kaiser dem inzwischen neuen Bundesgenossen, der Türkei, „Goeben" und „Breslau" zur Verfügung gestellt und in die türkische Flotte eingegliedert.

Am 16. August 1914 fand die feierliche Übergabe der Schiffe statt; „Goeben" erhielt den Namen des großen Sultans und Eroberers „Jawus Sultan Selim I.", der im 16. Jahrhundert in vielen Feldzügen Mesopotamien, Syrien und Ägypten unterwarf und der Pforte abhängig machte; „Breslau" den Namen „Midilli", d. h. Mytilene, zur Betonung der Tatsache, daß die Türkei diese Insel noch für sich beansprucht. Am 16. August 1914 stieg dann bei der Übergabe morgens statt der deutschen Kriegsflagge der Halbmond auf, statt der deutschen Admiralsflagge die rote türkische mit drei weißen Sternen, Offiziere und Mannschaften erhielten als äußeres Zeichen der Zugehörigkeit zur osmanischen Marine als Kopfbedeckung den Fes. Damit zählten die Schiffe zu einer Marine mit alter Tradition, die bei der Eröffnung des Suez-Kanals 1869 noch nach der englischen Flotte die zweitgrößte der Welt sich nennen durfte. Wenn sie eben unzeitgemäß und unmodern geworden war und sich im Anfang des Krieges in unschlagfertigem Zustande befand, so liegt der Grund vor allem in der systematischen Unterdrückung der türkischen Marine während der Zeit der Sultane vor der Konstitution.

Mit der Konstitution 1909 begann daher erst das Erwachen. Männer, wie Enver, Djemal, Talaat, leisteten Gewaltiges, um das Riesenreich von dem bösen Alpdruck früherer Zeiten freizumachen und wachzurütteln. Enver-Pascha übersah in weitschauender Weise, daß hinter der Schaffung eines schlagfertigen Heeres alles andere zurückstehen mußte, vorläufig auch die Marine; es gelang diesem genialen Organisator, in den wenigen Jahren bei stets beschränkten Mitteln eine Armee zu schaffen, für deren Tüchtigkeit der Dardanellenfeldzug und die Eroberung von Kut-el-Amara Zeugnis geben.

Bei diesem Programm Enver-Paschas konnte, wie gesagt, mit einem Neuaufbau der Flotte nicht im gleichen Maß begonnen werden. Zur sachgemäßen Einleitung der Flottenreorganisation hatte man nach der Konstitution eine englische Marinemission unter Admiral Limpus berufen, von deren Tätigkeit man im August 1914 leider nicht die geringsten Spuren finden konnte mit Ausnahme absichtlich unkriegsbrauchbar gemachter Waffen und Maschinenanlagen, verlotterter Schiffskonservierung usw.

Pulsierendes Leben brachte in die Marine der energische Marineminister General Djemal-Pascha. Eine gedrungene Gestalt mit dunklen klugen Augen, das gebräunte Gesicht umrahmt von einem schwarzen Vollbart. Man fühlt, mit ihm ist nicht zu spaßen, rücksichtslos gegen sich und andere, der Typ des gebietenden Paschas. Ahmed Djemal-Pascha, einer der Stützen des Reiches, glühender Patriot und tüchtiger Soldat, der sich mit großer Energie in das ihm ganz neue Gebiet der Marine stürzte.

Gelegentlich eines Besuches der „Goeben", Mai 1914, in Konstantinopel war er ein Bewunderer dieses modernen Schiffes. Damals schrieb er in das Gästebuch des Chefs der Mittelmeerdivision:

„Le cuirassé ‚Goeben' montre qu'il est digne de porter le nom du grand chef d'armée, par la valeur physique et morale qui caracterise son Amiral, son Commandant, ses équipages. ‚Goeben' est le témoin flottant que les grandes nations sont capables de faire des grandes oeuvres."

Drei Monate später war dasselbe Schiff in den türkischen Linien, um den Beweis zu erbringen, daß die Worte Djemal-Paschas ihre Berechtigung haben sollten.

Am 16. August 1914 wurde Vizeadmiral Souchon, der Chef der deutschen Mittelmeerdivision, zum Chef der osmanischen Flotte ernannt und übernahm mit großer Freudigkeit dieses interessante Kommando, wobei er die wärmste Unterstützung in der Person des türkischen Commodore Arif-Bei fand, eines begabten, durchgreifenden und stets entgegenkommenden Seeoffiziers, der in ehrlicher Zusammenarbeit mit deutschen Marineoffizieren sich aller Verehrung erworben hat.

Zur besseren Handhabung des Dienstes erhielten alle türkischen Schiffe und Torpedoboote neben dem türkischen Kommandanten einen deutschen Kommandanten, den sogenannten „Commandant Remplaçant", der durch Rat, Tat und Erfahrung dem türkischen Kameraden zur Seite stehen und bei der Auslegung von Befehlen des Flottenchefs und Handhabung des Gefechtsdienstes beratend helfen sollte. Zur Unterstützung des deutschen Kommandanten bekam jedes Schiff eine Anzahl deutscher Geschütz- und Torpedospezialisten, Maschinenpersonal, Signal- und Funkspruchpersonal an Bord. Das Feld der Tätigkeit der deutschen Marineoffiziere und Mannschaften war sehr groß, galt es doch, in kurzer Zeit die Schiffe so gefechtsfähig zu machen und den Grad der Gefechtsausbildung der Mannschaft so zu heben, daß man daran denken konnte, im gegebenen Fall die türkische Küste zu schützen. Leicht war die Arbeit nicht; jedoch haben die Besichtigungen durch den Flottenchef einen unverkennbaren und erfreulichen Fortschritt in der Gesamtausbildung gezeigt, die türkischen Mannschaften



haben bewiesen, daß ein vorzüglicher Kern in ihnen steckt. Ich glaube, jeder, der mit türkischen Leuten zusammengearbeitet hat, hat diese genügsamen und unverdrossenen Menschen, oft anhänglich wie Kinder, liebgewonnen.

Im Marmarameer fanden dann nach dem ersten Ausbildungstadium größere Flottenexerzitien statt, es wurde evolutioniert, Nachtangriffe der Torpedoboote gefahren und Schießübungen abgehalten. Die deutschen Artillerie- und Torpedospezialisten haben in dieser stillen und mühseligen Arbeit der Ausbildung wirklich sich selbst übertroffen, ihre Verdienste können Außenstehende nicht im entferntesten beurteilen, um so weniger, wenn man bedenkt, daß sie unter ganz fremden Verhältnissen arbeiteten, dabei ohne alle Hilfsmittel, die man sonst als selbstverständlich voraussetzt. Diese Ausbildungstätigkeit, die allmählich auf Spezialkurse in Artillerie und Funkentelegraphie, Entfernungsmessen, Fähnrichs- und Marinerekrutenausbildung erweitert wurde, dauert bis heute an.

Mit dem 29. Oktober 1914 begann dann bei Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Türkei neben der Ausbildungstätigkeit die Offensivtätigkeit der türkischen Flotte; die Nutzanwendung von all dem bisher Gelernten sollte gegen einen Gegner gezeigt werden, der bislang der Schrecken im Schwarzen Meer war. Am 29. Oktober 1914 zeigte die türkische Flotte zum erstenmal seit 1878 ihre Flagge in dem von den Russen als Mare clausum betrachteten Schwarzen Meer, um den Russen die Seeherrschaft streitig zu machen, und das Flaggensignal des Flottenchefs an die türkische Flotte: „Tun Sie Ihr Äußerstes, es handelt sich um die Zukunft der Türkei“ wurde die Devise für alle späteren Unternehmungen.

Man war sich klar, daß die türkische Flotte der russischen unter dem sehr energischen Befehlshaber Admiral Eberhard, seit August 1916 Vizeadmiral Koltschak, an Einheiten und Gefechtswert bedeutend unterlegen war.

Schiffsbestand der türkischen Flotte	Schiffsbestand der russischen Flotte
Linienschiffe	
	1. Imperatriza Maria (1914) 12-30,5 cm Geschütze.
1. Jawus Sultan Selim (1912) 10-28 cm Geschütze.	2. Jekaterina II. (1914) 12-30,5 cm Geschütze.
	3. Joann Slatust (1906) 4-30,5 cm Geschütze.
2. Barbaroß Haireddin (1891) 6-28 cm Geschütze.	4. Jevstafi (1906) 4-30,5 cm Geschütze.
	5. Panteleimon (1900) 4-30,5 cm Geschütze.
3. Torgut Reiß (1891) 6-28 cm Geschütze.	6. Rostislaw (1896) 4-25,4 cm Geschütze.
	7. Tri-Swiatstelja (1890) 4-30,5 cm Geschütze.
Kleine Kreuzer	
1. Midilli (1911) 12-10,5 cm Geschütze.	1. Kagul (1902) 12-15 cm Geschütze.
2. Hamidie (1903) 2-15 cm; 8-12 cm Geschütze.	2. Mercurja (1903) 12-15 cm Geschütze.
3. Medschidie (1903) 2-15 cm; 8-12 cm Geschütze.	
Torpedoboote	
1. 4 Tp.-Boote Schichau-Typ. (1909) 24-Sm. Geschwindigkeit	1. 9 Tp.-Bootszerstörer Bistry-Typ (1912). 34-Sm. Geschwindigkeit.
2. 4 Tp.-Boote franz. Typ (1908) 24-Sm. Geschwindigkeit	
Unterseeboote	
Auf beiden Seiten dieselbe Anzahl.	

Diese Zusammenstellung zeigt die Unterlegenheit der türkischen Flotte. Es galt also, dieses zahlenmäßige Moment auszuschalten und den Feind in Situationen zu stellen, die taktisch günstig waren, bei denen der Russe seine überlegene Artillerie nicht ausnützen konnte, wenn möglich Einzelstreitkräfte zu binden und zum Kampf zu stellen. Alles dies war nicht so leicht, da man es auch mit einem sehr schlauen Gegner zu tun hatte. So stieß die türkische Flotte, die zu vielen solchen Unternehmungen auslief, stets nur auf den geschlossen marschierenden Feind, dem es trotz seiner Überlegenheit in vielen überstandenen Gefechten nicht gelungen ist, Erfolge zu erzielen, obwohl die Kämpfe teilweise im fernsten Osten des Schwarzen Meeres, also weit von der türkischen Operationsbasis, dem Bosporus, stattfanden.

Erst wenn man das Schwarze Meer in wilder Jagd nach allen Richtungen hin durchquert hat, erstaunt man über die Größenverhältnisse dieses Wasserbeckens. Das Schwarze Meer hat ein Areal von 423 939 qkm, d. h. die Größe von Preußen und Bayern zusammengenommen. Die größte Entfernung von der West- zur Ostküste beträgt 1150 Kilometer; das ist die Entfernung Köln—Danzig oder Helgoland—Scilly-Insel (Südwestspitze Englands). Sewastopol, der Hauptkriegshafen, liegt in der oberen Mitte des langgestreckten Beckens und beherrscht das Defilee zwischen Krimküste und asiatischer Küste (Kerempe), das an dieser Stelle nur 150 Seemeilen beträgt. Alle im Osten dieses Defilees stattfindenden türkischen Flottenunternehmungen konnten bei dem gänzlichen Fehlen von geschützten Häfen an der türkischen Schwarzmeerküste unterbunden werden, zumal die Sichtigkeitsverhältnisse so günstige sind, wie wir sie in unseren Heimatgewässern gar nicht kennen. Bei gutem Wetter ist die Rauchfahne eines Schiffes auf 40 Seemeilen, d. h. auf fast 75 Kilometer, zu erkennen. Diesen Sichtigkeitsverhältnissen entsprechend spielen sich die Artilleriekämpfe auf für unsere Verhältnisse ganz ungewohnt weite Entfernungen ab. Jawus hat kaum ein Gefecht unter einer Entfernung von 19 Kilometer gehabt, im Gegenteil suchen die Russen die Entfernung nach Möglichkeit hinauszuziehen, so daß des öfteren Kämpfe auf 24 Kilometer stattgefunden haben. Trotz dieser Riesenentfernungen muß man den russischen Artillerieoffizieren das Kompliment machen, daß sie ausgezeichnet geschossen haben.

Unter diesen Umständen war es aber ausgeschlossen, Linienschiffe, wie „Barbarossa“ und „Torgut“ ins Gefecht mitzunehmen, die auf 17 Kilometer als Äußerstes schießen können, an Schnelligkeit den russischen Linienschiffen unterlegen und wegen ihrer veralteten Bodenkonstruktion bei jedem Unterwassertreffer einer 30,5 Granate geliefert sind. Sie haben dafür ihre Schuldigkeit in dem großen Ringen auf der Gallipoli-Halbinsel getan, indem sie an Hand der mustergültigen Vorbereitungen des Korvettenkapitäns v. Arnim durch indirektes Feuer aus der Dardanellenstraße über die Berge nach dem Sarosgolf den englischen Kriegsschiffen und Transportdampfern böse mitgespielt haben.

Für die türkischen Torpedoboote trifft im Schwarzen Meer fast dasselbe zu, was bereits oben von den Linienschiffen gesagt wurde, nämlich, daß sie an Geschwindigkeit und Artillerie den russischen Booten so nachstehen, daß jede weitere Unternehmung von der Basis Leichtsinn wäre. Die Narben vieler Gefechte tragen daher nur „Jawus Sultan Selim“ unter seinem Kommandanten Kapitän z. S. Ackermann; „Midilli“ unter Korvettenkapitän v. Knorr; die in der türkischen Marine aus dem italienischen Kriege berühmt gewordene „Hamidie“ unter dem Kommando von Korvettenkapitän Wassif und Korvettenkapitän Frhr. v. Kottwitz; „Medschidie“, die am

3. April 1915 ein ruhmvolles Ende angesichts der goldenen Kirchenkuppeln von Odessa durch Minen fand unter dem Kommandanten Korvettenkapitän Nasmi und Korvettenkapitän Büchsel. Trotz der numerischen und taktischen Unterlegenheit wiederholen die türkischen Schiffe ununterbrochen ihre Kreuzfahrten im Schwarzen Meer, unterbinden die russische Handelsschiffahrt an der russischen Küste und erschweren durch unfreundliche Minenaktionen den Russen die Navigation.

Einen Sonderabschnitt der kriegerischen Ereignisse im Schwarzen Meer bildet neben Offensivunternehmungen die Geleitung von Truppentransportdampfern nach den östlichen Häfen des Schwarzen Meeres zur Verstärkung und Verproviantierung der türkischen Kaukasus-Armee; die Fahrten erwiesen sich als notwendig, da der Überlandweg zu viel Zeit in Anspruch nimmt. Diese Unternehmungen sind mit die aufregendsten, da sie längs einer unwirtlichen Küste auf einer Entfernung bis zu 560 Seemeilen erfolgen, und da sie während ihrer ganzen Hin- und Rückfahrt feindlichen Unternehmungen ausgesetzt sind.

Dazu kommt noch, daß die zu geleitenden Dampfer meistens asthmatisch sind, höchstens 10 Meilen laufen können, meistens aber nur 7, daß Maschinenschäden gerade dann eintreten, wenn die Situation kritisch wird. Auf einer dieser Fahrten schiffte sich der stellvertretende Oberbefehlshaber Enver-Pascha mit Stab auf Jawus ein, und ehe man in Konstantinopel eine Ahnung von seiner Abreise hatte, ankerte das Schiff im Anblick der gewaltigen schneebedeckten Berge von Trapezunt, von wo aus Enver-Pascha persönlich die Leitung des Kaukasus-Feldzuges übernehmen wollte. Enver-Pascha ist trotz seiner 34 Jahre der volkstümlichste Mann in der Türkei, er gilt als Nationalheld, jeder Türke erhofft von ihm Großes. Seine bescheidene, ansprechende Erscheinung mit dem kleinen schwarzen Schnurrbart, seine fast mädchenhafte Zurückhaltung lassen nicht vermuten, welche Willenskraft in diesem Mann steckt. Stets liebenswürdig und heiter macht er den Eindruck, als wenn die schwere Verantwortung und Arbeit, die auf seinen Schultern lastet, ihn nicht im geringsten stören könne. Er ist eine von den Persönlichkeiten, die vom Glück getragen werden und unter einem Glückstern geboren sind. Diese Fahrt war für Offiziere und Mannschaften des Jawus ein Ehrentag, für die türkische Marine ein historischer Moment.

Eine erhebliche Verstärkung erhielt dann die türkische Flotte und die gesamte Kriegführung mit dem Erscheinen der deutschen U-Boote, die von Wilhelmshaven in ununterbrochener Fahrt am 25. Mai 1915 vor den Dardanellen erschienen und durch ihre bloße Anwesenheit die feindliche Flotte vor den Dardanellen nach dem Verlust der Linienschiffe „Triumph" und „Majestic" in Schach hielten und den Russen die Seefahrt im Schwarzen Meer gründlich verleidet haben. Kapitänleutnant Hersing, der von türkischen Zeitungen „der Löwe unter Wasser" benannt wurde, und Kapitänleutnant v. Voigt waren die ersten verwegenen Kommandanten, die trotz Minen und Netze in die abgesperrten Dardanellen einliefen und mit riesiger Begeisterung von der türkischen Bevölkerung Stambuls empfangen wurden. Allmählich stießen immer mehr von den unheimlichen Gästen zur türkischen Flotte, die seitdem im Ägäischen und Schwarzen Meer manchen Dampfer versenkt haben oder durch ihre Artillerie die russischen Küsten in Aufregung versetzten. U-Bootbesatzungen, die in unermüdlicher Pflichterfüllung und Verwegenheit auch unter den schwersten Verhältnissen ihre Aufgaben erfüllen und dabei den Mut und die gute Laune nie verloren haben.

Die gegnerischen U-Bootaktionen sind immer nur periodisch und nicht tragisch zu nehmen gewesen, und Amerika tat dabei als neutraler Staat England gegenüber seine Pflicht, indem es alle englischen U-Booterfolge im Marmarameer in Gestalt von versenkten Personen- oder Flüchtlingsdampfern mit Anstand überging. Während des Dardanellenfeldzuges, d. h. vom 25. April 1915 bis 9. Januar 1916, haben die englischen U-Boote im Marmarameer durch ihr Erscheinen mehr gewirkt als durch ihre Torpedos. So schneidig und unerschrocken die Leistung der englischen U-Bootkommandanten war, die lange, navigatorisch unübersichtliche, teilweise versperrte Dardanellendurchfahrt erfolgreich zu durchtauchen, so mangelhaft sind ihre Schießleistungen gewesen. Nach den beobachteten verschossenen Torpedos und den tatsächlich damit versenkten Schiffen ergeben sich nur 14 Prozent Treffer. Das ist sehr wenig! Von französischen U-Booten hat nur eins jemals das Marmarameer erreicht, nämlich die „Turquoise", während alle übrigen französischen U-Boote schon beim Versuch vernichtet worden sind. Aber auch die Turquoise hat ihr Schicksal ereilt, sie wurde von den Türken gekapert und fährt heute als türkisches U-Boot „Müstajib-Onbaschi" im Schwarzen Meer. Bei den minderwertigen, veralteten französischen U-Booten ist es nicht die Schuld der französischen Kommandanten, daß sie nichts erreicht haben, sondern es ist die Schuld der gewissenlosen französischen Seekriegsleitung, die damit ihre besten Kommandanten dem Verderben weihte.

Gegen diese feindlichen U-Bootaktionen hat in unermüdlicher Fahrt die türkische Torpedobootsflottille gearbeitet, teils auf direkter U-Bootsuche, teils als Bedeckung des regen Schiffsverkehrs nach den Dardanellen, durch den Truppen und vor allem Munition und Proviant der V. Armee auf dem Wasserwege zugeführt werden mußten. — Im ganzen sind in den Dardanellen und im Marmarameer nicht weniger als 6 englische und 5 französische Unterseeboote, die auch von feindlicher Seite als verloren gemeldet sind, vernichtet worden. — Bei den wenigen zur Verfügung stehenden Torpedobooten und den riesigen technischen Anforderungen war es eine glänzende Leistung des Maschinenpersonals, immer fahrbereite Boote zu haben. Die Begeisterung für die „schwarze Kunst", die von dem energischen türkischen Flottillenchef Korvettenkapitän Pfeiffer den türkischen Besatzungen eingeimpft war, fand lebhaften Widerhall bei seinen Offizieren, und der Unternehmungsgeist der türkisch-deutschen Torpedobootskommandanten arbeitete immer wieder an neuen Plänen, um als Offensivwaffe sich Lorbeeren zu verdienen. Mit Stolz kann die Flottille auf den einzigen Fall in der Seekriegsgeschichte dieses Krieges bis zur Stunde zurückblicken, daß ein Torpedoboot nachts ein Linienschiff beim Angriff zum Sinken brachte. In der Nacht des 12. Mai 1915 wurde das englische Linienschiff „Goliath" durch das Torpedoboot „Muavened" im Dardanelleneingang erfolgreich torpediert, und den kühnen Kommandanten Kapitänleutnant Ahmed und Kapitänleutnant Firle wurde von Seiner Majestät dem Sultan die höchste Kriegsauszeichnung verliehen. Gleichverwegene Fahrten wurden durch die englische Dardanellenblockade bis Smyrna ausgedehnt und waren hauptsächlich zur Vernichtung feindlicher Handelschiffe unternommen. Im Schwarzen Meer



stießen nach Beginn der Feindseligkeiten mit Rußland 2 türkische Torpedoboote nachts in den Hafen von Odessa vor und machten sich dort unangenehm bemerkbar durch Versenken des russischen Kanonenbootes „Kubanez" und erfolgreiche Beschießung des Elektrizitätswerkes.

Ein großes Verdienst haben die Torpedoboote sich durch das sichere Geleit der aus dem Sunguldaker Kohlengebiet, das 120 Seemeilen östlich vom Bosporus an der türkischen Küste liegt, kommenden Kohlendampfer erworben. Die Kohlenversorgung der Türkei wäre bei dem völligen Abgeschnittensein von Europa unmöglich gewesen, wenn dieses glückliche Land nicht auch sehr ergiebige Kohlenlager besäße. So hat die Flotte seit Ausbruch des Krieges den Transport der Kohle und die Deckung der Dampfer gegen eine von Monat zu Monat stärker werdende feindliche Gegenwirkung erfolgreich durchgeführt, und die Torpedoboote haben viele Kämpfe mit feindlichen Torpedobooten und Unterseebooten bestehen müssen. Die Kohlengruben von Sunguldak, die bis Ausbruch des Kriegs französisches Unternehmen waren, sind mit Kriegausbruch von der türkischen Regierung übernommen worden.

Von der Flotte selbst werden mehrere Braunkohlengruben am Marmarameer im Tagebau betrieben, eine Kohle, die sich ausgezeichnet für Hausbrand und stationäre maschinelle Anlagen verwenden läßt. Diese teilweise seit Jahren stilliegenden Werke haben deutsche Marineoffiziere und Mannschaften, die eigentlich nur mit der Schiffsplanke vertraut waren, wieder in Gang gebracht und nach vielen Versuchen und Vorarbeiten und mit sehr beschränkten Mitteln eine Kohlenförderung von 2000 Tons im Monat erzielt. Matrose Petersen und Matrose Hakki, die früher Fische fingen, der eine in der Nordsee, der andere im Schwarzen Meer, arbeiten nun im Kohlenbergwerk als Häuer und haben mehr Interesse an starken Kohleflözen als an guten Fischen!

Sehr mannigfach sind die Sonderunternehmungen der türkischen Flotte. Wohl am segensreichsten haben die deutschen Marineärzte gewirkt, die vom Flottenchef den verschiedenen türkischen Hospitälern als Spezialisten zur Verfügung gestellt wurden; als Hygieniker unendlich viel Gutes für das Wohlbefinden und die Gesundheit der türkischen Soldaten geleistet haben oder aber, was von der türkischen Bevölkerung am dankbarsten empfunden wird, durch Eröffnung von Polikliniken, in denen die Leute unentgeltlich behandelt und mit Arzneien versehen werden, sich betätigen. Ferner nahmen mehrere Ärzte als Feldärzte an den schweren Kämpfen auf der Gallipoli-Halbinsel bei der Flottenlandungabteilung teil.

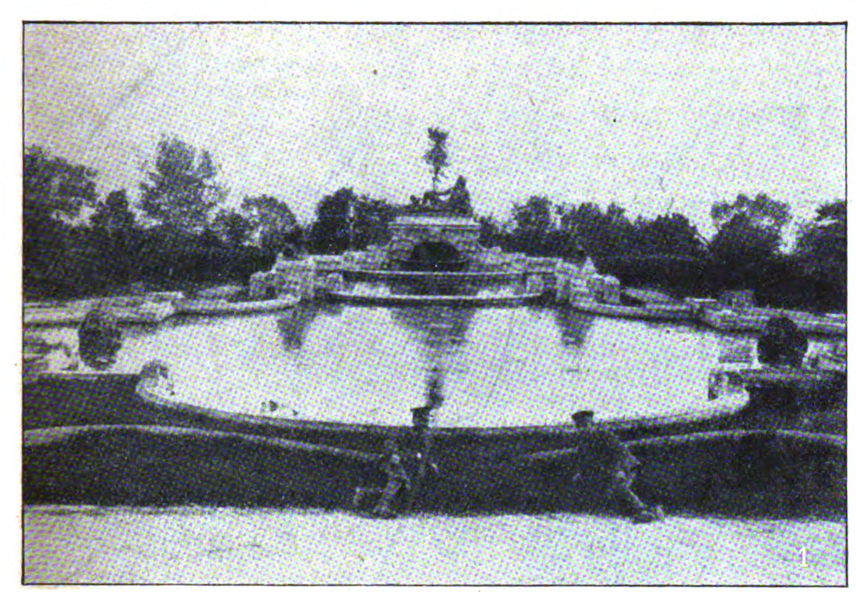
Diese Flottenlandungabteilung von 24 Maschinengewehren mit Jawus- und Midilli-Personal, ferner angelernten tüchtigen türkischen Matrosen stellte die Flotte bei dem anfänglichen Mangel der V. Armee an Maschinengewehren General v. Liman zur Verfügung, die dann ganz nach den Intentionen des Marschalls verwandt worden ist und sich auf allen Kampfabschnitten oft zuerkannte Lorbeeren geholt hat. In seltener Aufopferung und der größten Selbstlosigkeit hat sich diese tapfere Schar unter ihrem hervorragenden Führer Kapitänleutnant Boltz durchgeschlagen, und das beste Zeugnis über ihr unangenehmes Wirken stellt ihnen Sir Jan Hamilton selbst in seinem offiziellen Bericht aus.

Tausende von Kilometern südöstlich steht ein anderes Marinedetachement, auch gegen weiße und farbige Engländer, im aufreibenden Kampf mit dem schlimmen Klima des Zweistromlandes, die Flußflottille unter Kapitänleutnant Ney, die lebhaften Anteil an der Belagerung von Kut el Amara genommen hat und jetzt den Sicherungsdienst gegen feindliche Flankenangriffe auf dem Tigris versieht. Aus einem Nichts ist es dort gelungen, eroberte feindliche Flußkanonenboote wieder instand zu setzen und gegen den eigentlichen Besitzer erfolgreich zu verwenden. Gleichzeitig hat dieses Detachement die Erkundung und Verbesserung der Schiffbarkeit des Euphrat und Tigris übernommen und die ganzen Gegenden navigatorisch vermessen, so daß heute auf den großen landesüblichen Holzflößen „Scharturs" und den Keleks, die aus einer Reihe aufgeblasener Ziegenhäute bestehen, und auf den vom Detachement am Oberlauf der Flüsse selbst gebauten großen Kähnen das Zehnfache in der Hälfte der Zeit transportiert werden kann als bei Ausbruch des Krieges, wodurch der Nachschub für die VI. Armee nach Bagdad sichergestellt ist.

Neben diesen militärischen Unternehmungen ist viel lohnende Arbeit in marinetechnische Sachen gesteckt worden, vor allem in die Werften Konstantinopels, ohne die natürlich eine Flotte nicht auskommen kann. Das türkische Staatsarsenal im Goldenen Horn bietet heute den geschäftigen Eindruck europäischer Großbetriebe; hier ist von türkischen Ingenieuren und Beamten viel Wandel geschaffen worden, um den Ansprüchen so moderner Schiffe, wie „Jawus", „Midilli" und U-Booten, gerecht werden zu können. Deutsche Marinebauräte und Werftvorarbeiter haben mit bereitwilliger türkischer Unterstützung Großes geleistet. Eine kleine, im Anfang des Krieges von der Marine übernommene Privatwerft in Stenia hat eine Probe ihrer Leistungsfähigkeit abgegeben, als Jawus durch 2 große Leckagen beschädigt war und eine Dockgelegenheit für ein so großes Schiff fehlte. Da ist es dem genialen Baurat Wendenburg mit seinen Hilfskräften und dem Jawus-Personal gelungen, durch angesetzte, erst an Ort und Stelle gebaute Eisencaissons diese Löcher nach 4 Monaten so mustergültig zu dichten, daß das Schiff nicht im geringsten an seinem Gefechtswert eingebüßt hat.

Diese mannigfachen Unternehmungen der türkischen Flotte werden von einem Dampfer der deutschen Ostafrika-Linie „General", einem Begleiter der deutschen Mittelmeerdivision seit Messina, geleitet. Hier befindet sich das Hauptquartier der Flotte. Der Stab des Flottenchefs besteht zur Hälfte aus türkischen Offizieren, zur Hälfte aus deutschen Offizieren, und die Stabschefs Kapitän zur See Enver-Bei und Kapitän zur See Tägert haben alle Hände voll zu tun. Die Hauptschwierigkeit liegt in der Vielsprachigkeit, da alle Befehle ins Deutsche, Türkische beziehungsweise Französische übersetzt werden müssen. Deshalb haben die meisten Kammern, wo ehedem elegante, reiselustige Menschen auf der Fahrt nach dem dunklen Afrika wohnten, nüchternen Bureaus Platz machen müssen. Nur der marmorne Speisesaal erinnert noch an vergangene Pracht; hier sitzen bei gemeinsamen Mahlzeiten an Einzeltischchen der Oberbefehlshaber der Meeerengen, Admiral v. Usedom mit Stab, auch oft der Flottenchef mit Stab, hier ist der Tisch der „Alten Herren" unter dem Präsidium des Flottenarztes, ein türkischer Tisch, die „Nachrichtenbörse" und der sogenannte „Heldentisch", an dem sich die U-Bootoffiziere und Fliegeroffiziere einfinden. Hier geht es am lustigsten zu, und hier hört man die interessantesten Sachen dieser geheimnisvollen Waffe.



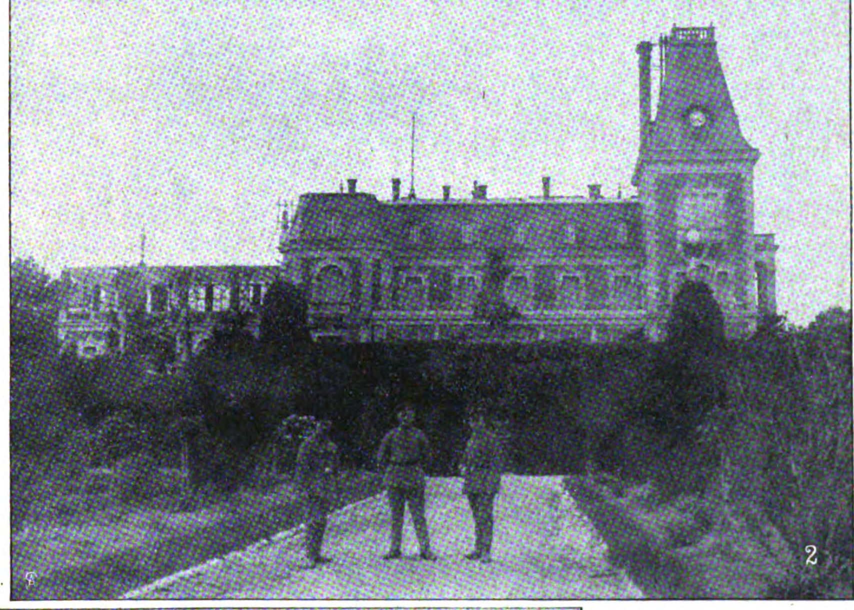




Anna Todorow,
Königl. Bulgarische Sängerin, wirkte bei einem Konzert zugunsten des österreichischen und ungarischen Roten Kreuzes mit.



Oberbürgermeister G. Michailoff,
Rustschuk,
ein Förderer deutsch-bulgarischer Beziehungen.





Bilder aus Bulgarien.

1. Springbrunnenanlage des Lustschlosses Euxinograd.

2. Das Lustschloß Euxinograd des Zaren Ferdinand von Bulgarien bei Varna.

3. Blick auf Varna.

Phot. Rich. Schelling.



Hochzeit eines internierten deutschen Offiziers auf einem Landsitz in der Ostschweiz.

Dr. Tarrasch. Mieses. Phot. Zander u. Labisch.

Schachwettkampf Dr. Tarrasch — Mieses in Berlin.

Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

5. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.

Der Major hatte seine Taschenlampe nicht bei sich, so tastete er sich den Gang zurück mit dem nagend ärgerlichen Gefühl, es sei zuviel gewesen, denn er, gerade er mochte die Franzosen nicht. Doch es verstimmte ihn nur wie eine Wallung, bis zur Treppe, dann löschte der Gedanke an den Dienst, die Pflicht, der noch je und je in diesem Mann die Oberhand behalten, alles andere selbstverständlich aus. Er rief den Burschen. Als er seines braven Kinzig lange Nase sah, sein ehrliches Deutsch hörte, war alles erst recht dahin. Der Major ließ sich Gurt, Revolver, Taschenlampe, Handschuhe, Mütze, Mantel, Kartentasche geben und stand wenige Augenblicke darauf unter dem Glasdach vor der Tür.

In der Dunkelheit erschienen die großen suchenden Lichteraugen des Kraftwagens, und kaum war er vorgefahren, so traten auch schon der Generalleutnant und sein Adjutant aus dem Haus. Es war eine wundersame Nacht. Ein matter Sternenschein vom Himmel dämmerte gespenstisch auf den Feldern, darüber dunkle Striche zogen: die Baumreihen der Straßen. Und nun bei einer Wendung des Weges zur linken die vierfache, durch die sie eben von Ralinghien gekommen waren. Das Rollen der Kanonen, die täglich gleiche Musik dieser Zeit und dieses Landes, klang, trotz der Meldung eines drohenden Angriffes, nicht stärker als sonst.

In der Ferne blitzte es ab und zu auf wie Wetterleuchten vom Mündungsfeuer der Geschütze. Dann wieder standen ganze Himmelstreifen in hellem Licht der Leuchtraketen. Sich nicht zu verraten, wurden nun die Scheinwerfer gelöscht, und sie mußten langsam fahren, um die Abzweigung des Weges nicht zu verfehlen, denn sie verließen die Yperner Straße.

Der General saß im Pelz in die Ecke gelehnt. Ab und zu wendete er den Kopf, wenn neben ihnen dunkle Schatten vorüberzogen, und dann fragte er wohl einmal zum Wagen hinaus: „Was seid ihr?“ „Ablösung“ hieß es oder „Reserve“, und der Truppenteil wurde genannt. Die Antwort kam nicht ängstlich, mit Rangbezeichnung und Stellungnehmen, sondern kurz in der Dunkelheit, wo man den Frager nicht erkannte, nur den Offizier ahnte, da er im Kraftwagen saß.

Bald war die Straße so breit von einer Munitionskolonne eingenommen, die endlos im Sternenschein dahinknarrte, daß sie halten mußten. Bei dem schmalen Wege kamen sie nicht vorbei. Major von Efferte ließ die Taschenlaterne leuchten und suchte auf der Karte. Halblautes Zwiegespräch klang mit dem General. Sollten sie den Weg nehmen über das „Estaminet au bon Coin“? Exzellenz wollte lieber aussteigen und gehen. Hauptmann Rennhöfer machte aufmerksam auf den Fuß des Generals, der in letzter Zeit wohl etwas sehr angestrengt worden sei. Doch der klopfte seinem Adjutanten begütigend den Rücken, und damit war die Frage abgetan.

Der Kraftwagen hielt. Man suchte Karten zusammen, Frühstück und eine Flasche Wein, die vorsorglich mitgenommen worden war für Nacht und Morgen. Dann ging Major von Efferte mit dem General voraus, während der Hauptmann zurückblieb. Er fragte Klostermann, der am Steuer saß, ob er auch den Rückweg fände, und bezeichnete ihm die Stelle, wo der Wagen halten sollte, wenn ihn am Morgen der Fernsprecher riefe. Dann lief er den beiden Vorausgeschrittenen nach. Sie zu erkennen, reichte das Sternenlicht nicht aus. Man hörte nur, wenn der Kanonendonner einmal einen Augenblick nachließ, ihre Stimmen.

Der Hauptmann sann in der tiefen Nacht. Eben kam man von Scherz und Lachen, Licht und warmem Herd, und nun schritt man durch gespenstisch belebte Dunkelheit, dem Ernstesten entgegen, das es unter Menschen gab. Und merkwürdig: immer noch gaukelte ihm das Bild einprägsam vor den Sinnen, wie die französischen Mädchen mit emporgerafften Röcken an der Wand auf den Stühlen gestanden. Ein Unlustgefühl regte sich in ihm, hier hinauszumüssen in das unwirtliche feuchte Dunkel. Das ging ihm immer so. War er draußen im Gefecht, so konnte er sich von Arbeit, Kugelfang und Kanonendonner nicht lösen. Alle Zauber der Nacht, alle Erregungen des Kampfes arbeiteten in seiner leicht entzündlichen Phantasie. So wirkte auch noch jetzt das letzte Bild fort in seiner Seele: die französischen Damen im Morgenkleid, die er so schwungvoll auf der nächtlichen Treppe begrüßt. Er malte sich ihre Geschichte aus, eine, die sie gewiß gar nicht hatten. Er fragte sich: was ging in diesen gekränkten, verängstigten Seelen vor? Ihm war alles Traum und Rätsel. Wie sein ganzer Lebensgang. Er, der Kunsthistoriker hatte werden wollen, aus einer Hochschullehrerfamilie stammend, war plötzlich Soldat geworden und haßte doch das, was er den Kommiß nannte, aus tiefster Seele. Da wurde die militärische Laufbahn in Frage



gestellt, denn nach einer Lungenentzündung mußte er einen ganzen Winter in Montreux verbringen. Dort hatte er gelernt, mit französischen Redensarten um sich zu werfen, als sei es ein Spiel. Um dem ungewöhnlich begabten Offizier alle Gefahren des Exerzierplatzes in Wind und Regen zu sparen, hatte ihn der Regimentskommandeur zu seinem Adjutanten gemacht. Gekräftigt und geheilt war er in die Front zurückgetreten, bis er wieder Adjutant wurde. Bei einem Prinzen, der, selbst ein Träumer, an Rennhöfers neben stärksten Wirklichkeiten des Dienstes ihm gebliebenen träumerischen Geiste Gefallen fand. Als nun jener Prinz wegen einer völlig fantastischen Heirat sein Nebenkrönlein bescheiden zurückgelegt auf den Tisch seines hohen Hauses, hatte man den ohne Schuld aus Stellung und Wirken geworfenen Adjutanten, den Mann mit nicht alltäglichen Gaben, zum Divisionsadjutanten gemacht. Zugleich kam der Krieg.

Sie waren vom Wege abgebogen auf ein Zuckerrübenfeld. Der Hauptmann hatte in seinen Träumen die beiden vorn eingeholt. Sie standen, und die Lampe des Majors suchte eben am Boden. Sie bestrahlte einen Körper, der in einem Granattrichter lag, verzerrt und zusammengebogen, mit bloßen Knien. Die Stimme des Generals klang wie aus einer anderen Welt, da man ihn neben der Blendung durch den kleinen hellen Lichtkegel nicht sah: „Rennhöfer, der Schotte liegt immer noch da. Es ist richtig, hier kommt niemand vorbei, aber die Brigade Golm soll doch mal ein paar Mann herschicken zum Begraben!“

Der Adjutant warf ein: „Exzellenz, es ist in dem Abschnitt der Brigade Flurschütz!“

Das Licht erlosch. Sie gingen weiter in der, wie es schien, zunehmenden Dunkelheit, denn Nebel zogen jetzt einen Schleier zwischen den reinen Himmel und die umkämpfte Erde. Während sie durch den tiefen Lehmschmutz des leise gewellten Bodens schritten, leuchtete es immer auf, vorn, rechts oder links, und dann sahen sie die Trümmerüberreste eines Dorfes oder Hofes, ein dünnes Wäldchen, durch dessen schwer beschädigte Äste das Feuer leuchtete oder Alleen lang hinzogen. Unablässig blies ihnen der Wind entgegen, ein gleichmäßiges Fauchen, das ihnen Nässe, man wußte nicht woher, ins Gesicht trieb.

Nun näherten sie sich einem kleinen Gehölz, fast Baumgruppe nur. Ein Feldweg wurde überschritten, daran verlassene Schützengräben hinzogen mit eingefallenen Unterständen. Stroh lag umher, naß und glitschig. Da klang ein helles Pfeifen. Irgendwo über den Köpfen fuhr es hin. Der Ton sank. Dann dröhnte dumpfes Schmettern und Krachen, eine feindliche Granate war hinter ihnen eingeschlagen. Die Offiziere gingen ruhig weiter auf die Baumgruppe zu. Zum zweitenmal pfiff es hell, brauste dumpf. Abermals ein Krachen. Und immer wieder pfiff es, schmetterte, dröhnte, einmal näher, einmal weiter entfernt. Sprengstücke hörte man irgendwo durch die Luft heulen, surren. Sie ratschten durch Zweige. Rennhöfer sagte: „Exzellenz, nun wird wohl an dem Schotten nicht mehr viel zu begraben sein, denn es muß etwa bei ihm eingeschlagen haben.“

Und es erschien ihm wie Wunder und Rätsel, daß sie, die noch eben dort gestanden, ihrem Soldatenschicksal entgangen waren. Nun hatten sie das Wäldchen erreicht. Sie mußten vorsichtig treten. Drähte liefen hier über das Feld, über Gabelstangen und einen Baumstumpf gehängt, dann glatt auf dem Boden.

Sie gingen in den Unterstand, eingegraben und angebaut an die dem Feinde abgewandte Mauer eines einsamen Hauses, von dem nicht viel mehr stand als Erdgeschoß und Dachgerippe. In dem niederen Erdloch, darin ein paar Kerzen brannten, erhoben sich Schatten, Offiziere, Oberleutnant von Gereck und ein paar andere Herren des Stabes, die vorausgefahren waren. In einem Nebenraum, durch eine dünne Wand abgetrennt, die Decke aus Baumstämmen und Eisenträgern gebildet, mit Brettern verschalt, brannte eine Oellampe ohne Schirm. Eine Gestalt ging dem Divisionskommandeur entgegen, ein großer dicker Mann: Generalmajor Hoehne, der die Artillerie der Division befehligte. Er grüßte dienstlich, und Generalleutnant Greger reichte ihm die Hand. Der Generalstabsoffizier und der Adjutant waren vorn in dem größeren Raum des Unterstandes zurückgeblieben. Auf einem vergoldeten Rokokotisch, den man von irgendwo hergeschleppt, lagen Karten und Papiere. Major von Esserte setzte sich auf einen Empiresessel, einst aus gutem Hause, dessen Ueberzug halb heruntergefetzt war, und vertiefte sich in Arbeit. Ab und zu fragte er den Unteroffizier am Fernsprecher etwas, einen kleinen schwarzen Menschen, dessen bebrillte kluge Augen immer auf dem Major ruhten. Der Adjutant hatte sich auf einem Holzschemel an der anderen Seite des Tisches niedergelassen und holte nun aus seiner Meldekartentasche allerlei Papiere, über die er mit dem Husarenoberleutnant flüsternd sprach. Regungslos saßen auf einer Notbank an der Wand die Offiziere.

Major von Esserte ließ sich von dem schwarzen Unteroffizier — er nannte ihn Rosenthal — den Hörer des Fernsprechers geben, und man vernahm die Antwort auf ein Gespräch, das ihm der Draht übermittelte: „Nein — nein! Bei Dixkapelle hat der Gegner keine Fortschritte mehr gemacht. — Wie meinen Sie? — Ach so, Herr General sind es selbst! — Gewiß, Herr General, eben ist die Meldung gekommen, daß wir Dixkapelle halten. — Jawohl, sie haben sich über-



rumpeln lassen. — Nur die Vorstellung haben die Engländer genommen. Hat aber keine Bedeutung. Die Entfernung vom Gegner ist dort nur vierzig Meter. In der Niederung ist Nebel gewesen, da sind sie in das Badehäuschen eingedrungen. Es liegt beim Buchstaben ‚p' von Dixkapelle. — Zu Befehl, Herr General. Ich halte überhaupt die ganze Stellung für unglücklich. Dieser kleine Brückenkopf hat keinen Wert. Er ist unter ständigem Flankenfeuer, wahrscheinlich von Höhe 40. Bekommt sogar vielleicht Rückenfeuer aus dem Kanalabschnitt. Ohne Höhe 40 ist der Besitz des Badehäuschens wertlos. Wir haben diese unsere Ansicht dem Korps gemeldet. Die glauben's aber nicht. Das Badehäuschen müsse gehalten werden. — Ah so, Herr General sind also auch unserer Auffassung. Das freut mich. — Nee — nee. Ich meine, wenn ein Mann wie General von Flurschütz sagt, das Badehäuschen sei nicht zu halten, es fordere nur unnütze Opfer, so kann uns das Korps wohl glauben. — Bitte? — Nein, Scotch Guardes sind es gewesen. Scotch —S—c—o—Scotch Guardes. Der Gegenangriff ist also befohlen. Drei Uhr zehn, Herr General. Exzellenz möchte wissen, wann die Mine gesprengt werden soll? — Wie meinen Herr General? — Ach, die Meldung von den Pionieren ist schon da? Hauptmann Pedröhl, nicht wahr? — Jawohl, großartiger Mann, Herr General. — Ich werde es sofort Exzellenz melden. — Ich, Herr General? — Natürlich käme ich gern selbst. Das wissen ja Herr General. Aber es muß erst wieder alles ruhig sein, sonst kann ich nicht fort. Vielleicht wenn wir das Badehäuschen wieder haben. — Jawohl, Exzellenz ist hier. — Wie Herr General befehlen. Selbst mit ihm sprechen? — Zu Befehl, Herr General. Einen Augenblick."

Major von Esserte stand auf und ging in den Nebenraum. Dort hörte man sie reden. Der Generalleutnant erhob die Stimme. General Hoehnes Baß klang dazwischen. Währenddessen arbeiteten der Adjutant und der Ordonnanzoffizier, über den Tisch gebeugt. Herr von Gereck machte sich mit Kurzschrift Bemerkungen. Von der Bank der Spötter aber — so nannten die Herren das lange, immer etwas schwuppende Brett, auf dem sie an der Wand saßen — klang Flüstern und leises Knacken, denn einer aß Walnüsse im stillen.

Da ging die Tür auf. Ein zerhacktes Gesicht schaute herein, Kürassierabzeichen am Kragen. Oberleutnant von Bißwang, den Kopf gebeugt, den Rücken krumm, denn bei seiner Größe war er gewöhnt, in einem Unterstand nicht aufrechtstehen zu können, trat in den Lichtkreis karger Kerzen. Hauptmann Rennhöfer blickte nicht auf, vertieft in seine Arbeit. Einen Augenblick wartete der Kürassier, dann machte er ein paar lange Schritte zu den Herren auf der „Bank der Spötter". Der Zunächstsitzende, Hauptmann Giese, stand auf, Bißwang fragte nach Exzellenz, und obwohl es hieß, der sei drin beschäftigt, drängte er einzutreten. Der Hauptmann, klein, schmächtig, mit schmalen Wangen, schmalen Schultern, wollte ihn zurückhalten, doch der lange Kürassier verzog sein Gesicht, daß es noch wilder aussah, und sagte mit jenem Nasenton, der ihm seit seiner schweren Verwundung geblieben war: „Ach was, ich habe keene Zeit!"

Da hob Hauptmann Rennhöfer den Kopf: „Bißwang, was wollen Sie denn?"

„Meldung von der Brigade."

„Sie müssen warten!"

Aber den Widerspruchsgeist der 694. J.-B. gewöhnt, brummte er: „Die Engländer warten nich, bis Exzellenz ausgequasselt hat."

Rennhöfer machte ihm ein Zeichen, leiser zu sprechen: „Erstens wird hier telephoniert. Zweitens

'quasselt' Exzellenz nicht, Bißwang, Sie olle Schandschnauze."

Aber der grinste: „Von welcher Charge ab 'quasselt' man denn nicht mehr?"

Auf der „Bank der Spötter" wurde es still, sogar das leise Nüsseknacken hörte auf. Es gab doch immer Unterhaltung, wenn Bißwang erschien. Der aber wurde mit einem Mal ernst: „Herr Hauptmann, ich bin mit drei Kreuzen hergeschickt."

Er ging einfach zum Eingang einer Stubentür aus dem zerschossenen Hause, an dessen Mauer sie lagen, und wollte klopfen. So hart trat just in dem Augenblick Major von Esserte heraus, daß sie fast aneinanderprallten. Bißwang verbeugte sich kurz: „Meldung von Herrn General von Flurschütz."

Aber der Generalstabsoffizier antwortete: „Wir haben ja eben mit ihm gesprochen. Was sagt er denn Neues?"

Der Kürassier stand immer stramm vor diesem Manne, den er meinte, nie anders als „Herr Major" nennen zu können, und antwortete mit seiner ganzen Derbheit: „Daß es Blech ist, dies verfluchte Sch.... häuschen wieder nehmen zu wollen."

Nun schloß auch der Major die Absätze: „Herr von Bißwang, das soll nur die Brigade u n s überlassen."

Immer wie gereizt diesem Manne gegenüber, gab der Kürassier zurück: „Ich bin auf Befehl hier, Herr Major. Mir persönlich ist die Geschichte höchst egal."

Der Major blickte ihn hart durch seine Brillengläser an: „Das ist wohl nicht die richtige Ausdrucksweise, daß es dem Ordonnanzoffizier einer Brigade 'höchst egal' ist, ob diese angreift oder nicht."

Es war, als wollte der Ordonnanzoffizier etwas sagen, doch er bekämpfte sich und schwieg. Da hörte man die Stimme des Generalleutnants: „Herr von Bißwang!"

Der Kürassier trat ein. Major von Esserte setzte sich an den Tisch und ließ sich von Unteroffizier Rosenthal den Hörer geben. Nichts bewegte sich in seinem Gesicht als die Kaumuskeln, die in dem harten, trockenen Kopf nervös arbeiteten. Rennhöfer aber beugte sich über den Tisch und sagte, während Bleistifte kritzelten und draußen ab und zu das Krachen einer krepierenden Granate klang: „Herr Major, er meint es nicht so. Da vorn wird leicht einer nervös."

Kein Nerv regte sich mehr in dem eisernen Gesicht des Generalstäblers: „Das gibt es eben nicht, 'nervös werden'. Ist auch Bißwang gar nicht. Einen losen Mund hat er."

„Nu ja, aber Bißwang ist wirklich . . ."

„Ein tadelloser Kerl", sagte der Major und rief die 694. J.-B. an. Er fragte noch einmal nach der Mine. Wenn sie noch zu rechter Zeit gesprengt werden könnte und man, wie Generalmajor von Golm gemeint, sogleich den Sprengtrichter besetzen würde, so bedeute das natürlich eine entscheidende Unterstützung für die Brigade Flurschütz. Ein paarmal ging das Gespräch hin und her. Dann gab der Generalstabsoffizier mit jener ruhigen Sicherheit, die ihm einst den Spitznamen des „Befehlsautomaten" eingetragen hatte, Befehle Punkt auf Punkt.

Unteroffizier Rosenthal mußte dafür sorgen, daß der Anschluß nicht abgerissen würde, und der Major ging zum General hinein. Dort stand der Kürassier vor dem Generalleutnant, am Ledergurt den Revolver, sporenlos, wie immer hier draußen in den Gräben. Der wandte sich sofort zu seinem Generalstabsoffizier: „Ich billige vollkommen die Gründe des Generals von Flurschütz, die er mir eben noch einmal vortragen läßt. Nun ist aber die Lage dadurch vollkommen verändert, daß bei der Brigade Golm gesprengt wird. Haben Sie alles erledigt?"

„Zu Befehl, Exzellenz."

Der Generalleutnant entließ den Kürassier: „Es bleibt also bei drei Uhr zehn!"

Dann wandte er sich zu General Hoehne, um das Artilleristische kurz noch einmal durchzusprechen.

Der Major ließ artig den Kürassier vorantreten. Er begleitete ihn sogar bis vor den Unterstand. Dort klopfte er ihm auf die Schulter, wie es eigentlich sonst nicht seine Art war, und sagte freundlich: „Mein lieber Bißwang, Sie müssen nicht gleich so böse sein."

Aber der schien den Groll noch nicht begraben zu haben: „Ja, wenn Herr Major meinen, daß mir der ganze Krempel ganz egal wäre."

Herr von Esserte lächelte, aber man sah es nicht in der tiefen Dunkelheit, die, draußen blind machend, nach der Beleuchtung im Unterstande sie umfing: „Das haben aber doch Sie gesagt und nicht ich!"

Der Kürassier war ganz verstört.

Endlich stammelte er: „Wahrhaftig, wahrhaftig! Was man nicht alles für Blödsinn redet, Herr Major."

Nach dieser Selbsterkenntnis grüßte er und stürmte in die Nacht hinaus. Er sah nicht die entgegengestreckte Hand des Majors, die nun im Dunkeln gehalten blieb. Er hörte auch kaum im Wegstürzen die Worte, die ihm der Generalstabsoffizier nachrief: „Na, dann sei Gott mit Ihnen!"

Etwas im Grunde Unnützes fügte er hinzu, denn wie sollte der Ordonnanzoffizier auf seinem Wege sich schützen: „Und Vorsicht, Bißwang! Gehen Sie lieber nicht die Ypernchaussee!"

Vielleicht dachte er dabei an seine Schwester. Er hatte niemals mit ihr über Herrn von Bißwang gesprochen. Nie brieflich ein Wort mit ihr darüber gewechselt. Zärtlichkeiten, gar schriftliche, lagen ihm nicht. Und doch lebte in diesem unerbittlichen, ern-

sten Soldaten bisweilen ein weicheres Herz, als er es zeigte oder auch sich nur zugab. Am liebsten wäre er selbst an Stelle des Kürassiers durch das starke Artilleriefeuer, das auf dem Wege zur Brigade lag, gegangen, um der Schwester jenen zu erhalten, den sie liebte. Der Schwester, die ihm, seitdem er Frau und Kind verloren hatte, ohne daß sie es wußte, auf der Welt am nächsten stand.

Er blieb stehen und blickte in die Dunkelheit hinaus, in der Oberleutnant von Bißwang verschwunden war. Gerade die Yperner Straße, daran die Gefechtsstelle der 694. J.-B. lag, war im Augenblick mit Schrapnells belegt. Man unterschied ihren Ton, man konnte ihre glühenden Sprengstücke über der Horizontlinie erkennen, wie sie die Leuchtraketen da draußen abzeichneten. Dort war jetzt sicher alles in Deckung, hinter Häusern oder hatte sich unter Brücken verkrochen. Bißwang jedoch, den der Befehl führte, Bißwang mit der Schandschnauze, aber dem eisernen Herzen ging gewiß aufrecht wie ein Engel über das Gefild.

Dem Major von Esserte kam in diesem Augenblick, wo Menschliches ihm nahetrat, der Gedanke an die Begegnung mit der französischen Dame auf der Treppe. Wie des Hauptmanns Rennhöfer bisweilen von „Rätseln und Wundern" gebannte Seele immer wieder die Mädchen in der Küche auf den Stühlen erblickte, so sah er plötzlich Madame Lätitia Vison de Beaucourt mit dem brennenden Leuchter vor sich stehen.

In der ganzen Zeit des Krieges hatte er an kein weibliches Wesen gedacht als an seine verstorbene Frau, wie das Bild mit dem Kinde sie zeigte, das er ständig bei sich trug. Ihm hatte einfach die Zeit gefehlt für Dinge, die seitab vom Wege lagen. Wie jetzt zum erstenmal seine Gedanken abirrten, warf ihn ein Schrapnell, das mit ungewöhnlicher Feuererscheinung über ihm platzte, zur Pflicht zurück. Und er verschwand im Unterstand, der strengen Arbeit entgegen, die nun kam: Vorbereitungen, Anfragen, Meldungen vom geglückten Sturm, denn anderes als ein Vorwärtstragen des Angriffes gab es für seine Erziehung als deutscher Offizier nicht.

Oberleutnant von Bißwang schritt in die Nacht hinaus. Auf dem Wege dachte er immer nur an den Angriffsbefehl. Er freute sich für die Brigade, daß Opfer, die er kosten mußte, nun wenigstens nicht umsonst sein würden. Er freute sich auch für seinen General, denn er wußte, wie es den gewurmt hatte, daß die Landser sich hatten überrumpeln lassen in dem kleinen vorgeschobenen „Brückenkopfe", wie ihn Esserte genannt, während das „Badehäuschen" bei der Brigade einen ganz anderen, derben, wegwerfenden Namen trug. Während er die Straße hinabeilte, auf der noch einzelne herumkrochen, blitzte unversehens vor ihm ein Schrapnell auf. Er dachte, in seine Sprechweise geformt: Nu fangen die Schweine ooch noch damit an. Granaten wären mir lieber gewesen! In Wirklichkeit pflegte er aber zu sagen, wenn Granaten ihre Drecksäulen warfen: Kinder, Granaten ist 'ne Rücksichtslosigkeit.

Als nun das nächste Schrapnell kam, genau vor ihm auf der Yperner Straße, und er seine Kugelfüllung prasselnd niederschlagen hörte, überlegte er einen Augenblick, ob er weitergehen sollte. Aber wie der Major es gedacht: er ging weiter. Hinter einem zerschossenen „Estaminet" stand richtig eine Anzahl Feldgrauer in Deckung. Es regnete auf das noch nicht ganz zerstörte Dach, daß die Ziegel spritzten. Ja, das galt richtig der Straße: Sperrfeuer, damit Kolonnen und Reserven nicht vorkönnten. Als nun aber ein Schrapnell nach dem anderen vorn, hinten, rechts, links, wunderbar die Nacht erleuchtend, sprang, stellte sich Herr von Bißwang, sobald es heulte, die rechte Schulter nach vorn, die Beine geschlossen, die Hände an die Hosennaht, dicht hinter eine der großen Pappeln der Straße. Und dabei sagte er jedesmal, wenn es krachte und der Bleisegen sich ergoß, ganz laut vor sich hin: „So!" Zugeständnis und Entlastung für seine Nerven. Sprungweise von Baum zu Baum kam er so vor, bis er seitwärts Belvoorde sah, wo in den Trümmern eines der ersten Häuser der Brigadestab lag. Dann rannte er über das Feld, und beim Eintreten machte er: „Uff!" Ganz außer Atem vom Laufen. Hauptmann Hasenclever blickte von Papier und Fernsprecher erstaunt und fragend auf. Da erklärte Bißwang, indem er sich in den gebrechlichen Rohrsessel warf, daß er krachte: „Das war 'ne Gemeinheit. Warum soll man's nicht eingestehn? Mir läuft's Wasser nur so über den Buckel, aber nicht bloß vom Loofen!"

Dann erstattete er die Meldung dem General.

Der wußte zwar schon durch den Fernsprecher vom gleichzeitigen Eingreifen der Schwesterbrigade, doch er betonte noch einmal, wie schwer er es sich nur abgerungen habe, einem Gegenangriff zu widersprechen, aber er fühle sich verantwortlich für seine „lieben Jungen" und dürfe sie des Ehrgeizes halber nicht opfern. Na, nun sei es ja etwas anderes, denn wenn die verfluchte Höhe 40 in die Luft ginge, so sähe man auch neben den Köpfen und Beinen der Engländer ihre Geschütze fliegen, die jedem Baden bei diesem verfluchten Badehäuschen sozusagen die andächtige Ruhe genommen hätten. Übrigens sprach er nicht von Baden, sondern von ganz anderen Dingen. Aber hier draußen gab es eben keine Jungfern, hier war Männerkampf. Wenn die Landser einem Punkt ihre eigenen Namen gaben, wo sie kämpften und ihr Leben ließen, so sollte man dankbar sein,



daß sie noch Stimmung für Scherze fanden. Nebenbei war dann solche Bezeichnung ihrem Munde gerecht, und sie merkten sie sich besser als die fremden Laute. Darum war diese verlorene Stellung auch auf der Spezialkarte — vorsorglich von der Division herausgegeben — so verzeichnet.

Der General trat an den Tisch, wo die Karte ausgebreitet lag, und nun wurden die Befehle weitergegeben für die beiden ihm unterstehenden Regimenter.

Aber bald arbeitete der Fernsprecher seltener, und Bißwang löste Hauptmann Hasenclever ab. Der Adjutant stieg mit dem General aus dem Unterstand ins Freie, um einmal nach Stunden der Arbeit Luft zu schöpfen, ehe die Haupttätigkeit begann, deren Dauer nicht abzusehen war. Auf der Straße war es stockfinster, denn die Nebelschleier am Himmel hatten jetzt vollkommen die Sterne verdeckt. Immer noch nieselte es leicht, wie fast täglich in diesem feuchten Lande. Die beiden Offiziere hatten sich Zigaretten angesteckt und sprachen vom Angriff, der bevorstand. General von Flurschütz meinte: „Daß sie sich haben rausschmeißen lassen, würde an und für sich weiter nichts schaden. Nur vor dem fremden Korps schämt man sich. Wir sind eigens aus der Champagne geholt, werden am brenzligsten Punkt eingesetzt, und dann passiert so 'ne Schweinerei. Nu werden sie natürlich sagen: Wir, wir, wir haben's wochenlang gehalten, jetzt kommt die berühmte 'Reisedivision', und da geht's sofort zum Deubel! Gottverdammte Schweinerei!"

Der Hauptmann beruhigte ihn: „Wir kriegen's ja wieder, Herr General!"

Doch der kleine General von Flurschütz gab zurück: „Wir wollten ja nicht davon reden! Jetzt: Maul halten. Nämlich das Maul habe ich, lieber Hasenclever."

Aber nach einer halben Minute fing er wieder davon an. Schließlich redeten sie nur noch von dem verlorenen Brückenkopf, der wiedergewonnen werden müsse und würde.

Rechts und links zeichneten sich unsicher die Umrisse der Dorfstraße ab, soweit man im Dunkel erkennen konnte, mehr von Feuer als von Zerschießung zerstört. Hoch darüber stieg, wenn an der Front der Horizont aufleuchtete, der kathedralenartige Turm von Belvoorde: ein dunkler, abenteuerlich, gleichsam gotisch zerrissener Riesenschatten. Inzwischen hatte das feindliche Artilleriefeuer aufgehört. Die beiden waren erstaunt. Hauptmann Hasenclever fragte, was der Gegner sich wohl eigentlich dabei dächte? Da schimpfte der General über den Feind, daß er nicht tätig genug sei. Entweder sei die „Bumserei" vorhin eine Munitionsverschwendung gewesen, oder man sei sich drüben nicht klar, was man wolle. So gäbe es kein Bild. Er sprach voll Achtung von der Tapferkeit der alten indischen Soldaten und Offiziere und nannte sie „Tigerjäger", die sich lieber totschlagen als gefangennehmen ließen. Nur die Führung, die Führung! Im Bewegungskriege würde sich's zeigen, daß sie strategisch und taktisch nichts gelernt hätten. Der General blies den Rauch seiner Zigarette von sich: „Zu viel Tennis, Kricket, Golf, Fußball. Das gibt Muskeln, aber nischt im Kopp!"

Als Kriegsphilosoph hätte er am Gegner gern seine militärische Freude gehabt.

Da nahte ein dumpfes Geräusch, ein leises Klappern, Schurren, Tritte in der Dunkelheit, eine Abteilung kam, das Gewehr umgehängt, ohne Tritt die Dorfstraße herab. Nur huschende Schatten waren zu erkennen in jenem gespenstischen Leben, das allein die Nacht in dieser Feuerzone ermöglichte, da bei Tage Truppenbewegungen gemeldet worden wären. Der General und sein Adjutant traten, um Platz zu machen, seitwärts heraus auf den Schutt eines zerstörten Hauses: ein Feldherrnhügel wie in Fresnela-Forêt. Die Truppen zogen stumm vorüber, denn durch Singen durften sie sich nicht verraten. Sie erkannten die beiden Offiziere nicht und diese nicht deren Führer, die dicht an dem Steinhaufen vorübergingen. Man hörte ein paar Sätze ihres Gesprächs: Keine verstiegenen Unterhaltungen „vor der Schlacht" über Mut und Herrlichkeit des Soldatenlebens, nein, von jenen Dingen redeten sie, die ihnen am nächsten lagen, nur mit dem einen beschäftigt, dem Kampf auf diesem engen, kleinen Erdenstück, das sie zu verteidigen hatten.

Der eine sagte, in den verfluchten Gräben beim Badehäuschen — wieder nannte er es so wie die Landser — sei ihm das Wasser in die Gamaschen gelaufen, drum habe er heute hohe Stiefel angezogen; und der andere schwärmte von einer Leberwurst, so herrlich, wie er den ganzen Feldzug nichts zu essen bekommen. Sie sei bei der Division gemacht. Da meinte jener mit den Wasserstiefeln, seine Kompagnie hätte keine bekommen. Das schien ihn zu ärgern, gar neidisch zu machen in verzeihlich kleiner Eitelkeit. Die nächsten Worte verklangen in Nacht und Nebel. Der General fragte seinen Adjutanten: „War das nicht Hauptmann Siebold? Der mit den Stiefeln?"

„Ich glaube, Herr General!"

General von Flurschütz schmunzelte: „Und der mit der Leberwurscht?"

Aber der Adjutant wußte es nicht. In diesem Augenblick kam wieder eine Kompagnie; unmittelbar neben ihnen blieb ein Hauptmann halten, so groß, daß er den General, der im tiefen Schatten auf den Trümmern erhöht stand, überragte. Er rief

die Leute an: „Aufschließen! Haltet euch zusammen. Ihr müßt nicht so auseinandergekleckert kommen.“

Dann befahl er Halt. Er rief die Soldaten heran, die sich im Halbkreis um ihn scharten. Nun sprach er zu seinen Leuten: „Kameraden! Ich will schon jetzt ein Wort zu euch reden. Vorn ist vielleicht keine Zeit, und ich habe euch nicht so beisammen, euch, meine alte, liebe Kompagnie. Unsere, denn wir gehören zusammen. Das haben wir bewiesen in Belgien damals, bewiesen in der Champagne! Wißt ihr noch, wie die Kompagnie damals Fresne=la=Forêt nahm? Die Kompagnie ganz allein, denn als die andern nachkamen, hatten wir's schon, das Saunest. Ihr lieben Kerle, das werde ich euch nie vergessen. Mancher Kamerad ist da liegen geblieben, na, und dieser und jener wird noch liegenbleiben. Aber zum Spazierengehen sind wir nicht hierhergekommen in dieses Land — nee! Sie haben heute abend unsere Kameraden da vorn überfallen, und unsere Kameraden liegen jetzt da draußen. Unbegraben liegen sie. Glaubt ihr, das gelbe und schwarze Gesindel da drüben, wobei ich das weiße selbstverständlich einschließe, würde unseren Kameraden ein ehrliches Begräbnis gönnen? Nee, gewiß nicht, deshalb müssen wir das tun. Unserem Bataillon wird die Ehre zuteil. Ihr wißt, daß sie, wie wir drin waren, in die Stellung immer reinfunkten von der Höhe 40 da drüben. Ihr kennt sie ja alle. Nun, das werden sie von jetzt ab schön bleiben lassen, denn in dem Augenblick, wo wir vorgehen, fliegen die da drüben in die Luft. Und dann macht ihr's genau so wie bei Fresne=la=Forêt. Drei Uhr zehn geht's los. Vorn sprechen wir uns wieder. Für frischen Kaffee ist gesorgt. Wird schon vorgebracht. Nach der Arbeit ist gut Kaffeetrinken. Das übrige machen wir und unsere Artillerie!“

(Fortsetzung folgt.)

Der älteste Friedensvertrag.

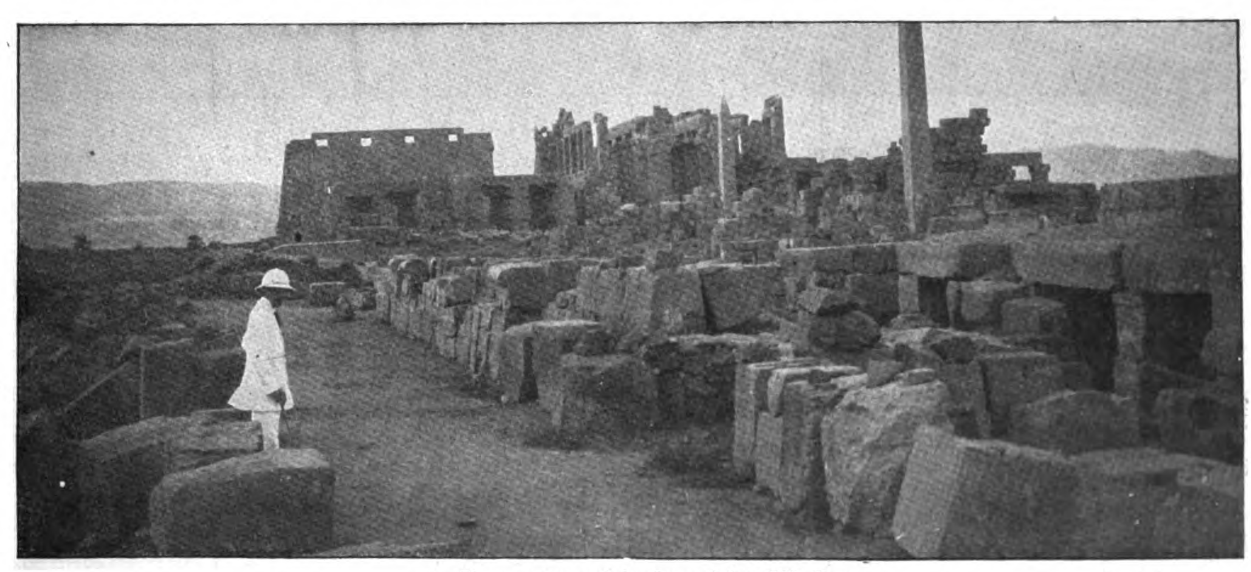
Von Dr. jur. et phil. Hans von Bleichröder.

Hierzu 5 Photographien aus dem Besitz der Kgl. Museen in Berlin und Aufnahmen des Verfassers.

Wenn die Tage kommen, an denen es an der Zeit ist, über Friedensbedingungen zu sprechen, werden die Erinnerungen wieder neu erweckt werden an die Friedensverhandlungen und Friedensverträge der Vergangenheit, an die Verhandlungen von Versailles und andere geschichtliche Vorgänge dieser Art.

In diesem Zusammenhang dürfte auch der älteste Friedensvertrag interessieren, der einen blutigen, lange Jahre dauernden Krieg zwischen den Ägyptern und den Chatten (Chatten=Hethiter) beendete und vor mehr als 3000 Jahren geschlossen wurde. Ein seltsamer Zufall fügte es, daß dieser älteste uns bekannte Vertrag im Originaltext der beiden den Frieden schließenden Völker erhalten ist, da außer dem schon früher bekannten ägyptischen Text vor wenigen Jahren auch der chattische Text bei den Ausgrabungen der Deutschen Orient=gesellschaft in Boghaz=Koi gefunden wurde.

Der Vertrag führt uns in die Zeit des „neuen Reiches“ (1580—1090 v. Chr.), einer Epoche, in der Ägypten zur Großmacht geworden ist, nachdem alle Nachbarn wieder tributpflichtig gemacht waren und unter Tutmoses III. und Sethos I. große Eroberungzüge den Reichtum Ägyptens gemehrt hatten. Bei Sethos' Tode beseitigte Ramses (vergl. Abbildung 4) seinen älteren Bruder und läßt sich von den ihm ergebenen Priestern zum König weihen. Siegreiche Feldzüge in den ersten Jahren stärken sein Herrscherbewußtsein und seine Macht. Die Chatten aber, die



1. Ammonstempel in Karnak im Südosten.

sich an den syrischen Grenzen schon früher festgesetzt hatten, dringen weiter vor, und ihr König Muttalu erobert Kadesch, die stärkste Festung Syriens. Ramses marschiert mit 20 000 Mann gegen Mutallu, und es kommt in der Ebene von Kadesch zum Kampfe. Nur durch tollkühne Tapferkeit wendet Ramses die vernichtende Niederlage von den Seinen ab, und es gelingt ihm, den Rest seiner Truppen nach Ägypten zurückzubringen. Nach Theben zurückgekehrt, feiert Ramses große Triumphe und läßt seine angeblichen Siegestaten auf vielen Tempelbauten verewigen. Doch die Fürsten



2. **Vertrag auf der Tempelwand in Karnak.**

in Palästina und Syrien glauben, Ägyptens Macht sei gebrochen, und fallen offen von Ägypten ab. Drei Jahre braucht Ramses, um diese Gebiete zurückzuerobern; dann zieht er wieder das Orontestal abwärts gegen die Chatten, die er in jahrelang andauernden Kämpfen zurückdrängt. Nach 15 Kriegsjahren stirbt Muttalu, und sein Nachfolger und Bruder Chattusil bietet Ramses die Hand zum Friedensbund.

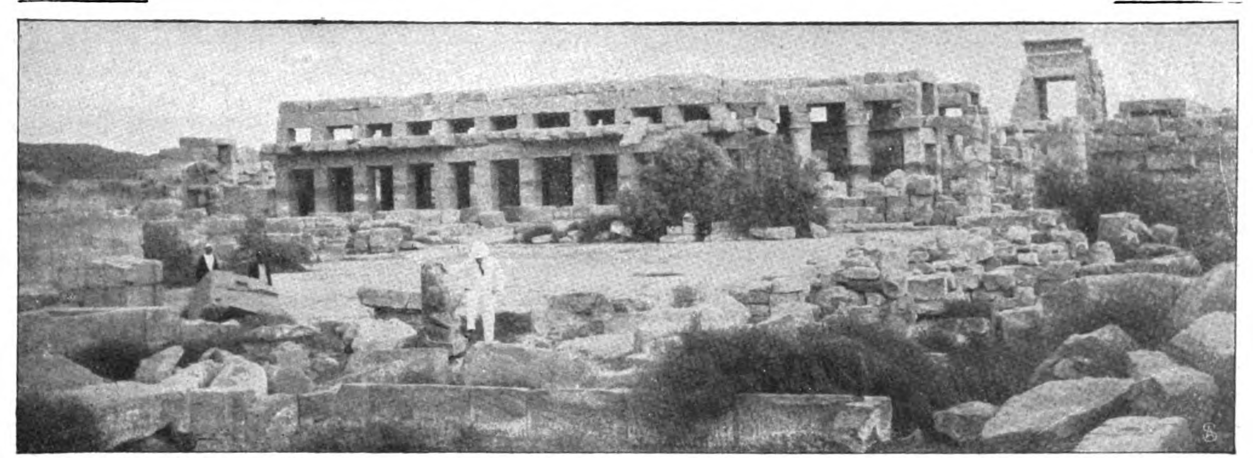
Im Jahr 1272 v. Chr., im 21. Regierungsjahr Ramses', kamen chattische Boten mit den Urkunden des Friedensvertrages, die auf silberner Tafel aufgezeichnet waren, in Ägypten an.

Auf der Wand des Karnaktempels (vgl. Abb. 2), auf der uns der Vertrag überliefert ist, fügte der damalige Historienschreiber noch als Einleitung eine Datumsangabe und Beschreibung der Ankunft der zwei chattischen Boten sowie folgende Überschrift hinzu: „Der Vertrag, den der große Fürst von Chatti, der mächtige Chattusil, Sohn des Mursil, auf einer silbernen Tafel machte für Ramses II., den mächtigen, großen Herrscher von Ägypten, den Sohn Sethos' des Ersten, der gute Vertrag des Friedens und der Brüderschaft, der Frieden zwischen ihnen stiftet für ewige Zeiten."

Der Vertrag lautet im wesentlichen:

„Seit ‚ewigen Zeiten' waren die Beziehungen zwischen dem großen König von Ägypten mit dem Herrscher von Chatti derartige, daß der Gott durch Vertrag alle Feindseligkeiten verhinderte. Aber in der Zeit des Mutallu kämpfte der König von Chatti, mein Bruder, mit Ramses II. Später, beginnend mit dem heutigen Tage, trat Chattusil, der große König von Chatti, in vertragliche Beziehungen, um den Zustand wiederherzustellen, den die Götter Re und Sutekh für Ägypten mit den Chatten vereinbarten, damit keine Feindseligkeiten mehr zwischen ihnen entstehen könnten.

„Chattusil, der König von Chatti, ist in vertragliche Beziehungen getreten zu Ramses II., dem großen König von Ägypten, um guten Frieden und gute Brüderschaft zwischen uns für immer zustande zu bringen; denn wenn er in Brüderschaft mit mir ist, ist er in Frieden mit mir, und ich bin in Brüderschaft mit ihm und so für immer in Frieden mit ihm. Seitdem mein Bruder Mutallu gestorben und Chattusil

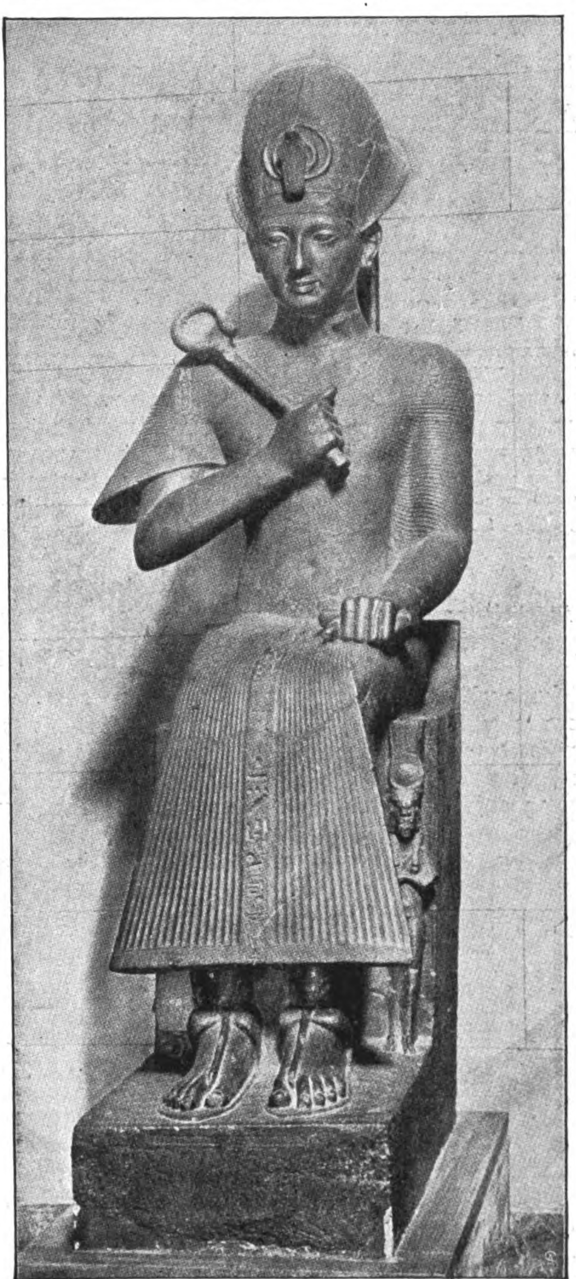


3. Bau Tutmoses' III. am Ammonstempel.

als großer König von Chatti auf dem Thron seines Vaters saß, bin ich zusammen mit Ramses, und er ist mit mir in Frieden und Brüderschaft. Das jetzige Bündnis ist besser als die frühere Brüderschaft. Danach bin ich, der große König von Chatti, mit Ramses II., dem großen König von Ägypten, in gutem Frieden und Brüderschaft. Die Kindeskinder des großen Königs von Chatti sollen in Brüderschaft und Frieden mit den Kindeskindern Ramses' II. leben, damit zwischen Ägypten und dem Lande der Chatten für immer Frieden und Brüderschaft herrsche.

„Falls irgendein Feind gegen Ägypten anrücken sollte und Ramses zum König der Chatten schickt, mit der Meldung: ‚Komm mit mir als Verstärkung gegen den Feind', so soll Chattusil kommen, und der König von Chatti soll den gemeinsamen Feind schlagen. Doch falls er nicht selbst kommen will, so soll er Fußvolk und Wagenkämpfer schicken und soll so den Feind besiegen helfen. Sollte irgend jemand sich gegen Ramses erheben (oder den Tribut verweigern) und Ramses kommt, um seine Widersacher zu schlagen, dann soll der König der Chatten mit dem König der Ägypter gemeinsam handeln.

„Wenn irgendein angesehener Mann aus Ägypten



4. Statue Ramses' II. aus schwarzem Granit.



fliehen sollte zum großen König von Chatti aus irgendeiner Stadt oder überhaupt aus dem Lande des Ramses und kommt zu dem König von Chatti, dann soll der König von Chatti diesen nicht aufnehmen, sondern veranlassen, daß er zu Ramses, seinem König, zurückgebracht wird. Wenn ein oder mehrere Leute niedrigen Standes fliehen und sie zu den Chatten kommen sollten, um fremde Untertanen zu werden, dann sollen sie im Chattenlande nicht angesiedelt werden, sondern sollen zu dem großen König von Aegypten zurückgebracht werden.

„Diese Worte, die auf der silbernen Tafel geschrieben sind, sind bestimmt für das Land der Chatten und der Aegypter. Die Götter sollen dem, der sich nicht an diese Worte hält, sein Haus und seine Untertanen vernichten.

„Demjenigen nun, der die Worte, die auf der silbernen Tafel geschrieben sind, hält, sei er Chatter oder Aegypter, und nicht gegen dieselben handelt, sollen die tausend Götter seine Gesundheit und sein Leben erhalten zusammen mit seinen Nachkommen, seinem Land und seinen Untertanen.

„Sollte nun ein oder zwei oder mehrere Männer aus dem Lande Aegyptens fliehen und zu dem großen König von Chatti kommen, so soll der große König von





5. **Der große Hof im Ammonstempel.**

Chatti diese Leute ausweisen und veranlassen, daß sie zum König von Aegypten zurückgebracht werden, und der König soll nicht zugeben, daß wegen dieser Verbrechen Anklage gegen sie erhoben wird, oder daß ihre Häuser oder Frauen oder Kinder verletzt werden, oder daß er selbst getötet wird, oder daß irgendwelches Leid seinen Augen, Ohren, Mund oder Füßen zugefügt wird. Auch wegen keines Verbrechens soll Anklage gegen ihn erhoben werden."

Der Vertrag ist in der überlieferten Fassung klar und verständlich und gibt einen tiefen Einblick in die damalige Zeit.

Merkwürdig ist, daß bei diesem ausführlichen Vertrag nirgends von einer Grenzfestsetzung in Syrien die Rede ist. Es scheint, als ob Ramses damals nicht allzu viel Gebiet zurückbekam, denn sonst wäre dies von dem Historienschreiber, der den Vertrag auf einem Triumphtempel der Nachwelt überliefern sollte, wohl nicht vergessen worden. Auch das uns in babylonischer Keilschrift erhaltene chattische Exemplar berichtet nichts darüber.

Es ist interessant, zu sehen, wie zwischen Leuten vornehmen und Leuten niederen Standes unterschieden wird, und wie schon damals die humane Behandlung der ausgelieferten Flüchtlinge zur Bedingung gemacht wird.

Vor 3000 Jahren wurde schon Auswanderungspolitik getrieben, Verbote verhindern die Auswanderung, die nicht unbedeutend gewesen sein muß, da mehrere Vertragsparagraphen sich mit ihr beschäftigen.

Der Friedensvertrag sollte für alle Ewigkeit gelten, und wirklich herrschte nach dem Tode Ramses', der eine Tochter Chattusils geheiratet hatte, Friede und Eintracht zwischen den Ländern, die sich vor dem Vertrag in blutiger Fehde vernichten wollten.

Zum Gedenken.

Skizze aus den Tiroler Bergen von A. Hottner-Grefe.

Droben am Schluchtenrand, wo der Blick endlos weit hinausschweift in das Gewirr der Bergspitzen und Kuppen und dann sich verliert im Dämmerlicht der Täler und Ebenen, stand die Frau. Ihr graues, starkes Haar lag in einem Flechtenkranz um den Kopf; einzelne Strähnen hatten sich losgelöst und wehten im Winde, der brausend sich herabwarf von den Eisfeldern und an die starren Felsen anprallte, die hier eine trotzige Wacht hielten.

Die Wacht gegen Süden ....

Grenzen, die ein weiser Weltenherrscher selbst gesetzt zu haben schien, auf daß sie für alle Zeit eine Scheidewand bildeten zwischen zwei Reichen. Zwischen dem Hüben und Drüben ragte der Riesenwall ....

Die Frau sah mit brennenden Augen hinab in das Land, über dem schon ein leichter Abendnebel sank. Scharf war ihr Blick. Deutlich erkannte sie die endlos scheinende, schwarze Schlange mit glühenden Augen, die sich dort unten durch das Tal wand. Ein schriller Pfiff klang herauf bis zu ihr. Der Sturm nahm den hellen Klang auf und trug ihn weiter in die Berge hinein, wo er in hundertfachem Echo zurückgeworfen wurde von den schroffen Wänden und sich zusammen-



ballte zu einem einzigen, ungeheuren Schrei, einem Drohschrei: „Wir kommen!"

Der gellte von den Bergen hinab in die Schluchten und Täler und weit hinein in das oberitalische Land. Das war die zweite Antwort, die das von Wölfen umheulte, von Verrätern umstellte Reich gab. Die erste — vor Jahresfrist gegebene — hatte streng und kurz gelautet: „Abwehr!"

Nun folgte die zweite. Und diese hieß: „Wahrt euch! Sturm gegen Süden! Wir kommen!" Ströme von Männern ergossen sich gegen das Grenzland; Geschütze donnerten. Ein Aufruhr war in den Bergen, wie ihn die Welt noch nicht erlebt. Lawinen lösten sich durch den ungeheuren Luftdruck und stürzten wie wilde Tiere von den Höhen in die Tiefen brüllend, daß die alte Erde erbebte; Felsenblöcke barsten und polterten zu Tale. Neue Bergformen entstanden; Bäche änderten ihren Lauf; Hütten und Häuser verschwanden; Schluchten wurden aufgerissen ....

Eine Welt wurde zum Chaos.

Aber hinter den siegreich Vordringenden kam das Heer der Arbeitenden. Ungezählte Hände regten sich. Was zu retten war, wurde gerettet. Ordnung und Fleiß ließen aus Schutt, Verwüstung und Trümmern eine neue Welt erstehen!

„Das ist der deutsche Geist", sagte der Großvater täglich. Fast meinte Rosalie Senntaler die Worte wirklich zu hören. Unwillkürlich sah sie sich um. Und richtig stand dort, unweit des „Marterls" von Felsgestein, der uralte Vater. Mühsam schleppte er noch ein paar Felsbrocken herzu, die er zu Füßen der einfachen Gedenksäule aufschichtete.

„Der Vater sollte jetzt schon Rast machen!" rief Rosalie Senntaler hinüber.

Der Alte hob den Kopf.

„Rast? Ich bin nicht müde. Und es fehlen noch viele Steine. Und viele Tafeln. Die für den Koggatscher Hans, die für den Oberberger Loisl; die für den Steindachner Martin; dann die für die Zwillingsbuben vom Mittelgruber —"

Die Frau war nun ganz herangetreten. Die Sonne sank, aber hier oben war es noch hell. Wo die Abendstrahlen hinfielen, sprangen Rosen aus Schnee und Gestein. Die Berge ringsum glühten. Und rot leuchteten auch die grauen Felsenbrocken, die der Großvater aufgeschichtet hatte um das Marterl. Rot leuchtete der dunkle Stein des kleinen Bauwerks selbst. Das war fein aufgerichtet in Form einer starken Wegsäule. Droben war eine Nische eingehauen und lichtblau ausgemalt; silberne Sterne hatte der Großvater an den blauen Himmel gesetzt. In der Nische zwischen den Steinen war ein geschnitztes Holzbildwerk: Ein Christus, der segnend die Hände ausstreckt; vor ihm, kniend, Maria und Johannes.

Darunter stand ein Spruch. Weit leuchteten die vergoldeten Buchstaben hinaus in die Weite: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!"

Am Fuß der Säule lehnten die Felsenstücke. Zu oberst eins mit eingemeißelten Worten: „Zum Gedenken!"

Und darunter auf einzelnen Steinen je eine Tafel mit je einem Namen.

Die Frau beugte sich nieder und las laut, was sie auswendig wußte: „Karl Senntaler", „Gottfried Senntaler".

Ein Schluchzen brach aus ihrer Brust. Und plötzlich warf sie sich nieder und faßte den Stein mit umklammernden Händen: „Buben! Buben!"

Der Schwiegervater stand daneben. Ein wenig gebückter schien seine Haltung; ein wenig vorgeneigter das weiße Haupt. Aber in dem braungebrannten, wetterharten Gesicht rührte sich kein Zug. Er hatte in den achtundachtzig Jahren seines Lebens zu viel Menschenleid und Menschenfreude erlebt und gesehen. Er wußte es: Alles vergeht. Nach jedem Winter muß ein Frühling kommen. Er hatte von seinem Vater noch oft genug die Not des Landes um 1809 schildern hören. Der Vater war selbst dabei gewesen bei dem großen Kampf. Er und noch vier Brüder. Er allein war am Leben geblieben, hatte gefreit und wieder Söhne gehabt. Viele Senntaler saßen ringsum auf den stattlichen Höhen; oder als Wirte in den Tälern; oder sie waren Bildschnitzer und Marterlbauer, wie der alte Georg Senntaler selber. Und alle hatten wieder Söhne und Töchter. Ein blühendes Geschlecht wuchs auf in den Bergen des Südens.

Bis der große Krieg kam. Der rief des Landes Söhne unter die alten Fahnen. Und wen er nicht rief, der ging freiwillig, weil die Heimat in Not war. Weil das so sein mußte, daß man einstand bis zum letzten für die Erde der Väter, für die Ehre des Reiches, für des Landes Sicherheit.

Viele Senntaler waren hinausgezogen. Viele kamen nie wieder.

Sie lagen droben im Karpathenwald oder in Polens Ebenen; in Rußlands Schnee oder in Serbiens Gebirgen. Und manche auch im Schoße der alten Heimat, die sie verteidigten gegen den tückischsten aller Überfälle.

Zwei Söhne hatten der Förster Robert Senntaler und seine Frau Rosalie hingeben müssen. Und vor wenigen Tagen war der Förster selbst gegangen und mit ihm der letzte und jüngste Sohn.

Seither stand die Frau täglich im Abendschein da oben am Schluchtrand. Blickte hinaus in die Weiten, durch welche die Bahnzüge die feldgrauen Scharen trugen, einem unbekannten, großen Schicksal entgegen. Dieses Schicksal streckte vielleicht noch einmal auch nach ihr die Hand aus. Raubte ihr das Letzte —

Ein ungeheurer Haß quoll auf in ihrer Seele. Eine Erbitterung ohnegleichen. Das uralte lodernde Aufbäumen gegen die welsche Tücke, den welschen Verrat. Die Frau war stark und ungebrochen im Empfinden. Ein Stück Natur wie der Hochwald, in dem sie aufgewachsen.

„Komm heim", sagte der Schwiegervater überredend — „für die Arbeit am Marterl wird's schon zu finster. Aber ich hoff, ich erleb's noch, daß ein jeder seine Tafel hat, der aus unserem Tal gefallen ist. Viel sind's freilich. Aber je mehr Tafeln da sein werden, desto stärker wird auch das Gedenken sein. Und *denken* müssen wir an diese Zeit, an diesen Krieg und an diese Toten, solange noch ein Herz schlägt im österreichischen Land. *Nie* dürfen wir vergessen, was uns diese Jahre gekostet haben."

„Wie könnt man's vergessen?" sagte die Frau schwer.

Sie stand abgewendet und horchte hinaus in das Stöhnen des Abendwindes, in das Rauschen der jungen Blätter. Von tief unten klang Waldbachgeriesel herauf und manchmal ein Vogelschrei. Ein Dröhnen aus der Weite. Die Kanonen begannen ihren schauerlichen Nachtgesang. Dann und wann quoll über einem der Bergriesen eine Lichtflut auf, schwang sich höher und höher hinein in den dunklen Himmel und zerbarst.



Die Frau ballte die Hände.

„Alle treffen — alle!“ sagte sie mühsam — „Keinen verschonen! Nieder mit der Brut!“

Der alte Mann sah sie fast scheu von der Seite an. Er wußte, was Vergeltung üben heißt. Aber dieser unbändige Haß hatte etwas Schauerliches. Was er im Sinne trug, was er allen kommenden Geschlechtern gern vererbt hätte, das war etwas anderes: das war volle Rückkehr zur schlichten Väterart; Abwehr des Fremdtums; das war Höhereinschätzung des eigensten Wesens; Stolz auf die Sitten und Errungenschaften des eigenen Volkes. All das sollte man großziehen in einem neuen Geschlecht. Aber dieser Haß — der war ihm fremd. Man haßt eine Art, aber nicht den einzelnen.

„Komm heim“, sagte der Vater noch einmal.

Die Frau hatte lauschend gestanden. Jetzt fuhr sie herum, tastete nach des Alten Hand, riß ihn nieder mit sich hinter die Felsblöcke des Marterls.

„Still!“ —

Vorsichtige Schritte klangen auf. Durch das Gebüsch schimmerte etwas.

Der alte Mann sah sie fragend an.

„Schleichpatrouille. Alpini“ —

Er hatte noch scharfe Ohren und verstand sie. Vorsichtig lugte er hervor. Die tastenden Schritte verklangen schon gegen das niedere Buschwerk hin. Dort hinter der Gebüschzone lag das „tote Tal“. Eine Schlucht voll Geröll und Gestein. Lichtlos. Voller Gefahren. Vor wenigen Tagen hatten dort Sprengungen stattgefunden. Felsen waren gestürzt. Ungeheure Erdlöcher gähnten. In der Finsternis genügte ein falscher Schritt, und man stürzte. Drunten saß überall der Tod. Nicht der Tod im Kampf. Nein. Der lauernde, grausame, langsame Tod.

„Wenn die nach rechts abbiegen, könnten sie grad auf die Unsern stoßen“, sagte der Vater.

Die Frau hatte sich erhoben. Aus ihren Augen blitzte etwas wie wilder Triumph.

„Nicht nach rechts!“ sprach sie wie beschwörend — „Im Kampf trifft eine welsche Kugel auch wieder einen von uns! Laß sie nach links gehen, großer Gott! Lenk' ihren Schritt zum Abgrund! Hinab mit ihnen! Für meine Buben sollen die nun vernichtet sein“ —

„Rosalie!“

Eine Greisenhand tastete nach der ihren. Aber sie fühlte es gar nicht. Hochaufgerichtet stand sie, an den grauen Fels gelehnt. Selbst wie aus Stein. Nur ihre Augen lebten. Und ihre Finger, die immer wieder über die Tafeln neben ihr strichen, auf denen die Namen standen: „Karl Senntaler“, „Gottfried Senntaler“.

Zwischen dem Buschwerk hob sich noch einmal ein Kopf. Ein verirrter, allerletzter Abendstrahl fiel auf ein blühendes, junges Gesicht; in helleuchtende Augen. Dann war auch dies verschwunden. Untergetaucht, wie die andern, im Dunkel. Aber die scharfen Augen der Frau sahen genau an den Bewegungen der Zweige, wie die Patrouille sich wendete.

„Nach links!“ sagte sie laut. Aber jetzt klang es nicht mehr wie erlöst. Ein gepreßter Ton war in der Stimme. Sie stand unbeweglich und sah in die graue Luft. Sah immer vor sich ein junges, blühendes Gesicht. Sah tiefe Schluchten, Abgründe, die keiner noch kannte. Sah drunten den Tod sitzen. Auf Beute lauernd. Dachte an ein furchtbares, langsames Sterben. An Verhungern —

„Nicht denken!“ sagte sie. Noch einmal umgriff ihre Hand die Steine, auf denen die Namen ihrer Söhne standen. Dann ging sie heim. Ging und merkte es gar nicht, daß der alte Mann nicht mehr neben ihr war.

In der großen Stube des Forsthauses saß sie und sah auf die Berge hin. Kein Mondesstrahl glänzte heute auf. Kein Stern funkelte. Wie ein schwerer Mantel lag die Finsternis über dem Land. Furchtbar mußte das sein, so ein Stürzen und langsames Sterben. Jede ehrliche Kugel war besser, mitleidiger —

Das junge Gesicht tauchte auf vor ihr.

Aber da war's ihr, als höre sie des Alten Stimme: „Man haßt fremde Art. Nicht den einzelnen“ —

Nicht denken!

Und doch dachte sie. Sah immer das eine Bild vor sich. Hörte verhallenden Schrei; fühlte förmlich die furchtbaren Einsamkeiten solchen Sterbens. Erlebte es mit.

Aus weiter Ferne klangen scharfe Schüsse. Die Frau fuhr auf und horchte hinaus. Kam das nicht aus der Richtung nach links? Die Österreicher kannten dort die Gefahren. Hatten sie der Patrouille den Weg abgeschnitten? Gab es da droben in Dunkel und Grauen einen erbitterten Kampf? Einen Kampf, wie er hier häufig war: Mann gegen Mann ringend um jeden Fußbreit Boden...

Sie horchte wieder. Nichts mehr...

Wie erstarrt saß sie. Immer lauschend. Aber da kam kein Ton aus den Fernen zu ihr.

Als der Morgen dämmerte, kam der Großvater in den Hof. Er ging nur mühsam, aber in seinen Augen stand ein Feuer, wie es sonst nur im jungen Blick leuchtet. Hinter ihm ging der Standschütze Josef Obergruber. Lachend trat er ins Zimmer: „Ein feines Stückl is das g'wesen, Senntaler, von dir! Wenn du net den Marsch machst — alle Achtung! Bei deine achtundachtzig Jahr' — so liegen die Kerln jetzt da wo drunten in dö aufg'rissenen Erdschluchten und können langsam verhungern. Und so hab'n ma ihnen den Weg abg'schnitten und habm's alle eing'fangt. Der Ana is a schöner Mensch, der junge“ —

„Das geht mich nix an“, sagte der Alte abwehrend, „Feind is Feind! Aber froh bin ich, daß' g'fangen sind. Ehrlicher is das! Mich g'freut's!“

„Und unsern Leutnant erst!“ lachte der Standschütz. „Der kriegt eine Auszeichnung! Fein war's!“

Die Frau hörte das schon nicht mehr. Sie war hinausgetreten und schritt in der großen Morgenstille den Weg zum Marterl empor. Sah die Namen ihrer Söhne funkeln im Morgenlicht.

„Sie sind gestorben den Ehrentod für ihr Land“ — Sah die Namen der andern Kinder dieser Grenzwelt, die ihr Leben ließen in diesem heiligsten Kampfe. Aber sie sah alles mit andern Augen. Mit einem klareren Blick. Der wilde Haß war in dieser Nacht aus ihrem Herzen gewichen. Aber eins war geblieben: der ungeheure, starke, heilige Zorn über Verrat und Treubruch. Dieser Zorn, der nie schwinden darf, der nie sterben darf, solange uns die Namen der Gefallenen grüßen von den Steintafeln, solange deutsche Herzen schlagen in tiefster Dankbarkeit für ungeheure Opfer. In allen Seelen muß das Wort brennen noch nach hundert Jahren, das Wort, das der alte Senntaler eingrub in den Felsstein seiner Heimat: „Zum Gedenken!“



Lied.

Von der Heimat her
Dringt ein Gruß zu mir,
Dringt ein Gruß von ihr,
Und von tiefer Sehnsucht ist
er schwer.

Von der Heimat her
Dringt ihr Gruß zu mir:
„Wann ich wiederkehr?
Ach, ihr bangt so sehr,
Wieder steht der Winter vor der Tür.“ —

Von der Heimat her
Ist der Weg so fern,
Doch ich ging ihn gern,
Wenn erst Friede wär,
Wenn erst Friede wär...

Leo Heller.

Bilder aus aller Welt.



In einer Truppenwäscherei hinter der Front: Polnische Mädchen bei der Arbeit.



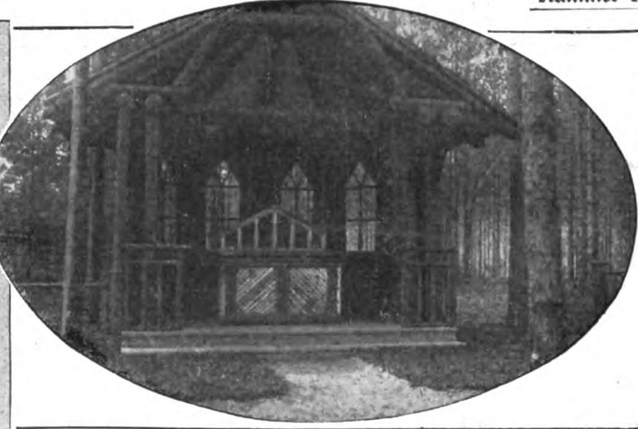
Hofphot. Eberth.

Kavalleriepatrouille in den Vogesen.



Von links Hauptmann Bode, der Erbauer; Major v. Struensee, Oberleutnant Reichert, Adjutant.

Eine Kriegskirche am Tage des Richtfestes.



Eine Waldkapelle, erbaut von einem Bataillon im Osten.

Kriegkirchen und Kapellen hinter der deutschen Front.

Rechtes Bild: Vom Balkan: Zigeunerkinder in Uesküb.

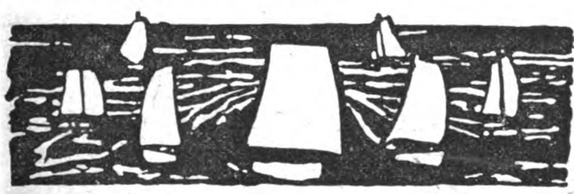


Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 43. Berlin, den 21. Oktober 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 43.



Die sieben Tage der Woche.

10. Oktober.

Starke Angriffe auf der Kampffront zwischen Ancre und Somme bleiben erfolglos.

In Siebenbürgen geht es überall vorwärts. Beiderseits von Kronstadt (Brasso) drängen die siegreichen Truppen den geschlagenen Rumänen scharf nach. Bisher sind aus der dreitägigen Schlacht von Kronstadt eingebracht 1175 Gefangene, 25 Geschütze (darunter 13 schwere), zahlreiche Munitionswagen und Waffen. Außerdem sind erbeutet 2 Lokomotiven, über 800 meist mit Verpflegung beladene Waggons.

An der küstenländischen Front schreiten die Italiener nach achttägiger starker Vorbereitung durch Artillerie und Minenfeuer im Abschnitt zwischen San Grado di Merna und dem Doberdo-See zum allgemeinen Angriff gegen die Stellungen auf der Karsthochfläche. Die dort fechtenden Truppen schlagen den Ansturm unter schwersten Verlusten des Gegners zurück.

11. Oktober.

Die Schlacht am Südflügel der küstenländischen Front dauert Tag und Nacht fort. An der ganzen Front greifen sehr starke italienische Kräfte an. Gegenstöße werfen die Italiener überall zurück.

König Otto von Bayern ist gestorben.

12. Oktober.

An der ganzen Front zwischen Ancre und Somme entfalten die Artillerien große Kraft. Gegen die Stellungen des Infanterieregiments Nr. 68 und des Reserve-Infanterieregiments Nr. 76 bei Sailly stürmte der Feind sechsmal an. Alle Anstrengungen sind ergebnislos.

Südlich der Somme geht der Kampf zwischen Genermont und Chaulnes weiter. Im Dorfe Ablaincourt entspinnen sich erbitterte Häuserkämpfe, die noch im Gange sind.

Die zweite rumänische Armee ist in die Grenzstellungen zurückgeworfen.

13. Oktober.

Ein neuer großer Durchbruchsversuch der Engländer und Franzosen scheitert vollkommen zwischen der Ancre und der Somme. Mit einem Masseneinsatz an Artillerie und seiner durch frische Reserven verstärkten Infanterie glaubte der Feind sein Ziel erreichen zu müssen. Die tapferen Truppen der Generale Sixt von Armin, von Boehn und von Garnier behaupten nach schwerem Kampfe unerschüttert ihre Stellungen.

Unsere Flieger greifen starke feindliche Geschwader auf dem Fluge nach Süddeutschland erfolgreich an und schießen, unterstützt durch Abwehrgeschütze, neun Flugzeuge ab.

14. Oktober.

Die Sommeschlacht dauert an. Eine Wiederholung der feindlichen Angriffe nördlich der Somme in der großen Breite wie am 12. Oktober gelingt in unserem Sperrfeuer nicht.

Südlich der Somme lebt der Kampf in Ablaincourt von neuem auf und bringt uns Erfolge.

Die Verfolgung in Siebenbürgen macht gute Fortschritte. Auch an der Straße Csik—Szereda—Gymes-Paß gibt der Gegner nach. An den Grenzpässen des Burzenlandes gewinnen die verbündeten Truppen Gelände.

15. Oktober.

Starker Artilleriekampf beiderseits der Somme, der sich über die Ancre nach Norden ausdehnt und zwischen Courcelette und Rancourt sowie an der Front Barleux—Ablaincourt größte Heftigkeit erreicht. Englische Angriffe führen nördlich von Thiepval zum Handgemenge in unseren Linien; an einer Stelle setzt sich der Feind fest, sonst wird er überall mit schweren Verlusten zurückgeworfen. In der Gegend von Lesboeufs wird der Gegner abgewiesen. — Die Franzosen greifen zwischen Barleux und Ablaincourt an; sie fassen im Dorf und in der Zuckerfabrik Genermont Fuß, im übrigen werden sie zurückgeschlagen. Der Südteil von Ablaincourt ist in unserem Besitz.

16. Oktober.

Westlich von Luck brechen durch heftiges Artilleriefeuer vorbereitete starke Angriffe im Abschnitt Zubilno—Zaturcy unter schweren Verlusten für den Feind zusammen. Teilvorstöße südlich der Bahn Brody—Lemberg und in der Graberka-Niederung scheitern gleichfalls.

▽ ▽ ▽

In weiten Fernen.

Zum U-Boot-Krieg.

Von Kapitän zur See z. D. von Kühlwetter.

Wie der Landkrieg nicht nur, gottlob, durch die Siege unserer Heere unseren Gauen fernblieb und in Feindesland getragen wurde, sondern auch weitab von der Heimat in der Sinaiwüste, in Mesopotamien, Mazedonien, Dobrudscha, Siebenbürgen, in den Alpen und Dolomiten das deutsche Heer in immer sich erneuernder Zahl und in unversiegbarer Kraft die Reihen der Verbündeten durchsetzt und verstärkt und in weiter Ferne Blut und Leben einsetzt für uns zu Hause, für das Vaterland, so hat auch die Flotte schon zu Kriegsbeginn die Flagge schwarzweißrot ruhmvoll über fernen Ozeanen wehen lassen, wie das ja freilich auch ihre ureigenste Bestimmung ist und sein muß. Unsere Kreuzer dort draußen standen freilich ohne Verbündete und ohne Stützpunkt allein in einer Welt von Feinden, ganz auf sich selbst gestellt, gegen eine ungeheure Überzahl, die alles hatte, was ihnen selbst fehlte. Und trotzdem haben sie ihren Kampf nicht nur unverzagt und ehrenvoll bis zum Ende gekämpft, wie das für deutsche Soldaten selbstverständliche Pflicht ist, sondern als nach fast einem Jahr der letzte deutsche Kreuzer im Ausland sein Leben lassen mußte, da hatten sie alle die



Flagge mit grünendem Lorbeer umkränzt, den Feinden wuchtige Schläge versetzt, sie hatten gekämpft bis zum letzten Atemzug und waren dann stolz mit wehender Flagge hinabgefahren zum Meeresgrund, oder wenn das versagt war, dann ein Druck, ein stummer Befehl, und in Atomen stob gen Himmel, was eines Feindes Fuß nie als deutsches Kriegsschiff betreten sollte. Die Schar der unerschrockenen Männer, die mit ebensoviel Mut wie Klugheit und eisernem Willen damals in weiter Ferne kämpften, hat eine Saat der Achtung und des Ansehens des deutschen Namens im Ausland gesät, deren Aufgehen wir ganz gewiß nach diesem Kriege noch erleben werden.

Schon ehe der Mund unserer Kreuzerkanonen im Ausland verstummt war, war ihr Werk von anderen aufgenommen. Als die englische Flotte sich in sicheren Häfen barg, weil sie sich der unseren nicht stellen wollte und unsere Unterseeboote fürchtete und man in England glaubte, ohne Kampf durch Hunger und Not uns bezwingen zu können, indem man uns allem Völkerrecht zum Hohn in weiter Ferne und durch brutale Vergewaltigung der Neutralen die Zuwege über See sperrte, da wurde als Abwehr und Gegenstoß der Krieg unserer U-Boote gegen Englands empfindlichste Stelle, seine Ein- und Ausfuhr über See, der Unterseeboot-Handelskrieg eröffnet. Damit nahm das U-Boot die Arbeit der Auslandskreuzer wieder auf. Die Gewässer um England waren zunächst sein Kriegsgebiet. Damit begann der Seekrieg, von der Kraftquelle des eigenen Landes ausgehend, sich aus ihr nährend, auf sie sich stützend, hinauszuwachsen in weite Fernen, die man allerdings noch zu Beginn des U-Boot-Krieges kaum ahnte. Als er im Februar 1915 einsetzte, da waren zunächst die Nordsee und der englische Kanal sein Hauptschauplatz. Als damals die ersten U-Bootstaten im englischen Kanal geschahen — sie liegen etwas weiter zurück als der U-Boot-Handelskrieg — da war man schon freudig überrascht über die Reichweite dieser Waffe. Die Erfahrungen des Krieges und die Gegenmaßnahmen unserer Feinde erzeugten bald noch ganz anderes. Die enge Kanaldurchfahrt ließ sich verhältnismäßig wirksam überwachen und sperren, und der Handel nach den Nordseehäfen Englands ließ sich umlenken nach dem Westen, nach den atlantischen Häfen, die unserem Zugriff weiter entrückt waren. So mußten unsere U-Boote, wenn sie ihr Ziel erreichen wollten, sehr bald weit hinaus in den Ozean, und die Kriegserfahrung hatte uns gelehrt, daß solches möglich war. Gleichzeitig setzte sich diese Erfahrung natürlich auch fortzeugend in die Tat um und befruchtete den Bau aller Fahrzeuge, die nun entstanden. Immerhin als die erste Nachricht von einem U-Boot in dem Biskayischen Meerbusen eintraf, ich glaube ein japanischer Dampfer war dort verfolgt worden als erster, da war das Staunen doch noch groß. Damals fing England schon an, die Welt mit Nachrichten zu überschwemmen von verborgenen Stützpunkten, die die deutschen Unterseeboote haben müßten, daß sie die Neutralität anderer Staaten mißachteten und Ähnlichem. Dann kam der 25. Mai 1915, an dem zwei englische Linienschiffe vor den Dardanellen durch ein deutsches U-Boot auf den Meeresgrund geschickt wurden, das damit den nicht länger anzuzweifelnden Beweis seines Vorhandenseins brachte. Vorher schon waren Nachrichten im Umlauf, die von Unterseebooten in der Straße von Gibraltar sprachen, sie wurden aber doch vorwiegend mit Lächeln besprochen, allenfalls mit einer gewissen freudigen Genugtuung über die Gespenterseher unserer Feinde. So recht geglaubt hat es bis zu dem Daseinsbeweis niemand. Hier setzt nun tatsächlich ein neuer Abschnitt der ganzen Unterseebootkriegführung ein, das Vortragen dieses Krieges, des Angriffs in weite Fernen. Hier im Mittelmeer ging ja nach dem Auftauchen der Unterseeboote der Seekrieg ganz ähnlichen Gang wie in der Nordsee. Der Feind zog seine Kampfschiffe in die bergenden Häfen zurück, überließ die unumgängliche Bewachung in der Nähe seiner Kriegführungs-Mittelpunkte bewaffneten Handelsfahrzeugen und leichten Streitkräften. Damit wurde wie bekannt dem Dardanellen-Unternehmen, das sicherer Unterstützung von See her nicht entbehren konnte, das Rückgrat gebrochen und später das Saloniki-Unternehmen, das doch zunächst dem Entsatz Serbiens galt, durch die Dezimierung seiner Zufuhr so verzögert, daß es diesen seinen Zweck nicht mehr erfüllen konnte. Mittlerweile war unser U-Bootkrieg, wie bekannt durch das Eingreifen der Regierung der Vereinigten Staaten, denen man entgegenkommen zu müssen glaubte, in seiner Wirksamkeit in den Gewässern um England wesentlich eingeschränkt worden, ebenso hatte natürlich auch die Abwehr aus dem Kriege gelernt und sich vervollkommnet. Die U-Boote im Mittelmeer fanden keine Kriegsschiffe mehr, und dadurch setzte nun dort ein kräftiger und außerordentlich erfolgreicher Handelskrieg ein, der noch heute andauert und der Schiffahrt unserer Feinde und dem Handel mit Bannwaren empfindliche Verluste zufügt. Die Fahrt der U-Boote ins Mittelmeer enthüllte zum erstenmal voll die große Leistungsfähigkeit unserer Boote. Natürlich waren sie dort aber nicht ganz von aller Unterstützung losgelöst, denn die Häfen unserer Verbündeten standen ihnen selbstverständlich offen. Wie immer man aber auch in Berücksichtigung dieser Tatsache ihren Reiseweg annehmen mag, nie wird man ihn kürzer als etwa 3200 Seemeilen, also 6000 Kilometer, ansetzen können. Ob dieser kürzeste Weg der wahrscheinlichste ist, mag aus naheliegenden Gründen dahingestellt bleiben. Wie überraschend diese Leistungsfähigkeit in der ganzen Welt, namentlich in der unserer Feinde war, das geht am besten aus den Schlußfolgerungen hervor, die man zog. Es wurde in aller Form für unmöglich erklärt, das Mittelmeer mit Unterseebooten zu erreichen, ohne unterwegs einen Stützpunkt zu haben. Dementsprechend mußten es sich neutrale Regierungen, wie Spanien, gefallen lassen, amtlich befragt zu werden, ob ihnen bekannt sei, daß deutsche Seestreitkräfte in ihren Hoheitsgewässern Stützpunkte hätten, ganz unkontrollierte Gerüchte bildeten die Grundlage zu amtlichen Schritten, die natürlich keinerlei Ergebnis hatten. Keine einzige Tatsache hat jemals für eine solche Behauptung vorgebracht werden können, kein einziges unserer Unterseeboote hat je einen neutralen Hafen aus irgendeinem Grunde angelaufen, trotzdem das sein gutes Recht gewesen wäre. Die feindlichen Seestreitkräfte oder richtiger Bewachungsfahrzeuge haben alle Küsten bewacht und abgesucht, dadurch unzählige Nichtachtungen neutraler Hoheitsgewässer begangen und — nichts gefunden. Den Höhepunkt ihrer Leistung hatten unsere U-Boote aber auch damit noch nicht erreicht.

Wir wissen, daß Rußland seinen ungeheuren Bedarf an Kriegsmaterial und allgemeinem Heeresbedarf bei seiner unzulänglichen Industrie nur zu einem sehr geringen Teil im Inland decken kann, es ist also zur Kriegführung auf die Einfuhr angewiesen. Rußlands südliches Ein- und Ausgangstor ist geschlossen, seit die Dardanellen gesperrt sind. Wir üben die Seeherrschaft in der Ostsee unbestritten aus, ein Verkehr aus oder nach Rußland ist, abgesehen von ein oder dem anderen Fahrzeug, das viel-



leicht durchschlüpft, nicht möglich. Damit bleibt für Rußland nur der Weg vom Stillen Ozean über Sibirien und der oben um Norwegen vom Nördlichen Eismeer her offen. Vom Stillen Ozean her vermittelt den Verkehr die Sibirische Bahn. Daß sie für die Bedürfnisse der Truppen des heutigen Krieges bei weitem nicht ausreicht, wissen wir vom Japanisch-Russischen Krieg her, ihr Zustand ist jetzt im großen und ganzen kein wesentlich anderer als damals. Wenn wir es nicht schon gewußt hätten, hätte es uns die fieberhafte Eile gesagt, mit der Rußland bemüht war, eine leistungsfähige Eisenbahnverbindung und Hafenanlagen für die Murman-Küste und das Weiße Meer zu schaffen. Seit Kriegsbeginn ist hier unzweifelhaft viel geschehen, aber nur äußerste Anspannung und Ausnutzung beider vorhandenen Wege ist imstande, den Verkehr zu bewältigen und die Bedürfnisse der Kriegführung heranzuschaffen. Hier war also für unsere U-Boote, sobald sie den Raum überbrücken konnten und wir genug auch für diese neue Aufgabe hatten, ein Angriffspunkt gegeben, der wohl gerade jetzt am empfindlichsten getroffen werden konnte, weil der Winter naht, damit die Sperrung des Weißen Meeres durch Eis erfolgt; also gerade jetzt müßte man bestrebt sein, die Gunst der Jahreszeit mit allen Mitteln auszunutzen. Auch zur Murman-Küste beträgt die Entfernung rund 8000 Seemeilen, zum Weißen Meer etwas mehr. Aber ein großer Unterschied besteht hier. Wenn unsere U-Boote hier ankommen, steht ihnen nicht der Hafen eines Verbündeten zur Ruhe, zur Ergänzung der Vorräte, zur Ausführung von Reparaturen offen. Nach der wochenlangen Fahrt heißt es hier erst an die Arbeit gehen, dann kommt erst das eigentliche Kriegshandwerk, und wenn es getan ist, dann heißt es wieder denselben langen Weg zurück. Was das heißt, wird in der Tat der Laie kaum ermessen können. Die Herbststürme sind schon da, das Nördliche Eismeer ist ein ungastliches Meer und das U-Boot ein kleines Schifflein. Für dies winzige Fahrzeug heißt es viele lange Wochen, ganz auf sich selbst gestellt, feindliche Meere durchstreifen, immer gefaßt, auf den Feind zu treffen, dann die Spannkraft behalten, jeden Augenblick zum Kampf zu schreiten, der den ganzen Mann fordert, und dann wieder zurück. Die Ansprüche, die da an Schiff und Mensch, an Wollen und Können gestellt werden, sind gewaltig und mögen manchmal hart an die Grenzen von beiden gehen. Reicher Erfolg war unseren wackeren U-Booten dort bisher beschert, kein Wunder, daß er unsere Feinde nicht rasten und sie alle Mittel versuchen läßt, uns auf diesem neuen Kriegschauplatz in den Arm zu fallen. Gleichzeitig wird nun erneut in der norwegischen Presse verbreitet, es sei nicht möglich, daß unsere U-Boote dort Krieg führten, ohne in norwegischen Gewässern einen Stützpunkt zu haben, also die alte, auch anderwärts schon angewandte Methode, außerdem aber geht man noch einen Schritt weiter und sagt, die Boote durchführen unzweifelhaft norwegische Gewässer, machten also damit diese zum Ausgangspunkt ihrer Kriegführung, und das sei eine Verletzung der Neutralität. Gleichzeitig stellt England an alle Neutralen das Ansinnen, U-Booten das Befahren ihrer Hoheitsgewässer zu verbieten. Alles zusammengenommen zeigt es einerseits, wie stark die Tätigkeit unserer U-Boote empfunden wird, andererseits, wie unbedenklich sich England immer wieder über alles, was jemals als Völkerrecht galt, hinwegsetzt, und was es den Neutralen, die ihm nicht gefährlich sind, zu bieten wagt. Sachlich mag zu dieser ganzen Lage zunächst bemerkt werden, daß es natürlich, wie ein Blick auf die Karte jedem zeigt, durchaus nicht nötig ist, norwegische Küstengewässer zu befahren, um an die Murman-Küste zu kommen. Weiter bestimmt der Artikel 10 des 13. Abkommens der 2. Haager Konferenz: „Die Neutralität einer Macht wird durch die bloße Durchfahrt der Kriegsschiffe und Prisen der Kriegführenden durch ihre Küstengewässer nicht beeinträchtigt.“ Diesem Abkommen entsprechend haben die drei skandinavischen Staaten, Schweden, Dänemark und Norwegen, sich im Dezember des Jahres 1912 zu einer gemeinsamen Neutralitätserklärung verbunden, die ausdrücklich festgesetzt, daß Kriegsschiffen der Kriegführenden freier Zutritt zu den Häfen und Gewässern der Staaten gestattet ist, soweit nicht einige besonders bezeichnete innere Gewässer ausgenommen sind, ebenso ist dort ausdrücklich gesagt, daß in demselben Maße den Kriegsschiffen und Prisen der Kriegführenden die Durchfahrt durch die Küstengewässer gestattet wird. Diese Festsetzungen entsprechen nur dem, was allgemein als geltendes Völkerrecht angesehen wird. Es widerspricht also allgemein geltendem und von Norwegen ausdrücklich anerkanntem Recht, wenn es Bedenken gegen das Durchfahren von Hoheitsgewässern erhebt oder gar den Versuch macht, dies zu verbieten. Außerdem bleibt dazu vom Standpunkt des allgemeinen Völkerrechts noch zu sagen, daß einem Staat überhaupt nicht die Berechtigung zuerkannt werden kann, die Benutzung seiner Küstengewässer zu verbieten. Es war hier kürzlich schon Gelegenheit, auf die Hoheitsgewässer der Staaten einzugehen. Man scheidet sie in Eigengewässer und Küstengewässer. In den erstgenannten hat jeder Staat alle Souveränitätsrechte wie in seinem Landgebiet, in den Küstengewässern hat er das aber nicht. Es geht aus unzähligen völkerrechtlichen Festsetzungen klar hervor, daß man eine solche Möglichkeit nicht für gegeben ansieht. Daß mit dem Durchfahren der Gewässer diese zum Stützpunkt für die Kriegführung werden, ist natürlich ein ganz unlogischer Gedankensprung, wie außerdem auch schon daraus erhellt, daß in demselben Abkommen und in derselben Neutralitätserklärung der skandinavischen Staaten einmal gesagt ist, daß das Durchfahren erlaubt ist, an anderer Stelle aber verboten wird, die Gewässer zum Stützpunkt der Kriegführung zu machen. Beides sind also ganz verschiedene Dinge. In der Tat hat nun Norwegen dem englischen Ansinnen in der Hauptsache entsprochen und durch königliche Verordnung den Kriegs-Unterseebooten kriegführender Mächte den Zutritt zu den norwegischen Küstengewässern außer im Fall der Seenot verboten. Warum das dem Völkerrecht nicht entspricht und außerdem den eigenen Erklärungen widerspricht, ist schon ausgeführt. Eine weitere Rechtswidrigkeit dieser Erklärung liegt darin, daß nicht allen Kriegsschiffen, sondern nur den U-Booten der Zutritt verboten wird. Das Völkerrecht kennt nur Kriegs- und Handelsschiffe. Daß das U-Boot ein Kriegsschiff ist, ist unbestritten und unbestreitbar. Wenn also dem U-Boot anderes Recht gegeben wird als jedem anderen Kriegsschiff, dann kann das grundsätzlich nicht zugegeben werden, und man muß darin eine rechtswidrige Maßnahme zuungunsten der U-Boot-Kriegführung erblicken.

Die skandinavischen Staaten hatten sich des weiteren verpflichtet, keine Abänderung der schon erwähnten Neutralitätsverletzung anders als nach Einvernehmen untereinander zu treffen. Solche ist in bezug auf die neue Verordnung sicher nicht da. Norwegen löst sich also mit seiner Verordnung aus dem Bunde der Neutralität der skandi-



navischen Staaten, wie es ja auch keinem Zweifel unterliegen kann, daß sein Vorgehen eine gegen unsere Seekriegführung der Unterseeboote und damit direkt gegen uns gerichtete Handlung ist. Daß sie unseren U-Boot-Krieg im Eismeer nennenswert beeinflussen wird, ist nicht anzunehmen, denn wir haben die Gewässer nie benutzt und brauchen sie nicht. Ein einziges Mal hat ein U-Boot die gerettete Besatzung eines Dampfers in Norwegen abgesetzt. Das würde also in Zukunft nicht mehr geschehen können. Daß nebenbei Norwegen etwas vorgeschrieben hat, zu dessen Durchführung es kaum die Mittel hat, ist eine Sache für sich. Vielleicht wird sich England freundwillig erbieten, bei der Unzulänglichkeit der norwegischen Seestreitkräfte seine Schiffe zur Sicherung der Rechte des kleinen Staates in norwegischen Gewässern zu stationieren. Ganz neuerdings hat sich nun noch ein weiterer Kriegschauplatz für den U-Boot-Krieg entwickelt, der an Entfernung von der Heimat selbst den Eismeerschauplatz noch etwas übertrifft. Unser U-Boot „U 53" hat in siebzehntägiger Reise den Ozean von Wilhelmshaven nach Neuport überquert, ist in den Hafen eingelaufen, hat dort Nachrichten für den deutschen Botschafter abgeliefert und nach Aufenthalt von wenigen Stunden, ohne irgendwelche Vorräte zu ergänzen, den Hafen wieder verlassen. Zu derselben Zeit sind unweit der amerikanischen Küste auf den Wegen der Dampferlinien von Amerika nach Europa eine erhebliche Anzahl von großen wertvollen Dampfern versenkt worden. Ob von einem oder mehreren U-Booten kann dahingestellt bleiben. Die Leistung steht dem Eismeerkrieg an Größe gleichartig zur Seite. Natürlich hat auch hier unser Erfolg sofort England auf den Plan gerufen. Nach Reuter-Nachrichten „soll" der britische Botschafter bei der Regierung der Vereinigten Staaten das Staatsdepartement aufgesucht haben, um gegen das Anlaufen eines amerikanischen Hafens durch „U 53" Protest zu erheben. Dabei steht solchem Verlangen, wie schon vorher ausgeführt, nichts zur Seite als das auch schon erwähnte englische Rundschreiben an alle Neutralen, in dem das Ansinnen gestellt wird, U-Booten das Anlaufen zu verbieten. Die Vereinigten Staaten haben im Gegensatz zu Norwegen dieses Ansinnen abgelehnt. Ganz allgemein mag dazu noch bemerkt werden, daß Kriegsschiffe der Kriegführenden nicht nur das Recht haben, neutrale Häfen anzulaufen, sondern daß ihnen durchweg ein 24stündiger Aufenthalt gewährt wird, genug Brennstoff einzunehmen, um den nächsten Heimathafen zu erreichen, und darüber hinaus ein Verweilen in Seenot und zu Reparaturen, die zur Wiederherstellung der Seefähigkeit nötig sind. Eine andere Frage ist es, ob ein solches Schiff öfter denselben Hafen oder Häfen desselben Landes anlaufen darf. Das ist ganz allgemein danach zu beurteilen, daß kein Neutraler zuzulassen braucht, daß seine Hoheitsgewässer zum Ausgangspunkt der Kriegführung gemacht werden. Wann das eintritt, zu beurteilen, liegt dem souveränen neutralen Staat ob; erfüllt er hierin seine Pflicht nach Ansicht eines Kriegführenden nicht, so steht es diesem natürlich frei, vorstellig zu werden und bei Nichtberücksichtigung daraus weitere Folgerungen zu ziehen. Alles Dinge, die bei „U 53" gar nicht in Frage kamen. Sein Anlaufen war ebenso rechtlich erlaubt wie das von „U 35" im spanischen Hafen von Cartagena, als es dorthin ein Kaiserliches Handschreiben für den König von Spanien und Medikamente für unsere Landsleute brachte. Damit nicht genug, haben sich die englischen Nachrichtenstellen natürlich sofort bemüht, Nachrichten in die Welt zu setzen von Schwierigkeiten und kritischer Stimmung zwischen Deutschland und Amerika wegen des U-Boot-Krieges in der Nähe der amerikanischen Küste. Demgegenüber muß ein- für allemal festgehalten werden, daß das freie Meer von Rechts wegen, und zwar ganz unbestritten, Kriegschauplatz ist für jedermann. Über seine Hoheitsgewässer hinaus, d. h. mehr als drei Seemeilen von der Küste und darüber entfernt, geht es keinen Staat an, was dort geschieht. Wir haben Amerika Zugeständnisse der Art gemacht, daß wir den U-Boot-Krieg als Kreuzerkrieg, d. h. mit Anhalten und Sicherung der Menschen, führen, darüber hinaus hat auf dem freien Meer Amerika nicht den Schatten eines Rechtes, sich einzumischen.

So ist in der Tat heute im U-Boot-Krieg der Seekrieg wieder auf den Ozean hinaus in weite Fernen gewachsen und hat nicht nur die Tätigkeit, sondern auch zum Teil den Kriegschauplatz unserer Kreuzer übernommen. Auf drei Schauplätzen, im Norden, Süden und Westen, ist er in nimmer rastender, immer wachsender Arbeit am Werk und reiht Erfolg an Erfolg, bis Albion bezwungen sein wird. Wir stehen ebenso staunend vor der Leistung, die Mensch und Maschine in restloser Hingabe ihres ganzen Könnens und Wollens vollbringen, wie wir bewundernd erkennen, wie dem U-Boot-Krieg immer neue, andersartige Aufgaben gestellt werden, wie er je nach den Umständen schnell wechselnd neue Ziele zu erfassen versteht. Was dabei geleistet wird, voll zu erkennen, wird erst später möglich sein. Wir erwarten vom U-Boot-Krieg nach wie vor die Niederringung Englands, des Vaters und Ernährers dieses Weltkrieges, wir sind gefaßt, daß England alle Künste seines Ränkespiels auch weiterhin spielen lassen und nichts unversucht lassen wird, das, was die Neutralen nach seinem Willen als Recht ansehen sollen, ihnen aufzuzwingen, aber auch unsere Mittel des U-Boot-Krieges sind noch nicht erschöpft, er wird England zwingen, und die Männer, die ihn führen, werden nicht nur auf den Dank des Vaterlandes ein Anrecht haben, sondern auf den der Welt, die sie vom Joche Englands befreien.

Aepfel.

Von Bodo Wildberg.

Die Freigabe der Eßäpfel sichert uns auch für diesen Kriegswinter den Genuß der edelsten und gesündesten Obstart unserer Breiten.

Der Apfel ist das edelste Obst. Schon die unwillkürliche Alliteration dieses Satzes bestätigt es, denn das Vornehme stabreimt immer. Und man versuche nur, den Apfel zu entthronen in Mythos, Symbolik und Alltag. Man spricht vom Liebesapfel und vom Reichsapfel. Die Teilung des Apfels versinnlicht Liebe und Freundschaft. Man ersetze den Apfel durch ein anderes Obst, etwa gar eine Birne — die doch auch sehr fein und köstlich sein kann, ja im Grunde ein höchst achtungswerter Nebenzweig des Altgeschlechts der Äpfel, wo nicht gar, wie manche meinen, sein Urstamm ist — und der Sturz vom Erhabenen zum Lächerlichen hat sich vollzogen.

Die schöne Rundung des Apfels war es wohl nicht



allein, die ihm so hohen Rang in Sprache und Brauch erwarben. Der Duft, die Würze eines schönen Apfels ist etwas ganz Besonderes: etwas Reines möchte man sagen, das Urerinnerung weckt. So ist er zur schicksalschweren Frucht des Paradieses geworden.

Von altersher bildete er den Schluß einer harmonischen Mahlzeit. Vom Ei bis zum Apfel zog sich das Schwelgermahl der Antike. So spricht man denn vor allem von Tafeläpfeln, obwohl es nicht minder natürlich wäre, von Tafelbirnen, Pflaumen und so weiter zu reden.

Dann hat er noch einen großen Vorzug: seine Reifezeit dehnt sich, als Ganzes betrachtet, über drei, vier Monate, ja ein halbes Jahr aus. So gibt es reichlich sechs Monate lang immer Äpfel. Im Juli und August schon reifen gewisse Sommeräpfel, wie die hübschen weißgelben, wachsartig anzufühlenden Klaräpfel mit durchsichtigem Fleische; wie die virginischen Rosenäpfel, die sehr früh reif werden und auch rauhen Lagen bereitwillig standhalten. Im September wird die Liste schon länger, die würzigen Sommerkalvillen, die berühmten Gravensteiner, die Berliner Prinzenäpfel, auch Hasenköpfe genannt, und die hellen „Transparentäpfel" sind nun reif geworden. Es folgen im Oktober die großen Renetten, die Goldparmänen und der ihnen verwandte Kaiser-Wilhelm-Apfel, die Danziger Kantäpfel, dann das umfangreiche Hausmütterchen, ferner im Dezember verschiedene Winterkalvillen und -renetten, der schwere Bismarck-Apfel, die feuerflammenden Kardinalsäpfel, die gelbpunktierte Ananasrenette, die ausdauernde, goldige große Kasseler Renette. Unsere fortgeschrittene Baumobstpflege zieht Renetten verschiedener Gattung bis in den Mai hinein.

Man denkt beim Apfel nicht allein an Geschmacksfreuden; er ist eine wesentlich ästhetische Frucht und erfreut schon durch seinen Anblick, seine Farben. Wer bleibt nicht gern betrachtend vor einer wohlgeordneten Auslage feinen Obstes stehen? Wieviel Abstufungen in Gelb und Rot sind da nicht zu studieren? Das reine Gold des gelben Edelapfels, der auch durch vollkommen abgerundete, überaus anmutende Gestalt entzückt — die leichte Bepunktung der innig gelben Landsberger Renette — das leise Flammenzüngeln der Wintergoldparmäne — das tiefere Rot jenes Danzigers, der auch durch die eigentümlichen Kanten auffällt, die ihm den Namen verliehen haben — der noch sattere Purpur einer Baumanns-Renette — dann hier ein grünlicher, dort ein bronze- oder altgoldgelber Ton — das ist eine Farbenpalette, aus der sich schon für das Auge genug des Reizenden zusammenstellen ließe.

Es gibt zahllose Apfelsorten, und ihre Nennung braucht uns ebensowenig Kopfzerbrechen zu bereiten wie ihre wissenschaftliche Einteilung in fünfzehn Klassen. Immerhin kann es ja nichts schaden, wenn einer weiß, daß die sogenannten Kalvillen, die übrigens der Eingeweihte am eigentümlichen Balsamduft zu erkennen vermag, sich oftmals fettig anfühlen; daß die „Hulderlinge" meist weinsüß, die „Taubenäpfel" länglich, die „Rambure" besonders süß, die beliebten Borsdorfer meist von sehr regelmäßiger Rundung, dafür aber selten frei von leichten Rostspuren und Wärzchen sind. Und es kennt wohl ein jeder die grauen Renetten — am Rhein, wenn wir nicht irren, Rabaue genannt — die unter rauher Rostschale ein edelköstliches Fleisch verbergen. Dann gibt's die Streiflinge, mehr oder minder deutlich mit roten Streifen gemustert; dann gibt es endlich Renetten, die an der Sonnenseite rot werden, und solche, die dem Einfluß der Besonnung widerstehen oder höchstens einen ganz leichten Rosenanflug auf der vom Licht begnadeten Seite aufweisen.

Wir haben den Apfel als das edelste und schönste Obst



Presse-Bureau.

Zum Kampf vor Predeal: Der Predealpaß südlich von Kronstadt.

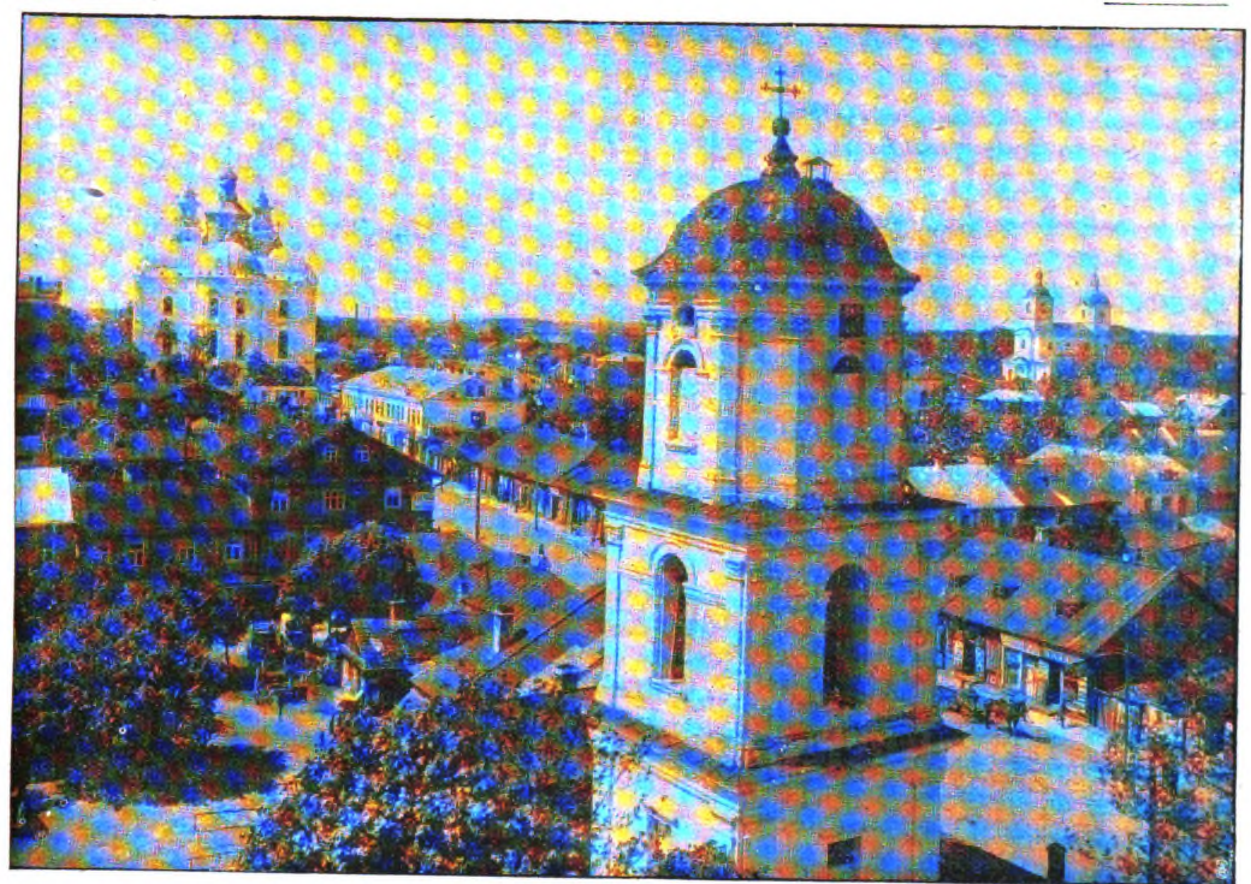


gerühmt, er ist auch die gesündeste, dem menschlichen Organismus gemäßeste unter allen Früchten der gemäßigten Zone. Ist auch sein sogenannter Verbrennungswert nach gelehrter Auskunft nur etwa halb so groß wie der des Zuckers und des Stärkemehls, so übt er doch die günstigsten Reizwirkungen auf den Stoffwechsel aus, und seine Säure hat eine ähnliche Wirkung wie Milchsäure.

Nebenbei nur sei bemerkt, daß Apfel und Rose miteinander verwandt sind. Man darf an Rosen denken, wenn man Äpfel genießt; an die trotz aller Entthronungsversuche edelste Blume beim Anblick des duftsüßen Edelapfels.

Deutschland ist seinem Klima wie seiner Bodennatur nach das eigentliche Apfelland Europas. Da der Apfelbaum flach wurzelt, das heißt nur in lockerem Boden tiefer erdenwärts dringt, ist sein Anbau in lehmhaltigem Sandboden wohl durchführbar, noch günstiger ist lockerer, durchlässiger Lehmgrund. Der Kenner weiß aus der

Kartenskizze zu den Kämpfen an der rumänischen Grenze.



Stadtansicht.



Phot Wipperling.

Blick auf das Kloster.

Am Rande der Rokitno-Sümpfe: Die Stadt Pinsk.

Feinheit des Geschmackes, aus der Schönheit, dem Glanz der Farbe wohl auf den Boden zu schließen, dem die Frucht entsprang. Vielleicht wird er auch herausfühlen können, ob „Wildlingsunterlage" oder „Splittapfelunterlage" oder die schwierige „Paradiesunterlage" bei der Zucht angewandt wurde. Wir Laien begnügen uns mit der geheimnisvollen Würze und ihren weniger bestimmten, aber um so mannigfaltigeren Eingebungen, mit der Vorstellung schwerbeladener, in Gold oder Tiefrot prangender knorriger Obstwälder oder langgedehnter, in ruhiger Sonne erglühender Spalierwände.

Da zerreißen Herbstnebel, da steigt, vom holden Apfelduft entzaubert, eine der fruchtbarsten Gegenden unseres großen Vaterlandes ans Licht der Erinnerung. Fruchtwälder wogen schier ohne Ende, nur in weiter Ferne begrenzt von den blauen Pyramiden hoher Basaltberge. In den schwarzbraunen Ackerfurchen, dem tauigen Gras des Wegrands leuchten die goldroten Früchte.

Oder wir denken zurück an einen besonders von der Natur begnadeten Strich unserer Ostseeküste, wo die breite Bucht sich nach Süden wendet und Obstbäume noch dicht am Wasser wohlgeschützt der Sonne genießen. Da schüttelt wohl der Nachsommerseewind die Äste, und hochgelbe Äpfel — Freias Äpfel — klatschen in die Salzflut hinab.

▽ ▽ ▽

Der Weltkrieg.

(Zu unseren Bildern.)

In der verflossenen Woche bekam man allerlei zu hören, was mit dem Begriff neutral zusammenhängt.

Neutral heißt auf deutsch „weder — noch".

Es ist bezeichnend, daß durch diesen ganzen Krieg hindurch dieser einfache Begriff umstritten wurde. Kaum waren wir gezwungen, im August 1914 zur Verteidigung das Schwert zu ziehen, wurden wir inne, daß der Begriff nach englischer Lesart zu unseren Ungunsten sich abwandte in „entweder — oder". Mit aller Schärfe haben wir gleich anfangs Belgien darüber belehren müssen, daß für Neutrale weder Gunst noch Ungunst gilt. Dann Serbien, Montenegro und jetzt Rumänien. Von Italien wird später bei der endgültigen Abrechnung ausführlicher die Rede sein.

Das alles ist weder zufällig noch unwesentlich. Deutschland nimmt keinen Schaden und wird bestimmt auch später keinen nehmen, wenn ein neutraler Staat, ob groß oder klein, die loyale unparteiische Neutralität verletzt. Wie ein solches Verhalten diesem selbst auf die Dauer bekommt, wird die unausbleibliche Schlußabrechnung ergeben.

Mit aller Gelassenheit betrachtet man in Deutschland die verschiedenen Schwankungen, denen die Neutralen unter dem Druck Englands nachgeben. Haben diese Ereignisse auch auf die Kriegslage Einfluß, so wird unsere Oberste Heeresleitung die Maßnahmen treffen, die ihr geboten scheinen, um auch darüber hinweg den Krieg zu Deutschlands Ehre und Sicherheit zu Ende zu führen.

In Griechenland hat England den früheren Vergewaltigungen neue folgen lassen. Athen ist besetzt. Die griechische Flotte ist fortgenommen. Ein schmachvolles Ultimatum nach dem anderen wurde von England und seinen Verbündeten an die griechische Regierung gerichtet. Wer mit einigem Verständnis das Schicksal des Gallipoli-Abenteuers seinerzeit verfolgte, wird über den Verlauf des Saloniki-Abenteuers kaum im Zweifel sein.

Rumänien steht heute bereits so aussichtslos da, daß unsere feindlichen Verbündeten es deutlich fühlen lassen, wie enttäuscht sie über seine Erfolglosigkeit sind. Als lästiger Bittsteller behandelt und abgeschüttelt ist der rumänische Abgesandte, der in London um neues Kriegsmaterial zur notdürftigen Aufbesserung des verlorenen bat. Man hat zur Genüge gelernt, aus den offiziösen Lügenberichten unserer Gegner die Stellen herauszufinden, an denen die Wirklichkeit durch die Entstellungen hindurchscheint. Diesmal verrät uns allerlei leidenschaftliches Gerede aus italienischem Munde, daß unsere Feinde Rumäniens Lage als hoffnungslos ansehen. Sie haben mit ihrer eigenen Bedrängnis genug zu tun und hegen kein Bedenken, Rumänien aufzugeben, das ihnen noch vor kurzem so willkommen war, als es aus seiner Neutralität heraussprang, um gegen uns als Schachpuppe in gewagtem Kriegsspiel sich verwenden zu lassen.

Es ist belustigend, daß in dieser Situation die rumänische Regierung noch schnell einen neuen Kriegsorden ins Leben ruft. Die erkorenen Ritter dieses Ordens können auf solche Auszeichnung stolz sein!

Von der italienischen Front können wir feststellen, daß nunmehr auch die achte Isonzoschlacht für die Italiener verloren ist. Der Winter steht vor der Tür, und Italien steht vor neuen Unbilden. Ob die Italiener abgehärtet genug sein werden, oder ob sie nicht vielmehr sich recht müde und erschöpft fühlen, wird sich ja ausweisen.

Im Westen wurde durch die Armee Below ein englisch-französischer Gewaltstoß zwischen Ancre und Somme abgeschlagen. Es wurden feindliche Angriffe bei Thiepval und heftige Angriffe im Gebiet von Morval—Bouchavesnes abgewiesen. Ein mit äußersten Kräften unternommener Durchbruchsversuch der Engländer und Franzosen ist gescheitert. Die große Dauerschlacht geht weiter. An einen Erfolg unserer Feinde ist nicht zu denken.

Der Schrecken, den unsere U-Boote im Eismeer und an der Murman-Küste verbreiteten, wurde noch überboten durch den panikartigen Eindruck, den die Versenkung der 9 Schiffe innerhalb zweier Tage an der amerikanischen Küste erweckte.

Diese Überraschung hat gewaltig eingeschlagen. Uns bringt sie nicht aus der Ruhe. In Deutschland weiß jeder, bis zum einfachen Mann hinab, daß unsere Sache in guten Händen ruht. So manche Wendung im Verlauf der Kriegsereignisse haben wir durchkämpft. Nie bisher haben wir diese Sicherheit und Seelenruhe empfunden, mit der wir heute der nächsten Zukunft entgegensehen.

Es ist nur folgerichtig, daß in den Reihen unserer Gegner Stimmungen herrschen, die nach den Nachrichten unbeteiligter Zuschauer als Beunruhigung und selbst als Bestürzung bezeichnet werden.

Es kann heute eben nicht mehr von einer Entschlußfreiheit unserer Feinde gesprochen werden. Die hat Deutschland in der Hand. Vergeblich erweisen sich alle Anstrengungen, sie uns zu entwinden. So wenig der Aushungerungsplan jemals dazu führen kann, uns zu beeinflussen, so wenig nutzen alle Versuche, die Schlagkraft unserer Armee zu schwächen.

Ganz besonders deprimierend wirkt auf Frankreich die Aussicht auf den bevorstehenden Winter. Das Äußerste an Menschenmaterial ist aus dem Lande herausgeholt. Man spricht bereits davon, die Ausländer, die sich in Frankreich aufhalten, soweit sie Staatsangehörige der Frankreich verbündeten Mächte sind, ins französische Heer zu stecken. X

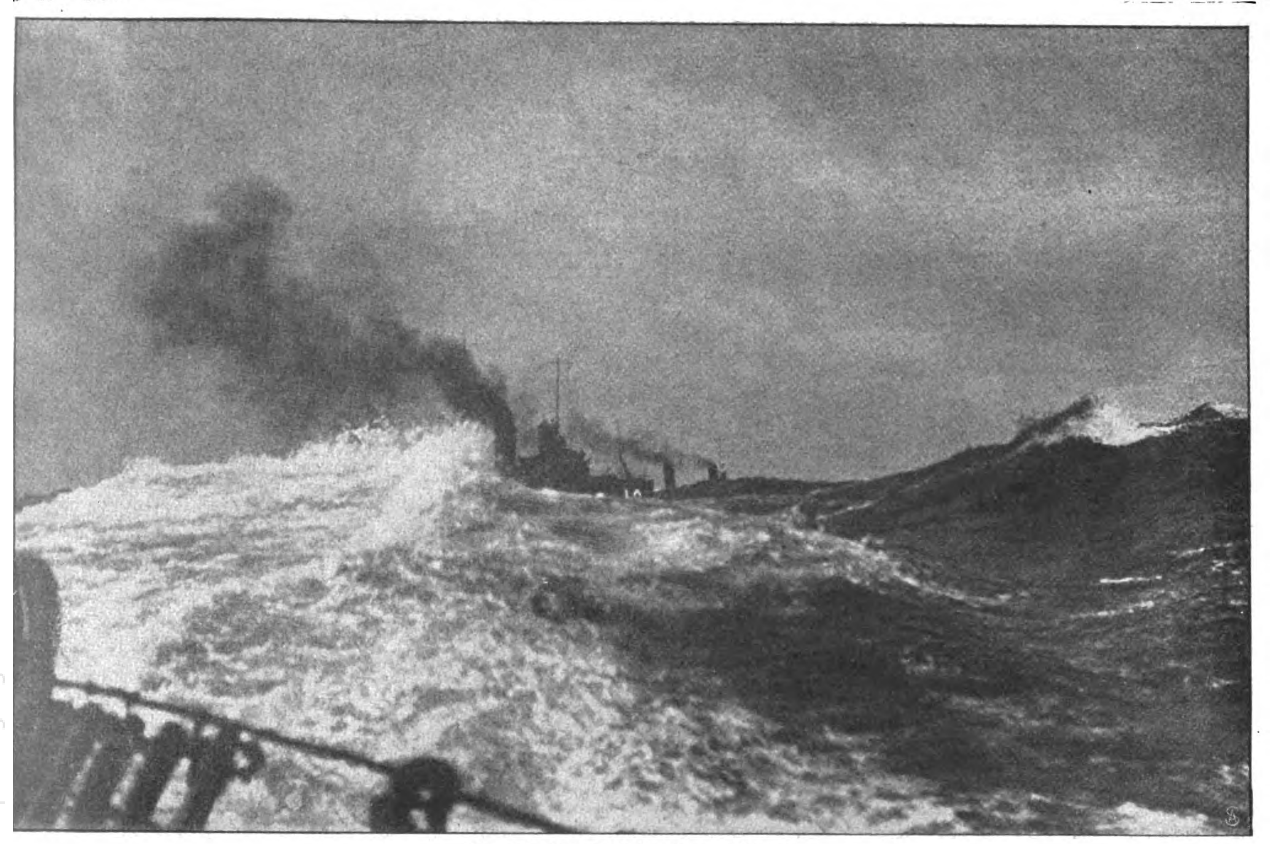


DIE WOCHE
Bilder vom Tage

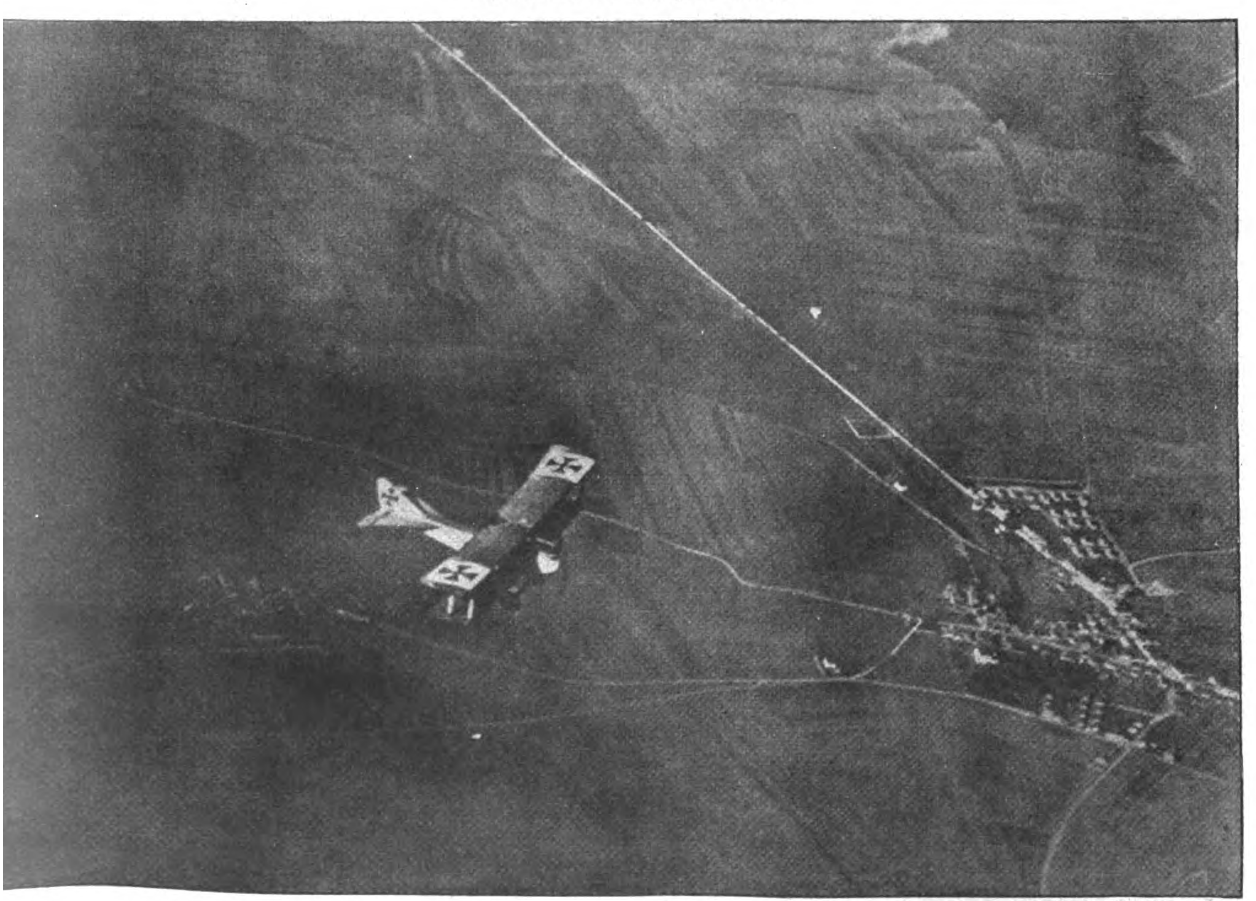


Feldgrauer Besuch beim Führer von „U 53", Kapitänleutnant Rose (×)

Die Amerikafahrt von „U 53".



Torpedoboot bei heftigem Sturm.



Phot. Holznagel

Tätigkeit unserer Flugzeuge im Sommegebiet: Deutsche Flieger über französischen Stellungen.



Se. Majestät verteilt Eiserne Kreuze an das 3. Garde-Regiment zu Fuß.

Der Kaiser im Felde.





Oberleutnant z. S. Werner Peterson,
erlitt den Heldentod beim Luftangriff auf London am 23.—24. September.



Kapitänleutnant Heinrich Mathy,
Kommandant des bei dem Luftangriff auf London am 1.—2. Oktober vernichteten Luftschiffs.

Zu den Luftschiffangriffen auf England.



Graf Taube †
Schwedischer Gesandter in Berlin.



Hofphot. Karastojanow.

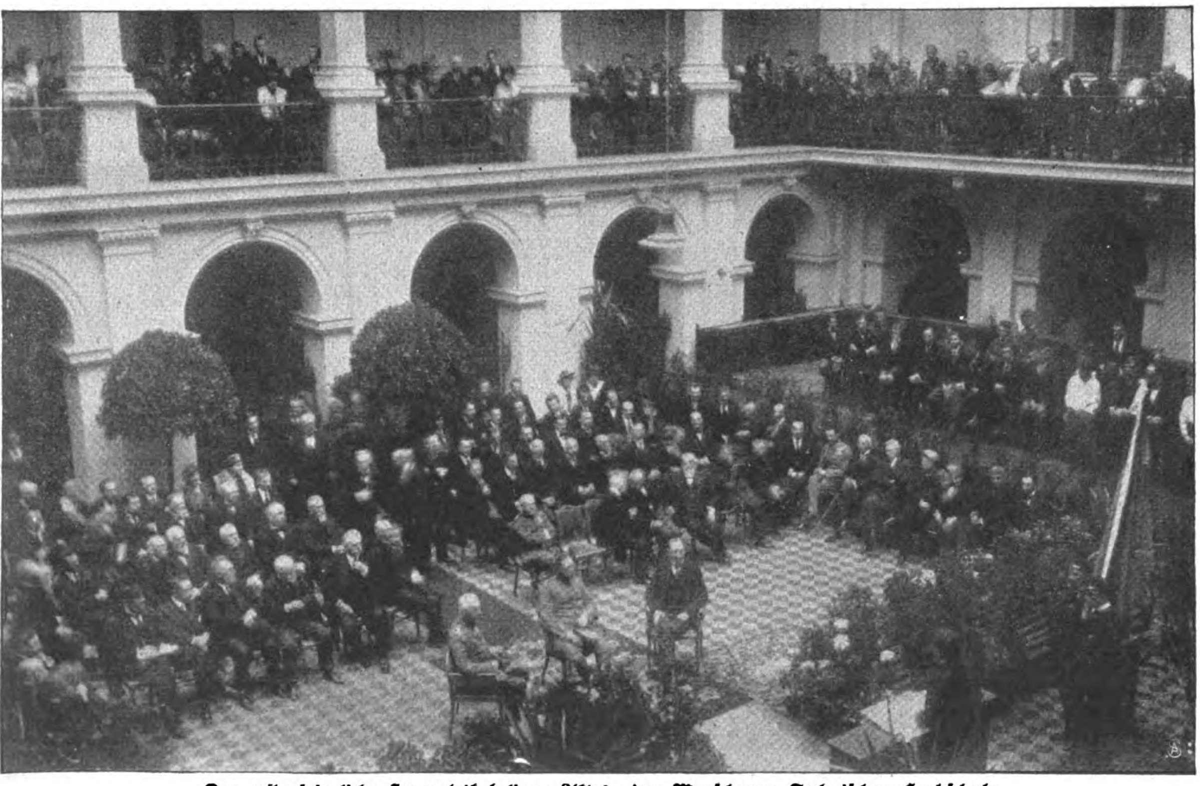
Komm. General Kisselow,
der Sieger von Tutrakan.



Hofphot. Karastojanow.

Oberst Lukow,
der neue Generalstabschef.

Von der bulgarischen Armee.



Der erste feierliche Immatrikulations-Akt in der Warschauer Technischen Hochschule.

Im Vordergrund von links: Administrationschef von Warschau, General von Kries, Kurator der Universität und Technischen Hochschule, Graf Hutten-Czapski, und Bürgermeister von Warschau, Dipl.-Ing. Drzewiecki. Am Rednerpult der Rektor der Technischen Hochschule, Dipl.-Ing. Patschke.

Oberleutnant von Cossel (links) und Vizefeldwebel Windisch.

„Oberleutnant von Cossel, von Vizefeldwebel Windisch südwestlich von Rowno vom Flugzeug abgesetzt und nach 24 Stunden wieder abgeholt, hat an mehreren Stellen die Bahnstrecke Rowno—Brody durch Sprengungen unterbrochen.“ (Aus dem Bericht der Obersten Heeresleitung.)





Hauptmann Recke. — **Major von Seelhorst.** — **Hauptm. Frhr. Roeder v. Diersburg.** — **Hauptmann Koester.** — **Rittmeister Hahn.**

Dipl.-Ing. Diesinger. — **Rittmeister Alfr. v. Borcke.** — **Oberleutnant Herbert Wuth.** — **Hauptmann Coerper.** — **Leutnant v. Heimburg.**

Phot. Capell.
Leutnant Herbert Roscher. — Phot. Fink & Sohn. **Hauptmann v. Hanneken und Oberleutnant v. Hanneken.** — **Leutnant Herbert Lindner.** — **Leutnant Ludwig Fuchs.**

Leutnant Kuno Wolff. — Phot. Strieth. **Leutnant Wilh. Pehle.** — **Leutnant Joh. Behr.** — **Leutnant Steimle.** — **Leutnant Alsleben.**

Obersanitätsmaat H. Finsterbusch. — **Leutnant Leibnitz.** — **Leutnant Ernst Bork.** — **Offizier-Stellv. H. Lipski.** — **Flugzeugführer Hoffmann.**

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

Generalleutnant Clausius,

führte die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen beim Sturm auf den stark befestigten russischen Brückenkopf nördlich von Zarecze am Stochod.

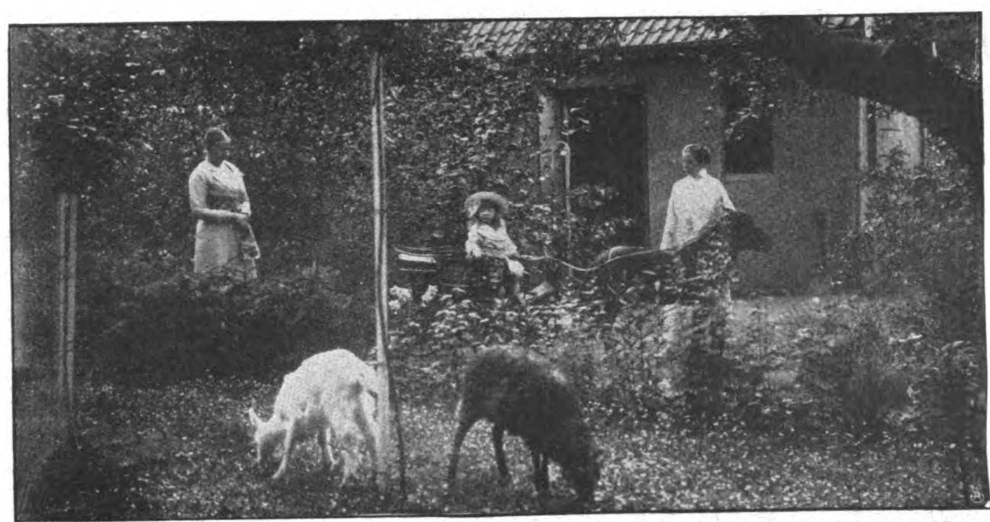
Originalzeichnung aus dem Mappenwerk von Bildnismaler E. Linnenkamp.



Frau von Hindenburg mit ihrer Tochter, Frau Rittmeister von Penz, und ihrer Enkelin.



Frau von Hindenburg mit Tochter und Enkelin bei einem Gartenfest für die Verwundeten im Klostergarten von Lüne bei Lüneburg.



Presse-Photo-Vertrieb Paul Wagner

Im Garten der Villa Hindenburg.

Familienbilder aus dem Heim des Generalfeldmarschalls von Hindenburg.

Ehe.

Die Welt steht in Blüten. — In dumpfer Kammer
Schluchzt ein junges Weib in verzweifeltem Jammer.
„Wie die Sonne funkelt und lacht — und die Rosen leuchten so rot!
Ich möchte sie alle zerschlagen, du bist tot! —
Vor einem Jahre gingen wir zu zwein,
Gingen mit Lachen und Singen in das Leben hinein.
Jetzt liegst du in kalter Erde und hörst mich nicht.
Wie ich das Leben hasse, wie ich es hasse, das Licht.
Wo ich gehe und stehe — du bist nicht da!
Keiner ward größerer Kummer, wie mir geschah."

Leise legt ihr die Mutter die Hand auf das Haupt:
„Dir hat der Tod den Gatten — mir hat ihn das Leben geraubt.
Ach, Kind, es ist nicht das Schwerste, was der Tod uns tut,
Aber die Lebenswunden, die kosten Herzensblut.
Seine Liebe, die er dir schenkte, bleibt ewig dein,
Ewig bleibt dir sein Bildnis im Herzen rein.
Wo du gehst, und wo du stehst — er geht doch mit dir.
Schwer ist der Tod, doch das Leben viel schwerer, das glaube mir!
Wenn das zerfällt und zerbricht, was so stark gebaut,
Wenn das Herz in Zweifeln ringt, das so fest vertraut,
Wenn die suchenden Seelen sich nicht mehr verstehn,
Wenn die süßen Liebesrosen im Staub verwehn,
Und geht man seinen Weg auch noch immer zu zwein,
Seite an Seite — man geht doch allein.
Nicht das Sterben, Kind, schafft dem Herzen die bitterste Not.
Die wir an das Leben verlieren, die sind uns wahrhaft tot."

An der Spindel sitzt die Alte, die Greisin, und spinnt,
Wie die kluge Parze, die Schicksal sinnt.
„Ihr steht noch tief im Leben, ihr kennt das Ende noch nicht.
Leben und Tod gibt wieder, was Tod und Leben zerbricht.
Kind, und hat dir ein Stürmen den Blütenkranz zerpflückt —
Es folgt dem Lenz ein Sommer, der neu dich schmückt.
Was dir der Tod genommen — das Leben gibt es zurück,
Man scheidet mit zwanzig Jahren nicht für immer vom Glück
Und nahm dir das Leben den Gatten — das Leben geht einmal zur Ruh,
Dann neigen die lange Getrennten sich wieder einander zu.
Dunkel werden die Steige. — Fern im Abendrot
Singt auf seiner Geige das große Lied der Tod.
Der Gipfel ist überschritten, bergabwärts neigt sich der Pfad,
Da spürst du die Hand dir nahen, die dir so lang nicht genaht
Nicht den Mann, nicht den Geliebten, wie du ihn früher gesehn,
Nur einen einsamen Menschen siehst du neben dir gehn.
Was ihr so lange getragen an Hoffen, Not und Glück —
Hinter euch im Nebel bleibt es alles zurück.
Aller Kampf ist verklungen, heilige Stille im Rund,
Nur die dunklen Lieder tönen tief im Grund.
Das ist das Höchste und Letzte: Hand in Hand
Schreiten zwei müde Pilger hinein in das ewige Land."
Tausend Bäche stürzen vom Berg in wildem Spiel,
Alle die tausend Bäche finden ein einziges Ziel.

Sophie Kloerß.

Die sprechende Linie.

Von Alexander Moszkowski.

Die Linie, mit der wir uns beschäftigen wollen, wird nicht nur sprechen, sondern uns Bedeutsames zu sagen haben und vielleicht sogar in einer vielerörterten Zeitfrage Einfluß gewinnen.

Wir haben die Sommerzeit eingeführt und uns ihrer Segnungen in fünfmonatiger Probe erfreut. Aber ein ungeklärter Rest blieb übrig, und ob sie uns in Zukunft als eine dauernde Einrichtung wiederkehren wird, das ist noch nicht jedem Zweifel entrückt. Gewichtige Stimmen, zumal aus den Reihen der Schulmänner, haben sich zu einem Gegenchor vereinigt, der im Herbst einsetzte und wahrscheinlich im Winter bis zum Frühlingsbeginn seine Tonfülle steigern wird. In dieser Chorleistung kehrt ein Thema wieder: „Die Ermüdung der Jugend", insoweit sie mit der Neustellung der Sommeruhr zusammenhängt. Meinung steht gegen Meinung, Erfahrung gegen Erfahrung, und es ist vorläufig nicht abzusehen, welches Ergebnis sich aus den unsicher gedeuteten, weil subjektiv gewerteten Wahrnehmungen ergeben soll.

Hier meldet sich ein wissenschaftliches Prinzip mit der Ansage: Es gibt ein Verfahren, das imstande ist, diese Unsicherheit zu überwinden. Wir besitzen es längst, ohne es in Anwendung zu bringen. Aber es darf nicht länger mehr in gelehrten Archiven schlummern, sondern es soll heraus ans Tageslicht, um in der großen Zeit- und Schulfrage das entscheidende Amt zu übernehmen.

Dieses Verfahren drückt sich in einer Linie aus, in der sprechenden Linie, wie wir sie genannt haben. Sie läßt sich überall darstellen, wo schwankende, veränderliche Schülerleistungen in Betracht kommen und miteinander verglichen werden sollen. Wir haben die Möglichkeit, diese Schwankungen in die Form einer gezeichneten Figur zu verwandeln, die uns den Einfluß des Zeitablaufs auf alle in der Seele des Schülers vorkommenden Spannungen zu anschaulichem Bewußtsein bringt. Diese geschwungene Linie redet in der Sprache der Statistik und zugleich mit ausdrucksvollen Gebärden, die sich an das Auge wenden. Sie verkündet uns Wahrheiten, die aus sonstigen Kundgebungen und wohlmeinenden Gutachten der Lehrer und Schulmonarchen nicht zu entnehmen sind.

In den Werkstätten der experimentellen Psychologie sind sie geworden, und sie entstammen somit einem Forschungsgebiet, das in dem Großmeister Wilhelm Wundt seinen persönlichen Mittelpunkt sieht. Vor fast dreißig Jahren begannen die Untersuchungen an zahlreichen Versuchspersonen unter Aufsicht und Prüfung einsichtiger Seelenergründer, deren Resultate der Heidelberger Emil Kraepelin im 19. Band der von Wundt herausgegebenen Philosophischen Studien niedergelegt hat. Das System der sprechenden Linien, die in jener weitschichtigen Abhandlung als „Arbeitskurven" bezeichnet werden, tritt uns hier in voller wissenschaftlicher Rüstung entgegen, ausgestattet mit Beweisen einer Wahrscheinlichkeit, die sich dereinst in Fortsetzung der Methode zum Range der Gewißheit erheben kann.

Die Versuchspersonen von damals sind die Schüler von heute. Will der Magister wissen, was in Ansehung einer neuen Zeiteinteilung für den Schüler zweckdienlich ist, so wird er sich nicht auf widersprechende Schätzungen verlassen dürfen, da ihm in der „Arbeitskurve" ein ungleich



überlegenes und bereits wissenschaftlich erprobtes Erkenntnismittel zur Verfügung steht.

Wie aber entwirft man solche Arbeitskurven?

Das ist im Grunde eine sehr einfache Angelegenheit. Man denke zum Vergleich an die bekannten selbstregistrierenden Werkzeuge für den öffentlichen Wetterdienst: da gleitet ein Farbstift über ein bewegtes Band und läßt eine gewellte Linie entstehen, die in der Länge nach der Zeit, in der Höhe nach dem Luftdruck orientiert ist und dergestalt ein sinnfälliges Bild des barometrischen Vorgangs liefert. Genau nach dieser Anlage entsteht auch die Arbeitskurve: die Versuchsperson wird in regelmäßigen Abständen auf gewisse, leicht meßbare Geistesleistungen geprüft, und die Ergebnisse kommen als wechselnde Höhen auf einen nach Minuten abgeteilten Streifen. Die Verbindung der oberen Punkte ergibt dann die Kurve für eine bestimmte Person und einen bestimmten Zeitabschnitt; es entwickelt sich eine sprechende Figur, die von der geistigen Verfassung des Prüflings Wichtiges und Überraschendes zu erzählen weiß.

Für die Art der Prüfung besteht nur der Grundsatz, daß sie sich möglichst einfach zur Messung eigne und innerhalb derselben Versuchsreihe einheitlich durchgeführt werde. Als die von Kraepelin beschriebene Methode aufkam, wurde in überwiegender Häufigkeit das zifferweise Addieren einstelliger Zahlen verwendet. Und schon die ersten hiernach gewonnenen Arbeitskurven zeigten Bilder, die sich von dem erwarteten Verlauf sehr stark unterschieden. Es offenbarten sich Linien, die nicht nur sprachen, sondern in ihrem Auf und Ab der Voraussicht kräftig widersprachen. Sie eröffneten im ersten Anlauf eine Debatte, in deren weiterem Verlauf die merkwürdigsten Vorgänge aufgedeckt wurden.

Vor allen Dingen zeigte sich hier wieder einmal, daß das sogenannte „Selbstverständliche“ niemals standhält, wenn ihm die exakte Wissenschaft auf den Leib rückt. „Selbstverständlich“ war es nämlich, daß die Versuchsperson, der Schüler, mit dem Höchstmaß der Aufmerksamkeit beginnen müßte, um bei fortgesetzter Abspannung von der geistigen Höchstleistung allmählich zu tieferen Stufen überzugehen. Man sah also einen leisen Abschwung voraus mit einer fast talabwärts geneigten Linie. Aber die sprechende Linie erklärte vernehmlich, daß sie willens sei, diese Selbstverständlichkeit über den Haufen zu werfen. Sie wollte die erwartete sanfte Figur durchaus nicht annehmen, zeigte sich vielmehr wie ein Alpenprofil mit steil aufspringenden Schroffen, jäh versinkenden Gründen, unvermittelt auftretenden Spitzgipfeln, launisch, ohne Stetigkeit, dem Abbild einer Dolomitenlandschaft vergleichbar.

Aus der Sprache der Linie in einfache Menschenrede übersetzt heißt dies etwa für einen bestimmten Versuchsfall: die geistige Leistung setzt in mäßiger Höhe ein, sinkt sofort, springt hierauf über den Anfangstand empor, gleitet unregelmäßig bis zu einem Tiefpunkt, erlangt einen plötzlichen Auftrieb, erniedrigt sich bis auf Null und klettert zu neuem Zickzack, verrät also im ganzen Verlauf das Bestreben, jeder Gleichmäßigkeit aus dem Wege zu gehen.

Eine einzelne Arbeitskurve wäre bedeutungslos wie die vereinzelte Ziffer aus einer groß angelegten Statistik. Vereinigen sie sich aber in großer Menge zu Gruppen und häufen sie ihre Motive, so erwachsen aus ihnen bedeutende und in ihren Folgen kaum zu übersehende Probleme. Man erkennt: im Getriebe des geistigen Arbeiters, sofern es nach Zeitablauf gemessen wird, sind Kräfte verwickelt, die man erst trennen und bloßlegen muß, um den Sinn der Arbeitskurve überhaupt zu verstehen. Und hat man ihn verstanden, so erhebt sich das neue Problem: wie kann man aus ihm Anweisungen herauslesen zu einer möglichst zweckentsprechenden Zeitregelung für die Zukunft?

Man würde vollkommen fehlgehen, wenn man bloß mit den hausbackenen Begriffen der Aufmerksamkeit, Ausgeruhtheit und Abspannung an der Arbeitskurve herumdeuteln wollte. Deren Schwierigkeit und Rätsel liegen tiefer. Sie birgt ein ganzes System wirkender Anlässe, unter denen die Uebung, die Bereitschaft, die persönliche Ermüdbarkeit und Erholungsfähigkeit, die Erregung, der Unterschied zwischen Morgenarbeit und Abendarbeit ihre stets vorhandene, aber schwer im einzelnen erkennbare Rolle spielen. Ja, in der Gestaltung des Systems sind sogar Kräfte am Werke, die mit einem Widerspruch in sich selbst behaftet scheinen, wie der „Müdigkeitsantrieb“ und die „ungünstige Pause“. Noch sind wir von einer durchgreifenden Analyse dieses Systems weit entfernt. Allein die Anfänge der experimentierenden und sinnig deutenden Forschung lassen keinen Zweifel daran, daß es einer vielleicht fernen Zukunft gelingen wird, die vollkommene Auflösung herbeizuführen. Denn jede Kurve, in der sich funktionale Abhängigkeiten ausprägen, entschleiert sich schließlich unter den Zwangsmitteln der Analysis, und so kann auch der Tag erscheinen, an dem die Arbeitskurve berechenbar wird wie für den Sternkundigen die Krummlinie einer Planetenbahn.

Wir brauchen aber diesen fernen Tag nicht abzuwarten, um die Arbeitskurve für die Zwecke unserer Zeitregelung dienstbar zu machen. Wahrscheinlich würde schon eine kurze Zeit genügen, um aus vielfältigen Experimenten gültige und für die Durchschnittsveranlagung brauchbare Mittelwerte herauszuziehen. Als Schauplatz dieser Versuche denken wir uns die Schule selbst, und als ihre Veranstalter Lehrkräfte, die sich ein bißchen mit den Arbeitswegen der experimentellen Psychologie vertraut gemacht haben. Ein neues Archiv müßte sich dann entwickeln, bestehend aus Arbeitskurven unter den verschiedensten, allen erdenklichen Lehrplänen angepaßten Versuchsbedingungen.

Und dieses Archiv der sprechenden Linien würde große und eindringliche Reden halten, nicht nur über die Sommerzeit und deren mögliche Beibehaltung oder Abänderung, sondern weit darüber hinaus über die zweckmäßigste Einteilung des Arbeitstages überhaupt und den besten Lehrplan. Es lebt in allen Schulen der Welt kein einziger Magister, der nicht aus solchem Archiv reichen Stoff für sein eigenes Lernen schöpfen könnte.

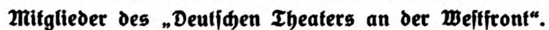
Die Methode ist, wie erwähnt, schier dreißig Jahre alt; aber wir benutzen sie nicht. Wir sammeln vorläufig Meinungsäußerungen, Gutachten, Gefühlsausflüsse, denen das Stahlgerüst der Wissenschaftlichkeit fehlt. Dieses ist vielmehr das Kennzeichen der alten sprechenden Linie, die ihre Dienste erneut anmeldet und sich dabei auf Goethes Vermächtnis berufen kann:

> Das Wahre war schon längst gefunden,
> Hat edle Geisterschaft verbunden,
> **Das alte Wahre, faß es an!**





Von links: Otto Brodowski (Theater des Westens, Berlin); Frau Löber, Souffleuse; Willy Gallwitz (Lessing-Theater, Berlin); Direktor Fritz Grunwald; Frl. Else von Hagen (Residenztheater, Hannover); Frl. Hilde Lindeke (Deutsches Theater, Hannover); Walter Dörry (Hoftheater, Oldenburg); Frau Elinor Büller (Lessing-Theater, Berlin); Werner Versen (Stadttheater, Freiburg); Arthur Peiser (Lustspielhaus, Berlin); Frau Margarete Kupfer (Deutsches Theater, Berlin); Frau Klara Seldburg (Hoftheater, Weimar); Reinhold Weiglin (Trianontheater, Berlin); Oskar Fuchs, Direktor des Residenztheaters, Stuttgart; Kurt Sauermann (Residenz-Theater, Kassel); Frl. Elfriede Suttner, (Residenz-Theater, Hannover); Maria Föhring (Stadttheater, Cottbus); Theaterm. Bessel; Frl. Frieda de Buyn (Stadttheater, Erfurt); Theodor Rocholl; Frl. Mary Probst (Lustspielhaus, Berlin); Herr Birkhahn (Freiburg i. Br.)



Mitglieder des „Deutschen Theaters an der Westfront".



Phot. König.

Von links: von Schreiner (Paul Mederow); Cecilie (Lina Carstens); Direktor Viehweg; Baruch (Hans von Zedlitz-Neukirch) Frau Bikuweit (Olga Beckow); Dr. Harlan; Max (Hans Leibelt); Dörnchen (Stella David).

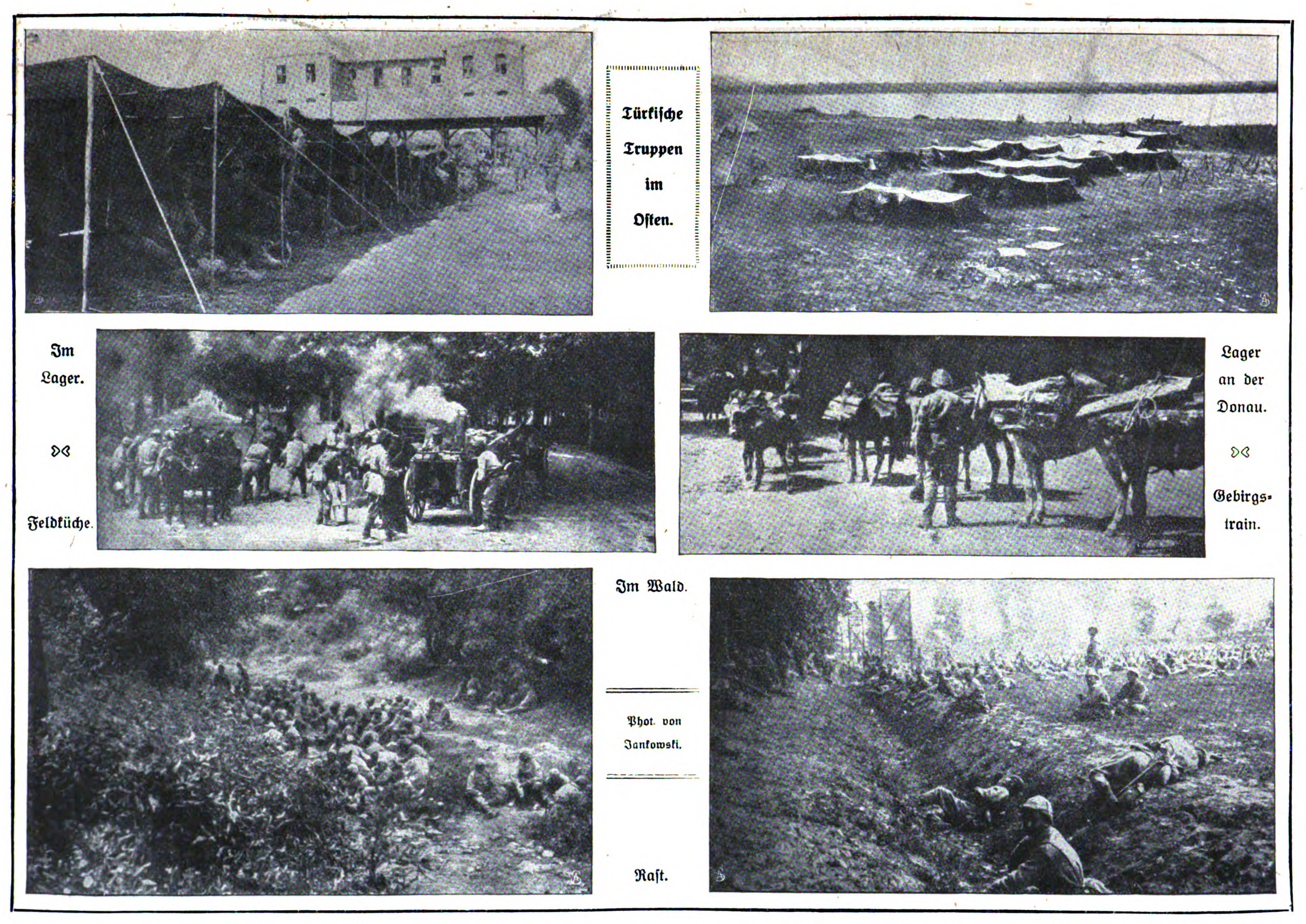
„Max, der Weltbürger". Lustspiel von Walter Harlan. Uraufführung im Leipziger Schauspielhaus.



Feldbahn hinter der Front.

Von den österreichisch-ungarischen Stellungen im Osten.





Türkische Truppen im Osten.

Im Lager. — Feldküche.

Lager an der Donau. — Gebirgstrain.

Im Wald.

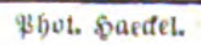
Phot. von Jankowski.

Rast.



Eine russische Händlerin, die deutsche Soldatenquartiere besucht, um ihre Ware zu verkaufen.





Phot. Haeckel.

Ein feldgrauer Künstler im Osten.

Stimmungsbilder aus dem Osten.



Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

6. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.

In diesem Augenblick hörte man über den Köpfen ein langgedehntes Sausen, das scheinbar kein Ende nahm, dann das dumpfe Dröhnen eines Abschusses und in dem großen Schweigen der Nacht vorn, dem Gegner zu, das krachende Schmettern vom Einschlag einer Granate. Einen Augenblick darauf klang wieder jenes Pfeifen in der Luft wie das lange Rattern auf einer Bahn. Unwillkürlich hoben sich Köpfe, als suchten sie das Geschoß zu sehen, das durch die Lüfte zog. Der Hauptmann aber rief: „Wenn man den Deubel an die Wand malt! Hurra, es geht los. Der D-Zug kommt. Wir werden bald sehen, wo er halten geblieben ist. — Nun, wer muß austreten? Es sind zwei Minuten Zeit."

Die letzten Worte hörte man kaum mehr, so rauschten majestätisch die schweren Geschosse über ihre Köpfe hinweg, unsichtbar im Nebel ihrem Ziel, den feindlichen Stellungen und Gräben, entgegen. Die Kompagnie ging auseinander, und bald war die ganze Straße von den Leuten erfüllt. Sie traten abseits in die Trümmer, sie standen umher, welche setzten sich. Der lange Hauptmann ging von einem zum andern und sprach mit einzelnen Unteroffizieren wie Mannschaften. Diesen fragte er, ob er wieder Liebesgaben bekommen hätte, jenem sagte er, daß er gerade aus seinem Heimatdorf etwas wüßte, einem dritten wußte er zu erzählen, der Gefreite Röntsch habe ihm aus einem Feldlazarett geschrieben, es ginge ihm gut, und er hoffe bald wieder bei der Kompagnie zu sein. Einem gegenüber, der unverkennbares Hamburgisch sprach, erwähnte er die Flotte, einen mit baltischem Tonfall fragte er nach Rußland. Mit dem letzten war wieder vom Kaffee die Rede, den sie bekommen würden, so wahr er hier stünde.

Zwei Soldaten lehnten dicht neben dem General auf den Gewehren. Der eine, ein Riese mit dunklem Vollbart, sagte zu seinem Nebenmann: „Ich kann einen eigentlichen Haß gegen die Engländer nicht aufbringen. Die Voraussetzung dazu müßte doch Achtung sein. Und wie soll man die haben, wo für jenes Volk die Triebfeder dieses ganzen Krieges allein der Konkurrenzneid ist? Ich bin nicht Kaufmann, und es mag sein, daß man in Staatsstellung Händlergefühle nicht ganz richtig wertet. Trotzdem, meine ich, müsse es ein Rückschritt, ja geradezu eine Verarmung für die Welt bedeuten, wenn es dahin kommen sollte, daß das materielle Moment allein die Beziehungen der Völker regelt. So bin ich denn gesonnen, jedem von diesen Leuten, wenn ich sie auch nicht hasse, so sie doch zweifelsohne verachten muß, erbarmungslos den Schädel einzuschlagen. Darin begegne ich mich vollkommen mit den Ansichten unseres Hauptmanns. Wiewohl es sonst Punkte gäbe, wo unser Standpunkt sich nicht völlig deckt. Denn auch der Kaffee ist materiell."

Der neben ihm war fast ebenso groß, nur noch breiter und zeigte ein Paar unmenschliche Fäuste. Er hatte andächtig zugehört, nun antwortete er in dem breiten Ton, halb sächsisch, halb preußisch, der Provinz Sachsen: „Nu, um den versprochenen Gaffee mechte ich nich kommen. Nee. Und wissen Sie, was ich jloobe? Wenn's zum Klappen kommt, drinken Sie'n ooch."

Der Bebartete ereiferte sich nicht, sondern antwortete mit der Ruhe einer philosophischen Abhandlung: „Ich möchte das nicht ohne weiteres in Abrede stellen. Meine ich doch nicht die Form, in der dieser Kaffee erwähnt wurde, sondern seine Verwendung sozusagen als Stimulans, obgleich man das Fremdwort nicht mehr gebrauchen sollte. Also sagen wir als Siegespreis."

Der andere wurde von einem Kameraden gerufen. Der im Barte blickte ernst zum Himmel auf, an dem in unbekannten Höhen brausend die Granaten ihren Weg zogen. Da trat der General aus dem Schatten auf ihn zu: „Das interessiert mich, was Sie da sagen. Aber meinen Sie nicht, daß eine solche Ausdrucksweise gerade gut auf Sinn und Denkungsweise unserer Leute zugeschnitten ist?"

Der Angeredete wendete sich herum in seiner lässigen Haltung, er mochte denken, es sei ein Landser, und erst, während er sprach, entdeckte er, daß er einem Offizier gegenüberstand, nahm Stellung und flocht plötzlich, da er in der Dunkelheit über die Gestalt der Achselstücke nicht sicher war, ein „Major" ein.

„Gewiß! Jedoch das ideale Moment! Bedenken Sie das ideale Moment! Wir führen doch den Krieg aus idealen Gründen. Ich habe mich, obwohl ich nicht Soldat war . . . Herr Major . . . aus idealen Gründen gestellt."

„Sie sind Kriegsfreiwilliger?"

„Jawohl, Herr Major!"

„Was sind Sie denn von Beruf?"

„Oberregierungsrat, Herr Major."

„Ich bin General."



„Herr General.“

Der lange Hauptmann, der die Stimme seines Brigadekommandeurs wohl kannte, hatte sich umgewendet und meldete nun seinem Vorgesetzten. Jetzt erst sah General von Flurschütz im Knopfloch des kriegsfreiwilligen Oberregierungsrats das Band des Eisernen Kreuzes.

Er deutete darauf: „Wo haben Sie sich das verdient?“

„Für eine Patrouille vor Zandschoote, Herr General!“

Sein Hauptmann fügte hinzu: „Es waren nur zwei Leute, und sie haben einem halben Dutzend Schotten den Hals umgedreht.“

Der General scherzte: „Nun, Herr Oberregierungsrat, Sie sagten doch, Sie hätten keinen eigentlichen Haß gegen die Engländer.“

„Gewiß nicht, Herr General. Ich tat es auch nur aus ideellen Gründen.“

Der lange Hauptmann hatte seine Uhr gezogen, und man sah das Zifferblatt leuchten. Es war Zeit zum Weitermarsch. Er schloß wie auf dem Exerzierplatz die Absätze und gab das Kommando. General von Flurschütz reichte ihm die Hand. Er sagte wie bei der Jagd: „Hals- und Beinbruch!“

Dann verschwand die Kompagnie ohne Tritt, sich wieder ausbreitend, auf der dunklen Straße, und bald sah man nur noch am Schluß die weißen Armbinden der Sanitätsmannschaften leuchten.

Durch die Begegnung mit den Leuten, die dem General immer Freude machte, fühlte er sich kampflustig wie nur je. Am liebsten hätte er wie der Ahn Joachim mit seinen Herren gestritten, aber es gab Besseres: sie lauschten auf das ewige herzerschütternde Brausen der D-Züge, die über sie hinwegrauschten. Und nun fing auch der Gegner an, die Batterie zu suchen, die ihm unbequem wurde. Man hörte deutlich drüben den Abschuß bei den Engländern, dann das Einschlagen irgendwo, sah beim Krepieren der englischen Granaten den abgestoßenen Zünder als glühenden Punkt durch die Luft schwirren. Die Offiziere blieben angesichts des oft erlebten, immer wieder erschütternden Schauspiels als freudig ergriffene Zeugen stehen. Sie suchten den Punkt festzustellen, wo die feindlichen Geschosse einschlugen. Ein Schmunzeln ging über des Generals Gesicht: dort stand die Batterie nicht, sondern Holzgeschütze, aus zweirädrigen Karren listig gezimmert, um die englischen Flieger zu täuschen.

Als die Herren eben in den Unterstand zurückkehrten und Hauptmann Hasenclever den Herrn von Bißwang am Fernsprecher ablösen wollte, erschien Oberleutnant von Gereck, der Ordonnanzoffizier der Division. Er brachte einen Plan jener englischen Schützengräben, gerade vorm Abschnitt des Badehäuschens. Der Nachrichtenoffizier des Korps hatte ihn eben bei einem gefangenen Inder gefunden, der ihn wahrscheinlich — der Mann verweigerte darüber die Auskunft — einem gefallenen höheren englischen Offizier abgenommen haben mußte, vielleicht damit er nicht in deutsche Hände fiele. Da er nun die ganze Stellung, Unterstände, Sappen, Verbindungsgräben, in größtem Maßstab darstellte, so war er eiligst der Division geschickt worden, und diese sandte ihn der Brigade.

General von Flurschütz blickte nach der Uhr; er konnte noch, wenn auch knapp, zur rechten Zeit ankommen. Da nun erklärende Worte dabei notwendig schienen, so wollte er ihn einer Gefechtsordonnanz nicht anvertrauen. Er sandte also Oberleutnant von Bißwang damit ab. Der zog sich den Lappen von der Mütze über den Kopf, und einen Augenblick darauf eilte er die Dorfstraße hinab. Sie war verlassen. Aus Kellerluken drang Licht. In einem Erdgeschoß hatte man Pferde eingestellt. Beim Aufflackern der Feuer am Himmel dämmerte der dunkle Schatten eines Kirchturms. Ein Platz öffnete sich. Auf dem Boden lagen ungewisse Massen, noch nicht weggeräumte Überbleibsel vom Sturm: Balken, Bretter, ein Faß, Kleidungstücke, in Schmutz und Dreck getreten, alles im farblosen Dunkel der Nacht. Schränke, Tische, Stühle, Betten hingen aus dem aufgeschlitzten Innern eines Hauses. In einem Kaufladen brannte Licht. Am umgestürzten Ladentisch saßen zwei Soldaten, das Gewehr im Arm, mitten in dem Wust von geleerten Fächern, herumgeworfenen, zertretenen, angekohlten, beschmutzten Gegenständen. Zerbrochenes Porzellan und Glas trauerten unter einem seltsamen Haufen von Strohhüten, Stoffen, Leinen in halb abgewickelten Ballen. An der Wand hingen unversehrt Heiligenbilder, abscheuliche Buntdrucke, dann Weihwasserbecken aus Steingut und gewöhnlichstem Porzellan. Auf einem Nebentisch stand noch unberührt die Wage, die Gewichte auf der einen beschwerten Schale, als sei es die der Deutschen, während die andere, die ihrer Gegner, leer in der Luft schwebte.

Oberleutnant von Bißwang ging dicht an dem Laden vorbei. Er kannte ihn genau so, seitdem sie auf der Gefechtstelle waren. Aber er wollte nachsehen, was die beiden da trieben, die tiefversunken saßen. Suchten sie sich etwa Beute aus? Das hätte er trotz aller Not der Eile gehindert, und er warf einen Blick hinein durch das Schaufenster, das längst zertrümmert dem Auge kein Hindernis bot. Er sah das Gesicht des einen: ein ruhiges, ernstes Antlitz, glatt und jung, älter nur durch den Bart, der es umrahmte, sah die ruhigen Augen auf etwas ruhn in der Hand. Es war ein kleines, flamisches Gebetbuch, und der deutsche Krieger, der gewiß daheim Platt sprach,



las andächtig die Gebete, allen gleichmäßig geltend, so Freund als Feind. Des zweiten, der seine Mütze tief in den Nacken geschoben hatte, braune, breite, schwere Bauernfinger folgten langsam einem französischen Alphabet. Seine Lippen bewegten sich leise. Er lernte, wie es schien. Die Stirn war gerunzelt, er lernte schwer. Aber vielleicht konnte es ihm helfen, einmal im Quartier oder beim Wegefragen. Nun wischte er sich stöhnend die Stirn mit der rissigen braunen Feldzugshand, die aus dem zur Schonung und Arbeit umgeschlagenen Ärmel des Waffenrockes schaute. Und draußen zogen unablässig über ihre Häupter die schweren deutschen Granaten hinüber zum Feind, und um Belvoorde, nicht gar weit vielleicht, schmetterten englische Granaten krachend nieder. Diese beiden aber im Laden, eine Lampe ohne Glocke schwebte von der Decke, saßen still versunken wie daheim.

Während der Oberleutnant die dunkle Straße von Belvoorde schritt, dachte er, der gewiß mit seinen beiden langen Beinen auf dem Boden der Wirklichkeit stand, ganz weich und ganz gerührt: Deutschland, du mein Deutschland, das solche Menschen trägt auf seiner Heimaterde, wie könntest du je zugrunde gehn? Wie solltest du je besiegt werden? Du Land, dessen einfache Soldaten im zerschossenen, fremden, elenden Dorf, in tiefer Nacht sich wachzuhalten, weil sie vielleicht gleich vor müssen in den Kampf, beten und lernen!

Das gab ihm einen Stoß in innerster Seele. Er dachte an Stine Esserte, die von diesem Land und Blut sein wartete. Er hatte ihr sooft geschrieben, wie es hier draußen sei, und fühlte nun die arme Leere seiner Worte. Da kam ihm der drängende Wunsch: jetzt sollte sie hier sein. Schmerz und Unglück tat ein Starker allein ab, bei Erhebung, Stolz und Größe seines deutschen Vaterlandes hätte er ihr gern die Hand gedrückt.

Er bog in die Straße ein, die nach Westen just dem Feind entgegenführte. In der Lücke stand über einem dunklen niederen Hindernis hell der Himmel, wenn es aufzuckte da draußen wie das strahlende und wieder erlöschende Licht eines Leuchtturms. Er wich allem aus, was da herumlag an Trödel, Ziegel und Balken von zusammengestürzten Häusern, deren Trümmer wie Halbinseln in einem Fluß hineinleckten in die Straße. Ab und zu schwirrten Infanteriegeschosse, so daß er sich seitwärts in ein Haus rettete mit dem Gedanken: Also reicht die Straßensperre nicht aus, sie schießen immer noch drüber weg. Er griff in die Tasche, zog sein Notizbuch, ließ die Taschenlaterne aufleuchten und schrieb: „Belvoorde, Moltkestraße. Barrikade höher machen.“ Dann suchte er mit dem Licht seinen Weg über die Dorfzeile, denn durch die Wände waren Türen geschlagen die ganze Straße hinab, ein seltsamer infanteriefeuersicherer Verbindungsgang, mit der ebnenden Kraft des Krieges Nachbarhäuser freundlich verbindend, die vielleicht früher in bitterster Feindschaft gelebt hatten. Rechts und links im Dämmer verbrannter, zerstörter und verlassener Heimstätten dunkelte allerlei Verdächtiges. Höfe taten sich auf, durch Sandsackmauern abgesperrt, die das Licht zurückwarfen. Dann kam links auf der Straße jene zu niedrige Sperre aus räderlosen, zusammengefahrenen Wagen, mit Schutt und Erde gefüllt, mit alten Lappen verhängt, daß kein verräterischer Lichtstrahl hindurchfiele.

Über ihm wölbte sich unerwartet der dunkle Nachthimmel, daran Sternenglanz zitterte, denn die Wolken waren verzogen. Der Kürassier sah nach der Uhr und beschleunigte den Schritt. Drei Uhr zehn sollte der Sturm sein, und zwei Uhr zwanzig war es schon. Er überlegte, während er auf dem glitschigen Boden des Annäherungsweges in Löcher trat, über stehengebliebene Lehmhaufen stolperte, daß es besser

sei, nicht erst beim Regiment Zeit zu verlieren, sondern gleich vorzugehen zum 1. Bataillon, das neben dem 2. im Graben angriff, während das 3. bereitgestellt war.

Das Wasser stand fußhoch im Graben, der sich bisweilen erweiterte zu Ausweichstellen, an deren Buchtung sich rechts und links einzelne zur Seite drückten, ihn vorbeizulassen: Leute, die allerlei brachten oder holten: Munition und Essen; vielleicht den Kaffee.

Der Graben war jetzt so tief eingeschnitten, daß der Eilende nichts über sich sah als den Himmel und ein paar Gräser, die durch die unheimlich alles vergrößernde Nacht, zu Latten, ja Balken gewachsen, oben hereinhingen. Ohne Ruh zogen hinüber und herüber die Granaten, die vielgestalteten, die elend verpuffenden, die todbringenden aller Kaliber, flach und steil. Sie schlugen in der Ferne ein, sie krachten in der Nähe. Als einmal Dreck und Erde herumspritzte, sagte einer, an dessen vorgewölbtem Wanst er kaum vorbeikonnte, die Pfeife im Mundwinkel: „Das war nah!" Bißwang klopfte ihm auf den dicken Bauch: „Und dabei so'n Riesenziel!" Als er den Offizier erkannte, riß er das Hornmundstück aus dem Maul und hielt die Pfeife seitwärts aufrecht, gleichsam wie einen Gewehrstummel: „Herr Oberleutnant, ich bin nicht immer so dick gewesen."

„Also ist eure Verpflegung so gut?"

„Großartig. Und man hat keine Bewegung."

„Als was sind Sie denn verwendet?"

„Ja, Herr Oberleutnant . . . wenn man sich das überlegt . . . das ist nämlich . . ."

Der Kürassier nahm ihn freundschaftlich bei beiden Schultern und drängte sich eilig vorbei: „Lieber Freund, wenn ich wiederkomme!"

Dann rannte er davon, daß das Wasser spritzte, und er fühlte, wie es ihm zwischen den Gamaschen in die Stiefel lief. Es quatschte, und er dachte bei jedem Schritt: Im Frieden würde ich mich nun wahnsinnig erkälten. Aber wer konnte sich hier umziehen! Dabei fiel ihm ein: er hatte ja gar keine anderen Stiefel! Das zweite schwerleidende Paar war zum Schuster gebracht, und die neuen — ach du lieber Gott! — wo mochten die liegen? Sie waren schon vor zwei Monaten bestellt. Stine hatte sie abgeschickt. Wenn das der „Herr Major" wüßte! Und über solch eigenen kleinen Menschlichkeiten neben all dem Großen, Erschütternden — ein gesundes Gegengewicht der Nerven — achtete er nicht auf die Granaten, unter denen jetzt der Annäherungsgraben im Sperrfeuer lag. Sein geistiges Ohr hörte nichts von dem Krachen rundum, das, oft in bedenklicher Nähe, die unschuldige flandrische Lehmerde aufriß, hörte nicht das Pfeifen und Surren, das Heulen und Schwirren all der Eisen-, Blei-, Stahlsplitter, die über den Graben spritzten. Niemand war darin bei dem heftigen Feuer. Was nicht unbedingt vormußte, hatte sich in „Kaninchenlöcher", kleine seitliche Erdnischen, geflüchtet.

Da weitete sich plötzlich der Weg. Lehm lag umher in dicken, fetten Schollen. Ein Volltreffer war mitten in den Graben gegangen. Als nun der Kürassier fluchend, rutschend, strauchelnd über das Gebröckel stieg, in dem er bisweilen steckenblieb, daß er mit schmatzendem Ton die Stiefel herausziehen mußte, sah er zwei Leute von der Telegraphenabteilung bei der Arbeit. Im Vorbeitaumeln fragte er: „Ist's bald wieder geflickt?" Ein Gefreiter, der auf dem Schmutz sich mühte, eine Drahtrolle neben sich, antwortete, ohne aufzublicken: „Wieder mal alle Drähte abjeschossen." Der Kürassier scherzte: „Kinder, verknüpft nur nicht falsch!" Ein Lachen kam zurück, und er torkelte, taumelte, rannte weiter.

Man sah jetzt genau die einzelne Leuchtrakete steigen. Lichter schwebten am Himmel. Ein Verbindungsgraben zweigte ab. Dort stand Mann an Mann, im Helm, mit Sack und Pack. Der Ordonnanzoffizier fragte nach Major von Rossow. Eine eherne Stimme antwortete: „Hier hängt er!" Ein Stabsoffizier, fast so groß wie der Kürassier selbst, aber breiter und stärker, streckte ihm die Hand entgegen, und bei dem Aufleuchten von irgend etwas, das da Feuer und Lärm zugleich schlug, sah man ein Paar wundervolle nordische blaue Augen: „Na, Harry, die hohe Brigade ooch mal bei uns?"

„Wenn sie darf, immer!"

„Willst du gern den Sturm mitmachen, Harry?"

Bißwang zeigte seinem Vetter, dem Major von Rossow auf Klein-Rossow in der Uckermark, den Plan mit den englischen Gräben. Der aber rief abwehrend in seiner immer sicheren Weise, der alles „olle Kamellen" waren: „Ist nichts Neues! Haben wir Harry! Nach der Fliegerphotographie, nicht wahr?"

Doch als der Ordonnanzoffizier ihm das Besondere erklärte: den großen Maßstab, die Bezeichnung von Dingen, die man wohl mutmaßte, aber nicht wußte, riß er die blauen Augen auf, kraute sich den Kopf, blickte nach der Uhr und gab mit seiner dröhnenden Stimme Befehle: Die Offiziere der Sturmmannschaft, die Offizierstellvertreter und was an Unteroffizieren in der Nähe war, sollte sofort kommen. Sie krochen in den Bataillonsgefechtsunterstand. Eine Leiter führte hinab. Die Decke war von Eisenträgern, Baumstämmen, Betonschichten, Erdaufschüttung gebildet. Der Major zeigte seinem Vetter stolz den kleinen Herd, Tisch, Stuhl, auch ein paar Bilder an der Wand. Der Kaiser, und — es stammte aus einem zerstörten Hause von Belvoorde — merkwürdigerweise das Pilotische Bild aus der Münchner Pinakothek: Seni vor der Leiche Wallen-



steins. Inzwischen war auch der lange Hauptmann eingetreten. Er sagte ärgerlich: „Jetzt im letzten Moment? Wir haben noch zehn Minuten zu gehen!" Aber Major von Rossow huschte in seiner frohen, frischen Weise darüber hinweg, sagte mit drei Worten, wozu die Herren gerufen worden seien, und Oberleutnant von Bißwang gab die Erklärung weiter, die ihm vom Ordonnanzoffizier der Division überkommen war. Das wichtigste schien die Einzeichnung von zwei Maschinengewehren mit den Pfeilen, die ihren Wirkungskreis andeuteten, daneben die genaue Führung der Gräben, die Angabe der Unterstände, ja, eines unterirdischen Ganges.

Sie drängten sich heran, die schlanken Gestalten, die durch strengen Dienst, nie aussetzende Verantwortung, Nervenanspannung ohne Ende, unregelmäßige Mahlzeiten ein behäbiges faules Fett nicht hatten ansetzen können. Da standen sie mit den kurz geschorenen Köpfen unter dem Stirnband der Mütze, dessen verräterisches Rot durch einen grauen Wollstreifen verdeckt war, standen da mit ernsten Gesichtern, sie, die alle mehr denn einmal den Tod gesehen. In 25 Minuten würden sie ihn wieder erblicken, zur Rechten wie zur Linken, ja vielleicht in der Mitte, sie selbst mit kurzem, schnellem Griff gepackt, gefällt, gelöscht. Sie wie alle die Leute, die da draußen in den Gräben warteten, die körperliche Auslese ihres Volkes, bereit, ihrem Vaterlande freudig das höchste Ehrenopfer darzubringen, das sie besaßen: ihr Leben. Und jeder hatte nur eins!

Sie betrachteten auf diesem feindlichen und doch ihnen freundlichen Blatt ihren Weg, der vielleicht dorthin geführt hätte, wo die Taktak-Mähbahn der Maschinengewehre so drohend eingezeichnet war. Sie flüsterten zusammen. Der lange Hauptmann sprach mit seinen Zugführern. Er ließ einzelne seiner Leute rufen und erklärte ihnen das Kroki. Der Oberregierungsrat war dabei. Auch das Maschinengewehr brachte ihm gewiß nicht einen Haß bei, den er nun einmal nicht besaß, der ihn jedoch nicht hindern würde, möglichst viel der Gegner drüben in den schottisch karierten Himmel ihres Landes zu senden, wo auch die lieben Englein vielleicht Kilt und Plaid trugen. Mit wenigen Strichen hatte er die beiden Stellen mit den verderblichen, noch schweigenden Maschinen sich groß eingezeichnet. Er kannte sie von den Patrouillengängen besser vielleicht als irgendeiner. Als er das Papier zusammenfaltete, sagte sein Hauptmann: „Zeigen Sie's nur allen, daß sie alle wissen, wo die Luder stehen!"

Es bedurfte dessen nicht: sie hatten für die beiden Stellen Namen. Ein zerschossener Giebel war bei der einen, und jemand hatte aufgebracht, er sähe aus wie das Profil von Sir Edward Grey. Die andere deckte ein Zuckerrübenhaufen, den sie, wer sollte wissen warum, „die tote Miß" nannten! Nun ging es weiter von Mund zu Mund: „Achtung, Köppe weg, beim Grey und bei der Miß steht ein Maschinengewehr."

Der Unterstand hatte sich geleert. Der Major schlug mit mächtigem Prankenhieb seinem Vetter auf den Buckel: „Harry, ich möchte nie wieder nach Haus. Muß das jetzt ledern dort sein! Was sollte ich dort? Keen Lärm, keen Schießen. Alles ganz und nischt kaputt. Und hier wie drin im Quartier habe ich ja alles: Ofen, Küche, Jemälde! Und elektrische Beleuchtung richten wir ein. Wir sind noch nicht so weit. Nur meinen schönen Teppich haben sie mir ganz versaut."

Er musterte bedenklich den Fußboden, auf dem die Lehmkrusten wie Teigwaren umherlagen. „Ja, du hast's fein!" sagte Harry Bißwang, und der Major rückte seinen Helm: „Na, 'ne Feldgranate hält die Decke ab. Vielleicht auch noch 15 Zentimeter. Was darüber ist, das ist vom Übel. Na, im übrigen, Familie habe ich nicht. Die paar Leute, die sich bei meinem Begräbnis 'ne Zitrone koofen, auf die brauche ich keene Rücksicht zu nehmen. Übrigens gedenke ich sie noch lange nicht in Unkosten zu stürzen. Ich bleibe noch hier. Wenn ich abschwirrte, sähe ich ja mein Bataillon nicht mehr. Und — Harry, ich bin ein ganz gläubiger Christ, aber ob se mir das oben ersetzen könnten? Na, denn bleibe ich doch lieber hier."

Der Major zog die Uhr: „Du, jetzt muß ich dich aber rausschmeißen. Es geht gleich los. Ich weiß jar nicht, der Adjutant ist noch nicht da, mein Müllerchen! ‚Von Müllerchen'! Die einzige Schwäche, daß er den dem Großvater verliehenen Adel wieder ausjegraben hat. Wunsch der Frau Jemahlin. Aber wo bleibt denn mein Müllerchen?"

Sie gingen hinaus. Während der Kürassier sich abseits hielt, suchte der Major sein Müllerchen, den er vorgeschickt hatte, um die Herren wegen des Krokis zusammenzutrommeln. In dem Augenblick kam ein Sanitätsoldat. Er meldete dem Major etwas, der schritt auf Oberleutnant von Bißwang zu und sagte mit schlaff niederhängenden Armen: „Mein Müllerchen ist eben gefallen." Dann stand er einen Augenblick wie gelähmt da, bis er den Sanitätsoldaten fragte: „Wo liegt er?"

„Im Hansa-Unterstand, Herr Major."

„Ich komme nachher hin. Jetzt kann ich nicht."

Und er rannte zum Fernsprecher hinein. Dort sah man ihn sitzen, wie er mit unbewegtem Gesicht in die Schalldose sprach.

Der Ordonnanzoffizier hielt in der Hand die Uhr, die nach jener der anderen gestellte. Der große Zeiger hatte die Eins überschritten. Näher und näher rückte er der Zwei. Dem Oberleutnant von Bißwang schlug vor Aufregung das Herz. Er ließ von dem



Zifferblatt nicht die Augen. Allerlei Gedanken kamen ihm: er bildete sich plötzlich ein, seine Uhr ginge vor, dann wieder packte ihn die Erregung: nein, er hatte sie unrichtig gestellt: sie ging nach. Er lauschte, doch nichts anderes war zu hören als das Krachen der Granaten weit und breit.

Mit einem Mal zitterte der Boden, ein Donner dröhnte, all das Getöse übertönend wie eine gewaltige Stimme, die siegreich über dem Orchester schwebt. Rechts vorn, weit draußen am Horizont waren Flammen emporgeschlagen, eine Rauchwolke verfinsterte die Gestirne, und in der Nähe fiel irgend etwas nieder, Staub und Dreck: die Höhe 40 war in die Luft geflogen. Es war drei Uhr zehn.

Im gleichen Augenblick schien das deutsche Feuer vorzurücken. Ferner krachten die Explosionen der Granaten, und in die fahle Sternennacht schmetterte plötzlich ein neuer Ton: das Tacken der Maschinengewehre. Wer sollte sagen wo? Es mochte wohl das sein von Sir Edward Grey, vielleicht auch die tote Miß, wahrscheinlich beide, denn daß es Engländer waren, erkannte man an ihrer Sprache, verschieden von jener der Deutschen.

Der Kürassier stand da, die Fäuste geballt. Die Untätigkeit, das Warten als ohnmächtiger Zuschauer bäumte alle seine Sinne auf. Deutlich hörte er jetzt in dem wütend vermehrten Infanteriefeuer, das in Rasseln überging, in Trommeln, in Peitschen, Gellen, Toben: das Hurra der Deutschen. Jenen Ruf, mit dem sie in den Feind brechen, davor sich fürchtet alles, was da vorn an Schwarzen, Gelben, Weißen ihrem Ansturm standhalten soll. Und den Oberleutnant von Bißwang überlief es heiß, kalt, heiß. Er fühlte sich stolz, glücklich hier zu weilen, ein Deutscher zu sein, ein Soldat dazu. Da er nun aber zurück mußte nach dem Auftrag zur Brigade, zu seinem Dienst und Glück und zitternde Erregung alle Sinne und Nerven aufpeitschte in ihm, rannte er in das Sperrfeuer hinein, das die Engländer, nun sie den Sturm kommen sahen, auf die rückwärtigen Verbindungen legten, daß nichts mehr vorkäme bei den Deutschen. Bißwang stürmte im Graben hin, daß von der Sohle hoch das Wasser aufspritzte. Aus Löchern schauten ihm die Gesichter der dort Gedeckten erstaunt nach. An jener Stelle, wo der Volltreffer den Graben zerfetzt hatte, fiel er stolpernd in den Lehm auf die Knie. Er tastete nach den Drähten. Sie waren wieder geflickt und lagen nun in unversehrten Strängen. Da nun aber der Graben verschüttet war, sprang er von Trichter zu Trichter, denn in dem tiefen Lehmboden, darauf ekle, glitschige Überreste von Zuckerrüben lagen, hatte sich in der langen Zeit, die das Feuer hier getobt, Loch an Loch gebildet.

In Oberleutnant von Bißwangs Ohren klang noch die Klage des Majors von Rossow um sein „Müllerchen". Er konnte den Ton nicht vergessen. Von so vielen Kameraden, mit denen er befreundet gewesen, hatte er Abschied nehmen müssen, aber noch nie war ihm der jähe Tod des Soldaten so nahe gegangen wie bei diesem Leutnant, den er eigentlich kaum gekannt. Wie er an die Frau dachte, nun Witwe, sie ahnte es ja noch nicht, wehte ihn der häßliche Gedanke an: sie hatte ja doch wenigstens ihren Adel. Und über all dem stand er mit klopfenden Pulsen am Ausgang des Grabens, derart außer Atem von Stürmen und Lauf, daß er in einem der Häuser, durch die jener merkwürdige Gang geschlagen war, die ganze Dorfzeile hinab, sich an eine schmutzige Mauer warf, gerade im Ruß eines Kaminloches, und mit zitternden Knien wartete, bis der hämmernde Schlag seines Herzens sich etwas beruhigt hätte.

Da ragte auch schon der dunkle Schatten der Kirche, da öffnete sich der Platz. In dem Laden, wo die beiden Soldaten lernend und betend stillversunken gesessen, war das Licht verlöscht. Einen Augenblick darauf lachte General von Flurschütz: „Wir haben's wieder, das — na, jetzt wollen wir's anders nennen — das Sieges-Häuschen. Wir haben's wieder! Gott sei's getrommelt und gepfiffen. Und noch 'ne ganze Ecke dazu. Die tote Miß und den Mr. Grey."

Der Kürassier, der doch die Freude seines Generals am Widerspruch kannte, sagte lachend: „Darf ich mir gehorsamst erlauben, Herr General, nicht Mister Grey, sondern Sir Edward Grey."

Aber der kleine General rief ihn an: „Ich bin kein Engländer, Verehrtester."

„Ich ooch nicht."

„Bißwang, Sie sind ein unverschämter Kerl."

„Aber ich habe recht, Herr General!"

„Na, das wollen wir in Ihrem Interesse nicht weiter erörtern!"

Der Fernsprecher meldete immer Neues. Die Linie wurde angegeben, von der Brigade jetzt gehalten, nicht allein die befohlene, sondern die als erwünscht bezeichnete dazu. Und dann wurden die Verluste genannt, soweit sie schon zu übersehen waren. Wie der lange Hauptmann es in seiner Ansprache gesagt: dieser und jener war liegengeblieben, darunter er selbst und sein kriegsfreiwilliger Oberregierungsrat. Ohne eigentlichen Haß gegen die Engländer hatte er doch, wie seine Nachbarn beim Angriff zu erzählen gewußt, eine nicht unerhebliche Anzahl Schotten aus ideellen Gründen in den Himmel gesandt, ehe er selbst ihnen folgte.

General von Flurschütz sagte wehmütig ernst zu seinem Adjutanten: „Nun müssen die braven Grenadiere ohne ihren Hauptmann ihren Kaffee trinken. Aber sie kriegen ihn, denn der hielt Wort!"

Auf der Divisionsgefechtstelle aber nahm Major von Esserte dem Unteroffizier Rosenthal den Hörer



ab und meldete Generalleutnant Greger, laut wiederholend, was er vernahm: „Die Brigade Golm hat den Sprengtrichter Höhe 40 besetzt. Ganz ohne Verlust. Es war niemand mehr drin. Der Feind ist restlos in die Luft geflogen. Seine Geschütze mit."

Dann beugten sie sich alle auf Karten und Papiere, und die Bleistifte kritzelten. Bald wurde der Kraftwagen bestellt, um, da schon die Sonne ihre ersten Strahlen über das verwüstete flandrische Land warf, zurückzufahren nach Ralinghien. Vielleicht standen dort jetzt gerade die französischen Damen auf. Zu einer Stunde, wo sie sonst in Friedenzeiten, in Claires Eroberungsjahren, oder als Lätitia als junge Frau in Paris sich feiern ließ, vielleicht auch erst heimgekehrt waren. Aber von ihrem Vergnügen, von Eitelkeit und Sinnenlust und nicht wie die ernsten deutschen Offiziere, die jüngsten sowohl wie jene, deren Haar schon ergraute, von der blutigen Arbeit zur Rettung, zum Siege für ihr Vaterland.

(Fortsetzung folgt.)

Landwirtschaftliche Betätigung der Truppen in der Heimat.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Der Weltkrieg, der vieles umgestaltet, hat auch auf dem in der Nähe der alten Markgrafen- und Wagnerstadt Bayreuth gelegenen Exerzierplatz Oberkonnersreuth der Garnison Bayreuth merkwürdige Veränderungen geschaffen.

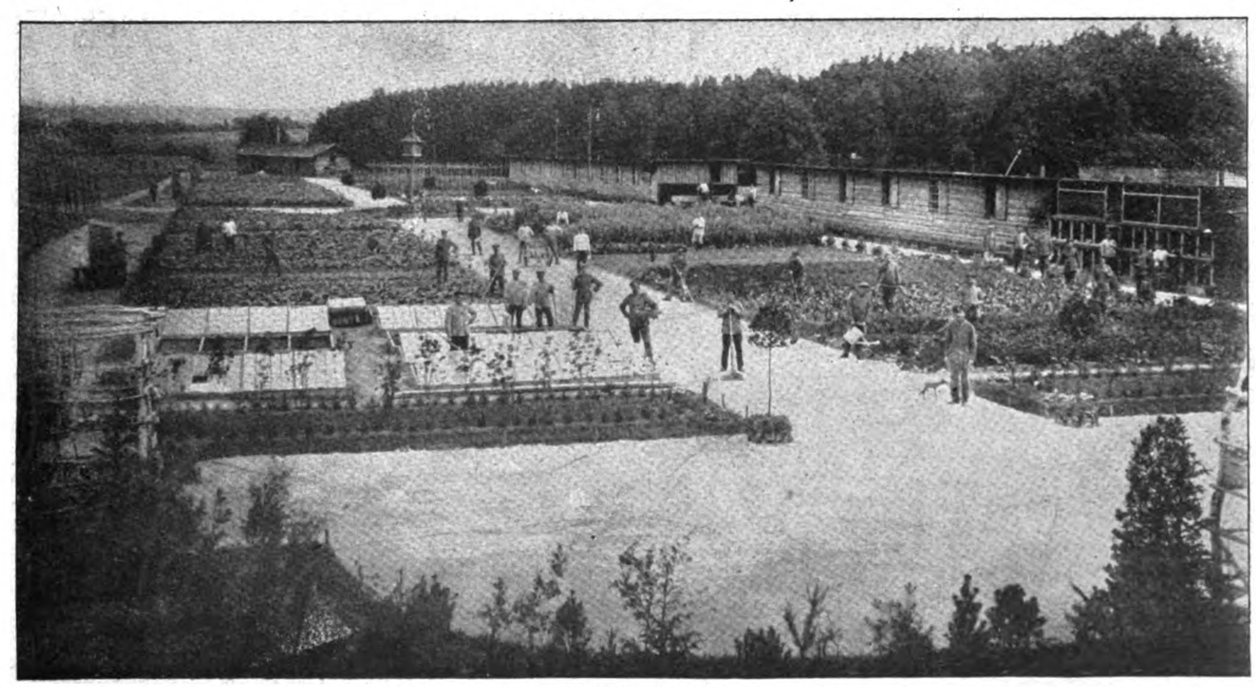
Auf einer von Wäldern eingesäumten Fläche, dem früheren Paradeplatz des 7. Infanterieregiments, sind bald nach Eintreffen der ersten Kriegsgefangenen in Bayreuth Holzbaracken wie Pilze aus der Erde geschossen. So ist im Laufe der Zeit ein recht ansehnliches Lager entstanden, das neben den Kriegsgefangenen u. a. auch die mit ihrer Bewachung beauftragte Garnisonkompagnie des I. Ersatzbataillons 7. bayr. Infanterieregiments beherbergt. Die Kompagnie ist in vier Holzhütten auf der Ost- und Südseite außerhalb des eigentlichen Kriegsgefangenenlagers untergebracht.

Es war nun ein überaus glücklicher Gedanke, alle zu militärischen Übungen sowie zum Wach- und Begleitdienst nicht verwendbaren oder sonst freien Kräfte der Garnisonkompagnie zur Schaffung eines groß angelegten land- und gartenwirtschaftlichen Betriebes heranzuziehen, zumal die Aushungerungspolitik unserer Feinde die restlose Ausnützung jedes Stückchens guten Bodens gebietet. Hierzu bot sich auf dem Exerzierplatz reichlich Gelegenheit.

Schon im Jahre 1915 wurde dem Bataillon die Bewirtschaftung kleinerer brach liegender Flächen genehmigt; die Erfolge waren so ermutigend, daß für 1916 weitere für die Truppenausbildung entbehrliche Teile des Exerzierplatzes für landwirtschaftliche Ausnutzung zur Verfügung gestellt wurden.

Die mit der Durchführung der land- und gartenwirtschaftlichen Bestrebungen des Bataillons beauftragte Garnisonkompagnie hat ihre Aufgabe mit großem Verständnis und in glücklicher Weise gelöst. Sie ist jetzt imstande, nicht nur ihren eigenen Bedarf an Hauptnahrungsmitteln zu decken, sondern auch eine ansehnliche Menge von Feld- und Gartenfrüchten an die übrigen Mannschaftsküchen des Bataillons zu liefern.

Das Erträgnis der diesjährigen Kartoffelernte des Bataillons wird auf etwa 100,000 kg geschätzt. Auch



Gemüsegarten.

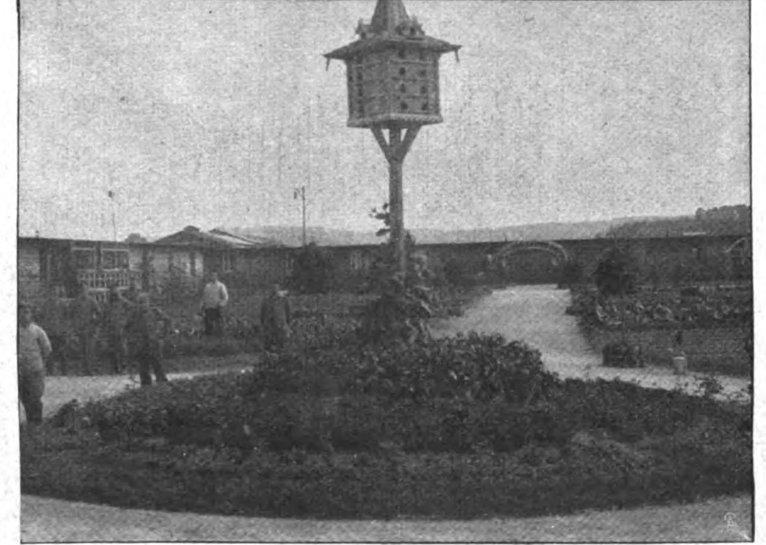


die übrigen Garnisonkompagnien sowie die Kommandantur des Kriegsgefangenenlagers bewirtschaften erhebliche Flächen. Viel Mühe, Fleiß und Arbeit hat es allerdings gekostet, den derzeitigen Betrieb aus kleinen Anfängen zum heutigen Stand zu entwickeln; viel eifrige Hände mußten sich regen, um den zähen Rasenboden in fruchtbares Ackerland umzuwandeln und ihm reiche Erträgnisse abzuringen.



Ablieferung der Kohlrabi an die Bataillonsküche.

Wie bei allen Anfängen, so gab es auch hier mancherlei Hemmnisse und Schwierigkeiten. Es fehlten zunächst die erforderlichen Acker- und Gartengerätschaften, die in entgegenkommender Weise von Landwirten der nahegelegenen Ortschaften zur Verfügung gestellt wurden, deren Unterstützung und Ratschläge auch sonst in vielen Fällen eingeholt werden konnten.



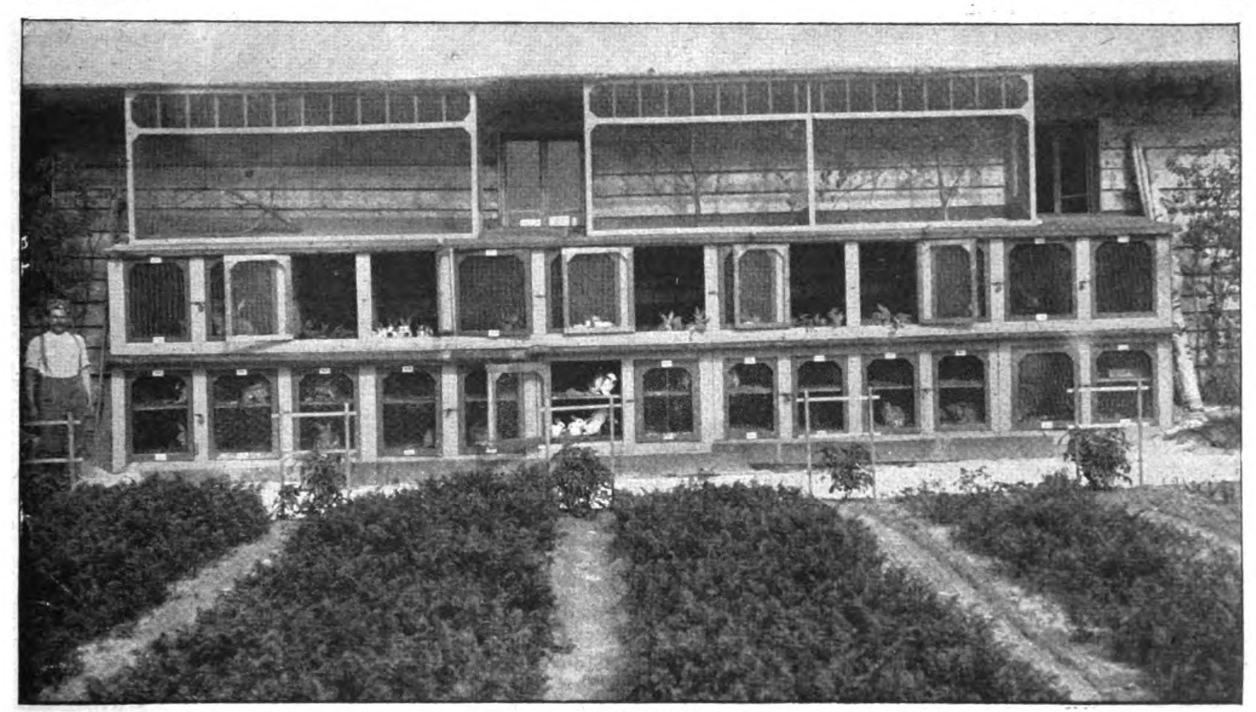
Gemüsegarten mit Taubenhaus.

Ein zwischen den drei Mannschaftsbaracken auf der Ostseite und der Einfriedigung des eigentlichen Gefangenenlagers gelegener, 6000 qm großer freier Platz war noch im Jahre 1915 als Appell- und Exerzierplatz der Kompagnie verwendet. Es sah gar zu verlockend aus, ihn wegen seiner geschlossenen Umrahmung gärtnerisch auszunützen.

Im Spätwinter 1915 wurde der erste Spatenstich angesetzt. Heute führt dort eine Art Triumphbogen, aus schmucken Birkenstämmchen kunstvoll ausgeführt und mit Blumen geschmückt, in eine von sorgsam gepflegten Sandwegen gegliederte und mit Lorbeerbäumen eingefaßte gärtnerische Anlage, die dem praktischen Sinn und dem Geschmack unserer Feldgrauen ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Selbst die außerhalb der Einfriedigung aufgestellten Schildwachhäuschen prangen im schönsten Bohnenblütenschmuck.

Bekanntlich ist für die Volksernährung die schwierigste Zeit kurz vor der Ernte, also in den Monaten Mai und Juni. Ende Juli und Anfang August bekommen wir stets wieder Frühkartoffeln und Getreide, so daß die härteste Jahreszeit dann überstanden ist. Vor der Haupternte war man deshalb besonders auf den Anbau von Frühgemüse bedacht, das sich unter dem Einfluß der Frühlingsonne bei reichlicher Bodendüngung bald kräftig entwickelte und gute Erträgnisse lieferte. Von dem zarten Frühgemüse, aus den in zehn großen Mistbeetkasten gehegten Setzlingen gezogen, wurden bis jetzt Spinat, Salat, Kohlrabi, Zuckererbsen, Wirsing, Karotten und gelbe Rüben, Petersilie, Mangold, Blumenkohl, Radieschen, Rettiche und Mistbeetgurken geerntet, und noch weiterhin gedeihen Salat, Gurken im Freigelände, großen Erfolg versprechendes Weiß- und Blaukraut,





Kaninchenzucht.

Busch- und Stangenbohnen, rote Rüben, Blumen- und Rosenkohl, Sellerie, Kürbisse und Tomaten an Holzgestellen rankend in üppigster Fülle. Im Erntejahr 1916 wurden bis Ende August 14000 kg Gemüse abgeliefert.

Damit auch das Auge auf seine Rechnung kommt, sind alle Beete hübsch mit Rasen eingefaßt; da und dort erfreut ein Röslein Auge und Herz. Auch sonst fehlt es in dieser gärtnerischen Anlage an Blumen, Zierbäumen und Sträuchern verschiedenster Art nicht.

Um auch der Knappheit an Ölen und Fetten mitabzuhelfen, wurden einige Gartenbeete mit Sonnenblumen angepflanzt. Ihre großen Blumensterne wirken belebend, ihre Kerne liefern wertvolles Öl.

So ist überall der Nützlichkeitsgrundsatz von den Ansprüchen des Schönheitsinnes und des Geschmackes durchbrochen, und man meinte in einem Lustgarten zu sein, wenn das Weiß- und Blaukraut nicht gar zu üppig stände und die Kohlrabi — dick und fleischig — nicht gar so sehr an ihre Bestimmung erinnern würden. Zur nutzbringenden Verwertung der anfallenden, nicht unbeträchtlichen frischen Gemüseabfälle betreibt die Kompagnie auch Vieh- und Geflügelzucht.



Kartoffelernte.



Inmitten der Gartenanlage — umgeben von einem Blumenbeet — steht ein prächtiges, von Mannschaften gezimmertes Taubenhaus. Seine Bewohner, zutraulich wie die Tauben auf dem San Marco, picken im Verein mit einem Stamm Hühner eifrig das Futter auf, das ihnen von sorgenden Händen gereicht wird. Die Hühner werden jeweils morgens in einem hierzu gebauten Hühnerwagen auf die Felder gefahren, haben dort ungehinderten freien Auslauf und werden abends wieder zum Kompagniebereich eingebracht.

Die Kompagnie läßt die von der Geflügelzucht gewonnenen Eier in der Kantine zu mäßigen Preisen an kränkliche und besonders bedürftige Soldaten verkaufen. Diese Einrichtung wird von den Leuten als eine besondere Wohltat empfunden.

An der Ostfront der Gartenanlage sind in schmucken, in zwei Stockwerken angeordneten Ställen hinter Gittern Gefangene eigener Art zu sehen.

An den mürben Blättern, welche der Gemüsegarten als Abfall liefert, knappern: Hansl und Gretl, Sixt und Hartl, Seppl und Mirzl, Rosl und Zensl usw. (ihre Namen haben unsere Feldgrauen an Täfelchen angeschrieben), und wie die über 100 Nachkommen der zwei belgischen Riesenweibchen alle heißen, die den Grund zu dieser blühenden und bis jetzt vortrefflich gedeihenden Kaninchenzucht gelegt haben.

Die Fleischverteurung hat auch der Nutzkaninchenzucht eine wesentliche Förderung gebracht. Diese Zucht bedingt vor allem peinlichste Reinhaltung der Tiere und Ställe, sie verträgt, wenn sie wirtschaftlich sein soll, durchaus keinerlei große Aufwendung für Ställe und Futtermittel. Die Ernährung der Kaninchen ist auch während des Winters ohne Ankauf von besonderen Futtermitteln leicht möglich, weil der Kompagnie aus ihren Winterkohl- und Rübenpflanzungen hinreichend Gemüse- und Grünfutterabfälle zur Verfügung stehen.

Die Längsseiten der Baracken sind mit Bohnen bestellt, die sich an Drähten zum Dach emporranken; außerdem sind auch Holzlattenspaliere angebracht für die Speisekürbispflanzen, deren reichlicher Früchteansatz eine gute Ernte erhoffen läßt.

Einige Schritte abseits liegen hinter den beiden mittleren Baracken die Stallungen der Kompagnie. Sie beherbergen 3 Milchkühe, 15 Milchziegen sowie mehrere kleine Ziegen und Schafe.

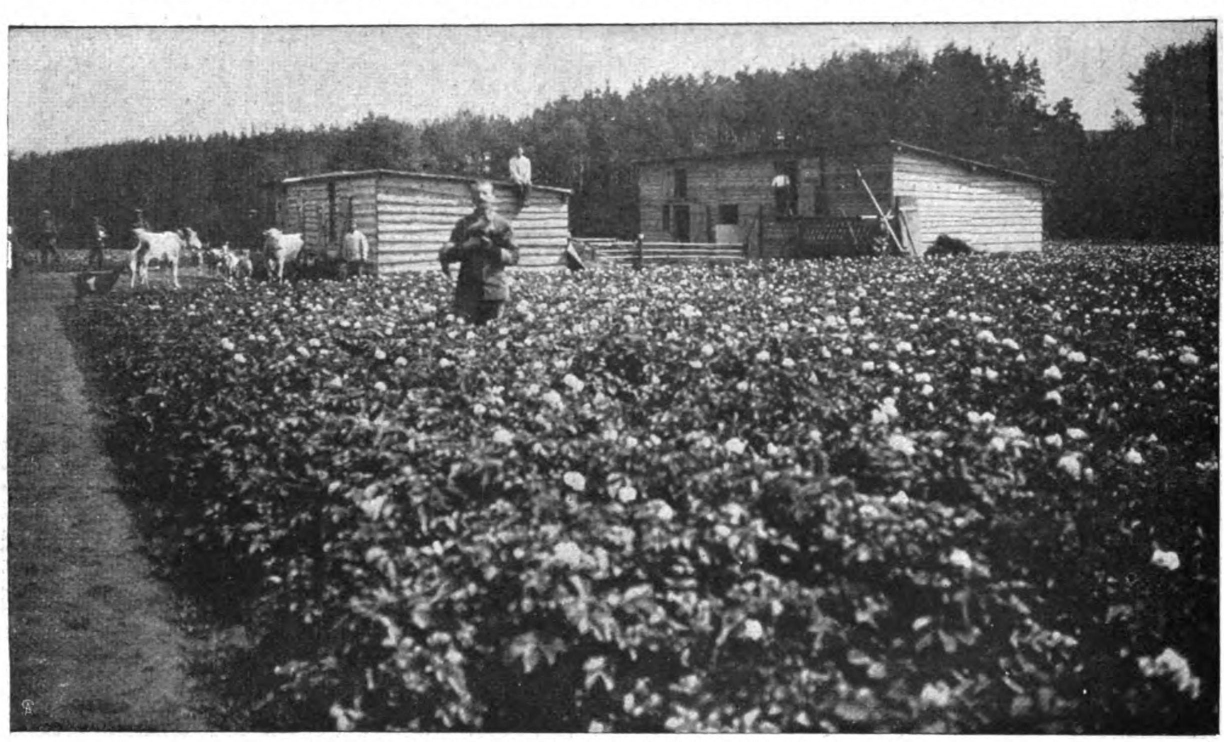
Aus dieser Zucht deckt die Kompagnie nicht nur ihren eigenen Bedarf an Milch, sie vermag auch täglich noch eine ansehnliche Menge für die Küchenverwaltung des Ersatzbataillons zu liefern.

In den Stallungen sind außerdem 2 Mutterschweine mit 9 jungen kräftigen Ferkeln aus ersten Würfen sowie 4 weitere belegte Schweine untergebracht. Um den Tieren die erforderliche Bewegungsfreiheit zu verschaffen, ist hinter den Stallungen ein besonderer Auslauf mit Reibepfosten vorgesehen.

Die aus eigener Aufzucht gewonnenen Ferkel bilden den Stolz der Kompagnie und erfreuen sich der besten Pflege. Zurzeit wird der Milchüberschuß zur Aufzucht der Ferkel verwendet. Gleich den Kaninchen sollen auch die schlachtreifen Schweine ihren letzten Gang zur Garnisonschlächterei machen.

Ganz besonders ans Herz gewachsen sind der Mannschaft auch zwei Pfleglinge der Kompagnie, die bei ihrer ersten Begegnung sich recht verwundert, etwas feindselig anguckten, bald aber innige Freundschaft schlossen: ein drolliges Füchschen, für das ein eigener Bau eingerichtet wurde, und ein zierliches Rehböckchen, das sich gern unter den großen Kohlstauden versteckt. — —

Der Erfolg der geschilderten Arbeit wurde nur dadurch möglich, daß alle Mannschaften von der Erkenntnis der Notwendigkeit ihrer Tätigkeit überzeugt und durchdrungen waren.



Blühender Kartoffelacker mit den Stallungen der Kompagnie.



Geflügelhof.

Unsere Feldgrauen wissen auch nur zu gut, daß es sich in diesem Völkerringen um den Daseinskampf des deutschen Volkes handelt, in dem die Heimat ebenfalls opferwillig kämpfen muß wie die Wehrmacht an der Front.

Nach Feierabend und Dienstschluß stehen sie, die all das mit mühevoller Arbeit geschaffen haben, gar oft in Gruppen beisammen und betrachten mit Befriedigung ihr Werk, in das die Fachleute- und Landwirte unter ihnen all ihre Erfahrungen gesteckt haben, und von denen



Viehweide. Oben: Schweinezucht.



manche wieder in erzieherischer und belehrender Weise nur befruchtende und bleibende Anregungen für ihre eigenen Betriebe in der Heimat empfangen. Sie erfreuen sich an dem Blühen und Gedeihen der Früchte sowie an dem Wachstum der Tiere und sind stolz darauf, dem Vaterlande auch noch nach ihrer Rückkehr aus dem Felde in der Zeit ihrer Genesung nach Kräften zu dienen und ihm einen Teil der Sorge um das tägliche Brot abzunehmen.

Sie sind fest und treu entschlossen, in ihrem segensreichen Wirken so lange fortzufahren, bis der endliche Sieg die gerechte Arbeit des gesamten deutschen Volkes im Felde und in der Heimat durch einen baldigen dauerhaften Weltfrieden krönt.

Die Schwester im Felde.

Du jung-junges Wesen im stillen Gewand,
Mit dem sonnigen Lächeln im Angesicht
Und der mutigen Kraft in geduldiger Hand —
In der dunklen Schmerzen gramvoller Nacht
Strahlst leuchtend du auf wie ein heiliges Licht.

Inmitten der Schrecken, in Flammen und Tod,
Wo all Wesen verlöschend am Abgrund geht,
Wo sprühend in Haß Welt auf Welten verloht —
Stehst du wie ein seltsam Wundergebild,
Vom blühenden Dufte des Lebens umweht.

Wie ein Tempel der Liebe, offen und weit,
Ist dein weibweiches Herz aller bittren Not.
Zu allem tiefwundesten Leide bereit,
Schaust du mit jungem glücksuchendem Blick
In Blut und Entsetzen — schaust du den Tod.

Das Leben dort ruft dich mit jedwedem Klang.
Es rufet dich Mutter und Schwester und Weib,
Von Leiden und Liebe tönt tief dir sein Sang —
Und so, von den wehesten Schmerzen umdrängt,
Verglüht deine Seele, verzehrt sich dein Leib.

Du aber trägst weiter den leuchtenden Gral
Der heiligen Liebe in mutiger Hand,
Verklärend der Leiden unendliche Qual —
Du jung-junges Wesen im stillen Gewand.

Elisabeth Dauthendey.

Schluß des redaktionellen Teils.

Unheilbare Katarrhe.

Die wenigsten Menschen sind sich bewußt, daß Schnupfen, Hals- und Rachenverschleimungen usw. ihre Ursache in der Tätigkeit der Kleinlebewesen haben, die in den Schleimhäuten der Atmungsorgane, sobald dieselben durch Erkältungen oder andere Ursachen gelockert sind, die günstigsten Bedingungen zu ihrer Fortpflanzung finden. Diese Bakterien, für bestimmte Arten Bazillen genannt, verbreiten durch ihre Fortpflanzung gewisse Absonderungsprodukte, die giftig wirken und dadurch weitere Teile der Schleimhäute reizen und für die Ausbreitung empfänglich machen. Auf diese Weise entstehen leicht durch einen vernachlässigten Schnupfen oder Husten: Rachen-, Nasen-, Kehlkopf-, Luftröhren-, Bronchialkatarrh, Asthma, Influenza usw. — Natürlich sind auch alle diese Zustände ansteckend, weil die Bakterien sich im Speichel in Massen befinden und mit dem Atem nach außen gestoßen werden.

In der großen Apotheke der Natur sind aber für alle Gifte Gegengifte vorhanden, es gilt, nur die richtigen herauszufinden und recht anzuwenden, um die Toxine unwirksam zu machen, ohne die menschlichen Organe zu gefährden. Daher nützen auch Trinkkuren mit Salzen oder äußere Behandlung mit warmen oder kalten Umschlägen oft sehr wenig und können unter Umständen den Zustand des Kranken sogar noch verschlechtern; die tieferliegende Bakterienflora wird dadurch nicht alteriert, und nach einiger Zeit ist das alte Leiden wieder da. Deshalb erscheinen diese Zustände den meisten als unheilbare Katarrhe. Es steht aber unumstößlich fest, daß die Entfaltung dieser Bakterienbrut den Luftwegen der Atmungsorgane folgt. Man kann ihnen also am sichersten nur auf diesem Wege beikommen, d. h. durch Einatmung besonders günstig desinfizierender Dämpfe, welche die Bakterien zum Absterben bringen.

Von der Firma Karl A. Tancré, Wiesbaden B. F., ist ein kleiner sinnreicher Apparat konstruiert, der wissenschaftlich begutachtete Stoffe zum Einatmen bis in die tiefsten Luftwege bringt, ohne Kitzelreize zu verursachen oder sonstwie die Schleimhäute anzugreifen, und zwar auf kaltem Wege, um auch einer neuen Erkältung sicher vorzubeugen. Hiermit sind ganz ausgezeichnete Erfolge erzielt worden, worüber sich mehr als 20 000 Patienten, darunter auch zahlreiche Aerzte, in begeisterten Briefen aussprechen. So schreiben:

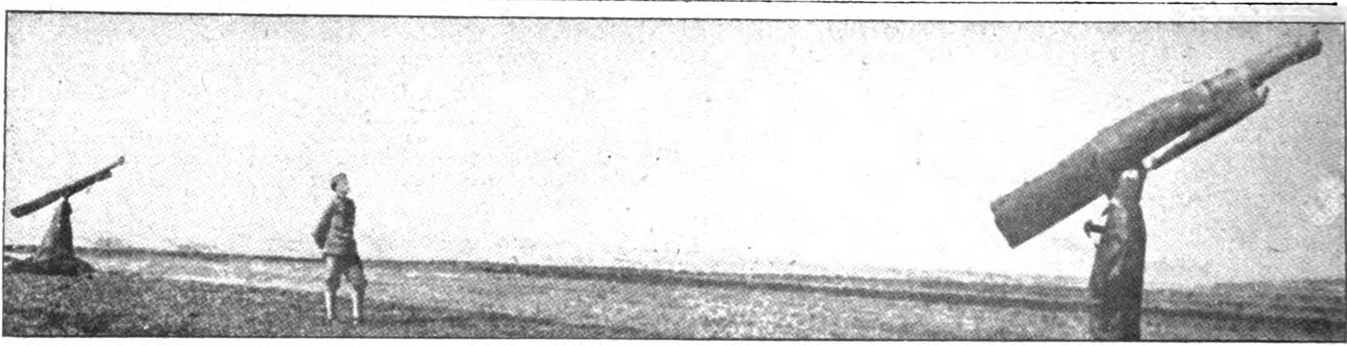
Herr Geheimrat Univ.-Prof. Dr. med. Wiedersheim, Freiburg/B.: „Gerne erfülle ich Ihren Wunsch und gebe Ihnen bekannt, daß ich mit Ihrem Apparate, was die Bekämpfung katarrhalischer Affektionen der oberen Luftwege betrifft, sehr gute Erfolge erzielt habe. Ich freue mich, Ihnen dies bestätigen zu können, und ermächtige Sie gerne, von diesem Zeugnis beliebigen Gebrauch zu machen."

Jul. Schütze, Berlin-Lichtbg., Friedrichstr. 28a: „Ich bin 70 Jahre alt und litt seit 40 Jahren ununterbrochen an einem heftigen, hartnäckigen Katarrh, verbunden mit großen Brustschmerzen. Kein Mittel wollte helfen, da nahm ich Ihren Tancré-Inhalator in Gebrauch und bin nun seit 2¼ Jahren von meinem Leiden gänzlich befreit."

Herr Zahnarzt Maue, Stendal: „Es drängt mich, Ihnen über Ihren Inhalator meine wärmste Anerkennung auszusprechen. Ihr Apparat ist der einzig brauchbare. Ich habe ihn selbst benutzt und verordne ihn bei jeder Gelegenheit meinen Patienten. Die Beeinflussung der Mundhöhlen und deren Nebenhöhlen läßt in ihrer Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die Erfolge sind großartig."

Verlangen Sie nähere Auskunft und Broschüre „Die Kur im Hause" kostenlos und ohne Kaufzwang von

Karl A. Tancré, Wiesbaden B. F.



Oesterreichisch-ungarische Scheinbatterien. B. J. G.

DIE·WOCHE

Nummer 44. Berlin, den 28. Oktober 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 44.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

17. Oktober.

Die Schlachten an der Narajowka und in Wolhynien dauern fort. Der Feind holte sich in beiden Räumen abermals schwere Niederlagen. — Die feindlichen Anstürme erneuerten sich trotz ungeheurer Verluste an einzelnen Stellen dreimal, nördlich von Zaturcy sogar bis zu zehnmal. Aber auch diese Stoßkraft überlegener Massen reichte nicht hin, die tapferen Verteidiger zu erschüttern.

18. Oktober.

Zwischen Le Sars und Gueudecourt greifen die Engländer, von Lesboeufs bis Rancourt die Franzosen an. Unser Vernichtungsfeuer auf die gefüllten Sturmgräben des Feindes brachte den Angriff beiderseits Eaucourt l' Abbaye im Entstehen zum Scheitern. Bei Gueudecourt kam es zu heftigen Nahkämpfen, in denen unsere Stellungen voll behauptet wurden.

19. Oktober.

In schwerem Ringen ist ein neuer Durchbruchsversuch der Engländer zwischen Le Sars und Morval vereitelt worden. Ihre Angriffe, die dort vom Morgengrauen bis zum Mittag gegen unsere zäh verteidigten, im Nahkampf gehaltenen oder durch Gegenstoß wiedergenommenen Stellungen geführt wurden, sind zum Teil schon in unserem starken, gut geleiteten Artilleriefeuer gescheitert.

An den Pässen über die rumänischen Grenzen sind erfolgreiche Kämpfe im Gange.

20. Oktober.

Im Südteil der verschneiten Waldkarpathen wurde der Feind vom Gipfel des Mt. Rusului geworfen.

An den siebenbürgischen Grenzkämmen nehmen die Kämpfe ihren Fortgang.

Die Gefechtstätigkeit an der Dobrudscha-Front ist lebhafter geworden.

21. Oktober.

An der siebenbürgischen Grenze dauern bei Schneefall und Frost erfolgreiche Wald- und Gebirgskämpfe an. Der Rumäne hat dabei schwere Verluste. — Die Kämpfe in der Dobrudscha haben sich zu unseren Gunsten entwickelt. Die verbündeten deutschen, bulgarischen und türkischen Truppen drangen an verschiedenen Punkten in die feindliche Hauptstellung in der Linie südlich von Rasova (an der Donau) — Agemlar — Tuzla ein und nahmen Tuzla, die Höhen nordöstlich von Topraisar, nördlich von Cocargea und nordwestlich von Mulciova nach heftigen Kämpfen.

Der österreichische Ministerpräsident Graf Stürgkh wird in Wien von dem Schriftsteller Friedrich Adler erschossen.

22. Oktober.

Die Sommeschlacht wird mit Erbitterung fortgesetzt, beiderseitige stärkste Entfaltung artilleristischer Mittel gibt ihr vornehmlich auf dem Nordufer das Gepräge.

Trotz zäher Verteidigung der Zugänge ihres Landes sind rumänische Truppen an mehreren Stellen geworfen worden; den bereits erstrittenen Geländebesitz konnten uns Gegenstöße nicht entreißen.

Die am 19. 10. begonnene Schlacht in der Dobrudscha ist zu unseren Gunsten entschieden. Der russisch-rumänische Gegner ist nach schweren Verlusten auf der ganzen Front aus seinen schon im Frieden ausgebauten Stellungen geworfen; die starken Stützpunkte Topraisar und Cobadinu sind genommen. Die verbündeten Truppen verfolgen.

23. Oktober.

Mit unverminderter Stärke geht der gewaltige Artilleriekampf auf dem Nordufer der Somme weiter. Vom Nachmittage bis tief in die Nacht hinein griffen zwischen Le Sars und Lesboeufs die Engländer, anschließend bis Rancourt die Franzosen mit sehr starken Kräften an. Unsere tapfere Infanterie, vortrefflich unterstützt durch die Artillerie und Flieger, wies in ihren zusammengeschossenen Stellungen alle Angriffe blutig ab. Nur nordwestlich von Sailly ist der Franzose in einen schmalen Grabenrest der vordersten Linie beim Nachtangriff eingedrungen.

Trotz strömenden Regens, bei aufgeweichtem Bodem haben in unermüdlichem, schnellem Nachdrängen die verbündeten Truppen in der Dobrudscha, vereinzelten Widerstand brechend, die Bahnlinie östlich von Murfatlar weit überschritten Constanza ist genau acht Wochen nach der Kriegserklärung Rumäniens von deutschen und bulgarischen Truppen genommen. Auf dem linken Flügel nähern wir uns Cernavoda.

▽ ▽ ▽

Die Forellen des Prusias.

Von Siegmund Feldmann.

Von dem Bithynierkönig Prusias, dessen Hauptstadt Prusa heute Brussa heißt, überliefert uns ein griechischer Chronist eine lehrreiche Geschichte. Dieser König hatte einen Koch, Sokorilles geheißen, dessen Dienste er so hoch schätzte, daß er sich nie von ihm trennen mochte und ihn selbst auf seine beschwerlichsten Kriegzüge mitnahm. Als er nun wieder einmal gegen Pergamon im Felde lag, geriet er mit seinem Heer in eine ganz unwirtliche, von keinem Wässerlein durchzogene Gegend, die seinen Vormarsch aufhielt. Trotzdem beschied er Sokorilles in sein Zelt und befahl ihm, für den Abend Forellen zu bereiten.

Der Koch erbleichte. „Erhabener Gebieter," wagte er einzuwenden, „wir sind in der Wüste."

„Ich will Forellen essen", wiederholte Prusias.

Sokorilles sank in den Staub. „Ich habe keine", stammelte er.

Ein fürchterlicher Blick aus den Augen des Herrn erstickte jeden weiteren Widerspruch. „Forellen, oder . . . !" Und eine Bewegung der königlichen Hand, die unter dem königlichen Kinn hinstrich wie eines

Schwertes Schneide, ergänzte, beredt genug, die königliche Drohung.

Der Unglückliche ging an den Herd, blies in die Feuer, wetzte die Messer, briet, schmorte, hackte, siebte, würzte, und am Abend war die Tafel des Königs mit den leckersten Gerichten bestellt. Zumal eine Schüssel mit Forellen schmeckte über alle Maßen köstlich. Prusias griff mehrere Male zu und ließ schließlich Sokorilles vor sein Angesicht rufen, damit er Lob und Lohn empfange, wie er es verdient hatte.

Allein die Sklaven suchten ihn vergebens. Statt seiner brachten sie ein Brett, auf dem geschrieben stand: „Für einen Herrn, der Mohrrüben für Forellen ißt, kann ich nicht länger kochen. Ich verschwinde."

„Ach!" seufzt da jemand. „Warum haben wir heute keinen Sokorilles, der uns lehrt, wie man Forellen aus Mohrrüben macht!"

Nein, mein Bester, Sie sind auf dem Holzwege: darauf kommt es durchaus nicht an. Das Problem liegt anders. Nicht einen Mann, der uns lehrt, woraus man Forellen macht, brauchen wir heute, sondern einen, der uns lehrt, woraus man Mohrrüben macht. Das ist auch, wenn Sie statt der Mohrrüben Kartoffeln setzen, der kurze Sinn der langen Rede, die unser Nährvater Batocki letzthin im Reichstag gehalten hat. Er entließ uns mit der tröstlichen Versicherung, daß man die Kartoffeln „machen" werde. Wir haben wenig, wir werden wenig haben, aber was wir haben müssen, wird da sein. Das ist die Hauptsache. Fast besser noch aber gefiel mir an dieser Rede, daß sie ihre Kartoffeln nicht in die Brühe der Ergriffenheit tauchte. Kein Laut aus gepreßtem Herzen, keine Träne für unsere Entbehrungen, kein Appell an unsern Duldermut, keine Bewunderung unserer Standhaftigkeit. Der Krieg tobt, und darauf haben wir uns einzurichten. Nicht einmal der beliebte Mahnruf „Durchhalten!" wurde vernehmlich.

Doch selbst wenn wir uns — eine bloße Hypothese — durch h u n g e r n müßten, klänge jedes Pathos falsch. Hunger und Pathos vertragen sich nun einmal nicht miteinander, und so wehe er tun mag, seine Schmerzen haben keinen Adel. Es ist vielleicht ein grausamer Unverstand unseres Gefühls, daß wir sie nicht tragischer nehmen, aber es ist der Unverstand der Tapferkeit. Daher hat das Volk, das immer tapfer ist, dem Hunger eher eine komische Seite abzugewinnen gesucht und sein Ungemach in selbstverspottenden Bildern ausgeprägt, wenn eben — da haben Sie gleich so ein Bild — „Schmalhans Küchenmeister" war. Es hat gelacht und sich „den Gürtel fester geschnallt". Alle Sprachen besitzen solche Prägungen des Galgenhumors, und es ist wohl kein Zufall, daß die Nation, die sich den Ruf erwarb, daß sie am besten zu essen versteht, daß gerade die Franzosen die possierlichsten Ausdrücke für den Mangel an Eßbarkeiten gefunden haben. Sie sagen: „Danser devant le buffet" und „Se brosser le ventre". Ewig kann der Tanz vor dem Speiseschrank freilich nicht währen, und das Bürsten des Bauches hilft nur, wenn schließlich doch die Mahlzeit aufgetragen wird; sonst nimmt auch der Galgenhumor ein Ende mit Schrecken. Aber selbst das schrecklichste Ende, käme es auch unter tausend Qualen, erfüllt uns nicht mit dem heiligen Schauer der Tragödie. Dante greift nicht an unser Herz, er reißt nur an unsern Nerven, wenn er auf seinem Spaziergang durch die Hölle jenem Grafen Ugolino della Gherardesca begegnet, der, von den empörten Pisanern mitsamt seiner Sippe in den Hungerturm geworfen, sein Leben mit dem Fleische zweier Söhne fristete, die sich ihm dargeboten hatten, damit er die vermeintlich zu seiner Rettung herbeieilenden Guelfen erwarte. Unser Gerstenberg hat (1768) ein Trauerspiel daraus gemacht, das im Klopstockschen Kreise hohe Bewunderung erregte und noch nach unsern klassischen Tagen als ein Muster von Kraft, Wucht und Leidenschaft galt. Aber auch sein gruseliges Trommelfeuer erschüttert niemand. Im Gegenteil, dieser Ugolino, der seine Kinder aufißt, um ihnen den Vater zu erhalten, macht einen spaßhaften Eindruck.

Die Erkenntnis, daß es auch ohne Pathos gehe und unsere Ergriffenheit denen gehöre, die draußen an oder jenseit der Grenzen für das Vaterland bluten, stellte sich nicht so ohne weiteres ein. Im Anfang suchte man noch große Worte für die kleinen Leiden und stempelte selbst die Butterpolonäsen als „stilles Heldentum" ab. Heute ist der Lorbeer nicht mehr so wohlfeil; man ist auch ganz ohne Butter noch kein Held. Man tut einfach seine Pflicht, und ihre Selbstverständlichkeit fragt nicht erst lange, wieviel Anteil daran der äußere Zwang, und wieviel der innere Entschluß, der sittliche Antrieb hat. Und es berührt besonders erfreulich, daß diese schlichte Auffassung vor allem die „Basis der Pyramide" beherrscht, jene großen, breiten, tief ins Erdreich des Vaterlands hineingelagerten Schichten, denen das t ä g l i c h e Brot im buchstäblichsten Sinn eine Daseinsfrage ist, weil es sich sofort in die Arbeitskraft umsetzt, die den nächstfolgenden Tag sichert. Vielleicht kommt ihnen dabei gewissermaßen eine historische Vorbildung zustatten. Das „Volk" hat in glücklicherweise vergangenen, sozial gefühlloseren Zeiten auch ohne Kriegsnot, durch Mißwachs, Ausbeutung oder sonstiges Ungemach in schier endloser Geschlechterfolge, eine so lange Gewöhnung an den Mangel erworben, daß ihm nun eine wieder entbundene, atavistische Fähigkeit helfen mag, seinen Magen zur Überwindung solcher Schwierigkeiten zu erziehen.

Es hört sich vielleicht etwas paradoxal an, ist aber nichtsdestoweniger eine hundertfach bestätigte Erfahrung, daß auch die Erziehung des Magens eine historische Funktion ist. Unsere Ernährung wird nicht bloß vom Klima und den natürlichen Hilfsquellen, sondern auch von kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Voraussetzungen bedingt, die unsere Ansprüche steigern oder herabmindern, unsern Geschmack überfeinern oder verkümmern. Zu dem alten Ruhm der französischen Küche hat der gesegnete Boden des Landes gewiß viel beigetragen, aber ohne dessen alten Reichtum und die weithin reichende Macht seiner Könige hätte er sich gewiß nicht so hoch entwickelt. Im Rom der Zäsaren erzeugten die gleichen Ursachen die gleichen Wirkungen, nur daß die noch größern Verhältnisse die Launen und Lüsternheiten des Gaumens noch zügelloser ausschweifen ließen. Ich zweifle trotzdem, daß wir, selbst in noch sündhafterem Überfluß, den köstlichsten Dingen der römischen Schwelger einen Genuß abgewönnen. Marcus Aufidius Lurco erfand das Verfahren, Pfauen zu mästen, und verdiente damit, wie Plinius ihm nachrechnet, in einigen Jahren 60 000 Sesterzien, das sind in unserm Geld zehn Millionen Mark. Heute würde dieser Pfauenmäster betteln gehen. Noch höher als Pfauenbraten schätzten die Römer die Lende des Eselsfüllens, und der Siebenschläfer war ein so gesuchtes und daher teures Gericht, daß das Luxusgesetz des Konsuls Marcus Scaurus den Genuß dieses Nagetiers bei schwerer Strafe verbot. Welcher Schlemmer wünscht sich heut ein Stück Eselsfüllen auf den Tisch? Wer trägt Verlangen nach einem Siebenschläfer?



Ich wette, nicht einmal der vielgereiste Herr, der mir vor vier Jahren in der „Großen Woche" auf der Terrasse des Kursaals von Baden-Baden eine Vorlesung über die höhere Kochkunst hielt, ließe sich durch diese Gerichte verlocken. Er war sehr ungehalten über einen Putenbraten, den man ihm eben „zugemutet" hatte, er schien fast mit der Welt zerfallen. Wir in Deutschland hätten keine Ahnung, was eine Pute sei, schimpfte er. Das Tier dürfte nicht erst gerupft werden, wenn es getötet ist; man müsse dem Vogel die Federn schon vorher ausreißen, ihn dann nackt in einem geschlossenen Raum umherjagen und fleißig mit Portwein begießen, der sich in die noch weit offenen Poren des verängstigten Fleisches einsaugt. Er sagte das mit einer Seelenruhe, als verkündete er das Gesetz der Schwere oder sonst eine unumstößliche Wahrheit. Der tüchtige Sokorilles wäre ihm wahrscheinlich um den Hals gefallen, und König Prusias hätte ihm seinen Hausorden verliehen; ich hätte diesen Frühstückssadisten am liebsten erwürgt. Ich sah ihn später selten und zu meiner Befriedigung nur auf Grußweite, aber seitdem die verschiedenen Brot-, Fleisch-, Butter-, Zucker- und sonstigen Ernährungskarten meinen Schreibtisch zu einem Mosaik von berückendem Farbenzauber umgepflastert haben, stand seine gesättigte Gestalt öfters vor meinem Geiste auf. Wie muß der Mann jetzt leiden, dachte ich ohne übertriebene Teilnahme, wie Sie mir gern glauben werden. Aber ich irrte mich. Vor wenigen Abenden erst stieß ich auf ihn. Er rauchte einen Obelisken mittlerer Größe, und von seinem Gesicht strahlte das Alpenglühen der Wonne. Er kam von einem Klubessen, und es hatte Schweinebraten mit Rotkohl gegeben.

„Hoffentlich hat man das Schwein noch lebend abgebrüht und auf der Jagd genügend mit Portwein begossen", bemerkte ich.

„Unsinn!" schnalzte er und glotzte mich an, als verstünde er mich nicht. „Einen Schweinebraten, sag ich Ihnen, blütenweiß, und die Kruste wie Glas." Seine Augen jubelten.

Auch das ist ein Erziehungsresultat. Der Krieg hat hoch und niedrig in Zucht genommen und auch den Magen jener Glückskinder nicht geschont, die es „Gott sei Dank dazu hatten" (sich ihn zu verderben). Er brachte den verzärteltsten Jungen Genügsamkeit bei und hat das Schwein endlich salonfähig gemacht. Die Sonntagsfreude des „gemeinen Mannes" ist selbst den üppigsten Putenjägern Traum und Erfüllung zugleich geworden. Gehen wir an diesem kleinen Zeichen einer großen Zeit nicht achtlos vorüber, und begrüßen wir das brave Borstenvieh als das Symbol einer Vereinfachung unserer ganzen Lebenshaltung, die in den sechsmal sieben fetten Jahren, die wir hinter uns haben, aus einem Überfluß schöpfte, der unserm Behagen nichts oder nur wenig hinzugefügt hat. Er hat unsere Genußfähigkeit eher abgestumpft und unsere geselligen Sitten nicht immer gefördert, die mehr als nötig aufs Essen gestellt waren und heute noch sind. Sonst müßten wir nicht sooft die bewegliche Klage vernehmen: „Wir haben Ihnen jetzt nichts zu bieten." Und Freunde, die sich früher ernst oder vergnügt um einen Tisch zusammenzufinden pflegten, verlieren sich aus den Augen, weil kein schimmernder Damast mit duftenden Schüsseln und funkelnden Gläsern darüber gebreitet ist.

„Wir haben Ihnen jetzt nichts zu bieten." Ein verdrießlicher Satz. Gewiß, er ist zumeist herzlich gemeint, aber es zeugt eigentlich von geringem Stolz, zu glauben, daß man sich selber garnieren müsse, um genießbar zu werden. Bei Sirach heißt es: „Einen gastfreien Mann loben die Leute und sagen, er sei ein ehrlicher Mann, und solches ist ein guter Ruhm." Das sind goldene Worte, aber was Gold ist, gehört heut auf die Reichsbank. Was man nicht hat, kann man nicht teilen. Man halte sich doch lieber an Goethe, der irgendwo äußert: „Von Rechts wegen soll eine gesellige Unterhaltung nur etwas mehr als nichts sein." Über das Ausmaß dieses „etwas mehr" mag man streiten; aber daß es nicht aus Austern und Trüffeln, aus Bekassinen und Gänseleberpasteten bestehen muß, ist klar. Nicht einmal aus blütenweißem Schweinebraten mit einer Kruste wie Glas.

Wäre nicht der Gewohnheit tiefgetretene Spur, hätten wir uns zu dieser Einsicht gleich bekehrt. Die Spur füllt sich aus, und wir werden bekehrt sein. Gerade in solchen Tagen des Sturms und Drangs ist der Freund dem Freunde eine Notwendigkeit und der Zusammenschluß eine Wohltat. Und sitzen wir beisammen, dann sprechen wir, bitte, von — etwas anderem; es gibt der Dinge genug, auch erfreulichere, die sich jetzt über die Lippen drängen. Wenn die russischen Bauern kein Geld haben, sich Schnaps zu kaufen, sagen sie: „Reden wir von Schnaps." Ahmen wir diese erhabenen Vorbilder nicht nach: Und verlangen wir keine Forellen, wenn wir in der Wüste sind. Spotten wir des Prusias, und lassen wir Sokorilles laufen!

Gold.

Von Luise v. Brandt.

Herbsttage. Letzte Strahlen fallen auf stille Waldpfade und auf menschenüberfüllte Stadtstraßen. Gold!

Gelbe Blätter gleiten von entschlafenden Bäumen und überschütten mit Gold Wege und Gewässer.

In weißen Frauenhänden funkelt und gleißt goldnes Geschmeide.

Wie in den Freiheitskriegen, vor mehr als hundert Jahren, so eilten heute wieder deutsche Frauen zu den Goldsammelstätten und brachten dar, was sie bisher festlich geschmückt hatte.

Wie verändert auch die deutsche Frau seit jenen Freiheitskriegen in ihrem äußerlichen Auftreten und in der Erweiterung ihrer Bildung und ihrer Berufsmöglichkeit, ihrer sozialen Stellung geworden sein mag — ihre Seele ist dennoch die gleiche geblieben, schlicht und getreu. In allen Schicksalen, die ihr heißumstrittenes Vaterland durchlebte, wurde sie die stille Mitkämpferin des Mannes, wurde zur Heldin, sobald er sie berief, ihm zur Seite zu stehen, in jener Art, wie es ihr Frauendasein erheischt. Und so geschah es auch diesmal. Alle kamen sie, um mitzukämpfen, die deutschen Frauen. Eine lange Reihe, eine große, wachsende Schar. Alle trugen sie flimmerndes Gold in ihren Händen. Zum Altar wurde ihnen das Vaterland, an dem sie es ehrerbietig niederlegten.

Wie in den Tagen des August 1914, so verwischten sich auch jetzt wieder Rang- und Standesunterschiede,



und Vorurteile schwanden zwischen den Frauen, weil sie alle einem gemeinsamen Ziele zustrebten. Nicht mehr schieden sich von den Millionen Opfermutiger, ernst Arbeitender und tief Empfindender die Gedankenlosen und Leichtherzigen, die vom Leid dieser Zeit unberührt oder kaum gestreift durch Deutschlands Schicksalstunde tänzeln. Auch sie wuchsen für Augenblicke über sich hinaus und lernten an Ewigkeitsgehalt in ihrer Seele glauben und opferten willig, was ihnen, vielleicht in besonderem Maße, reizvoll und des Besitzes wert erschien.

Ganz gleichgültig ist es gewiß keiner einzigen Frau — mag sie auch noch so verinnerlicht sein — daß sie ihren Schmuck fortgeben soll. Es war von jeher das anmutige Vorrecht der Frau, sich mit Geschmeide schmükken zu dürfen. Den Wunsch, durch Anlegen von Schmuck schöner, beachteter, begehrter zu werden, hegt in fernsten Urwald-Weltgegenden das schwarze Papuamädchen in gleichem Maß wie die zivilisierte Frau der Kulturvölker. Und die Erklärung hierfür liegt nicht in Zufälligkeiten und in sinnloser Eitelkeit, sondern beruht auf heiligen Gesetzen der Fortpflanzungsbestrebung in der Menschennatur.

Aber nicht nur aus der Neigung heraus, sich zu schmücken, fiel es der Frau nicht ganz leicht, sich von ihrem Geschmeide zu trennen, sondern weil dieser Besitz auch Gemütswerte für sie barg. Ihr Herz wurde im ersten Augenblick schwer, als sie ihr strahlendes Eigentum liebevoll verpackte, um es in deutsche Münzen verwandeln zu lassen. Stunden großen Glücks und heißen Bangens, Erfüllungen und verschwiegenes Ringen und Gräber, die sich über Liebstes schlossen — das alles stieg noch einmal jäh in ihr auf. Ihr wurde zumute, als trüge sie etwas Teures zum Begräbnis. Aber diese Traurigkeit verflog bald. Sie gedachte Tausender von Menschenherzen, die in Gräbern ruhn. Was haben da Gegenstände (mögen sich noch so innige Gedanken an sie knüpfen) für eine Bedeutung mehr?! — Auch wenn es ein Sichlösen von einem Stück besonderen Erlebens ist. In Wirklichkeit löst sich mit der Fortgabe des Schmuckes gar nichts von den Frauen los, wenn uns auch alles entschwände, was sichtbar von Schönheit und Seligkeit und Heiligtum erzählt. Das, was wir geistig in uns aufgenommen haben, was Erinnerung geworden ist, diesen Besitz können uns keine Wechselfälle des Schicksals rauben, solange wir zu denken vermögen.

Ihr Geschmeide können deutsche Frauen ruhig fortgeben. Es wurde zu *innerem* Golde für sie. Und so trugen sie es denn auch frohen, stolzen Herzens hin, dankbar, daß sie es Deutschland bringen durften.

Marie von Olfers.

Zum neunzigsten Geburtstag. — Von Marie von Bunsen.

An und für sich bekundet ein so hohes Alter nur einen ungewöhnlich normalen Körper und eine vernünftige Gemütsart der Adel, die Lebenschönheit der neunzigjährigen Marie von Olfers setzt jedoch Höheres voraus.


Phot. Alice Matzdorff.


Marie von Olfers.

So befremdend es klingen mag, auch jetzt erscheint die mit so allgemeiner, bewunderter Herzlichkeit Gefeierte uns nicht als Greisin. Gewiß, streng genommen, ist sie alt, sehr alt, aber noch besitzt sie alle Fähigkeiten, das Leben zu genießen, es anderen genußreicher zu gestalten, noch kann sie arbeiten und erschaffen, noch ist sie selbst für Neues aufnahmefähig, noch empfindet sie rasch und warm. Kommt in ihrem weit verstreuten Bekannten- und Freundeskreis (meistens ohne Begeisterung) die Rede auf ein hohes Alter, so wird irgendeiner der Anwesenden gewiß den Wunsch aussprechen — „ja, wenn es einem wie der Marie von Olfers erginge!"

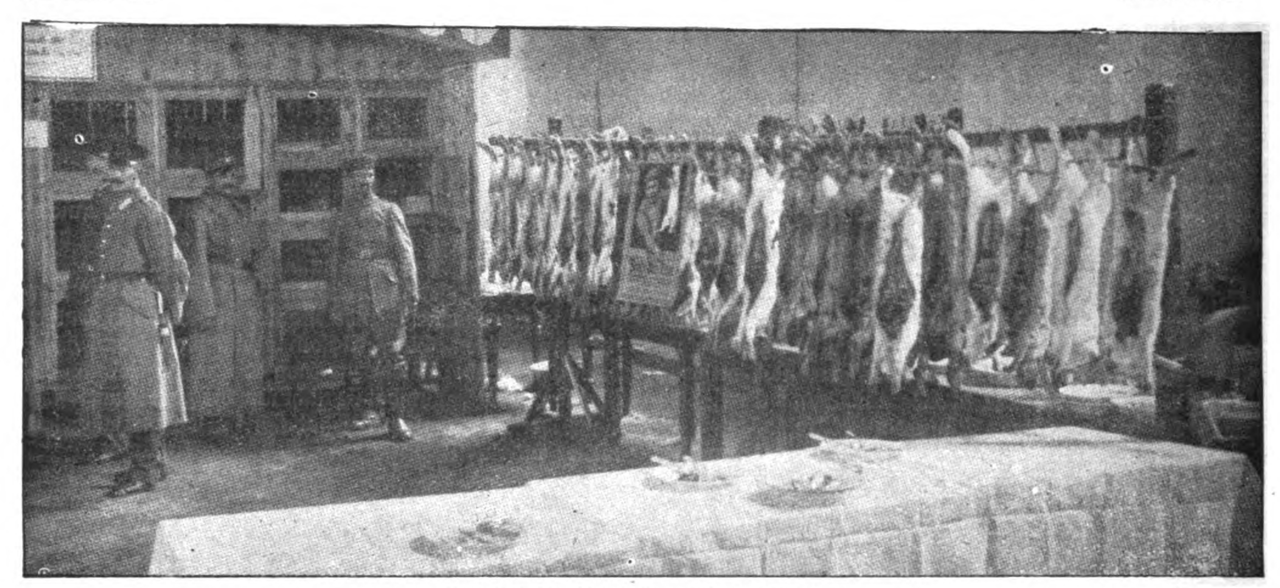
Das ist kein Zufallsglück: gewiß war ihre Umwelt von Kindheit auf eine begünstigte, das Entscheidende jedoch bleibt ihr Verdienst, sie selber hat die Verhältnisse zu einem Kunstwerk gemodelt. Unkompliziert war ihr Charakter nicht, das Lebensbild ihrer Mutter (Hedwig von Olfers) erläutert auch den Werdegang der Tochter. Aus temperamentvoll unruhiger Jugendphantastik hat sie sich zu dieser sonnenerfüllten Güte, zu dieser freudigen Kraft heranentwickelt. Sie hat nicht nur ein Kinderlächeln, sie hat feste Züge.

Äußerlich ist ihr langes, reich erfülltes Dasein glatt und einfach verlaufen. Als Tochter des Diplomaten und späteren Museumsdirektors wie der noch heute unvergessenen Hedwig von Olfers wurde sie in Berlin geboren und hat hier sozusagen ihr ganzes Leben verbracht. In den verschiedensten Kreisen, bei Hof wie beim Beamten- und Landadel wie in Gelehrten- und Künstlerhäusern verkehrend. Ihre künstlerischen Gaben konnte sie ungehindert ausbilden und betätigen, verblieb dabei die zärtlichste Tochter, Schwester und Tante, die nachsichtigste, wohlwollendste Freundin. Sie hat manche Neigung erweckt, ein Freund des Hauses beschreibt sie als „unglaublich

anmutig und reizend". Damals war ihr lockig langes Haar blond, bereits vor dem vierzigsten Jahr hat sich dieses, nach einer Krankheit, zu den heutigen schneeweißen Locken umgewandelt. Gleich ihrer Mutter, ist sie allzeit leidenschaftlich kinderlieb gewesen, gleich bei der ersten Begegnung wurden Kinder von ihr angezogen, mit Hingebung hat sie ein armes, krankes, kleines Mädchen angenommen, gepflegt und erzogen. Nach unseren Begriffen ist sie wenig gereist, doch hat sie in jüngeren Jahren Italien, die Schweiz und Paris gesehen, hat es verstanden, von den Eindrücken zu zehren.

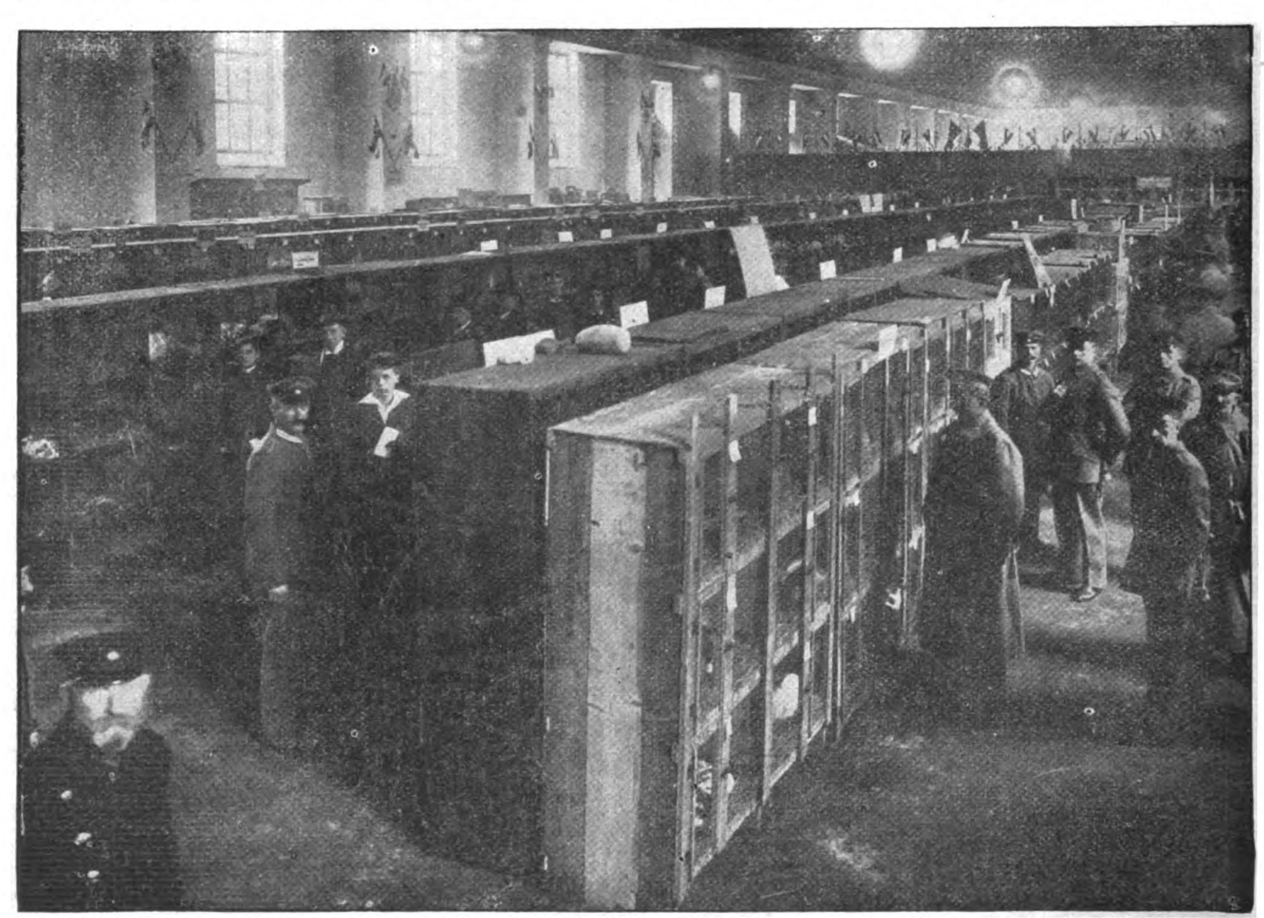
Mehr und mehr entwickelte sich ihr ureigenes Wesen, zeigte sich als Niederschlag in ihrer Kunst; viel Persönliches liegt in ihren kleinen Erzählungen, noch mehr in ihren Bildchen. Manche in Akademie- und Sezessionsausstellungen vertretenen Künstlerinnen, die, in Aktklassen aufgewachsen, sich tiefgründig über jedes Tagesdogma der Kunst zu äußern vermögen, und deren Werke gewissenhaft jede Tagesmode widerspiegeln, werden gönnerhaft auf Marie von Olfers' leichgetönte Bilderbücher, Glückwunschkarten und Lichtschirme sehen. Diese Künstlerinnen haben mehr gelernt und Anspruchsvolleres erstrebt, aber — die Zeit wird den Beweis bringen — sie haben weniger erreicht. Denn Marie von Olfers hat es zu einer künstlerischen Eigennote gebracht, ihre Engelchen, ihre Sonnen- und Schneekinder, ihre Frühlingselfen tragen, auch dem oberflächlichsten Auge erkennbar, ein bestimmtes Gepräge, eine Handschrift. Nicht wie unendlich viele Künstler ist sie in eigene oder fremde Manier verfallen, sie brachte es zum eigenen Stil. Einfach klingendes, aber hochbewertetes Lob! Wiederum mag es unwahrscheinlich erscheinen — tatsächlich hat sie nicht nur bis zum neunzigsten Jahr weiter geschaffen, sie hat sich im letzten Jahrzehnt weiter entwickelt!

Karte zu den kriegerischen Ereignissen an der rumänischen Ost- und Westfront.



Geschlachtete Kaninchen und Kostproben.

Diese liebliche, weißlockige, feingefurchte Frau hat noch Friedrich Wilhelm den Dritten gekannt, hat mit der Bettina und der Rahel verkehrt, Männer, die mit grauen Haaren bereits von uns gegangen sind, so Wildenbruch und Erich Schmidt, waren ihr die „jungen Freunde". Aber wenn in einem halben Jahrhundert Menschen ihren Kindern von ihr erzählen, werden sie sagen: „Damals war sie ja schon recht, recht alt, aber das sahen wir nicht ein, denn sie war anziehend und heiter, sie stand noch mitten im Leben, der Jugend, uns schien sie anzugehören."



Spezialaufnahmen für die „Woche".

Gesamtansicht der Ausstellung.

Kaninchen-Ausstellung des Stellvertretenden Generalkommandos des Gardekorps in Berlin.





Von der Kaninchen-Ausstellung: Eine Preisträgergruppe.

Der Weltkrieg. Zu unsern Bildern.

Die Kämpfe in der Dobrudscha haben sich zu unsern Gunsten entwickelt.

Mit dieser Meldung Ludendorffs schloß die verflossene Woche ab.

Wir sind in die feindliche Hauptstellung eingebrochen, nach heftigen Kämpfen fielen uns Tuzla und die beherrschten Punkte bei Topraisar, Cocargea und Mulciova zu. Mit schweren Verlusten ist der rumänische Feind auf der ganzen Front aus seinen schon im Frieden ausgebauten Stellungen geworfen. Geworfen und verfolgt. Die Einnahme von Constanza krönt das Werk.

Hoffnungslos betrachtet England und mit ihm die andern die Vernichtung der Absichten, mit denen das sogenannte Eingreifen Rumäniens ins Werk gesetzt wurde. Wieder einmal steht die Erfüllung zu den hohen Erwartungen unserer gesamten Gegner in verneinendem Gegensatz.

Der nächstliegende Zweck der Verleitung Rumäniens zum Vorgehen gegen uns war zugestandenermaßen, dem Saloniki-Unternehmen Luft zu schaffen. Der weitere Zweck, unsere rings geschlossenen Fronten an einer neuen Stelle derart zu bedrängen, daß andere Teile geschwächt werden müßten und eine oder die andere Entlastung zugunsten unserer Gegner entstünde.

Dem Saloniki-Abenteuer ist kein Vorteil entstanden, das war schon nach den ersten Schlägen klar, die der Rumäne sich holte. Auf eine Entlastung durfte man nicht minder bald im Rat unserer Feinde verzichten. In Siebenbürgen, in der Dobrudscha hat Rumänien ausgespielt. Aus eigner Kraft das Spiel fortsetzen, wird ihm wenig helfen. Sein Schicksal erfüllt sich, wie dieses Volk, das so lange mit dem Begriff der Neutralität jongliert hat, es nicht anders verdient. Es hat sich verrechnet, als es seine früher einmal kaltblütig ausgesprochene Auffassung, die ihm unvergessen bleibt, in die Tat umsetzte, daß es nur so lange neutral bleiben wolle, bis sich herausgestellt habe, wer der Stärkere sei!

Es war ein Fehler, anzunehmen, daß wir nicht die Stärkeren sind und bleiben. So hat auch das Beispiel Rumäniens einen neuen Beweis für die Stichhaltigkeit unserer Überlegenheit erbracht.

Vergeblich sind alle Anstürme. Vergeblich jede noch so wütend aufgepeitschte Anstrengung, unsere Zähigkeit mürbe zu bekommen.

Weder in der wohlgeordneten Anpassung an die Kriegslage im Innern entstehen uns Schwierigkeiten, die wir nicht kraft unseres Willens zu überwinden imstande wären, noch könnte in den Scharen unserer braven Truppen eine Abspannung der Kräfte eintreten.

Pflicht und Ehre stärken uns das Rückgrat. Denen an der Front und denen daheim. Jeder kann sich auf den andern fest verlassen.

Das wissen unsere Feinde recht gut. Ohnmächtig suchen sie unsere Willenskraft zu erschüttern, indem sie auf Schleichwegen freche Lügen nach Deutschland einschmuggeln, die uns mißmutig machen sollen. So geschickt diese Versuche, uns im Vertrauen schwankend zu machen, auf Kleinmut hinzuwirken, unternommen werden: wir lassen uns nichts weismachen, denn wir wissen es besser.

Wir wissen, daß wir im Vollbesitz der Willensfreiheit auf allen Kriegschauplätzen sind.

Die Sommeschlacht ist und bleibt eine Fortsetzung erfolgloser Opfer unserer Gegner. Mögen sie sich selbst und andere durch dreiste Verkündigungen angeblicher Vorteile über den wahren Stand der Dinge zu täuschen versuchen. Unsere Truppen bleiben an der Westfront deswegen doch in aktiver Tätigkeit dem Gegner überlegen.

England, von dem später noch sehr eingehend die Rede sein wird, muß jetzt höchst persönlich bluten. Und wie blutet es! Von heute auf morgen wird aus einem Krämervolk, das seine Söldner ins Feuer zu schicken gewohnt ist, das immer nur mit außereuropäischen Kriegern, aber nicht mit deutschen Soldaten zu tun hatte, nicht eine militärische Nation. So schnell nicht, vermutlich niemals. Kriegführen ist kein Sport. Und mit der Einhelligkeit zwischen den Engländern an der Kampffront und den Engländern daheim auf ihrer Insel steht es nicht so wie bei uns. Ganz und gar nicht. Wir haben guten Grund zu glauben, daß der Mißmut und der Kleinmut in England üppig wuchern, von dem man auch bei uns so gern böswillig ausgestreute Saat aufgehen sehn möchte.

Nutzlos verlaufen die Offensivanstrengungen Rußlands an unserer Ostfront. Wie die Sommeroffensive, so entwickelte sich die Herbstoffensive nutzlos für die feindlichen Kriegziele. Unsere Linien werden gehalten. Unsere Gegenstöße legen die gegnerische Initiative matt. Zu der ersten Million russischer Opfer, die vor einiger Zeit gezählt wurde, ist die zweite Million im Anwachsen.

Und in Italien fängt man an zuzugeben, daß weder die eigenen Sonderbemühungen noch die vereinigten Anstrengungen der Entente etwas anderes sind als Illusionen. X.

Nummer 44.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1541



Oberst Hoffmann, Chef des Generalstabes des Oberbefehlshabers Ost,

erhielt den Orden „Pour le Mérite“.



Hofphot. Schiffer.

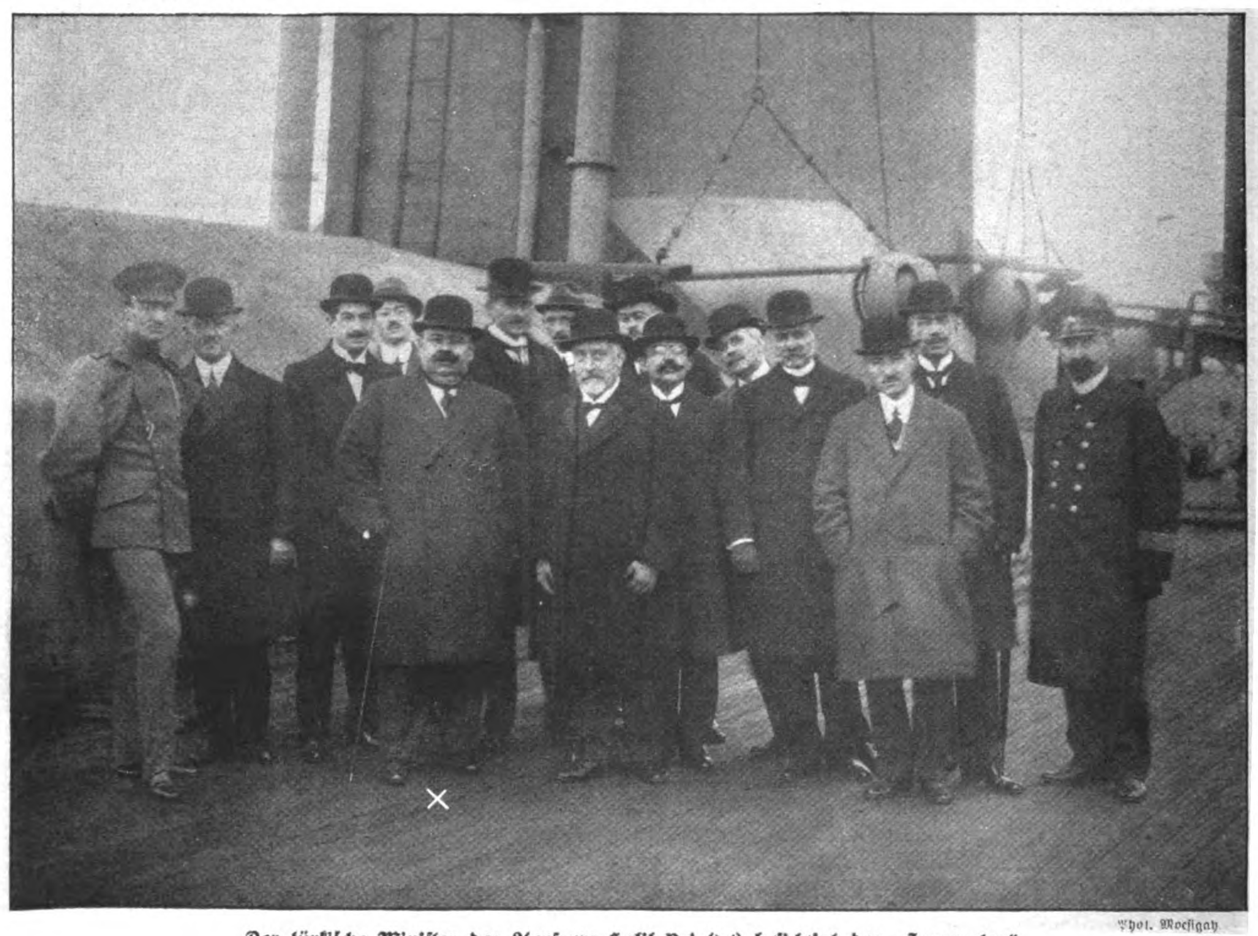
Major Deutelmoser
wurde zum Direktor der Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amtes ernannt.



Landeshauptmann E. B. v. Trolle,
soll der Nachfolger des Grafen Taube werden.
Der zukünftige schwedische Gesandte am Berliner Hofe.



Heinrich Tramm,
Stadtdirektor von Hannover; feiert sein 25 jähriges Jubiläum als Stadtdirektor.



Phot. Roesigay

Der türkische Minister des Aeußern Halil-Bei (×) besichtigt den „Imperator".



Hofphot. Pietzner.

Österreichischer Ministerpräsident Graf Stürgkh †

Wien, 21. Oktober.

Ministerpräsident Graf Stürgkh wurde heute mittag das Opfer eines Attentates. Während Graf Stürgkh im Hotel Meißl & Schadn das Mittagessen einnahm, trat der Schriftsteller Friedrich Adler an den Tisch heran und gab in rascher Aufeinanderfolge drei Schüsse auf den Ministerpräsidenten ab. Graf Stürgkh wurde in den Kopf getroffen und war sofort tot. (Telegraphische Meldung.)



Generaloberst Friedrich v. Scholl,
Generaladjutant des Kaisers und Generalkapitän der Schloß- und Leibgarde, feierte den 70. Geburtstag.



Phot. Grohs.

Silberne Hochzeit des Fürsten Christian-Ernst zu Stolberg-Wernigerode und seiner Gemahlin.
Das Fürstenpaar mit dem Erbprinzen Botho und der Prinzessin Juliana.

Zur Eroberung der rumänischen Hafenstadt Constanza.

Oberes Bild: Blick auf die Stadt.

Unteres Bild: Ansicht des Hafens von Constanza.

Phot. B. J. G.







Der italienische Kriegschauplatz aus der Vogelschau gesehen.



Hauptmann John. — Hofphot. Tillmann-Matter. Hauptmann v. Neuenstein. — Hauptmann Oskar Bötel. — Phot. A. Wertheim. Hauptmann Gennerich. — Hauptmann Fleck.

Hauptmann Schuller. — Phot. Schifikowsky. Leutnant Artur Karbiner. — Leutnant Hultzsch. — Feldwebelleutnant Kupfer. — Oberlt. Hans v. Hünerbein.

Leutnant H. Bötel. — Phot. K. Zinne. Leutnant Herm. Wröndel. — Leutnant Hirt. — Leutnant M. Müller. — Leutnant E. Kalb.

Phot. N. Knözel. Leutnant Walter Rust. — Vizefeldwebel P. Fries. — Feldwebellt. Gustav Schinz. — Offizier-Stellv. Theo Klopries. — Unteroffizier Robert Puttlitz.

Phot. F. Kummer. Vizefeldw. Baptist Scheuring. — Unteroffizier Wilh. Brunnstein. — Phot. Newinkel. Unteroffizier Dienert. — Unteroffizier Handrack. — Gefreiter Lambert Ostwald.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Die Goldsachen werden in Empfang genommen.



Presse-Photo.

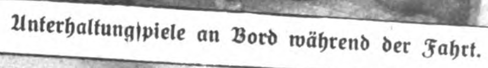
Abwiegen und Abschätzen der Goldsachen.

Von der Goldsammelstelle im Herrenhaus in Berlin.

Obstkernsammlung des Vaterländischen Frauenvereins Berlin-Wilmersdorf.



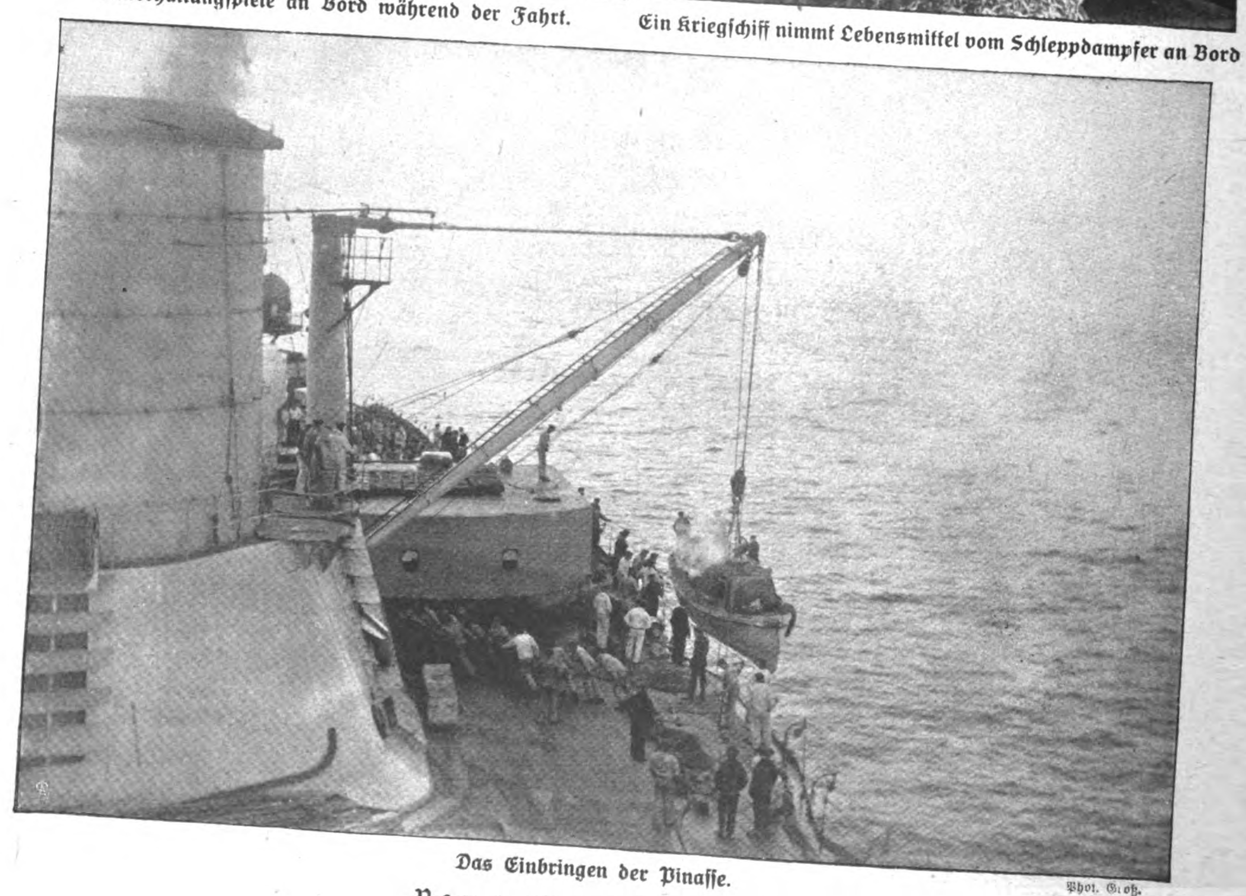




Unterhaltungspiele an Bord während der Fahrt.



Ein Kriegschiff nimmt Lebensmittel vom Schleppdampfer an Bord



Das Einbringen der Pinasse.

Phot. Groß.

Von unserer Marine.

Aus dem Reich der Fische.

Eine lukullisch-naturwissenschaftliche Kriegsplauderei.

Von Felix Baumann.

Wie entgeistert starrte ich auf die Speisekarte und glaubte meinen Augen nicht trauen zu dürfen. Aber schwarz auf weiß wurde mir bestätigt, daß ich an dem fleischlosen Tage in dem Restaurant in der alten preußischen Krönungstadt Königsberg die Wahl hatte zwischen Zander mit holländischer Sauce oder gebacken mit Kartoffelsalat oder mit Remoladensauce, Bratzander mit Kartoffelbrei, Hecht gebacken mit Kartoffelsalat oder Remoladensauce, Bratbars mit Kartoffelsalat, Schlei blau mit Dillsauce, Aal mit Dillsauce, Aal mariniert in Aspic mit Bratkartoffeln, Brataal mit Kartoffelsalat, Fischragout in Muscheln überbacken, Nikolaiker Maränen gebraten mit Kartoffelbrei, Fischmayonnaise, Karpfen in Bier oder gebacken mit Remoladensauce, frischem Ostsee-Silberlachs mit holländischer Sauce oder gebraten mit Kartoffelsalat oder mariniert in Aspic mit Bratkartoffeln, Nordseesteinbutt mit holländischer Sauce oder gebacken mit Remoladensauce, Ostender Seezunge gebacken mit Remoladensauce oder in Weißwein, Nordsee-Schellfisch oder Kabeljau mit Senf- oder Tomatensauce, gebackenen Fischkoteletten mit Kräutersauce und Kaisererbsen oder Heringsfilets mit Schneidebohnen und Salzkartoffeln. Außer diesen 26 verschiedenen Fischgerichten lockten auf der Speisekarte noch eine aus gekochtem, gebratenem und gebackenem Fisch bestehende Spezialfischplatte sowie Delikateß-Marinadenheringe, Rollmöpse, gebackene Sardellen mit Remoladensauce, Ölsardinen, Tomatensprotten, Appetitsild und Anchovis.

Schon die Reichhaltigkeit dieser ostpreußischen Speisekarte legt Zeugnis davon ab, daß trotz aller bestehenden Schwierigkeiten und Fischausfuhrverbote unsere einheimische Fischerei für die Volksernährung in Deutschland eine große Bedeutung erlangt hat. Ost- und Nordsee sowie die deutschen Flüsse, Bäche, Seen und Teiche liefern uns den Ersatz für die landwirtschaftlichen Erzeugnisse, von denen wir nicht im Überfluß besitzen. Die deutsche Hochsee- und Küstenfischerei hat einen ungeahnten Kriegsaufschwung genommen. Was besonders von den Fischern empfunden wird, die in den letzten Jahren vor dem Kriege nur mit Klagen über schlechten Verdienst aufwarteten.

Auch der jetzt beginnenden Herbstfischerei sehen die Fischer mit großen Hoffnungen entgegen und versprechen sich eine reiche Stinternte. Der kleine lachsartige Fisch wird bei rauhem Herbstwetter in Hamen in großen Mengen gefangen und gibt wegen seiner Billigkeit ein gutes Volksernährungsmittel ab. Auch der Makrelenfang stellt eine große Beute in Aussicht. Schon im August und September 1915 wurden in der Kieler Förde 15 000 Stück und in der Eckernförder Bucht sogar 146 000 Stück gefangen. Die in Eis verpackten Fische wurden in einem Eisenbahnzug von zwanzig Waggon abtransportiert.

Wenn man heute die Fischangebote in den Zeitungen verfolgt oder die Schaufenster der Fischhandlungen mustert, so liest man Namen, die einem bisher ganz unbekannt gewesen sind. Der Thunfisch ist allerdings von uns in den Aquarien bewundert worden, aber wer hat vor dem Kriege Thunfisch-Gulasch oder Thunfisch-Buletten gegessen? Heute liefert nun die Adria das geschätzte und zarte Fleisch dieses Herdenfisches. Sobald der Beobachter von seiner hohen Uferleiter das Nahen eines Thunfischschwarmes meldet, wird die Bucht durch Netze abgesperrt. In der letzten Netzkammer, der sogenannten „Totenkammer", ereilt die Fische ihr Schicksal. Sie ersticken in Enge und Luftlosigkeit, worauf sie sofort zerhackt und eingesalzen werden.

Ganz unbekannt dürfte vielen Leuten, namentlich im Binnenlande, der Steinbeißer sein. Ein Fisch, der eingesalzen heute bei der Verproviantierung unserer Truppen eine große Rolle spielt.

Auch das wohlschmeckende Fleisch eines Knurrhahns, der mit seiner Schwimmblase einen dumpfen knurrenden Ton erzeugt, dürfte noch nicht über jedermanns Zunge geglitten sein. Der Knurrhahn hat jedoch schon so manche Hausfrau durch seine „Dickfelligkeit" enttäuscht. Denn hat man einen anderthalb Pfund schweren Knurrhahn seines Gewandes entkleidet, so bleibt bedeutend weniger Fleisch übrig.

Der Krieg hat für uns einen lukullisch-naturwissenschaftlichen Lehrkursus gezeitigt. Nicht nur interessieren uns die zahlreichen neuen Zubereitungsmethoden des Fischfleisches, sondern wie wir in der Kriegsgeographie umlernen müssen, so gewinnt uns auch die naturwissenschaftliche Seite der unzähligen Fischarten erneute Aufmerksamkeit und Wißbegierde ab.

Vielen ist es vor dem Kriege sehr gleichgültig gewesen, ob sie einen Nordsee- oder Ostseefisch verzehrt haben. Ob es ein einheimischer Seefisch oder Süßwasserfisch gewesen ist. Ob die Fische in Netzen oder mit der Angel gefangen werden.

Ein Heringsexamen würde so manchen Durchfall im Gefolge haben. Für eine große Anzahl der Prüflinge dürfte Hering Hering sein. Sie vergessen ganz, daß es verschiedene Sorten wie Schneide-Heringe, leicht gesalzene Brislinge, Fettheringe usw. gibt, die schon durch die Preise gekennzeichnet werden. Der Schleihering mundet frisch und frischgeräuchert vortrefflich, nach der Lagerung von einigen Tagen oder gesalzen löst er geringere Freuden aus. In der Nordsee tritt der Hering in großen Schwärmen auf, aber infolge des Kriegs kann der Hering dort jetzt nicht gefangen werden.

In der Fischerei-Ausstellung des Handelsmuseums in Bremen hat man Gelegenheit, die Heringsfischerei mit dem Verwertungsbetrieb an Land an höchst lehrreichen Modellen zu studieren. Die Nordsee ist bekanntlich salzhaltiger als die Ostsee. Aber es gibt eine Anzahl Fischarten, die in beiden Meeren vorkommen. Schon die Bezeichnung Kieler Sprotten, Ahlbecker Flundern weisen jedoch auf besondere Spezialitäten hin. Außer vielen kleineren Arten birgt die Ostsee Schollen, Flundern, Dorsche, Lachse, Aale, Hechte, Barsche, Brasse, Kaulbarsche, Makrelen und Heringe. Als Bewohner der Nordsee kommen nach der Statistik der Geestemünder Fischerei-Betriebsgenossenschaft 36 verschiedene Fischsorten in Betracht. In erster Linie der Schellfisch mit seinem charakteristischen schwarzen Fleck



hinter der Brustflosse. Als Petrus einst im See Genezareth fischte, versuchte ein Schellfisch wieder aus dem Netz zu entwischen. Der Apostel konnte ihn jedoch noch wieder ergreifen, und der Sage nach trägt der Schellfisch seitdem den Daumenabdruck des Heiligen. Nächst dem Schellfisch spielen der Kabeljau (in der Ostsee Dorsch oder Pomuchel genannt) sowie der von den Fischern wegen seines dunkeln Aussehens als Kohlfisch bezeichnete Seelachs oder Blaufisch und der Lengfisch (Seeal), Katfisch (Karbonadenfisch) und Seehecht, ferner Seezungen, Steinbutt, Rotzunge, Heilbutt, Tarbutt und die Schollen auf dem Fischmarkt der Nordsee eine wichtige Rolle. Außerdem sind noch die stachligen oder glatten Rochen, Rochbarsch, Makrelen, Störe usw. zu erwähnen. Die erwähnten Fische sind jedoch teilweise in beiden Meeren zu finden.

Beim Fischfang in der Ostsee und der Nordsee muß zwischen Küstenfischerei und Hochseefischerei unterschieden werden. Die Ostseefischer gehen in seetüchtigen Booten mit Treibnetzen auf den Herings- und Lachsfang oder fischen mit Angelleinen nach Lachsen, die Nordseefischer begeben sich dagegen in Fischdampfern auf den Fang.

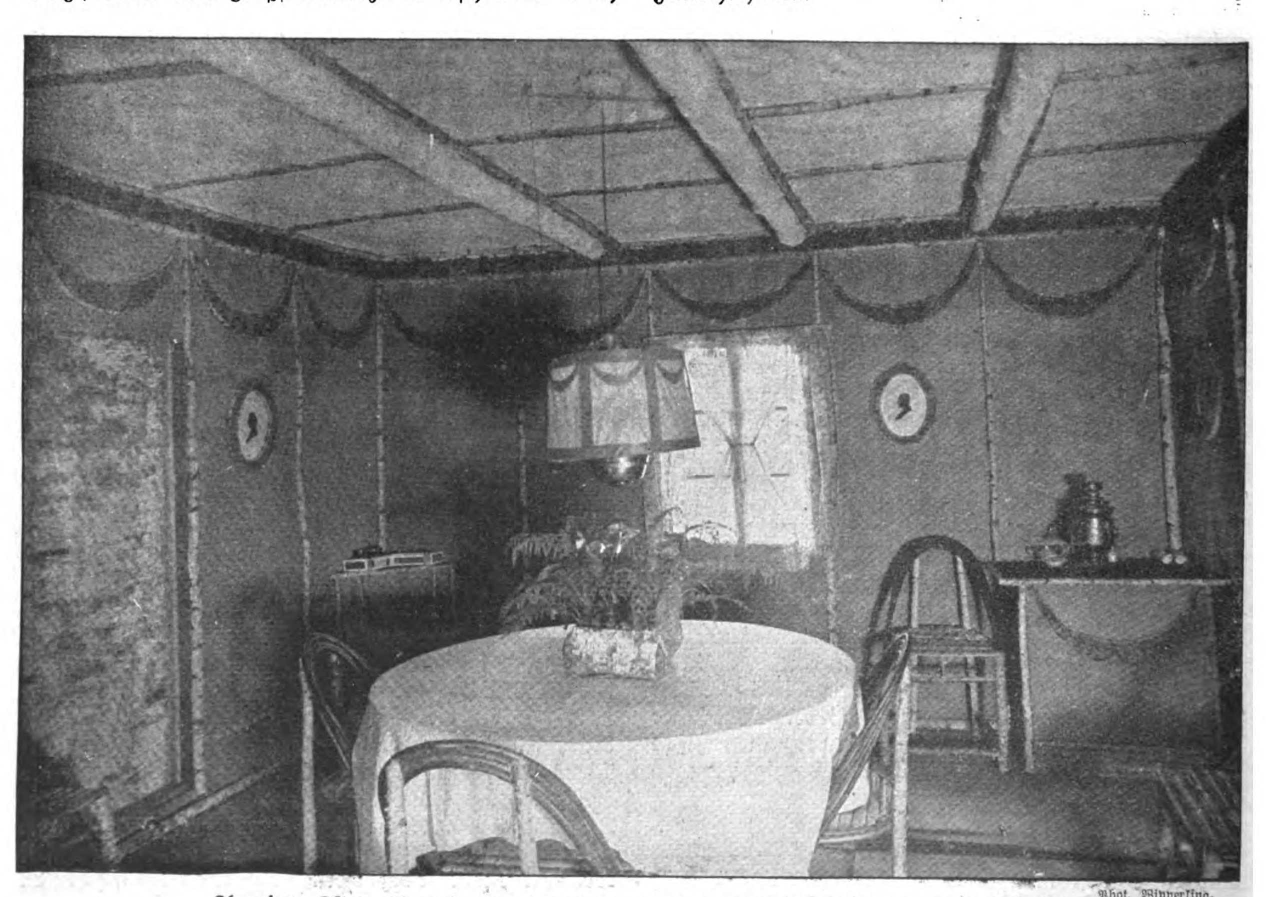
Die Binnenfischerei in den Flüssen, Seen und Teichen ergibt Weißfische, Schleie, Hechte, Karpfen, Lachse, Neunaugen, Maränen usw. Als Spezialität gelten die Nikolaiker Maränen aus dem Spirding- und Taltersee in Ostpreußen sowie die Maräne aus dem pommerschen Madüesee bei Stargard.

Bei den Forellen heißt es zwischen Bach-, Wald-, Berg-, Stein- und Flußforellen zu unterscheiden. Auch die Meer- und Seeforelle mit ihrem Pflugscharbein kommt in Betracht.

Der menschliche Erfindungsgeist hat während des Krieges seine kulinarischen Erfahrungen auch auf das Reich der Fische übertragen. Konnte sich früher nur das Hausschwein rühmen, uns Würste zu liefern, so haben wir heute auch Fischwürste. Daneben haben es Fischkarbonaden, Fischfilets, Fischgulasch, Fischfrikandellen usw. auf unseren Gaumen abgesehen. Nicht zu vergessen der Fischsülze mit den verschiedenen Aspic- und Weinsaucenarten sowie die vielen Fischkonserven. Sardellen- und Anchovispasten müssen die Butter aufs Brot ersetzen.

In Verbindung mit den Fischen möchte ich noch die Weich- und Schaltiere nennen, die auch heute ein wichtiges Nahrungsmittel abgeben. Das Krabbenfleisch wird jetzt in allen Variationen verarbeitet. Beachtung hat nun auch die Miesmuschel gefunden, die im Geschmack und Eiweißgehalt der holländischen Auster nicht nachstehen soll. Auch aus der Miesmuschel lassen sich schmackhafte Suppen, Ragouts, Salate, Pasteten und Würste herstellen. Am Niederrhein z. B. werden die Miesmuscheln in großen Mengen gegessen und auf einer Nordseeinsel ist vor kurzem die erste Miesmuschel-Konservenfabrik errichtet worden.

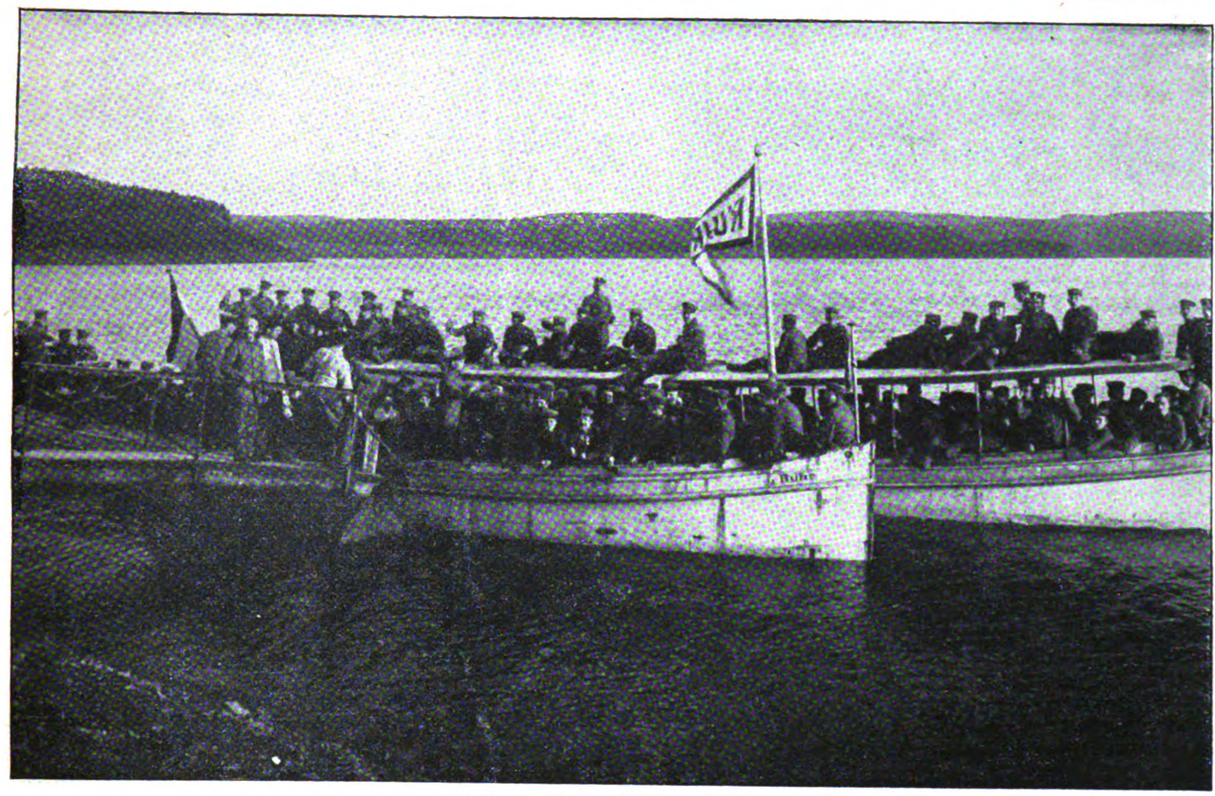
Die Fische bilden also heute für uns ein nicht zu unterschätzendes Nahrungsmittel. Deshalb muß auf die zweibeinigen Fischräuber geachtet werden, die sich in letzter Zeit in Gestalt der gefräßigen, pechschwarzen und krummschnabeligen Kormorane an der Ostseeküste bemerkbar gemacht haben.



Phot. Wipperling.

Aus dem Osten: Ein „Empire-Salon“ im Blockhaus aus Birkenstämmen und Moos.





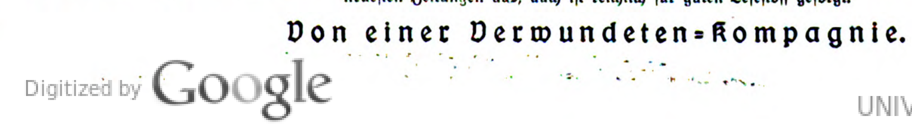
Ausflug nach der Möhnetalsperre.



In der Lesestube.

Sämtliche Ersatzbataillone haben 1 bis 2 Verwundeten-Kompagnien. Ihr Zweck ist, bei den aus den Lazaretten Entlassenen die weitere Verwendung fürs Feld oder für den Arbeitsdienst festzustellen. Neben leichtem Dienst ist vielfach Gelegenheit zur Erholung gegeben. So zeigt eins der Bilder einen Ausflug von der Garnisonstadt Paderborn nach der Möhnetalsperre. War bisher für die Abwechslung im Freien und bei guter Witterung gesorgt, so hat es sich auch die Kompagnie angelegen sein lassen, in der Kaserne für Abwechslung zu sorgen, wie das andere Bild zeigt: es ist die Kompagnie-Lesestube. Sie erregte das Interesse und die anerkennende Bewunderung hoher Vorgesetzter, u. a. des Kommandierenden Generals. Hier liegen die neuesten Zeitungen aus, auch ist reichlich für guten Lesestoff gesorgt.

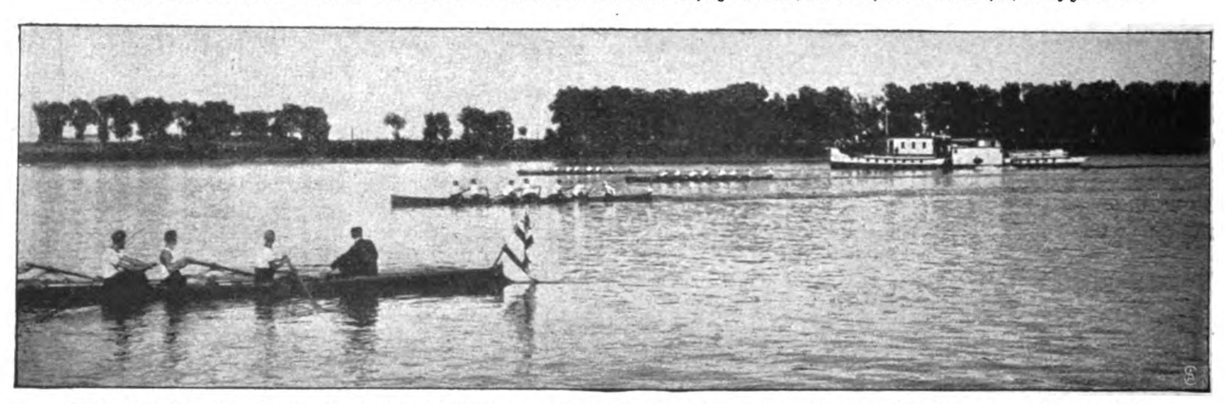
Von einer Verwundeten-Kompagnie.





Rennen im Riemensechser (Preis des „Deutschen Ruder Verbandes“).

Sieger die Mannschaften: Oßmann, Deutsche Ruder-Ver. Warschau 1916. Roll, Ruderriege Berl. Turnerschaft. Bahnemann, Spindler-felder R.-V. Großer, Berl. Ruder-Kl. Teutonia. Conrad, Berl. Ruder-Ver. von 1876. Schlag: Reinert, R.-V. Thorn. Steuer: Hell, Danziger R.-V.



Rudersport in Warschau: Start des Rennens um den „Preis des Gouvernements Warschau“ im Riemensechser:

Sieger die Mannschaften: Oßmann, Deutsche Ruder-Ver. Warschau 1916. Bischoff, Deutsche Ruder-Ver. Warschau 1916. Kleebera, Schüler-Ruder-Verein, Wannsee, Marco, Berl. Ruder-Ges. Wiking Zuleger, G.-R.-V. Friedr. Wilhelm Berlin. Schlag: Hafemann, Berl. R.-V. Friesen. Steuer: Dr. Zorn G. R.-V. Luisenstadt, Berlin.



Phot. Leipziger Presse-Büro

Zwei deutsche Infanteristen mit einem entliehenen mazedonischen Büffelfuhrwerk, das sie nach Ausführung ihres Auftrages dem Besitzer zurückbringen.





Blick in die Dorfstraße einer von uns besetzten russischen Ortschaft in der Gegend von Kowel.



Malerische Ansicht aus einem besetzten russischen Dorf in Wolhynien. Phot. Leipziger Presse-Büro.

Malerisches von der Ostfront.




Phot. Erblich.

Ungarländische Rumänin beim Einkauf bei türkischen Händlern in Orsova.



Türkische Truppen auf der Fahrt an die Ostfront rastend.

Türkische Bilder aus Frieden- und Kriegzeiten.

Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

7. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.

Nach der Rückkehr setzte sich ein Teil der Herren sofort zu neuer Arbeit. So Major von Esserte. Die anderen gingen zur Ruhe, sie später abzulösen. Unter ihnen Hauptmann Rennhöfer, der die Fähigkeit, jederzeit, wo, wie und wann es sei, zu schlafen, seine einzige gute Eigenschaft nannte. Er pflegte zu sagen: „Wenn ich mich jetzt hinlege und zähle, komme ich höchstens bis zwölf. Dann bin ich weg. Wie beim Chloroformieren." Er kannte es. Denn im Anfang des Feldzuges war ihm ein Granatsplitter in der Narkose entfernt worden.

Den Major von Esserte hatte wie General von Flurschütz die Überrumpelung da draußen besonders geschmerzt wegen des fremden Korps, dem sie unterstanden. Genau wie ein Uhrwerk war über den Angriff der Nacht bereits alles Notwendige von Bataillon, Regiment, Brigade eingelaufen. Mit der schnellen Treffsicherheit des Ausdruckes, die ihm zu Gebote stand, faßte es der Generalstabsoffizier nun für das Korps zusammen. Während der Arbeit frühstückten die diensthabenden Herren auf dem Tisch neben ihren Karten und Schreibereien. Immer ruhiger wurde es im Arbeitsraum, immer spärlicher liefen die Meldungen ein. Es war ganz still geworden an der Front. Auch das ewige Geknatter der Infanterie draußen in den Gräben, das man sonst bei herüberstehender Luftströmung fern vernahm, schwieg jetzt völlig, denn der Wind war umgesprungen und wehte, so selten es geschah, einmal zum Meere. Die Engländer schienen sich damit abgefunden zu haben, daß sie die Stellung, die sie nur durch Überrumpelung genommen, nun wieder verloren hatten, den Sir Edward Grey und die tote Miß dazu. Auch die Brigade Golm meldete, es habe den Anschein, als bemühe sich der Gegner nicht, die gesprengte Höhe vierzig wieder in seine Hand zu bekommen. Das Gelände hinter ihr bot denn auch auf fast einem halben Kilometer Tiefe keine rechte Festsetzungsmöglichkeit.

Als es nach einigen Stunden ganz still am Fernsprecher geworden war, erschien Hauptmann Rennhöfer frisch rasiert, sogar mit einem weißen Kragen, der verschämt unter der Uniform hervorlugte. Er hatte ihn sich bei seinem letzten Besuche in Lille erstanden. Er erzählte, Exzellenz sei mit dem zweiten Ordonnanzoffizier ausgeritten.

Nun erhob sich Major von Esserte. Als auf dem Treppenabsatz der Spiegel blendend das Sonnenlicht vom Hofe zurückwarf, fiel ihm die Begegnung vom Abend ein, die ihm nun erschien wie ein lächerlicher Spuk der Nacht. Links lag jener lange Gang des alten Hauses, von dem die Türen sich öffneten zu den Zimmern der Franzosen. Dort war auch der Generalleutnant untergebracht, darüber im oberen Stockwerk eine Anzahl der jüngeren Herren. Rechts ging es zum Anbau über Stufen, da man unten den neuen Gesellschaftsräumen eine größere Deckenhöhe gegeben hatte. Hier waren die Fremdenzimmer des Hauses gewesen, und hier wohnten der Divisionsadjutant, der Generaloberarzt und Major von Esserte.

Der trat in sein Zimmer. Im Wandschrank waren die paar Kleidungstücke untergebracht, die er nur besaß, seidene Hemden, etwas Wäsche; man hatte im Kriege nicht viel. Auf dem Tisch neben dem riesigen doppelschläfrigen Bett lagen peinlich geordnet: ein Meldekartenblock, Briefpapier, eine beschränkte Zahl Dienstbücher und ein Stoß Karten, sorgfältig geschichtet. Dazu ein roter Baedeker von Belgien und Holland. Bronzen, Schalen, Herumständer hatte Kinzig mit der langen Nase, wie noch in jedem Quartier, sofort am ersten Tage wegschließen müssen. Der strenge, einfache Sinn des Herrn von Esserte liebte Derartiges nicht. Hauptmann Rennhöfer verstand das nicht, denn der Kunsthistoriker, der er hatte werden wollen, verriet sich darin, daß er als erstes die Bilder umhing, Bronzen oder Büsten anders stellte. Als sie nach Ralinghien gekommen waren, hatten die anderen Herren neben dem Ernst des Krieges immer Ulk im Kopf, ihm daher sofort aus ihren Zimmern alles gebracht, was an Abscheulichkeiten, Dutzendbronzen, Biskuit- oder Porzellanfigürchen, kurz an Plunder und Trödel Jahre und schlechter Geschmack aufgestapelt hatten, um damit sein Zimmer zu verschönern.

Der Major war überhaupt anders geartet als der Hauptmann. Er hätte jetzt nicht schlafen können. Die Arbeit war getan, und nun wußte er nicht recht, was anfangen, denn außerdienstlich sich zu beschäftigen, hatte er nicht gelernt. So trat er in sein Toilettenzimmer, wo das bescheidene Waschzeug ausgebreitet lag, ein zweites Paar Gamaschen und Stiefel standen. Nachdem er sich gewaschen, rasiert und umgekleidet hatte, blickte er ein wenig übernächtig, ein bißchen gelangweilt aus dem Fenster. Man konnte weit in den Park hinaussehen, denn längst hatten die Laubbäume ihre Blätter verloren. Nur ein paar edlere und allerlei füllende Nadelhölzer versperrten die Aussicht. In der Ferne lag matt die herbstlich ver-



schleierte Sonne auf dem trüben Wasser des Teiches mit Entengrütze und versunkenem Boot. Ein Durchblick zeigte die eine der herrlichen vierfachen Ulmenreihen, die weit in die Landschaft hinauszogen. Wie der Major so dastand, die Hände in den Taschen, in jenem wohligen Gefühl nach Waschen und frischer Wäsche, wie er in zerstreutem Spiel, indem er sich abwechselnd auf die Fußspitzen hob, dann wieder niederließ, die Stirn an die Fensterscheiben legte, sah er mit einem Mal unten ein Kleid. Eine Dame, Madame Bison de Beaucourt. Unwillkürlich trat er vom Fenster zurück. Aber sie blickte nicht herauf. Sie schritt langsam den Weg hin, überwachsen mit allerlei Grünendem, die Rasenränder nicht abgestochen. Krieg! Krieg! Es war eben Krieg! Und ihm fiel ein, wie im Kriege Werte verschleudert wurden und bis dahin Gleichgültiges dafür Bedeutung gewann. Er dachte an Kraftwagen, die, wenn sie unterwegs unbrauchbar geworden waren, einfach an der Straße liegenblieben, gleich Wracken gescheiterter Schiffe.

Da blickte Madame de Beaucourt doch auf, aber zu einem Baume. Vielleicht sang ein später Vogel. Dann sah er ihre schlanke Gestalt, wie sie sich niederbeugte, um auf dem Rasen, der in dem feuchten Land noch immer grün geblieben war, irgend etwas zu pflücken. Er bewunderte die schönen Linien bei solch unschöner Stellung. Sein Auge, weiblichem Liebreiz entwöhnt, schien in dieser halbmüden Übernachtstimmung empfänglich. Als nun die junge Frau weiterschritt, im bloßen Kopf, den Sonnenschirm in der Hand, folgte er ihr durch das Gitter der kahlen Büsche und Zweige, ängstlich fast, sie nicht zu verlieren. Sie blieb am Wasser stehen. An jener großen Wellingtonia mit dem gestörten Kerzenwuchs, wo ihr Vater die Entfernung zum Silberschatz abgeschritten hatte, immer wiederkehrend wie ein Verbrecher zum Ort der Tat. Lätitia suchte am Boden. Herr von Efferte nahm sein Zeißglas vom Tisch und erblickte, die Umrisse durch das schlechte Glas der Fensterscheiben verzerrt, wie sie mit der Fußspitze im abgefallenen Laube wühlte. Er sah den feinen langen Fuß im Lackschuh, und in ihm stieg der soldatische Gedanke auf: er ist ganz neu. Woher nimmt sie den Ersatz? Sie kamen doch nicht fort? Man ahnte verbotenes Nachrichtenwesen, geheime Verbindungen, und eingestellt auf alles, was Krieg und Feind bedeutete, beunruhigte es ihn einen Augenblick. Plötzlich nahm er die Mütze, Handschuh, Reitstock und lief die Treppe hinab in den Park. Wie von ungefähr kam er zum Teich.

Madame de Beaucourt mußte in tiefen Gedanken gewesen sein, denn sie gewahrte sein Kommen nicht. Er grüßte und zögerte. Da begann sie und hatte ein liebenswürdig überlegenes Lächeln dabei, als wollte sie sagen: Na, einer von uns muß doch anfangen. Sie fragte, indem ihr Blick über seinen Anzug glitt mit den langen Beinkleidern, die er der Bequemlichkeit halber hier im Hause trug: „Ah, Sie sind nicht fortgewesen?"

„O doch! Ich habe mich umgezogen."

An der Stelle standen sie, wo der Nibelungenhort der Battaignies versenkt lag. Sie spießte mit der Spitze ihres Sonnenschirmes spielend ein Blatt auf und strich es an einem Baumstamm wieder ab. Ungewöhnlich sah sie aus und war doch ganz einfach gekleidet, nur saß alles und fiel selbstverständlich. Sie hatte keine Handschuhe an. Herr von Efferte entdeckte nun, daß sie auch keinen Ring trug, kein Armband, keinen Halsschmuck. Nur ein paar Druckknöpfe schlossen das Kleid. Stumm waren sie weitergegangen. Schon sah man den Hof nicht mehr mit seinen dunkelroten, weiß abgesetzten Ziegeln, darüber die Zeit einen feldgraugrünen Hauch geworfen hatte.

„Der Park ist ja wundervoll", sagte er endlich.

„Sind Sie nie gewesen im Park?"

„Ich habe keine Zeit spazierenzugehen."

„Ah, Sie aben so viel zu tun. Auch die Nacht? Das ist ja eigentlich schrecklich."

Er meinte ruhig: „Es ist mein Beruf. Und ich liebe meinen Beruf."

„Und Sie wären nicht lieber im Frieden?"

Seine Augen strahlten: „Nein, dieses ist das schönste Jahr meines Lebens. Der Soldat arbeitet jahrelang nur für die paar Monate oder die paar Jahre, die so ein Krieg dauert. In langen Friedenzeiten kann es dann geschehen, wie es jetzt vorgekommen ist, bei uns wie bei Ihnen, daß einer als General den Abschied nimmt und hat nie den Krieg gesehen. Man glaubt, daß er ein guter Offizier ist, aber man weiß es nicht, denn die Probe auf das Exempel: der Krieg — fehlt. Liegt darin nicht eine gewisse Tragik?"

Er hatte lebhaft gesprochen, wie ihm jede Befangenheit schwand, sobald er vom Beruf redete. Sie schüttelte den Kopf: „Ich finde, daß der Krieg ist eine Tragédie. Ich finde, daß der Krieg ist etwas Schreckliches. Ich abe meinen Mann nicht fortlassen wollen. Er ist ja aber auch nicht aktiv."

„Was ist er denn von Beruf, gnädige Frau, wenn ich fragen darf?"

Sie zuckte die Achseln: „Wir leben in Paris. Sonst aben wir ein Schloß."

„Darf ich fragen in welcher Gegend?"

„Ah, es ist nicht schön da. Bei Lens. Ein schreckliches Land. Aber, nicht wahr, mein Mann ist Mitbesitzer von eine Bergwerk dort. Er ist nicht gut für Geschäfte. Das macht mein Schwager. Darum wohnt der bei die Bergwerk. Wir auf einem Schloß dort. Das gehörte meinem Schwiegervater. Wenn man es einmal at, muß man dort wohnen, sagt mein



Schwager. Ah, wissen Sie, mein Schwager ist ein sehr ungewöhnlicher Mann."

„Steht er auch im Felde, gnädige Frau?"

„Nein!"

„Dann ist er wohl noch dort?"

Sie blickte ihn mit einem Mal mißtrauisch von der Seite an und vergaß Deutsch zu sprechen: „Je suppose!"

Aber sie übersetzte es sofort: „Es wird wohl so sein!"

Sie waren dorthin gekommen, wo der Parkweg an der äußeren Baumgrenze hinlief. Nun traf sie die Sonne, und sie spannte plötzlich ihren Schirm auf, mit dessen Spitze sie bis dahin, den Blick zu Boden gesenkt, Steinchen vom Wege geschnellt hatte. Herr von Esserte hatte das Gefühl, als sei es eigentlich genug. Und er machte sich nichts aus den Franzosen! Doch seine gute Erziehung verbot ihm, sie einfach stehen zu lassen. So begann er abermals vom Park, nur fand er ihn diesmal nicht „wundervoll", sondern „sehr ausgedehnt". In ihr blitzte der bewegliche Geist ihrer Rasse auf, ein Spott lag um ihre feinen Lippen, als wollte sie wie vorhin antworten: „Sind Sie nie gewesen im Park?" Doch sie fragte in ganz verändertem Ton, daraus Langweile, Beängstigung klang und wieder wie ein kindliches Vertrauen, als müßte er, gerade er es wissen: „Glauben Sie, daß der Krieg wird noch lange dauern?"

Erstaunt über den jäh abspringenden Gedankengang antwortete er fast mit einem Scherz, lebhafter, beweglicher, als es sonst seine Art: „Gnädige Frau, ich bin nicht der Generalstabschef!"

Sie schielte von der Seite zu ihm und verbarg, wie gegen die Sonne sich schützend, mit dem Schirm ihre Züge: „Aber Sie sind doch ein besonderer Offizier."

„Wie meinen Sie das?"

„Etat-major."

Er lächelte: „Aber nur ein ganz kleiner!"

„Ah, Excellence hat an Papa gesagt sehr schöne Sachen von Ihnen."

Geschmeichelt sagte er: „So?"

Dann lenkte er bescheiden ab: „Wer soll sagen, wann dieser Krieg endet. Nur einer weiß es: Gott allein."

„Und Sie bitten ihn für den Sieg, und wir bitten ihn für den Sieg. Was soll er da machen?"

Sie lächelte dabei, als hätte sie einen guten Scherz gemacht, und hob reizend die Achseln, daß ihr schlanker Hals kurz wurde und die ganze Beweglichkeit dieses biegsamen Körpers sich offenbarte.

Der Generalstabsoffizier aber antwortete fast feierlich: „Gott im Himmel wird jenen den Sieg verleihen, die die Tüchtigeren, die Ernsteren sind. Er wird nach ewigen Gesetzen für den Fortschritt dieser Welt jenen die große Zukunft schenken, die sie am meisten verdienen."

Bei ihrer Antwort blieb es im ungewissen, ob sie nicht die Gedanken jener Männer nur wiederholte, die sie umgaben, ihres Vaters oder ihres Mannes, von dem sie freilich nicht viel gesagt, oder ihres Schwagers, den sie einen „sehr ungewöhnlichen Mann" genannt hatte: „Wir haben eine ältere Zivilisation als die Deutschen. Wie fein ist der einfache französische Mann und das einfache Mädchen. Und wir haben die Tradition zu verteidigen. Die Sendung einer großen Nation ist, Freiheit und Zivilisation weiterzutragen über die ganze Welt."

Herrn von Esserte fiel unwillkürlich der alte Blaise ein mit seiner alkoholischen Nase, und Nicolette, das kleine Aas. In ihm stieg etwas wie Aerger auf. Nein, er mochte die Franzosen nicht! Da sie nun eben auf die große Allee gekommen waren, die in vierfacher Baumreihe weit hinausführte ins Land, so verabschiedete er sich. Um einen Grund zu finden, zog er die Uhr und machte ein Gesicht, als wollte er sagen: Was, schon so spät? Sie blickte ihm nach. Im Grunde gefiel ihr die deutsche Uniform, dieses unscheinbare Grau, dieser knappe Sitz. Sie bemerkte auch, daß der Major gut gewachsen war.

Der kehrte um und fragte, zwei Finger am Mützenschirm: „Gnädige Frau, fürchten Sie sich, allein zurückzugehen?"

Sie antwortete fast hochmütig: „Es ist mein Land!"

„Aber Krieg, und wir sind da!"

Doch sie entwaffnete ihn: „Bei Ihnen ist die Disziplin. Wer sollte mir hier etwas tun?"

„Deutsche Soldaten gewiß nicht."

Fast wehmütig gab sie zurück: „Und andere gibt es nicht."

Damit war das Gespräch wieder zu Ende.

Während er zurückging, ohne Nötigung seine Schritte beeilend, war er unzufrieden mit sich selbst. Er hätte nicht schwatzen sollen mit dieser Französin, die ihn nichts anging.

Als er eben das Haus betreten wollte, kehrte der Generalleutnant von seinem Spazierritt zurück. Er fragte, ob der Major schon geritten sei. Der verneinte, er habe bis jetzt zu tun gehabt. Da sagte Exzellenz, es schiene ja alles ruhig zu sein, und ging mit seinem Generalstabsoffizier ein Stück jene Allee hinab, die Lätitia de Beaucourt kommen mußte. Der General sprach, während er im Gehen immer spielend mit dem Reitstock gegen den Stiefelschaft schlug, davon, wie er sich den Fortgang des Feldzuges dächte. Dieser Grabenkrieg würde wohl noch lange dauern. Dabei zählte er auf, was er noch weit über die Lehren des Russisch-Japanischen Krieges hinaus Neues gebracht habe an Kraftwagenbetrieb, Fernsprecher, drahtloser

Funkerei, Grabenausbau, Handgranatenangriff, Minenkampf, Pionierleistung, schwerer Artillerie, ja Verwendung der Artillerie überhaupt.

Als sie dann zu ihrer alten Waffe kamen, der Reiterei, die in diesem Grabenkriege kaltgestellt war, blieben sie stehen: Der Generalleutnant mit seiner aufrechten schönen Haltung, auch hier wieder, wo er eben vom Ausritt kam, wie aus dem Ei gepellt, sein Generalstabsoffizier kleiner, aber nicht schlechter gewachsen. Beide schlanke norddeutsche Gestalten; auch der Kleinere die Franzosen immer noch um einen Kopf überragend.

Gegen das Licht sah man in der Ferne Lätitia, deren Auge, unwillkürlich bewundernd, über die beiden lief, und die nun stehenblieb, auf dem Rasen irgend etwas zu pflücken, das es gar nicht gab. Sie wartete, die beiden sollten näher kommen, nahm in wundervoller Haltung den nun geschlossenen Schirm unter den Arm und begann bedächtig ihre Handschuhe anzuziehen. Endlich kamen die deutschen Offiziere, und der General tat ihr den Gefallen, sie anzureden: „Gnädige Frau, ich habe so selten das Vergnügen, Sie zu sehen. Aber Sie werden meine Zurückhaltung begreifen. Ich wollte das nur ein für allemal erklären.“

Da erblickte man durch das Gitterwerk der Bäume Herrn de Battaignies und seine Tochter Claire. Sie machten ihren täglichen Spaziergang durch den Park; obwohl sie doch nichts zu tun hatten, wie immer im Eilschritt. Der alte Franzose blieb stehen. Seine Tochter schien ihm etwas zu sagen. Er holte einen Kneifer aus der Westentasche und setzte ihn auf. Dann sah man, wie er sich wieder zu Claire wandte, und darauf kam er plötzlich in seinem ewig eiligen Gang herüber, während Fräulein de Battaignies langsam folgte. Lätitia erzählte ihrem Vater, mit jenem Lächeln, wobei sie ihre schönen Zähne zeigen konnte, das ihr zu den gleichgültigsten Worten anerzogen war, was Seine Exzellenz eben gesagt. Und sie dankte dem General, gleichsam im Namen der Familie, für jene Zurückhaltung, die er so vornehm und edelmütig übe. Als nun der Generalleutnant artig fragte, ob die Herrschaften sich über etwas zu beklagen hätten, meinte Herr de Battaignies, er könne durchaus nichts Nachteiliges sagen. Nur müßten die Herren sich auch in ihre traurige Lage versetzen. Während dieser Worte waren sie zum Haus zurückgegangen, Claire etwas abseits, Madame de Beaucourt neben Herrn von Esserte. Diese hörten nur zu und wechselten kein Wort. Als sie an der Terrasse standen, hinter deren Fenstern man die Offiziere arbeiten sah, erschien Hauptmann Rennhöfers Gesicht mit dem wohlgezogenen Scheitel, denn die meisten Herren des Divisionstabes trugen das Haar nicht kurz geschnitten wie an der Front. Er verbeugte sich gegen die Damen. Der General rief ihm durch das Fenster zu, das halb offen stand, damit der Qualm vom Rauchen abzöge: „Rennhöfer! Haben Sie 'n Augenblick Zeit, den Herrschaften guten Tag zu sagen?“

Die Zigarette in der Hand, verneigte sich der Hauptmann: „Zu Befehl, Exzellenz.“

Draußen wiederholte ihm der General die letzten Worte des Herrn de Battaignies, und der Adjutant mußte dem alten Patrioten wiedergeben, was Seine Exzellenz, jetzt sich zu Lätitia wendend, deutsch sagte. Er erklärte, er würde bestrebt sein, ihnen alle Härten, die der Krieg notwendigerweise mit sich brächte, zu erleichtern. In seiner immer verbindlichen, aber doch unbeugsam militärischen Art schloß er: „Hier draußen untersteht allerdings jeder, auch wir, den Kriegsgesetzen. Wer die Kugel wagt, muß gewärtig sein, durch sie zu fallen. Aber sonst wollen wir Menschlichkeit üben.“

Das übersetzte Hauptmann Rennhöfer: „Dieser Krieg, der ganz Europa erschüttert, bringt notwendigerweise Gesetze mit sich von einer Schärfe, wie der Frieden sie nicht kennt. Wenn nun einer es wagen sollte, den ebenso gerechten und notwendigen wie unerbittlichen Gesetzen zuwiderzuhandeln, so wird er auch genötigt sein, die Folgen, die sich aus solcher Handlungsweise ergeben, auf sich zu nehmen. Keiner darf sich also wundern, wenn er in schönem Patriotismus, verwirrt durch die tiefe Vaterlandsliebe in seinem Herzen, der Kugel getrotzt hat, daß er dann auch durch jene Kugel einen gerechten, jedoch stolzen Tod erleiden muß. Wir Deutsche aber werden uns immer der ewig gültigen Gesetze der Menschlichkeit erinnern und nach ihnen handeln!“

Der alte Franzose spielte an seiner Fliege. Er blickte zu Boden und sprach mit bewegter Stimme, zuerst leise, dann immer mehr in Feuer geratend: „Wir wissen nicht, was in jenem Teil unseres Vaterlandes jenseit der Gräben dort vorn vor sich geht. Ja, wir wissen nicht einmal, ob unsere Söhne, unsere Lieben noch am Leben sind, denn wir sind hier abgeschlossen von allem und jedem. In grauem, entsetzlichem Einerlei verbringen wir unsere Tage, wenn auch die Hoffnung im Herzen. Ich war Herr auf diesem alten Grund und Boden wie seit Jahrhunderten die Leute, deren Namen ich noch trage. Heute bin ich ein Geduldeter hier. Ich mache nicht die Autorité allemande dafür verantwortlich, nein, ich habe dafür nur das ernste Wort der Ergebung, das uns Franzosen in diesen besetzten Provinzen über alles hinwegbringen muß: „C'est la guerre!“ Wir sprechen. Ihnen Deutschen das Herz nicht ab. Sie führen auch nicht den Krieg gegen arme Frauen und unschuldige Kinder. Ich bin französischer Patriot, aber eben darum sage ich: Sie sind keine Barbaren.

Das haben nur die Journalisten dem armen betrogenen Volke Frankreichs eingeimpft, jene gewissenlosen Hetzer dieser noch gewissenloseren Regierungsform, unter der wir leiden, wir, die wir noch an Gott glauben. Wir, ein anderes Frankreich, aber ein nicht minder patriotisches. Nicht daß wir für Freundschaft mit Ihnen eingetreten wären, aber wir hätten uns vielleicht, so oder so, über die einst dem Schoße Frankreichs entrissenen Provinzen geeinigt und nicht einen Krieg begonnen, auf den wir keineswegs vorbereitet waren."

Der Generalstabsoffizier sagte halblaut zum General: „Aber 44 Jahre lang versucht. Daß sie immer noch nicht fertiggeworden sind, dafür können wir doch nichts."

Lätitia hörte es nicht, denn der alte Herr sprach mit gleichem Schwunge immer weiter: „Wie nun dieser entsetzliche Krieg auch enden möge, in dem so viel edles französisches Blut vergossen wurde, es ist hart, unglaublich hart für einen alten Mann und Franzosen, dies alles zu erleben. Es ist hart, die Abende trostlos in seinem Zimmer zu sitzen und die Trikolore drüben nicht zu sehen, die über unseren stolzen Linien flattert. Meine Töchter und ich sehen in Ihnen und Ihren Herren Feinde. Nichts anderes. Feinde des geheiligten Bodens unseres Vaterlandes. Aber edle Feinde, die Schwäche und Jammer armer Ohnmächtiger achten. Seien Sie versichert, Exzellenz, wir wissen den Menschen vom Soldaten zu scheiden. Darum gestatte ich mir, Exzellenz, Ihnen, dem Menschen, im Namen der Bewohner dieser alten Ferme Ralinghien, dieses nun so schwer geprüften Hofes in Französisch-Flandern, dankend meine Hand zu geben."

Er hielt dem General die Hand hin. Der hatte bei der Schnelligkeit des Sprechens, und da des alten Patrioten Stimme von Tränen erstickt wurde, nicht jede Wendung verstanden. Darum blickte er seinen Dolmetsch und Adjutanten Hauptmann Rennhöfer fragend an. Der nickte, als wollte er sagen: Exzellenz können die Hand ruhig nehmen. Und nun stand der große, hagere, ernste deutsche General mit dem Adlergesicht vor dem kleinen, rundlichen Franzosen, der ihm nur bis zur Brust reichte, und sie schüttelten sich die Hand. Herr de Battaignies blickte nicht auf, denn die Tränen liefen ihm in seinen weißen Schnurrbart. Er wandte sich und eilte davon, während Claire ihm mit gesenktem Kopf langsam folgte. Generalleutnant Greger beugte sich liebenswürdig zu Madame Vison de Beaucourt.: „Gnädige Frau, ich bin Soldat, der, wo es nötig ist, kein Schwanken und keine Rücksichten kennt, aber diese Worte haben mich tief ergriffen. Wenn Sie bei uns wären, was ja, wie Sie sehen, nicht sein kann, dafür sorgen wir schon, so würde ich von jedem deutschen Mann gleiches verlangen, aber auch hoffen, daß ein feindlicher General es anerkennen würde wie ich. Wir wollen uns Ihnen nicht aufdrängen, aber sagen Sie bitte Ihrem Herrn Vater, es würde mir Freude machen, Ihnen einmal über einen solchen traurigen Abend hinwegzuhelfen. Ich würde Ihnen gern einmal die Bilder meiner kleinen Enkel zeigen."

Er verbeugte sich. Der Adjutant verneigte sich lächelnd. Der Generalstabsoffizier, der Lätitia während der Rede des alten Herrn von der Seite durch sein scharfes Glas betrachtet hatte, grüßte stumm. Und nachdem die junge Frau den Abschied der Herren mit leichtem Senken des Hauptes, wie eine Königin, hingenommen, folgte sie ihrem Vater quer über den Rasen. Die Offiziere schritten die Stufen der Terrasse hinauf zur Arbeit, denn Feierstunden und Feiertage gab es nicht im Krieg.

VII.

Die Franzosen schienen die liebenswürdige Aufforderung des Generalleutnants zu übersehen, so daß Major von Esserte zu Hauptmann Rennhöfer sagte: „Exzellenz ist viel zu anständig. Das kommt davon, wenn man gegen diese Leute zu artig ist."

Aber jener, dem das „Hauptquartier", wie sie es scherzhaft nannten, unterstand, der somit ständig mit den Bewohnern des Hauses zu tun hatte, behauptete, man müsse doch suchen, mit den Leuten gut auszukommen. Major von Esserte schüttelte den Kopf: „Nee, lieber Rennhöfer, hier handelt es sich gar nicht ums Auskommen. Wir sind hier die Herren. Sie haben zu gehorchen. Ob ihnen das paßt oder nicht, ist völlig gleichgültig!"

„Aber wir wollen einen guten Eindruck hinterlassen."

„Können wir gar nicht. Sie schimpfen doch. Gerecht kann der Franzose überhaupt nicht denken, denn er lebt immer in Einbildungen. Die Rede des alten ‚Patrioten' neulich klang ja ganz schön, aber bei allem, was die Franzosen sagen, ist Schwindel. Ich will nicht einmal behaupten, daß sie bewußt lügen, nein, sie berauschen sich an ihren eigenen Worten und glauben es dann selbst."

Hauptmann Rennhöfer, kein Kampfhahn, das zeigte schon sein Lieblingswort: „Die Entwicklung wird es von selbst bringen", ließ es bei jenem Lächeln bewenden, das ihm von empfindlichen Leuten schon oft als Spott ausgelegt worden war, und blieb bei seiner Ansicht. Die fand ja auch Unterstützung bei seinem General, dem, menschlich gesprochen, sein Adjutant näher stand als der Generalstabsoffizier.

Zu gesellschaftlicher Artigkeit erzogen, die auch seinem Wesen lag, hatte der Augenblick ihm die Aufforderung an die Franzosen eingegeben. Daß sie ihr nicht nachkamen, dessen war er sich kaum bewußt. Er mochte seine liebenswürdigen Worte längst ver-

gessen haben als ein Beschäftigter, dem zu Empfindlichkeiten die Zeit mangelte, denn es gab ständig zu tun. Nach der Tagesarbeit aber verlangte der General nichts anderes, als sich im Kreise seines Stabes auszuruhen. Dann wurden bei der Zigarette Ereignisse an der Front besprochen, mit der Karte in der Hand die Operationen auf fremden Kriegschauplätzen verfolgt. Generalleutnant Greger pflegte auch mit dem Leutnant gern zu scherzen, ohne an seiner Würde sich zu vergeben. Nach Tisch saß er bald mit diesem, bald mit jenem seiner Herren. So hatte man sich gewöhnt, ihm heitere oder betrübliche Nachrichten vom Felde wie daheim zu erzählen. Dann tröstete der General, oder er lachte mit. Hauptmann Rennhöfer unterstützte diesen kameradschaftlichen Geist, der die 347. I.-D. zu einer großen Familie hatte werden lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Kriegsdienst der Heimat: Dekorierte Frauen.

Von Paula Kaldewey. — Hierzu 14 Porträtaufnahmen.

„Die Vorschläge zur Verleihung der Roten-Kreuz-Medaille haben ohne Rücksicht auf die Lebenstellung zu erfolgen", heißt es in der Stiftungsurkunde dieses Ehrenzeichens, das im Jahre 1898 begründet wurde, und in der nun folgenden Zeitspanne hatte man vollauf Gelegenheit wahrzunehmen, daß das rote, schwarzweiß geränderte Ordensband ebensooft das Knopfloch des schlichten Handwerkers zierte, wie es Fürstinnen nicht verschmähten, es an die Schulter zu heften. Im Dienste des Roten Kreuzes oder ihm verwandter Aufgaben hatten sie die Auszeichnung ja alle erworben, in diesem größten Werke der Barmherzigkeit sich alle geeint zur Linderung von Not und Elend, soweit Menschenkräften die Möglichkeit gegeben.

Könnte man von einer Steigerung dieser Liebestätigkeit überhaupt sprechen, so kam sie bei Ausbruch des großen Völkerringens zum Ausdruck, das mit einem Male die Wirksamkeit des Roten Kreuzes völlig in den Vordergrund schob. Der vaterländische Hilfsdienst erforderte die Kräfte aller Daheimgebliebenen, und willig folgte jeder dem an ihn ergangenen Ruf. Dieser Bereitschaft blieb natürlich auch die Anerkennung nicht versagt, und so sehen wir seit Beginn des Krieges neben einer großen Anzahl von Männern auch viele Frauen mit dem Ordenzeichen geschmückt, das für namhafte Verdienste um das Rote Kreuz zur Verleihung kommt. Wenige Monate waren erst seit der Mobilmachung verflossen, da meldeten die Tageszeitungen die Verleihung der Roten-Kreuz-Medaille I. Klasse an die regierende Großherzogin Marie Adelheid von Luxemburg (Abb. S. 1561) und an die Großherzoginmutter Maria Anna von Luxemburg (Abb. S. 1562).

Hatte man es hier vielleicht mit einem Akt der Ritterlichkeit und Höflichkeit zu tun, belohnte man Verdienste, die doch nur geringfügiger Natur waren? Mitnichten! Denn wenn jemals fürstliche Frauen Aufgaben des Samaritertums mit höchstem Ernst und eiserner Pflichttreue in Angriff genommen, dann sind es die junge luxemburgische Großherzogin und ihre Mutter. Gar bald nach Kriegsausbruch begründete die erstere die „Luxemburgische Gesellschaft vom Roten Kreuz" und übernahm das Protektorat über diese. Ebenso zeigte sie sich unermüdlich im Besuch der Lazarette im ganzen Lande. Jedoch ihr Drang zum Helfen fand darin allein noch keine Befriedigung. Auf ihre Anordnung wurde in ihrem Hofmarschallamt ein Lazarett errichtet, und hier gewährte man deutschen und französischen Soldaten in gleicher Weise Aufnahme und Pflege. An dieser Stätte der Barmherzigkeit geschieht nun nichts ohne das Wissen und den Willen der jungen Herrscherin. Angetan mit der weißen Pflegerinnenschürze erscheint sie in Begleitung ihrer Mutter und ihrer Schwestern, der Prinzessinnen Charlotte, Hilda und Antonia, bereits früh am Morgen an den Betten der Verwundeten und unterzieht sich hier jedem Amt, das von einer Samariterin gefordert wird. Ob sie nun einem Schwerverletzten die Kissen zurechtrückt, einem anderen unermüdlich vorliest oder für einen dritten einen Brief an seine fernen Angehörigen schreibt — immer ist bei den schlichten Soldaten die Verehrung für die hilfsbereite „Schwester", die jedem in seiner Sprache antwortet, gleich groß. — Auch im Küchenbetrieb des Lazaretts ist Großherzogin Marie Adelheid wohl bewandert. Nicht nur, daß sie selbst die Einkäufe überwacht, ihre geschickten Hände haben auch schon oft eine Krankensuppe bereitet, die dem Patienten dann vortrefflich mundete, selbst wenn er nicht ahnte, daß es die Herrscherin des Landes war, die sie hergerichtet hatte.

Diese Freude am Helfen, am Wohltun, ist ein Erbteil, das der Großherzogin von ihrer Mutter, der Großherzogin Maria Anna, überkommen ist. Stets sah es die hohe Frau als ihre fürstliche Pflicht an, in ihren Töchtern schon in den ersten Jugendtagen Samaritersinn zu erwecken und wachzuerhalten, und wo immer die Gelegenheit sich bot, förderte sie alle Bestrebungen, die im Zeichen der Caritas standen. Kein Wunder, daß es bei den verwundeten Soldaten als ein besonderer Vorzug gilt, im fürstlichen Lazarett zu Luxemburg Aufnahme zu finden, denn die beiden Schirmherrinnen, die jenem vorstehen, wissen wie keine zweiten, auch denen noch Licht in das Dasein zu zaubern, die es nur in düsterem Schatten erblicken. —

Inhaberin der Roten-Kreuz-Medaille I. Klasse ist auch die Erzherzogin Joseph von Oesterreich, eine geborene bayrische Prinzessin (Abb. S. 1562). Während ihr fürstlicher Gemahl im Felde weilt, hat sie von Kriegsbeginn an allen Fürsorgeaktionen in der Heimat die weitestgehende Unterstützung zuteil werden lassen. Ebenso ist sie infolge ihrer Schlichtheit und Leutseligkeit in den österreichischen Lazaretten eine stets gern gesehene Besucherin. Die Wohlfahrtsorganisationen Oesterreichs, Ungarns und Deutschlands erfüllte daher die Verleihung des höchsten Ordens, der für Verdienste um das Rote Kreuz gegeben wird, an die allseitig verehrte Prinzessin mit besonderer Genugtuung.

Die gleiche Auszeichnung wurde vor Monaten auch Frau Anna vom Rath (Portr. S. 1563), der Begründerin der Berliner Krankenküche und einer großen Stiftung für

Hofphot. Wilm. C. Kosel, Wien.

Großherzogin Marie Adelheid von Luxemburg.





Hofphot E. Trelisky.

Erzherzogin Joseph.

dem Vaterländischen Frauenverein angehörend, ist sie seit 1908 die Vorsitzende des Bezirksverbandes Kassel und gleichzeitig Vorstandsmitglied des dortigen Zweigvereins, wo sie der Sektion „Krankenpflege" ihre wertvollen Dienste weiht. Unermüdlich an allen Kriegsitzungen teilnehmend, verdanken Bezirksverband und Zweigverein Gräfin Bernstorff unendlich viele Anregungen. Ihrer ganz besonderen Fürsorge aber erfreut sich das Kasseler Säuglingsheim, bei dem sie als nie versagende Gönnerin die höchste Wertschätzung genießt. In jedem Fall erfuhr das Wohlfahrtsleben Kassels durch ihre Übersiedlung dorthin — diese wurde durch die Versetzung ihres Bruders, der eine hohe Regierungstelle bekleidet, und mit dem sie die Häuslichkeit teilt, bedingt — eine große Bereicherung.

Die Palastdame der Königin Marie Therese von Bayern, Gräfin von Luxburg (Abb. S. 1564), geborene Prinzessin von Schönaich-Carolath, in München, ist die Stellvertretende Vorsitzende des Zentralkomitees des Bayrischen Frauenvereins vom Roten Kreuz. Und wenn es jener Organisation im Laufe des Krieges gelang, die in langen Friedensjahren geleistete vorbereitende Arbeit durch die Tat zu erhärten, dann darf sich Gräfin Luxburg getrost einen Teil des Verdienstes zurechnen. Allein wäh-

Tuberkulöse, zuteil. Für ihr unermüdliches Wirken auf humanitärem Gebiet bereits mit dem Wilhelmsorden geschmückt, betrachtet Frau vom Rath die soziale Tätigkeit als ihre Lebensaufgabe. Es gibt wohl keine reichshauptstädtische, Wohlfahrtzwecken gewidmete Veranstaltung, wo sie nicht mit an der Spitze steht, oder die sie durch ihre reichen Mittel nicht mit fördern hilft. Werdenden Künstlern wurde ihr gastliches Haus in der stillen Viktoriastraße zu Berlin stets eine Heimstätte, aber auch die Hilfsbedürftigen wissen, daß sie dort nicht vergeblich anklopfen. Ihre praktischen Erfahrungen in der Kriegsfürsorge, die Frau Anna vom Rath im Jahre 1870 gesammelt hatte, und für die ihr damals das Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen verliehen worden war, mußte sie durch Schicksals Fügung nun in hohem Lebensalter noch einmal verwerten. So entfaltete sie in der „Flüchtlingsfürsorge des Roten Kreuzes" eine aufopfernde Tätigkeit.

Zahlreicher als die Verleihung der I. Klasse erfolgte während des Völkerringens die Verleihung der II. Klasse der Roten-Kreuz-Medaille an Damen, die sich in verdienstvoller Weise an der Kriegshilfsarbeit beteiligen. Vorbildlich in dieser Hinsicht muß das Wirken der Gräfin Viktoria Anna von Bernstorff (Abb. S. 1564) in Kassel, Konventualin des adligen Klosters zu Preetz, genannt werden. Fast fünfundzwanzig Jahre



Hofphot. Herm. C. Kosel, Wien.

Großherzogin Maria Anna von Luxemburg.

Frau Anna vom Rath.

Spezialaufnahme der „Woche“.



Hofphot. Fr. Langhammer.

Gräfin Viktoria Anna von Bernstorff.

rend des ersten Kriegsjahres unterhielt der Bayrische Frauenverein 364 Vereinslazarette und 105 Verband- und Erfrischungsstellen. Zur Unterstützung des Kriegsanitätsdienstes hatte er hinausgesendet: 190 Rote-Kreuz-





Gräfin von Luxburg, geb. Prinzessin von Schönaich-Carolath.

Schwestern, indes er im Heimatgebiete 256 Schwestern verwendete. Ferner bildete er im gleichen Zeitraum über 4000 Helferinnen aus. Das alles sind Zahlen, die deutlich die Arbeitslast widerspiegeln, die auf den Schultern der einzelnen Vereinsvorstände, vor allem aber der Mitglieder des Zentralkomitees lastete, und die dennoch mit einer Freudigkeit ohnegleichen geleistet wurde.

In Frau Regierungspräsident Charlotte Gramsch (Abb. S. 1565) zu Königsberg erblicken wir die eigentliche Begründerin der Wanderhaushaltungschulen des Vaterländischen Frauenvereins. Als Vorsitzende des Verbandes in der Provinz Posen unternahm sie es vor etwa sechs Jahren, in den armen ländlichen Bezirken mit ihrer Sachsengängerbevölkerung und sodann auch in den wohlhabenden Dörfern Wanderlehr-



Gräfin Mathilde von Horn.

kurse ins Leben zu rufen, durch die in den heranwachsenden Mädchen die Lust und Liebe zur Hauswirtschaft geweckt und sie befähigt wurden, als Tochter und Frau die Wohnung anheimelnd und zu einer Stätte der Ordnung zu machen. Inzwischen ist schon eine Fülle von Segen von diesem noch jungen Arbeitsgebiet des Vaterländischen Frauenvereins ausgegangen.

Naturgemäß erfolgt die Verleihung der Roten-Kreuz-Medaille in Kriegzeiten am häufigsten an Rote-Kreuz-Schwestern. Durch sie wurden im letzten Jahr ausgezeichnet: Gräfin Mathilde von Horn (Abb. obenst.), die Generaloberin des Badischen Frauenvereins zu Karlsruhe, und Oberschwester Jeanette von Liebe (Abb. S. 1566) zu Berlin-Schöneberg. Gleich treu bewährt im Kriege wie im Frieden, dürfen beide Schwestern vollauf das Lob für sich in

Anspruch nehmen, das vor nicht allzu langer Zeit aus berufenem Munde dem deutschen Pflegedienst gezollt wurde, und das ausklang in den Worten: „In der überreichen Fülle dessen, was unsere Vereine und Vereinsmitglieder in der Kriegskranken- und Kriegswohlfahrtspflege geleistet haben, hebt sich ein Gebiet hervor, in dem sich leuchtend zeigt alle Liebe, alle Gewissenhaftigkeit, alle Hingabe, alle Treue, deren deutsche Frauen fähig sind, am meisten in die Augen fallend, weithin sichtbar, dem Urteil aller frei zugänglich, das ist die eigentliche Krankenpflege.“ Generaloberin Gräfin Mathilde von Horn, die in den letzten Monaten ständig in den Etappenlazaretten weilte, ist eine Tochter des früheren bayrischen Kriegsministers.



Frau Regierungspräsident Charlotte Gramsch.

Phot. Hertmann & Klein.

Frau Emmy Aders.

Nicht Schwester von Beruf, sondern nur durch die Not der Zeit zu dem Amt des Helfens und Pflegens getrieben, ist Frau Magdalene von Sanden (Abb. nebenst.). Auf dem Lande beheimatet, mit warmem Herzen für das Wohl der Dörfler und Instleute drängte es sie bei Ausbruch des Krieges, sich einen Wirkungskreis zu suchen, der ihr noch unmittelbarer Gelegenheit zu Samariterdiensten gab. Am Bette Verwundeter und in der Fürsorge für Genesende wird Frau von Sanden nunmehr einer Aufgabe gerecht, die echt weibliche Naturen mit hoher Befriedigung erfüllen muß.

Eng verknüpft mit dem Wohlfahrtsleben der Stadt Elberfeld ist der Name Aders. Das Dezernat der dort in mustergültiger Weise geregelten Armenpflege — das „Elberfelder System“ gilt in zahlreichen Gemeinden als vorbildlich — ruht in den Händen des Beigeordneten Aders, während seine Gattin Frau Emmy Aders (Abb. untenst.), geborene Mallinckrodt, den Vorsitz im Vaterländischen Frauenverein führt. Als Erbteil ging diese Würde auf sie über — verehrte doch der Elberfelder Zweigverein in der Mutter ihres Gatten nicht nur seine Vorsitzende, sondern auch eine überaus hilfsbereite Gönnerin. Aus eigenen Mitteln erbaute sie damals das „Hospital vom Roten Kreuz“, das jetzt den Namen „Hospital des Vaterländischen Frauenvereins“ führt und auch nach seiner Übersiedlung in erweiterte Baulichkeiten stolzes Zeugnis ablegt von niederrheinischem Bürgersinn und niederrheinischer Heimattreue. Vorgelebten Zielen nachstrebend, betrachtet es Frau Emmy Aders als schöne Pflicht, die gesamte Freizeit, die ihre Häuslichkeit ihr läßt, der Fortentwicklung des Elberfelder Zweigvereins zu widmen.



Hofphot. Alph. Schmidt.

Frau Magdalene von Sanden.

Phot. M. Kämpf.

Frau Stabsarzt Hoffmann.

In Frau Landrat G. Lucke (Abb. S. 1566) zu Gostyn sehen wir eine Vereinsvorsitzende, der es durch Umsicht und Tatkraft gelungen ist, einen kleinen Zweigverein in der Provinz Posen zu sichtlichem Aufblühen zu bringen. Die Aus-



zeichnung, die ihr von allerhöchster Stelle durch Verleihung der II. Klasse der Roten-Kreuz-Medaille zuteil wurde, konnte sie als wohlverdient in Empfang nehmen und wird ihr sicherlich ein Ansporn sein, auch die neuen Aufgaben, die zweifellos nach dem Kriege des Vaterländischen Frauenvereins harren, mit dem alten Eifer in Angriff zu nehmen.



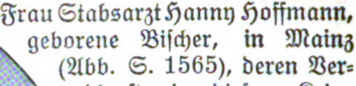
Phot. Raschkow jr.

Frau Landrat G. Lucke.



Reichsfreifrau Luise Elisabeth v. Maltzan

Reichsfreifrau Luise Elisabeth von Maltzan zu Wartenberg und Penzlin (Abb. obenst.) muß mit in der Reihe der verdienstvollen Frauen genannt werden, die in der eisernen Zeit, die wir durchleben, durch ihre nie versagende Arbeitskraft, ihr Organisationstalent und ihre Hilfsbereitschaft mit dazu beigetragen haben, daß die Kriegswohlfahrtspflege bis jetzt die Erfolge zu verzeichnen hat, die ihr selbst unsere Feinde nicht abzusprechen vermöchten.



Frau Stabsarzt Hanny Hoffmann, geborene Bischer, in Mainz (Abb. S. 1565), deren Verdienste in diesem Krieg durch die kürzlich erfolgte Verleihung der Roten-Kreuz-Medaille II. Kl. Würdigung und Anerkennung fanden, ist die Lebensgefährtin eines im Felde stehenden Militärarztes. In heimischen Lazaretten hat sie in unermüdlicher Treue und Hingabe geholfen, zum segensreichen Ende zu führen, was ärztliche Kunst in der Ferne in die Wege der Heilung geleitet hatte.



Phot. A. Wertheim.

Oberschwester Jeanette v. Liebe.

Die Zigarettendose.

Skizze von Ludwig Heinz Goebel.

Es war Posttag. Jeden Augenblick konnte die Postordonnanz an die Tür des „Offizierkasinos“ klopfen. Die Herren saßen voller Erwartung in dem verräucherten niedrigen Raum, den der Geschmack und das Talent einzelner wohnlich ausgestattet hatte. Post- und Ruhetag! Die Herzen schlugen. Der Rittmeister schob Tassen und Obst zur Seite, um sofort nach Empfang des Offizierpostbeutels an die Verteilung gehen zu können. Alle bis auf einen nahmen leuchtenden Auges ihre Plätze ein. Dieser eine aber blieb abseits am Fenster stehen und schaute in den Tanzreigen der welken Buchenblätter.

„Ich wette, Doktor, heute ist etwas für Sie darunter“, sagte der Rittmeister freundlich.

„Für mich? . . . Wohl kaum. Wer sollte an mich schreiben?“ Doktor Sigurd Altvater lächelte sein bekanntes, abwehrendes Lächeln, das zwischen Ironie und Schmerz war.

„Es ist doch seltsam, Doktor, daß ein Mann wie Sie, den die Welt kennt, alle Brücken abgebrochen hat. Wenn Sie Wert darauf legten . . . die Liebespakete Ihrer Huldinnen aus dem Parkett flögen Ihnen wie weiße Tauben in das Feld nach“... scherzte der Rittmeister weiter, und die jungen Leutnants lachten verschmitzt.

„Vielleicht, Herr Rittmeister. Aber nehmen Sie an, es liegt mir nichts daran, diese Beziehungen bis hierher auszuspinnen. Ja, sehen Sie, es geht so weit, daß ich



mich nicht einmal um den Vertrieb meiner dramatischen Arbeiten kümmere."

„Aber man hat doch Menschen, die einem am Herzen liegen, hat seine Freunde . . . seine Mutter". . .

Doktor Sigurd Altvater drückte das Gesicht an die feuchten Scheiben. Seine Stimme zitterte, und angstvoll fast sagte er: „Ja, es könnte wohl tun, einen Brief von einer Mutter zu bekommen." Doch in demselben Augenblick wandte er sich in das Zimmer zurück, schlug dem jüngsten, blondesten Kameraden auf die Schulter und lachte: „Na, Eberhard, Ihnen würde das wohl einen Heidenspaß machen, wenn trotz meiner wichtigen Rede gerade jetzt ein duftend zartes Päckchen zu meinen Händen käme, was?". . .

Eberhard Schlichting, der den Spitznamen „Vorwitz" weghatte, parierte rasch: „Einmal haben Sie doch einen Brief erhalten, im Frühjahr, und im Hochsommer noch einen. Warum soll nicht auch heute wieder einmal der hohe Tag für Sie sein?". . .

Doktor Sigurd Altvater legte seine Hand auf den straffen Scheitel. „Wünsche es mir nicht, Junge", sagte er. „Oder wünsche es mir doch.". . . .

Eine schwere Stille entstand, in die das harte Klopfen an der Tür schrecklich hineinklang. Aus dem Postbeutel kollerten die ersehnten Grüße der Heimat und der Liebe. Des Rittmeisters kundige Hände ordneten rasch, schoben die Sendungen nach allen Seiten . . . und da . . . da stutzte er, hielt eine kleine, braune, oft schon gestempelte Schachtel dem Doktor hin. Sigurd Altvater erblaßte, doch als er die Schachtel in seinen Händen drehte und die Schriftzüge lesen konnte, lächelte er ironisch schmerzvoll: „Weiß Gott, von wem?" . . .

Obwohl jeder der Herren mit sich selbst beschäftigt war, lag dennoch etwas Seltsames in der Luft, das die Gedanken von den eigenen Wegen abspringen und den Weg zu Sigurd Altvater nehmen ließ. Er hatte das Bändchen gelassen aufgeknüpft, den Deckel geöffnet, als seine Finger zu tanzen anfingen. Seine Augen weiteten sich in starrem Schrecken; mit hastigem Griff umschloß er den Gegenstand, den die kleine Schachtel barg, und stürzte hinaus. Der Rittmeister sah fragend im Kreise umher, doch niemand wußte, was der Doktor der Schachtel entnommen habe. Sie stand leer auf dem Tisch; ein kleiner, gelber Zettel flatterte über ihren Rand. Der junge „Vorwitz" fing den Papierstreifen auf. Seine munteren Augen huschten über die Buchstaben, doch mit einem Ruck riß er sich zusammen, nahm Haltung und reichte den Zettel seinem Rittmeister weiter. Der Rittmeister las.

„Seltsam," sagte er kopfschüttelnd und ergriffen, „es muß einen tief innerlichen Zusammenhang zwischen diesen altmodisch unleserlich geschriebenen Buchstaben und Doktor Altvaters Seele geben. Auf dem Zettel steht nichts anderes als ‚Maria Weber, Witwe und tieftrauernde Mutter'. Sagte er nicht vor einer halben Stunde, daß es wohl tun könnte, einen Brief von einer Mutter zu bekommen?"..

Die Herren stimmten zu bis auf Eberhard Schlichting. Des jungen „Vorwitz" Augen lachten nicht mehr. Des Doktors ihm leise zugeworfenen Worte brannten in seinem Herzen. Ein wehes Geschehnis wob um diese Worte.

„Gestatten Herr Rittmeister, daß ich zu Leutnant Altvater hinausgehe?".. bat er leise.

Der Rittmeister nickte, und während der kommenden Minuten fiel in dem Kameradenkreis kein Wort.

Sigurd Altvater trat mit zusammengekniffenen Lippen in das Zimmer. Der junge „Vorwitz" folgte ihm mit feuchten Augen, rückte behutsam einen Stuhl zurecht, auf den Sigurd Altvater sich schwer niederließ. Alle schwiegen. Da sagte der Rittmeister plötzlich und nach langem Kämpfen: „Doktor, sprechen Sie. Wir sind Kameraden auf Leben und Tod. Wir müssen das Leben und — den Tod teilen miteinander"..

Sigurd Altvater sah ihn dankend an. Er zog die Hand aus der Litewkatasche und legte einen blindgewordenen, harten Gegenstand auf den Tisch. Es war eine Zigarettendose.

Die Herren horchten auf. Leutnant Altvater hatte nie viel Worte, aber wenn er erzählte, formte sich seine Rede wie im Dialog, und Menschen und Geschehnisse wurden lebendig.

Sigurd Altvater begann: „Er war mein bester Freund, der Schauspieler Wilhelm Weber. An einem kleinen Theater hatte er bei der Aufführung meines ersten Werkes den Helden gespielt. Er hatte durch sein Spiel mein Stück gerettet. Wenn auch nur für einen Abend.

Aber der größte, weitesttragende Erfolg hätte mir nicht das werden können, was er mir wurde. Er wurde mein Freund an jenem Abend, und er blieb mein einziger, mein wahrer Freund. Das Glück war uns beiden verschieden hold. Mir warf es viel zu, er kam und kam nicht weiter. Auf Provinzbühnen, im Sommer auf Tingeltangeln fristete er sein Leben. Und hatte noch eine alte, kranke Mutter zu versorgen. Oft bot ich ihm Geld an, oft bat ich ihn inbrünstig, es anzunehmen. Doch umsonst. Er nahm auch nicht ein einziges Mal. Unsere Freundschaft wuchs von Jahr zu Jahr. Ein Drama von mir kam in Berlin zur Uraufführung heraus. Am Abend. Der erste Akt. Meine Logentür wird geöffnet. Er tritt ein. Sechs Stunden im Personenzug, dritter Klasse! Und doch war er gekommen. In das donnernd dröhnende Theater fiel sein warmes Wort: „Du! Das Stück ist gut! Davon werde ich meiner Mutter erzählen!"

Eine große und lärmende Gesellschaft erwartete uns. In mir nur sein einfaches, freudetrunkenes Wort: „Das werde ich meiner Mutter erzählen".. Ich vermochte nicht in die Gesellschaft zu gehen. Ein solcher Abend gehörte dem Freund allein.. oder einer Mutter teilnehmendem Herzen. Wir flüchteten. In einer kleinen Weinkneipe legten wir Anker. Tausenderlei Erlebtes hatten wir uns zu erzählen. Ohne Lug. Wir kannten uns. Wir konnten uns alles erzählen, wie es war.

Am anderen Morgen in der Frühe mußte er zurück. Ich brachte ihn zum Bahnhof. Wieder Personenzug, wieder dritter Klasse. Ich trat sacht zu ihm: „Du, Junge, nimm doch die paar Blauen"..

„Mensch! Mache keinen Unsinn."

„Aber Junge! Ich möchte nicht, daß du umsonst hier warst."

„Umsonst?"..

„Na ja! Ich meine! Ich möchte dir gern ein Andenken an gestern mitgeben."

„Ah so.. Wenn du es durchaus willst, so darfst du mir deine Zigarettendose schenken."

„Ne, ne, Junge! Das alte Ding!"

„Gerade das alte Ding."

Und ich steckte meine blauen Scheine ein und gab ihm meine Zigarettendose. Er nahm sie, sah sie liebevoll an und sagte: „Du, die macht mir Freude!"

„Dieses wertlose Ding macht dir Freude?"...

„Ja, und ich will dir auch sagen, warum. Du hängst an dieser einfachen Sache. Du hast mir einmal erzählt, du habest sie von dem Honorar deines ersten Gedichtes gekauft. Und immer, wenn ich des Abends müd und abgespielt nach Hause komme und aus einem Papiersäckchen meine Zigaretten ziehe, sage ich: „Mutter, vom ersten Extrahonorar kaufe ich mir eine Zigarettendose, wie er getan. Und dann lachen wir und denken an dich. Und Mutter freut sich darauf... Es hat zu keiner Zigarettendose gelangt. Aber darum will ich sie nicht haben, du lieber Mensch, das weißt du. Nur weil du sie gern hast, und weil — Mutter von dir reden und sich freuen wird."

Weil Mutter von dir reden und sich freuen wird... Ich hatte meine Mutter nie gekannt. Ich war immer einsam gewesen. Dieses Einsamkeitsgefühl fiel mich gerade nach meinen Erfolgen immer wie eine Art Wahnsinn an. Aus einem ganz unberechenbaren Gefühl von Eifersucht, Liebe und Barmherzigkeit heraus sagte ich: „Du, Junge, gib mir deine Mutter!"

Er sah mich verständnislos an. Sein Blick traf und ärgerte mich zum erstenmal.

„Gib mir meine Zigarettendose wieder", sagte ich heftig.

Er stutzte, sah mich gütig und traurig zugleich an und sagte: „Nein.. du lieber Mensch.. jetzt nicht.."

Ich hörte den seltsamen, bedeutungsvollen Ton, den er auf seine Worte legte, noch nachklingen in meinem Ohr, als der Zug ausgelaufen war. Und viel, viel später immer noch sein: Jetzt nicht.

Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Er ging zu Anfang schon in das Feld.

Im Frühjahr der erste Brief von ihm: „Gut geht es! Die Zigarettendose trage ich auf meinem Herzen. Dein Wunsch geht weiter. Seine Erfüllung liegt in Gottes Hand. Mutter grüßt Dich, Du Freund und lieber, lieber Mensch!"

Dann schwieg er eine lange Zeit. Endlich, jetzt im Herbst, wieder ein Wort von seiner Hand: „Lange dauert es nicht mehr, Du lieber Mensch. So nimm tausend, tausend Dank für alles, was Du mir warst, und was Du mir geben wolltest. Du hattest einmal, ein einziges Mal eine Bitte an mich. Ich vermochte sie Dir nicht zu gewähren. Da fordertest Du zornig Deine Zigarettendose zurück. Erinnerst Du Dich noch?.. Jetzt nicht, sagte ich. Wenn sie jemals in Deine Hände zurückgelangte, sollte Dir Deine Bitte gewährt sein. Und war dann nicht Deine Bitte mehr, sondern wurde meine Bitte und mein Testament.. Leb wohl, Du lieber, lieber Mensch"....

Sigurd Altvater hielt im Sprechen inne. Seine Lippen bewegten sich noch, doch es schien, als fände er die Worte nicht mehr. Die Herren standen schweigend auf, traten zu ihm, reichten ihm mit stummem Druck die Hände und gingen hinaus. Nur der junge „Vorwitz" rührte sich nicht. Seine zuckenden Wimpern schimmerten, seine Augen suchten den kleinen, gelben Zettel mit den altmodisch unleserlichen Buchstaben. Zagend griff er nach ihm, schob ihn Sigurd Altvater zu.

„Herr Leutnant, es ist so schön, eine Mutter zu haben."

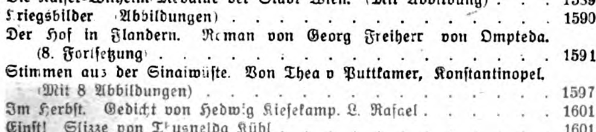
Da richtete sich Sigurd Altvater auf, zog des Jungen hämmerndes Herz an seine Brust und weinte.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 45. | Berlin, den 4. November 1916. | 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 45.





Die sieben Tage der Woche.

24. Oktober.

An der Somme entwickelt sich von neuem ein Schlachttag von höchster Kraftentfaltung. Um den Durchbruch um jeden Preis zu erringen, setzen Engländer und Franzosen ihre mit starken Kräften geführten Angriffe fort; sie holen sich trotz ihres Masseneinsatzes nördlich der Somme eine schwere, blutige Niederlage.

Südlich von Kronstadt (Brasso) wird von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in erbittertem Kampf Predeal genommen.

In scharfer Verfolgung des in der Dobrudscha vor dem rechten Armeeflügel in Auflösung weichenden Gegners erreicht Kavallerie der Verbündeten die Gegend von Caramurat. Medgidia und Rasova werden nach heftigem Kampf genommen.

25. Oktober.

An der Nordostfront von Verdun gewinnt ein französischer Angriff bis zum brennenden Fort Douaumont Boden; die Kampfhandlung dauert an.

Der Vulcan-Paß wird von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen gestürmt.

Cernovada wird genommen.

Im Monat September sind 141 feindliche Handelsfahrzeuge von insgesamt 182 000 Bruttoregistertonnen von Unterseebooten der Mittelmächte versenkt und aufgebracht oder durch Minen verlorengegangen. Dreizehn Kapitäne feindlicher Schiffe sind gefangengenommen und drei Geschütze bewaffneter Dampfer erbeutet. Ferner sind neununddreißig neutrale Handelsfahrzeuge mit insgesamt 72 600 Tonnen wegen Beförderung von Bannware zum Feinde versenkt.

26. Oktober.

Unsere Kampfartillerie hält wirkungsvoll Gräben, Batterien und Anlagen des Feindes beiderseits der Somme unter Feuer.

Der französische Angriff nordöstlich von Verdun dringt, durch nebliges Wetter begünstigt, über die zerschossenen Gräben bis Fort und Dorf Douaumont vor. Das brennende Fort war von der Besatzung geräumt; es gelang nicht mehr, das Werk vor dem Feinde wieder zu besetzen. — Unsere Truppen haben dicht nördlich gelegene, vorbereitete Stellungen eingenommen. In ihnen sind gestern alle weiteren französischen Angriffe abgeschlagen worden, besonders heftige auch gegen Fort Vaux.

Die Operationen in der Dobrudscha nehmen ihren Fortgang. Die Rumänen haben die große Donaubrücke bei Cernavoda gesprengt.

27. Oktober.

Im Südteil der Waldkarpathen sind erneute russisch-rumänische Angriffe gescheitert. Vorstöße des Feindes an der Ostgrenze von Siebenbürgen sind zurückgeschlagen worden.

In der Nacht vom 26. zum 27. Oktober stießen Teile unserer Torpedobootstreitkräfte aus der Deutschen Bucht durch die Straße Dover—Calais bis zur Linie Folkestone—Boulogne in den Englischen Kanal vor. Versenkt wurden 11 Vorpostendampfer und 2 bis 3 Zerstörer.

Der neue 12-Milliarden-Kredit wird vom Reichstag bewilligt.

Dr. v. Koerber (Porträt S. 1577) wird zum österreichischen Ministerpräsidenten ernannt.

28. Oktober.

Oesterreichisch-ungarische Truppen dringen beiderseits von Dornar-Watra in die rumänischen Stellungen ein.

29. Oktober.

Generalleutnant von Stein (Porträt S. 1579) wird zum preußischen Kriegsminister ernannt. Der bisherige Kriegsminister Generalleutnant Wild von Hohenborn übernimmt ein Korps.

o o o

Zum Eheverbot der Lehrerinnen.

Von Direktor Dr. Gruber, Berlin-Wilmersdorf.

Da die Lücken, die der Krieg in die Reihen der preußischen Lehrerschaft gerissen hat, so groß sind, daß der vorhandene Nachwuchs männlicher Lehrkräfte zu ihrer baldigen Ausfüllung nicht ausreicht, mußte darauf Bedacht genommen werden, andern geeigneten Ersatz zu beschaffen. Das ist mittels der Durchsetzung der Volksschullehrerschaft mit Lehrerinnen geschehen.

Der Erlaß des Unterrichtsministers vom 13. Juni d. J. ordnet diese Angelegenheit. Wenn darin bestimmt wird, daß an reinen Mädchenschulen etwa zwei Drittel der Stellen mit Lehrerinnen besetzt und an reinen Knabenschulen für die Unterstufe auch Lehrerinnen angestellt werden können, so ist dabei nicht nur der Not der Zeit Rechnung getragen. Wie an diesen Anstalten sind die Bedürfnisse der Volksschule, die nach der erziehlichen und unterrichtlichen Seite noch der Befriedigung harrten, auch insofern berücksichtigt worden, als an gemischten Anstalten mit drei und vier Schulstellen je eine Lehrerin, an solchen mit fünf und sechs Schulstellen je zwei und an solchen mit sieben und acht Schulstellen je drei Lehrerinnen angestellt werden. So wird also hinfort die Zahl der weiblichen Lehrkräfte an den gemischten Schulen etwa ein Drittel der männlichen Lehrkräfte betragen.

Es liegt nahe, Erörterungen, die in den letzten Wochen in verschiedenen städtischen Körperschaften, unter ihnen auch in einigen Stadtgemeinden Groß-Berlins, über die Verwendung und Besoldung weiblicher Kräfte in die Erscheinung traten, mit dem erwähnten Ministerialerlaß in Verbindung zu bringen. Jedenfalls ist dadurch die Aufmerksamkeit weiter Kreise erneut auf eine möglichst unbeschränkte Tätigkeit der Frauen im Berufe gelenkt worden. So erklärt sich wohl auch jene bekannte Bittschrift, worin eine allgemeine Aufhebung der Be-

stimmung verlangt wird, daß Lehrerinnen, die sich verheiraten, aus dem Amte scheiden. Trotz ihrer Annahme in der Schuldeputation wurde die Bittschrift von der Stadtverordnetenversammlung in Schöneberg mit Stimmenmehrheit abgelehnt. Ein fast gleiches Thema — ob Lehrerinnen auch dann angestellt werden sollen oder im Amte bleiben dürfen, wenn sie verheiratet sind — behandelte in diesen Wochen auch eine vom Verein „Frauenwohl" einberufene Versammlung. Und schließlich trat der nämliche Verein, allerdings ohne Erfolg, an die einzelnen Gemeinden mit der Forderung heran, den als Kriegsvertreterinnen in städtischen Diensten stehenden Frauen die volle Besoldung dann zu gewähren, wenn sie die Arbeit des vertretenen Beamten leisten. Außer grundsätzlichen Bedenken wird sicherlich auch eine gewisse Notlage, in der sich selbst wohlhabende Gemeinden in der Kriegszeit befinden, die Ablehnung herbeigeführt haben.

Immerhin haben einzelne Gemeinden schon jetzt einen Teil der Wünsche des weiblichen Geschlechtes erfüllt. Die Stadt Berlin zahlt bereits seit Beginn des Krieges an die kriegsgetrauten Lehrerinnen, die als Hilfslehrerinnen weiter beschäftigt werden, das Gehalt weiter, das sie als unverheiratete Lehrerinnen erhalten haben. Einen gleichen Beschluß hat auch Schöneberg gefaßt. Auch dort sollen die Lehrerinnen der städtischen Schulen, die sich während des Krieges verheiraten, die volle Besoldung weiter erhalten, die sie vor ihrer Verheiratung bezogen haben, und zwar so lange, als sie als Hilfslehrerinnen im Schuldienste der Stadt Schöneberg beschäftigt werden.

Zurzeit liegt kein Anzeichen dafür vor, daß der Staat seine Grundsätze hinsichtlich der verheirateten Lehrerinnen zu ändern beabsichtigt. Es gilt vielmehr nach wie vor die Bestimmung, wonach in die Ernennungsurkunden der Lehrerinnen und in die Besoldungsordnungen die Bestimmung aufzunehmen ist, daß die Verheiratung der Lehrerinnen die Aufhebung ihrer Anstellung zur Folge hat. Allerdings ist noch die Möglichkeit gegeben, die Entlassung erst mit dem Schluß des Schulhalbjahres eintreten zu lassen, sofern es das örtliche Schulinteresse notwendig macht. Aber eine Hinausschiebung des Entlassungstermines über diesen Zeitpunkt hinaus ist nicht zulässig. Wenn allerdings eine solche vertragliche Festsetzung, wonach die Verheiratung der Lehrerin die Aufhebung ihrer Anstellung zur Folge haben sollte, nicht getroffen ist, rechtfertigt sich auch nach einem Erkenntnis des 4. Zivilsenats des Reichsgerichts vom 30. April 1896 nicht ihre Enlassung. Und in der Tat ist es schon wiederholt vorgekommen, daß in solchen Fällen die verheiratete Frau nach wie vor weiter ihre Dienste als angestellte Lehrkraft versieht und somit auch der Vorteile des Pensionsgesetzes teilhaftig wird.

Daß allerdings durch die Verheiratung oft sehr tüchtige Kräfte der Schule entzogen werden, Kräfte, auf die man nur sehr ungern verzichtet, steht außer Zweifel. Aber die Auffassung, wonach die verheiratete Lehrerin, besonders eine solche, die Mutter ist, die Kinder besser beurteilen könne als eine unverheiratete, trifft sicherlich in der Allgemeinheit nicht zu, wie man sie zuweilen vernimmt. Ohne Frage bietet die Erfahrung auf dem Gebiete der Erziehung wesentliche Vorteile, und so wird sich verheirateten Lehrkräften, die selbst Kinder haben, eher Gelegenheit bieten, die Eigenart der Jugend zu erkennen und demnach auch die erziehlichen Maßregeln richtig zu wählen. Aber man vergesse nicht, daß auch die Töchter des Hauses, die sich dem Lehrerinnenberuf widmen, in vielen Fällen den eigenen Eltern bei der Erziehung der jüngeren Geschwister hilfreich zur Seite stehen und dabei manche wertvolle Erfahrung machen, die ihnen für die Ausübung des Berufs zu großem Nutzen gereicht. Wenn allerdings, wie der Hamburger Schulinspektor Matthias Meyer kürzlich in jener vom Verein „Frauenwohl" einberufenen Versammlung hervorhob, mehr als 50 000 körperlich und geistig gesunde Frauen, die dem Lehrerstande angehören, von einer Ehe abgehalten werden, so ist diese Feststellung für das Bedürfnis der Volksvermehrung nicht außer acht zu lassen.

Doch auch die Kehrseite bedarf ernster Erwägung. Erst kürzlich hat sich mit vollem Recht der Berliner Stadtschulrat Dr. Fischer dahin ausgesprochen, daß die Frau nicht zweien Herren dienen zu vermag. — Die Frau ist eben nicht imstande, gleichzeitig ihre Pflichten in der Schule zu erfüllen, ihrer Hauswirtschaft vorzustehen und ihre Kinder zu erziehen. An dieser Tatsache ist nun einmal nicht zu zweifeln. Wenn es die eine oder andere doch kann, so bildet sie eben eine Ausnahme. Der weibliche Körper ist nicht wie der männliche in dem Maße stark genug, um besondere Anstrengungen längere Zeit hindurch zu ertragen. Das lehrte die Erfahrung während des Friedens. Das hat besonders auch die Kriegszeit bestätigt, in der die Anforderungen an die Lehrerinnen durch die ihnen übertragene Stundenzahl oft bedeutend vermehrt wurden. Zahlreiche Erkrankungen, die durch die Mehrarbeit bedingt waren, offenbarten das zur Genüge. Wenn so schon jetzt die Ausgaben der Gemeinden nicht unwesentlich in Mitleidenschaft gezogen sind, so wird das noch in erhöhtem Maße der Fall sein, wenn verheiratete Lehrerinnen ihres Amtes walten, die am Vormittage ihre Pflicht in der Schule und am Nachmittage in ihrem Haushalte zu erfüllen haben. Es würde sich ferner für die Gemeinden ein Anschwellen ihres Pensionsetats ergeben, da ja dann auch die bereits erhobene Forderung der verheirateten Lehrerinnen nur zu berechtigt erscheinen muß, keine Verkürzung der bisherigen Ansprüche zu erleiden. Daß aber vor allem die Schule durch die häufigen Vertretungen benachteiligt wird, steht wohl außer Zweifel. Die Frau des Hauses und die Mutter der Kinder bedarf sicherlich einer Schonung, die ihr bei der vollen Ausübung des Lehrberufs nicht zuteil wird. Damit soll in keiner Weise denen beigepflichtet werden, die nicht müde werden, den Ruf „die Frau gehört ins Haus" anzustimmen. Sie gehört dahin. Das ist unbestreitbar. Aber sie gehört auch zur rechten Zeit aus dem Hause hinaus in das Leben hinein, um dort mit den ihr verliehenen Gaben Gutes zu wirken. Zu rechter Zeit. Das schließt aber nicht die Forderung ein, daß die Frau ihre ganze Zeit nur der beruflichen Tätigkeit zu widmen hat. Ihr muß auch eine gewisse freie Zeit, eine Zeit des Ausspannens, gegönnt werden. Nur so kann sie neue Kräfte sammeln, um den ihr zunächst gestellten Aufgaben gerecht zu werden.

Es ist auch eine Frage von besonderer Bedeutung, ob die verheiratete Frau richtig handelt, wenn sie hier mit der unverheirateten in Wettbewerb tritt. Man vergegenwärtige sich ferner die Umstände, die die Berufsfrage immer von neuem zu einer so brennenden für unsere weibliche Jugend machen.

Es sollte nicht vergessen werden, daß die weiblichen Berufe in dem Maß an Ausdehnung gewonnen haben, als die Aussicht des weiblichen Geschlechts auf die Ehe schwand. Diese Aussicht ist jetzt nicht besser geworden, sondern schlechter. Und erst nach Jahren wird man sich dessen in vollem Umfange bewußt werden. Erscheint es da gerechtfertigt oder billig, Vorbedingungen zu ändern,

um Verhältnisse zu schaffen, die die Zukunft unserer ledigen Frauen aufs empfindlichste träfen?

Man vergegenwärtige sich nur, wie lange schon jetzt eine junge Lehrerin vertreten muß, ehe sie zur festen Anstellung gelangen kann. Mit der staatlichen Prüfung ist es nicht allein getan. Selbst die Zulassung als Vertreterin an Schulen wird ihr leider noch immer von einzelnen Gemeinden versagt, wenn sie nach Ablegung der Reifeprüfung und der Lehramtsprüfung, die sie zur Tätigkeit an Volksschulen, Mittelschulen und Lyzeen berechtigt, nicht noch wenigstens die staatliche Prüfung für das eine oder andere technische Fach gemacht hat. Diese Forderung scheint aber keineswegs nur zu dem Zweck erhoben zu werden, die betreffende Lehrkraft außer in wissenschaftlichen Fächern auch in technischen zu beschäftigen. Dazu sind technische Lehrkräfte in genügender Zahl vorhanden, Lehrkräfte, die mit anerkannter Freudigkeit und mit größerem Erfolg in den Gegenständen zu unterrichten vermögen, für die sie im besonderen vorgebildet sind, als wissenschaftliche Lehrkräfte, die nicht immer darüber erfreut sind, wenn sie mit technischem Unterrichte bedacht werden. In dieser Forderung wird man vielmehr nicht selten ein Mittel erblicken dürfen, den Andrang zur Laufbahn als wissenschaftliche Lehrerin einzuschränken. Und wenn dann auch schließlich diese Forderung erfüllt ist, auch die gesetzlich vorgeschriebene volle Beschäftigung als Lehrerin während eines Zeitraums von drei Jahren nachgewiesen ist, wird der jungen Lehrerin in den seltensten Fällen sogleich die feste Anstellung beschieden sein. Oft muß sie noch jahrelang warten, ehe sie ihr Ziel erreicht. Ist es billig, diese Verhältnisse noch dadurch zu verschlechtern, daß man die unverheirateten Lehrerinnen dem Wettbewerb mit den verheirateten aussetzt? An die Stelle der notwendigen Freudigkeit und des löblichen Strebens, die ihr anvertraute Jugend zu fördern, träte eine Verbitterung ein, die das schöne Werk der Erziehung und des Unterrichts arg gefährden dürfte.

Es ist durchaus falsch, auf andere Länder hinzuweisen und dadurch Folgerungen für unser Land zu ziehen. Wie oft dasjenige, was im Süden unseres Landes gang und gäbe ist, nicht für den Norden geeignet ist, so ist es auch hier der Fall. Es erübrigt sich daher auch jeder Hinweis auf das Ausland, das mit den verheirateten Lehrerinnen gute Erfahrungen gemacht haben soll. Dort liegen die Verhältnisse eben anders als bei uns. Dabei sei nur an die Auseinandersetzungen erinnert, die vor geraumer Zeit die Frage der Zusammenerziehung der männlichen und weiblichen Jugend, der sogenannten Koedukation, zur Folge hatten. Der Umstand, daß soundso viele Mädchen in Amerika, in Norwegen und in der Schweiz mit den Gymnasiasten auf denselben Schulbänken sitzen, um die Gymnasialreife zu erlangen, brachte es mit sich, ähnliche Forderungen auch für unser Land zu erheben. Aber rechte Erkenntnis führte dazu, daß diese Verhältnisse nicht einfach auf unser Land übertragen wurden. Und sicherlich hat man damit das Richtige getroffen.

So wird auch die Frage des Eheverbots der Lehrerin ihre entsprechende Lösung finden. Wenn aber in Zukunft die in die Ehe tretenden Lehrerinnen mit der von ihnen erdienten Pension von der Schule scheiden könnten, wäre ein wesentliches Mittel gefunden, ihre Berufsfreudigkeit zu erhöhen. Gleichzeitig hätten aber auch dadurch die unverheirateten Lehrerinnen insofern größere Aussicht, eine Ehe einzugehen, als sie in die Lage kämen, zu dem künftigen Hausstande beizusteuern, ein Umstand, der schließlich auch die Forderung der Anstellung verheirateter Lehrerinnen beeinflussen könnte.

In jedem Fall aber sollte man Vorschlägen nicht aus dem Wege gehen, die geeignet sind, hier einen heilsamen Ausweg anzubahnen. So dürfte es sich ohne Schwierigkeiten ermöglichen lassen, den verheirateten Frauen Stellen mit geringerer Stundenzahl zu übertragen. Damit wäre ihnen die Möglichkeit gegeben, den Pflichten gegen die Schule und gegen das Haus gerecht zu werden. Soweit es sich überblicken läßt, sind die Erfahrungen, die man bisher mit diesem Versuche gemacht hat, im allgemeinen zufriedenstellend. Auf diese Weise könnte man auch tüchtige Lehrkräfte an der Schule festhalten, ohne sie ihrem neuen Wirkungskreis zu entziehen. Dabei handelt es sich aber keineswegs etwa um feste Anstellung, sondern lediglich um Beschäftigung der in Frage kommenden verheirateten Frauen. Auch die vorgesetzten Behörden billigen diese Art der Heranziehung zum Lehramt und gestatten ausdrücklich, daß verheiratete Lehrerinnen im Schuldienste widerruflich beschäftigt werden können, sofern eine eingehende Prüfung der Interessen der Schule und der besonderen persönlichen Verhältnisse der betreffenden Lehrerin diese Beschäftigung als wünschenswert und zulässig erscheinen läßt und die Berufungsberechtigten Einwendungen nicht erheben.

Auch gegen die endgültige Anstellung verwitweter Lehrerinnen sind den ministeriellen Bestimmungen gemäß nicht Bedenken zu erheben, sofern die Witwe kinderlos ist. Sind Kinder vorhanden, ist jedesmal sorgfältig zu prüfen, ob die Witwe durch die Kinder in der Erfüllung ihrer Pflichten als Lehrerin behindert wird. Ist das nicht der Fall, und liegen sonstige Bedenken nicht vor, so kann nach einem Ministerialerlaß vom 17. August 1910 die endgültige Anstellung erfolgen.

Es dürfte jedoch im Anschluß an diesen Erlaß auch nicht ohne weiteres die Frage von der Hand zu weisen sein, ob sich nicht für Verheiratete, die durch irgendwelche Umstände des Ernährers für sich und ihre Kinder beraubt sind, eine ähnliche Bestimmung treffen ließe. Auch hier erscheint es ratsam, einer Entscheidung nur von Fall zu Fall den Vorzug vor grundsätzlichen Bestimmungen zu geben.

Die Stellung Norwegens.

Von Erik Lie.

Eine alte Erfahrung zeigt, daß die geographische Lage eines Landes in hohem Grade an der historischen Gestaltung seines Geschickes mitwirkt.

Norwegen, das mit seinen meerbespülten Küsten nach Westen offen liegt, und das weder nach Süden noch nach Norden oder Westen jemals eine ausreichende Verteidigung besessen hat, bildet denn auch von dieser Regel keineswegs eine Ausnahme. Das Land, das sich im frühen Mittelalter weit ausdehnte, wurde im Laufe der Zeit stark beschnitten. Vier Jahrhunderte stand es unter dänischer Herrschaft, und ein Jahrhundert war es durch die Union an Schweden geknüpft. Wie man weiß, errang es erst im Jahre 1905 wieder von neuem die volle Selbständigkeit.



Mit so mächtigen Nachbarn, wie England im Westen, Deutschland im Süden und Rußland im Norden, ist es auch in jüngerer Zeit nicht zu vermeiden gewesen, daß das Land auswärtigen Einwirkungen ausgesetzt war. So ist ein großer Teil der norwegischen Kultur unter den stärksten deutschen Einflüssen emporgediehen. So lebten unsere Väter — die Generation von 1850 — wesentlich unter germanischen Eindrücken, in Literatur, in Musik, in Philosophie, in Religion, in Wissenschaft. Sie vertieften sich in Goethe, sie schwärmten für Schiller, sie deklamierten Heine. Ihre Reiseziele waren Berlin und Wien, sie badeten in Gastein, und sie kauften ihre Kleider in Hamburg.

Unter den Einflüssen dieses deutschen Geistes wirkten die norwegischen Dichter Björnson und Jonas Lie in den bewegten Tagen des Skandinavismus für eine Annäherung an die großgermanische Bewegung. Besonderes Aufsehen erregte die Artikelserie, die Björnson unter dem Titel veröffentlichte: „Haben wir eine Zukunft mit Frankreich oder Rußland, oder haben wir sie mit Deutschland?“ und in welchen er auf einen großgermanischen Bund als auf das Ziel der Zeit hinwies.

Die deutschen Einflüsse, die in den nächsten Jahrzehnten fortdauerten, haben bis ganz zuletzt eine einschneidende Bedeutung für unser kulturpolitisches wie für unser praktisches Leben besessen. Ich brauche da nur zwei entgegengesetzte Pole zu nennen, wie auf der einen Seite Henrik Ibsen und auf der anderen norwegische Wissenschaft der Ingenieurkunst. — Um nicht von jener Weltreklame zu reden, die Kaiser Wilhelm durch seine zahlreichen Besuche für das Land der Mitternachtssonne gewesen ist.

In den jüngsten Menschenaltern haben indes auch andere geistige Stürme über Norwegen geweht. Die Jugend hat in hohem Grade unter russischer und französischer Einwirkung gestanden. Und die tonangebende Gesellschaft in den Städten ist in hohem Maße beziehungsweise von London und Paris abhängig gewesen.

Die allerneusten und wahnwitzigsten Kunstrichtungen, die in Paris zum Sensationzweck erdacht waren, fanden in Norwegen die glühendsten Bewunderer. Tango und Cake-walk, die in Frankreich überwiegend das Kennzeichen für Örtlichkeiten waren, wie Moulin rouge und Ball-Bullier, wurden eifrig in den Salons getanzt. Dazu geht auf dem Sportgebiet fast alles nach englischem Muster vor sich — vom Fußballspieler bis zur Jagdhündin, die entweder „Dancinggirl“ heißt oder „Daisy“.

Mit anderen Worten, Norwegen glich einem Fahrzeug, das den Wind bald von der einen Seite hatte, bald von der anderen. Damit will ich nicht sagen, daß es nicht seinen eigenen Kurs hielt. Im Gegenteil beweisen die Begebenheiten von 1905, daß das Steuer auf ein bestimmtes Ziel gerichtet gewesen war. Dazu will ich nur auf die verschiedenen Einflüsse verweisen, die sich stets in einem Lande geltend machen werden, das von mächtigen Nachbarstaaten umgeben ist.

Unter dem jetzigen furchtbaren Krieg hat Norwegen eine besonders schwierige Stellung. Auf der einen Seite hat es das deutsche Mutterland, auf der anderen die vielköpfige Entente oder (wie der schwedische Kritiker Erdmann sie gekennzeichnet hat) „den ‚Ariel‘ der Freiheit, Frankreich, der zugleich mit dem ‚Prospero‘ der Humanität, England, sich mit dem ‚Caliban‘ der Barbarei und der Geistesverfinsterung, Rußland, verbündet hat“.

Und in allen diesen Ländern gehen die Wogen des Nationalismus turmhoch. In seinen extremsten Äußerungen der Panslawismus in Rußland, alldeutsch in Deutschland, der Chauvinismus in Frankreich, endlich in England der Imperialismus. Es wird hoch gedacht und groß geträumt.

Die kleinen neutralen Länder dürfen weder denken noch träumen.

Und alle wir Norweger, die wir uns als Germanen fühlen, und die wir wissen, was wir uns und unsere Väter der deutschen Kultur schulden, wir wollen hoffen und glauben, daß das vergossene Blut die Rassen zusammenhalten wird. Die norwegisch geborenen als Norweger, die deutsch geborenen als Deutsche, aber alle als Germanen.

Als selbständiges Reich ist Norwegen ein junges unerfahrenes Land in der Reihe der heutigen Staaten. Es muß in jeder Richtung seine sämtlichen Fähigkeiten anstrengen, um sich zwischen seinen mächtigen Nachbarn zu behaupten. Es ist jetzt nur, wie „Oerebladet“ in Christiania sich ausdrückt — einer großen Gefahr ausgesetzt. Nämlich der, daß wir Norweger in so hohem Grade der Deutschland- oder der Englandfreundlichkeit anheimfallen, um darüber zu vergessen, norwegenfreundlich zu sein.

Vorratskammer und Speisekammer.

Von Else Frobenius.

In dem behäbigen Hause der alten Hansastadt, wo ich meine Jugend verlebte, gab es noch keine modern winzige Speisekammer, sondern eine richtige Vorratskammer. Seit zweihundert Jahren diente der hohe, etwas gewölbte Raum neben der Küche mit dem vergitterten Fenster, den schweren Eisenhaken an der Decke und den breiten Holzborten an den Wänden schon diesem Zweck.

Heute erscheint er mir wie eine Art Schlaraffenland.

In einer Ecke hingen Schinken und Speckseiten. Braun und duftend. Sie rochen nach Räucherkammer und Kornspeicher. Bevor sie uns geschickt wurden, lagen sie monatelang auf dem Lande in den Kornkasten. Das mußte so sein, damit sie den richtigen Geschmack erhielten. Auch ein Faß mit Pökelfleisch und eins mit Korinthen stand winters in der Vorratskammer. Daneben Holzkasten mit Zucker, Mehl, Reis und Grützen. Stolz reihten sich auf den unteren Borten Hunderte von Saftgläsern aneinander. Auf den oberen aber lagen auf Stroh gebettet duftende Äpfel, von denen wir immer bis in den Frühling einen Vorrat hatten.

Das ganze Jahr wurde im Haushalt gearbeitet, immer in weiser Vorsorge und mit Rücksicht auf die kommende Jahreszeit. Und immer für die Vorratskammer.

Wenn wir die Sommermonate draußen auf dem Land verbrachten, dann saßen wir mit unseren Gästen, — wir hatten immer ein volles Haus — an sonnigen



Vormittagen in der weinumrankten Veranda und lasen Erbsen, die getrocknet oder in Flaschen eingemacht wurden. Wir schnippelten Bohnen, die in Stein- und Holzgefäßen eingesalzen wurden. Oder wir lasen Beeren zum Saftkochen.

In einer Ecke des Gartens stand unter schattigen Bäumen ein kleiner Kochherd aus Backsteinen. Tagaus, tagein mußte die alte Wirtschafterin hier einkochen. Süße Zuckersäfte als Zugabe zu Kuchen und Speisen. Und Flaschensaft zum Bereiten von Suppen, roten Grützen, süßen Tunken. Wir kernten die Kirschen aus, entkelchten Erd- und Himbeeren, schwarze und weiße Johannisbeeren, suchten Blaubeeren und Brombeeren aus. Der Flaschensaft wurde gut verharzt und im Keller in Sand vergraben. Die Zuckersäfte füllten wir in durchsichtige Gläser, und sie verliehen der Vorratskammer leuchtenden Farbenschmuck.

Was wurde im Laufe des Herbstes alles eingemacht!

Pflaumenmus in großen Steintöpfen, mit Schaffett übergossen, damit es nicht in Gärung gerate. Pilze, Kürbisse, Hagebutten und Gurken in Essig. Klarer Apfelsaft, Preiselbeersaft mit Birnen, Äpfeln und Mohrrüben.

Pflaumen und rote Ebereschenbeeren wurden in Spiritus abgezogen, um Schnaps und Likör daraus zu bereiten. Äpfel und Birnen getrocknet und in Leinenbeutel gefüllt. Auch Suppenkräuter wurden gesammelt und getrocknet; ebenso Lindenblüten, Kamillen und Kümmel. . . .

Im Oktober zogen wir um, und die Säfte wurden in großen Kisten in die Stadt gebracht. Auch der winterliche Gemüsevorrat wurde dann in hochbeladenen Wagen vom Lande eingeführt und in die zu unserem Hause gehörigen Gemüsekeller verteilt. Da war ein Keller für Kartoffeln und einer für Kohlarten und Wurzelgemüse. Eine Bodenkammer nahm den überschüssigen Obstvorrat auf. Eine besondere Kammer war für Kolonialwaren bestimmt, die halbjährlich in großen Mengen verschrieben wurden.

Obgleich wir einen Stadthaushalt führten, nahmen wir doch aus alter Gewohnheit an allen hauswirtschaftlichen Ereignissen auf dem Lande teil. Um die Zeit des Schweineschlachtens bezogen auch wir ein Schwein, das zerteilt und mit Hilfe des Fleischers zu Schinken, Sülzen, Würsten verarbeitet wurde. Um Martini pökelten wir Gänsebrust ein und sammelten Gänseschmalz. Zu Weihnachten wurden Tausende von Pfefferkuchen gebacken und in große Blechkisten gefüllt. Auch Zwiebäcke und kleine süße Kuchen buken wir stets in größeren Mengen.

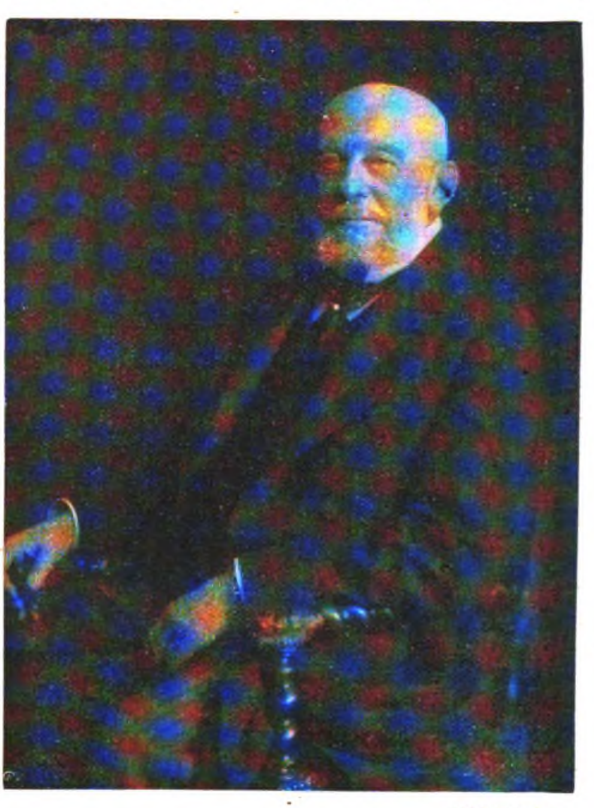
Fast täglich kamen Gäste ins Haus. Man mußte immer versorgt sein und setzte seinen Stolz darein, ihnen Erzeugnisse der eigenen Kochkunst vorzusetzen. Die tägliche Sorge: „Was werden wir essen"? kannte man nicht, denn die Vorratskammer war immer gefüllt. Sie besaß eine beruhigende Unerschöpflichkeit.

Wie anders sieht es in einem modernen Großstadthaushalt aus!

Von einer Vorratskammer ist hier nicht die Rede. Eine Art Wandschrank, ein schmaler Spalt, der kaum die Vorräte für den kommenden Tag bergen kann, dient meist als Speisekammer. Der Hauswirt läßt sich jeden Meter Raum mit Zins und Zinseszins bezahlen. Die Wirtschaftsräume sind auf das notwendigste eingeschränkt. Wozu bedarf man auch einer Vorratskammer?

Die Großbetriebe haben ja dem Einzelhaushalt alle Arbeit abgenommen. Warum soll die Hausfrau Obst und Gemüse einmachen, wenn die Konservenfabriken es ihr fast zum Einkaufspreis liefern. Warum Fleisch einpökeln, wenn der Fleischer ihr den fertigen Aufschnitt ins Haus sendet?

Die moderne Hausfrau konnte vor dem Kriege ihren ganzen Haushalt telephonisch führen. Alle Lebensmittel wurden ihr in Tages- oder Wochenmengen auf Anruf



Hofphot. Sandau.

Graf August zu Eulenburg,

Minister des Königlichen Hauses, beging sein 60 jähriges Dienstjubiläum.

ins Haus geschickt. Sie erhielt fertig gebrannten Kaffee aus der Rösterei, frisches Obst und Gemüse aus dem Obstkeller, täglich frischen Kuchen vom Bäcker, frische Butter aus der Molkerei.

Ist es ihr zu verdenken, daß sie es nicht der Mühe wert hielt, Vorräte zu sammeln, für die sie doch keinen rechten Aufbewahrungsort hatte, die leicht verderben konnten, während die Händler ihr täglich frische, gute Ware lieferten?

Notgedrungen lebte die Hausfrau von gestern von der Hand in den Mund. Sie fügte sich dem mechanisierten, allgemeinen Wirtschaftsbetriebe. Ihre Vorratskammern waren die Fabrik und die Großhandlung. Von einem individuellen, hauswirtschaftlichen Schalten sah sie mehr und mehr ab und wandte ihre Phantasie und Neigung gesellschaftlichen und beruflichen, sozialen und künstlerischen Zielen zu.

Die Hausfrauenarbeit wurde von weiten Kreisen über die Achsel angesehen. Man hielt sie für eine Beschäftigung, die eigentlich nur geistlosen Frauen gemäß war. Und man dünkte sich sehr vorgeschritten gegenüber unseren Großmüttern und Müttern, deren Denken und Trachten unablässig der Vorsorge für ihren Haushalt gewidmet war.

Bis der Krieg kam.



Julius Stettenheim
geb. 2. Nov. 1831



A. Oskar Klaußmann †
Bekannter Schriftsteller

Da erst erkannte man den Wert der Vorratskammer. Da sah man, wieviel Geist und Umsicht dazu gehört, sie jahraus, jahrein mit guten und schmackhaften Dingen zu versorgen. Wie ein Proletarier, wie eine würdelose Eintagsfliege erschien einem die großstädtische Speisekammer gegenüber der Vorratskammer mit der alten Tradition. Und man ging wieder bei jenen Hausfrauen in die Schule, welche sich niemals vom Geist der Mechanisierung hatten beeinflussen lassen, sondern unbeirrt ihre persönlichen Erfahrungen gesammelt und nur die große Lehrmeisterin Natur um Rat gefragt hatten, wenn es galt, Vorräte einheimsen und richtig verwerten.

Heute bewundern wir niemand so sehr wie die Hausfrau, die Erfindungsgabe und einen persönlichen Geschmack hat, und die den Wechselfällen der Kriegsernährung weise vorzubauen versteht. Äußerlich ist unser Leben vielleicht noch mehr mechanisiert als vor dem Kriege. Die gleiche Ration Brot, Fleisch, Zucker, Butter wird jedem Staatsbürger zuteil. Die staatlichen Beschlagnahmen von Obst und Konserven betreffen uns alle in gleichem Maß. Es ist nicht leicht, Abwechslung in die tägliche Kost zu bringen, nicht leicht, eine nahrhafte Speisenfolge zu erfinnen.

Aber die Schwierigkeit wird zum Ansporn für individuelle Betätigung. Ich weiß von mancher Hausfrau, die jetzt, entgegen aller früheren Gewohnheit, eigenhändig die Speisen bereitet, während ihr Mädchen nach Milch und Butter steht. Die anfangs aufgezwungene Arbeit wird zum Sport, dem sie sich mit einer gewissen Leidenschaft hingibt. Aus dem Nichts etwas zu schaffen, ist eine Aufgabe, die jedes schöpferische Gemüt unwiderstehlich anregt. Im Erfinden und Erproben entwickelt sie immer mehr Eigenart, und ihr Haushalt hat jetzt eine so persönliche Führung wie niemals vor dem Kriege.

Des Erfindungsgeistes bedarf es auch beim Vorrätesammeln. Seit Monaten schon sind alle Hausfrauen damit beschäftigt, für den Winter einzumachen. Wir sehen, wie ein Lebensmittel nach dem anderen vom Markt verschwindet, und haben das dringende Bedürfnis vorzusorgen. Der Geist unserer Großmütter ist wieder in uns erwacht. Festhalten, was die Jahreszeit bietet. In der Zeit sparen, damit wir in der Not etwas haben.

Es gibt Berufsfrauen, die tagsüber außer dem Hause beschäftigt sind und dann bis in die Nacht hinein am Herde stehen und Früchte einkochen. Es gibt Frauen, die einen kleinen Hausgarten angelegt haben und all seine Erzeugnisse für den Winter einmachen. Es gilt ja hauptsächlich, Obst und Gemüse haltbar zu machen. Fleischwaren stehen uns nicht zur Verfügung. Wir können höchstens einige Gänsebrüste einpökeln und einen kleinen Vorrat Gänseschmalz aufheben.

Wie mannigfaltig aber kann man die Pflanzenküche gestalten. Süße und saure Beeren mischen. Preiselbeeren mit Mohrrüben und Kürbis einkochen. Rote Rüben, Mais, Tomaten, Zwiebeln und Bohnen in Essig legen. Kirschen, Birnen, Pflaumen und Äpfel dörren. Der Zucker kann durch Süßstoffe oder süßen Essig ersetzt werden. Durch Zusatz von benzoesaurem Natron werden die Früchte haltbar. Die alten Rezepte werden durch neue Ersatzmittel verändert. Alte Erfahrung paart sich mit neuen Erfindungen der Technik.

Wir brauchen viel Eingemachtes für den Winter. Als Brotaufstrich, als Zuspeise zu Teigwaren und Kartoffeln und als Zutat zu süßen Speisen. Butter, Milch und Fleisch müssen dadurch ersetzt werden. Wer einen größeren Haushalt zu versorgen hat, weiß nicht, wo er die vielen Flaschen und Büchsen unterbringen soll.

Die Hausfrau von heute steht vor der Aufgabe, ihre Speisekammer wieder in eine Vorratskammer umzuwandeln. Sie muß sich einen Gemüsekeller schaffen, um den winterlichen Kartoffelvorrat unterzubringen, und eine Apfelkammer für den Obstvorrat. Fast scheint die Frage unlösbar. Sie widerspricht allen modernen Wohngewohnheiten.

Soll ich Vorschläge zu ihrer Lösung bringen?

Soll ich schildern, wie man Rumpelkammern und Bodenräume in Vorratskammern umwandeln kann? Wie man Wandschränke und Hängeböden anlegt und den „Gewürzschrank“ zu einem „Musschrank“ umwandelt.

Auch hier ist die Lösung ja so individuell, daß jede Hausfrau sie durch eigenes Nachdenken, durch eigene Raumanpassung finden muß. Wir haben gelernt unsere Vorräte strecken. Jetzt muß auch unser Raum gestreckt werden. Wir haben gezeigt, daß wir uns immer zu helfen wußten. Auch hier wird es möglich sein. Das persönlich Beglückende liegt auch hier im Erfinden, im Selbsttätigsein.

Unseren Großmüttern war die Vorratskammer ererbter Besitz, den sie weiter verwalteten. Die brauchten nur aus der Fülle zu nehmen, um sie unerschöpflich reich zu gestalten.

Wir müssen sie neu anlegen. Wir müssen dem Mangel die Schätze abtrotzen, die unser Haus vor Knappheit bewahren sollen.

Unsere Aufgabe erfordert nicht nur die Umsicht und den Fleiß unserer Vorfahren. Sie erfordert auch Phantasie und Zähigkeit, rastlose Arbeit und unerschütterlichen Optimismus. Nicht nur an ihr eigenes Haus und seine Gäste darf die Hausfrau dabei denken. Hinter ihr steht das ganze Volk, dessen Kraft zum Durchhalten von ihrem Schaffen abhängt.

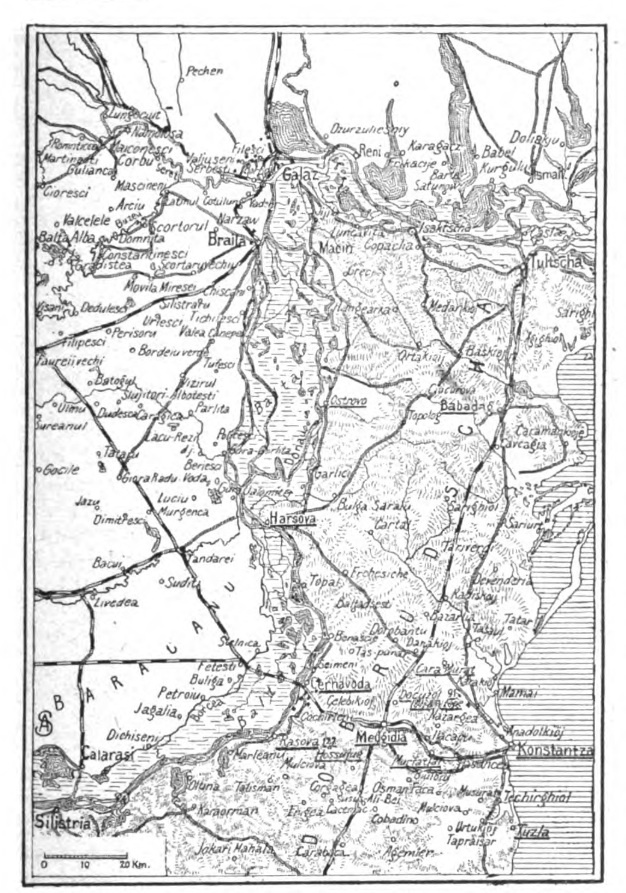
So ist die neue Vorratskammer nicht nur ein Erfolg der neuerweckten hausfraulichen Individualität. Sie ist auch das Ergebnis vaterländischen Frauenwirkens.

o o o

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern).

Die Einnahme von Constanza erfolgte mit überraschender Plötzlichkeit. Während ein englisch-französischer Kriegsrat in Boulogne ratschlagte, wie dem Unternehmen Rumäniens, das eigentlich eine Hilfeleistung hat sein sollen, Beistand geleistet werden könnte, waren die rumänischen Stellungen der Linie Rasova—Tuzla überrannt und Constanza gefallen.

Kaum war dieser Schritt geschehen, traf die Botschaft ein, daß Cernavoda ebenfalls erledigt ist.



Karte zu der Verfolgung der Rumänen und Russen in der Dobrudscha.

Damit war die Verteidigungslinie quer durch die Dobrudscha abgetan, der Zusammenhang der Dobrudscha mit dem Kern des rumänischen Landes zerrissen.

Es ist aber trotzdem der aufhorchenden Welt von unseren Feinden verkündet worden, daß den Rumänen eine nachdrückliche Hilfe von Frankreich geleistet worden sei. Das Werk Douaumont lag in tiefem Nebel zwischen den beiderseitigen Stellungen und wurde nachts von französischen Truppen besetzt. Diese Tat wurde als Entlastung Rumäniens bezeichnet. Außerdem versprachen unsere Gegner sich für die Zukunft etwas davon, daß sie dem erfolglosen rumänischen Generalstabe französische und englische Offiziere zuteilten.

Die Bedeutung des Besitzes von Constanza wurde aber in den feindlichen Lagern voll gewürdigt. Von London wurde nach Italien telegraphiert, die Nachricht von der Besetzung Constanzas werde in politischen und militärischen Kreisen als die schlimmste angesehen, die seit Monaten eingetroffen. Solange Predeal noch nicht in unseren Händen sei, könne man von einer schweren Bedrohung Rumäniens nicht sprechen. Erst die Gefährdung dieses Zuganges bedeute eine schwere und unmittelbare Gefahr.

Noch war dieser Meinungsaustausch zwischen den verschiedenen feindlichen Lagern im Gange, da hatte das Kriegsgeschick bereits entschieden. Zu spät für die Schlagfertigkeit der Feinde kamen alle derartigen Erwägungen.

Kaum war der letzte Fußbreit siebenbürgischen Bodens gesäubert, standen die Unsrigen schon auf den Höhen von Predeal. Predeal, Medgidia, Rasova fielen, Cernavoda wurde erreicht. Innerhalb von drei Tagen fielen uns Constanza und Cernavoda zu.

Das Brückenwunder von Cernavoda, der einzige Donauübergang flußauf und flußab, hat seine wichtige Rolle ausgespielt. Im Besitz des Feindes hatte sie ihre volle Bedeutung zu dessen Gunsten. In unserem Besitz ist sie nun natürlich wertvoll im umgekehrten Sinne. Darum aber zu glauben, daß ihre teilweise Zerstörung dem Fortschreiten unserer Operationen Einhalt tun könnte, wäre falsch. Unsere Pioniere sind ihren Aufgaben zur Durchführung der Pläne unserer Heeresleitung durchaus gewachsen.

Von einer Abnahme des Dranges unserer Truppen nach vorwärts war nach allen Meldungen, die auf den Bericht von der Einnahme Cernavodas folgten, nichts zu spüren.

Die Beute, die uns mit Constanza in die Hände fiel, war schon auf den ersten Überblick beträchtlich. Die Erwartungen, daß wir auf erheblichen Zuschuß an wirtschaftlichen Werten rechnen könnten, fand in ausgedehntem Maße ihre Bestätigung. Ganz abgesehen von der Flotte von siebzig türkischen Fahrzeugen, die von den Rumänen im Hafen zurückbehalten worden waren, wurden für unseren Gebrauch reiche Magazinvorräte verschiedener Natur frei. Wir haben allen Grund, uns auch in wirtschaftlicher Beziehung des Erfolges zu freuen, den uns die Einnahme dieses hochwichtigen Küstenplatzes brachte.

Ein bedeutsamer Umstand ist die durch die überraschend schnelle Niederwerfung der russischen Dobrudscha-Armee erwiesene Tatsache, daß der russische Widerstand nachläßt. Man war zum mindesten darauf gefaßt, daß es an dieser Stelle starke Kräfte einsetzen würde. Der Verzicht auf die alleräußerste Verteidigung einer so wichtigen Position berechtigt zu einem Rückschluß auf die Erlahmung russischer Schlagfertigkeit.

Von der Somme reihten sich neue Meldungen von blutigen Niederlagen unserer Gegner den bisherigen an. Die ersten Tage der verflossenen Woche waren Schlachttage der höchsten Kraftentfaltung. Engländer und Franzosen erschöpften sich in äußersten Anstrengungen. Die Berichte melden unerhörte feindliche Verluste. Wir glauben aufs Wort, wenn unser Erster Generalquartiermeister angibt, die Haltung unserer Truppen sei über alles Lob erhaben gewesen.

Unser Glaube an unsere unerschütterliche Kraft steht auf festem Boden. Rücken an Rücken behaupten wir unsere Überlegenheit im geschlossenen, von einem Willen beseelten Kampf.

Bei den Feinden sind viel Köpfe und viel Sinne. Und mehr Kampfgeschrei, als sich mit sicherem Zielbewußtsein verträgt.

Da drängt sich die Empfindung von selbst auf, als ob solch Aufwand von prahlerischer und geräuschvoller Kraftäußerung im Wesen genau so aufzufassen sei wie der auf Vortäuschung scheinbarer Zuversicht berechnete Aufwand, den jeder Spekulant vor seinem Bankrott künstlich in Szene setzt.

Es ist einmal nicht ungeschehen zu machen, daß Deutschland und seine Verbündeten die gewaltige Aufgabe dieses Krieges zum allergrößten Teile glücklich und erfolgreich gelöst hat.

Welchen Grund hätten wir wohl, zu befürchten, daß wir nicht auch weiterhin unsern Willen den Gegnern aufzwingen, nicht bis zuletzt ihre Absichten vereiteln werden!

X.


FABRIK
ZEICHEN
MANNESMANN
MULAG
Mannesmann
Mulag
Motor-Lastwagen
Motor-Omnibusse
(Motoren-und Lastwagen
AACHEN)



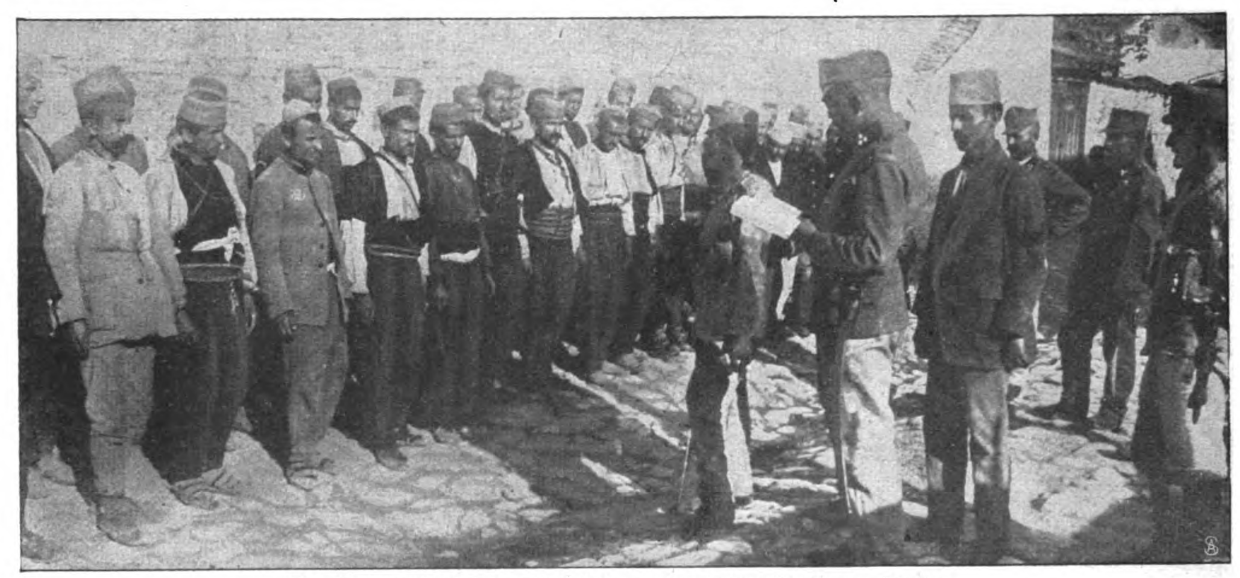
DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Hofphot. Pietzner.

Dr. von Koerber,

der neue österreichische Ministerpräsident.



Befehlsausgabe bei den freiwilligen albanischen Wachtmannschaften.



Vor der Lebensmittelstelle für Zivilpersonen in Cetinje.

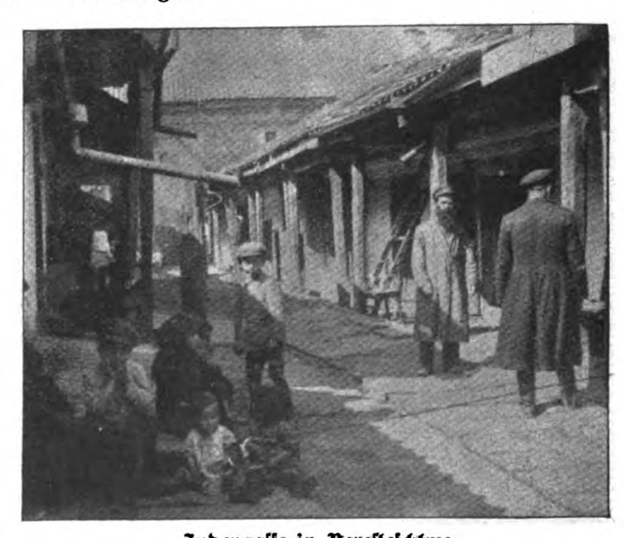
Presse-Photo-Büro.

Aus Albanien und Montenegro.



Phot. Reinhold Lißner.

Der erste Schnee in Rußland.



Judengasse in Beresteschtwo.

Bilder aus Rußland.





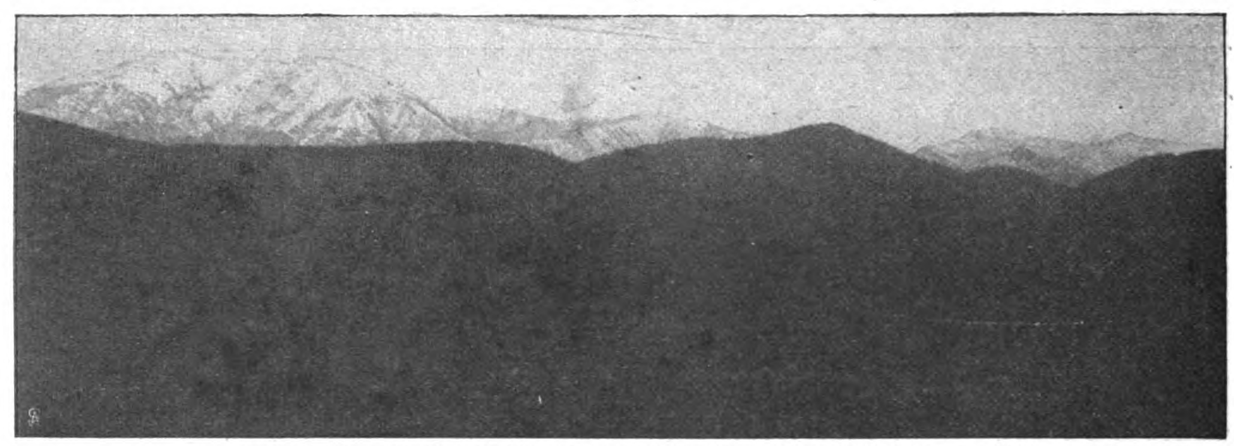
Generalleutnant von Stein,

der neue preußische Kriegsminister.



Hauptmann Boelcke †

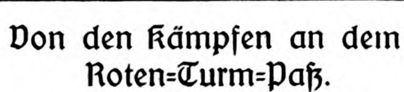
„Hauptmann Boelcke ist im Verlaufe eines Luftkampfes am 28 Oktober mit einem anderen Flugzeug zusammengestoßen und bei der darauf erfolgten Landung hinter unseren Linien tödlich verunglückt. Am 27. Oktober hatte er sein vierzigstes feindliches Flugzeug abgeschossen."



Fogaraser Gebirge, der Grenzkamm der Transsylvanischen Alpen südlich Hermannstadt.
(Anfang Oktober bereits mit Schnee bedeckt.)

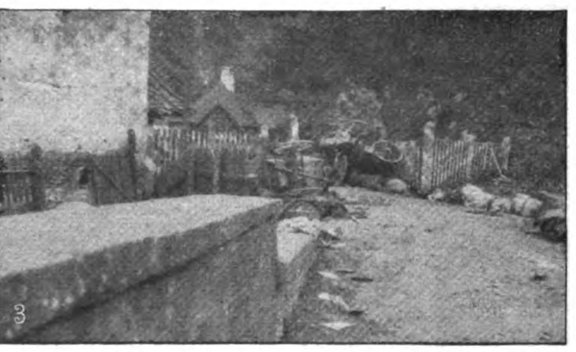






Von den Kämpfen an dem Roten-Turm-Paß.

1. Rumänische Gefangene werden in Schellenberg bei Hermannstadt vernommen.
2. Wie es am Roten-Turm-Paß nach der Eroberung aussieht.
3. Die Straße über den Roten-Turm-Paß.





Deutscher Infanterie-Sanitätswagen fährt durch ein siebenbürgisches Dorf.



Prinzessin August Wilhelm.

Neuste Aufnahme von Jüptner-Stuhr.



Oberst Thilo. — Phot. Blaschy. Major v. Schnehen. — Phot. M. Thiel. Hauptmann Graßmann. — Rittmeister v. Hochwächter. — Hauptmann Fuchs.

Phot. Sabahu. Joaillier. Rittmeister Sarre. — Phot. H. Carstensen. Hauptmann Kowaleck. — Oberleutnant W. Kuhlmann. — Leutnant Kurt Trepte. — Leutnant Priese.

Phot. Plathen. Leutnant Melzer. — Leutnant Kreyenberg. — Flugmeister Jochem Jacobs. — Oberleutnant Holler. — Leutnant Jakob Neu.

Leut nant K arl Quentin. — Phot. Samson u. Co. Leutnant Jos. Sassenberg. — Phot. H. Wetz. Feldwebel Altmann. — Vizefeldwebel Karl Brandt. — Leutnant Strahlmeyer.

Phot. Rembrandt. Offizierstellvertreter Flick. — Gefreiter Max Gebel. — Sergeant Streu. — Offizierstellvertreter Rals. — Gefreiter Biedermann.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

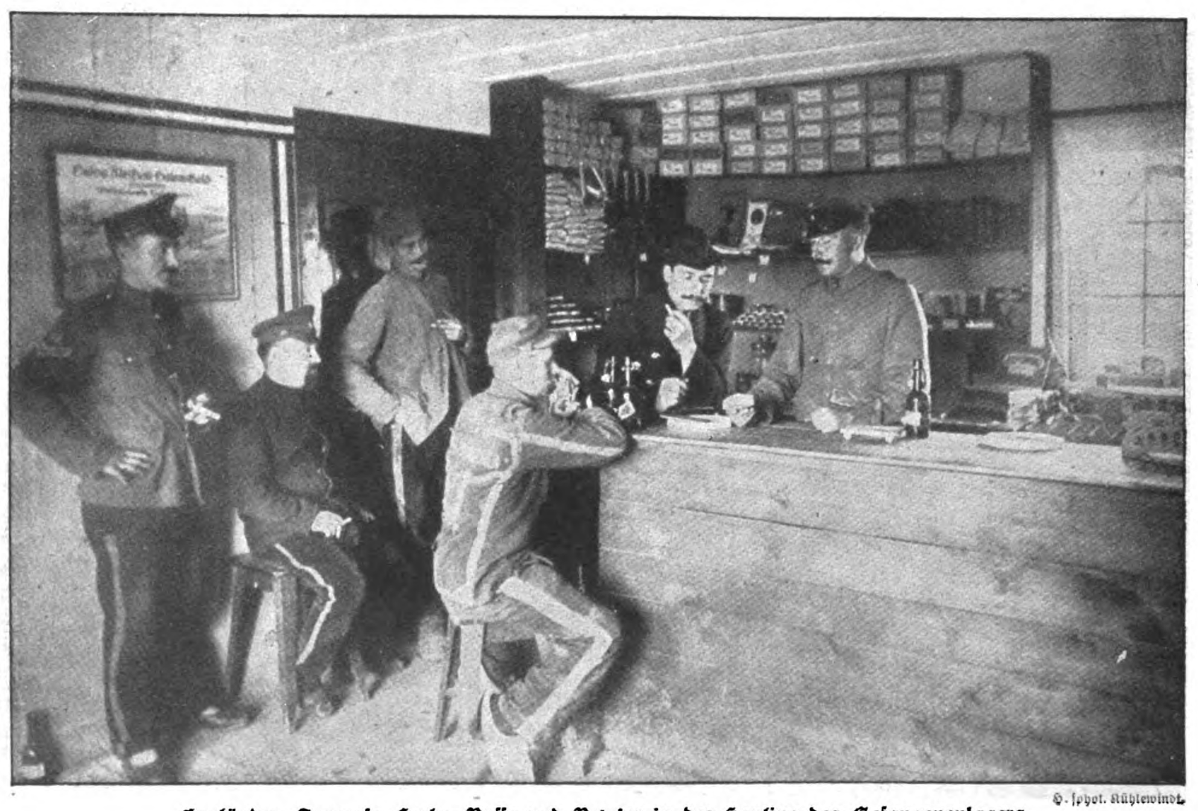


Sumpf bei Péronne.

Aus dem Sommegebiet.



Franzose, Engländer, Serbe, Belgier und Russe beim Kartenspiel an einem Sonntagnachmittag im Kriegsgefangenenlager.



H. phot. Kühlewindt.

Engländer, Franzose, Serbe, Russe und Belgier in der Kantine des Gefangenenlagers.

Aus dem Kriegsgefangenenlager Stallupönen.

Aus dem Gewerbeleben des Türken.

Von Dr. Alphons J. Sußnitzki (Jerusalem).

Das Handwerk stand von jeher in hoher Blüte im Reiche des Halbmonds. Straßennamen, wie Tschakmakdschilar (Feuerstahlerzeuger), Kilidschiler (Schwertfeger), Sedefdschiler (Perlmutterarbeiter), Tschömlekdschiler (Töpfer), Hassirdschilar (Binsenmattenarbeiter), Yorgandschilar (Bettdeckennäher), Kürekdschilar (Ruderschnitzer), denen wir beispielsweise in Konstantinopel begegnen, beweisen dies zur Genüge. Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß wir es hier mit Gewerbearten zu tun haben, die zum Teil bereits wieder eingegangen sind.

Die Handwerke waren aber nicht allein in mannigfaltigster Zahl anzutreffen, sondern zeichneten sich auch durch besonders feine Qualität aus. Es erscheint mir keineswegs übertrieben, wenn von Autoren bisweilen die Ansicht vertreten wird, die Türken seien früher so ziemlich die ersten in Europa in fast allen Gewerben gewesen. Ihre Erzeugnisse stellten in der Tat schon mehr das Kunsthandwerk als das Handwerk dar, bildeten in gewissem Sinn Kunstwerke von gediegenster Beschaffenheit und auserlesenstem Geschmack. Türkische Teppiche und Seidenwebstoffe, Waffen und Fayencen, phantastische Schmuck- und Prachtstücke jeder Art erregten zu allen Zeiten die Bewunderung des Abendlandes. Man sehe sich einmal so einen Kajik an, wie er zierlich und fein, zierlicher und feiner als eine venezianische Gondel mit seinem schlanken Leib sich auf den Wellen des Bosporus wiegt. Oder man nehme den Handjar, einen jener berühmt gewordenen türkischen Dolche, in Augenschein, dessen meist aus einer alten Feile verfertigte Klinge ein technisches Meisterstück darstellt, indes seine mit Silberbeschlag oder durch Filigraneinlage bzw. durch Einfassung bunter Steinchen verzierte Scheide echtes Stilgefühl verrät. Wer nun gar Gelegenheit hat, in alten Moscheen oder türkischen Bädern die Keramik der Wandverkleidungen zu Gesicht zu bekommen, wird in helles Entzücken geraten ob der Feinheit der Zeichnung und der warmblütigen, nuancenreichen Farbenpracht. Auch sonst ließ sich bei den Türken in den verschiedensten Produktionzweigen eine geradezu vollendete Handfertigkeit wahrnehmen: in der Sattlerei ebenso wie in der Kupfer- und Eisenschmiederei wie nicht minder schließlich in der Tischlerei und Schuhmacherei. Eine ganz besondere Geschicklichkeit legten sie außerdem in der angewandten Kunst an den Tag. Und wie sie es meisterlich verstanden, die von den Byzantinern herübergenommene Architekturgattung zu wundervoller Blüte zu bringen, waren sie es wiederum, die dem Arabisch-Türkischen seine noch jetzt geltende, köstlich verschnörkelte und höchst graziös wirkende Kunstschrift verliehen haben.

Um so bemerkenswerter ist es allerdings, daß sich die Arbeitsmethode nichtsdestoweniger in allem ihren ursprünglichen, durchaus primitiven Charakter gewahrt hat. Wir stoßen hier auf jenes alte und altväterliche Produktionsverfahren, das sehr umständlich, aber auch recht gemütlich war und in seinen Anforderungen sich weit mehr an die Fertigkeit als an die Ausdauer des Schaffenden wandte. Von einer Industrie im modernen Sinn kann ja in der Türkei noch kaum die Rede sein. Wirkliche Fabrikanlagen sind verhältnismäßig wenig anzutreffen; zudem gehören sie meist dem Staate und dienen in der Hauptsache dem Heeresbedarf. Was sonst an gewerblichen Unternehmungen vorkommt, vermag nur in geringem Maße auf die Bezeichnung eines Großbetriebes Anspruch zu erheben, ganz davon abgesehen, daß sie in ihrer Überzahl Gründungen von Europäern darstellen. Was den Türken selbst anbetrifft, so erscheint er im wesentlichen sogar vom Mittelbetrieb ausgeschaltet, der, soweit die einheimischen Produzenten in Frage kommen, größtenteils in Händen der Nichttürken, vornehmlich der Armenier liegt, die zu dieser Stellung natürlich nicht so sehr durch besonders technisches Können als vielmehr durch ihr kaufmännisches Geschick gelangt sind. Die eigentliche Domäne des Türken ist der Kleinbetrieb, in den er durch seine beschauliche Charakteranlage wie seine gemächliche Arbeitsweise so ganz hineinpaßt und, aus dem herauszutreten und damit seinen Wirtschaftsbereich zu erweitern, er vermutlich noch nie recht Anstalten getroffen haben dürfte. Kaum in der Tat, daß etwas geschehen wäre, um die Betriebsverfassung ihres archaistischen Gewandes zu entkleiden. Wie vor Jahrhunderten vollzieht sich noch heute die ganze Tätigkeit auf der Straße oder in einer kleinen Nische, die nur euphemistisch als Werkstätte bezeichnet werden kann. Ebenso ist auch die Herstellungsmethode die einfachste, die es gibt. Fast alles wird als Handarbeit betrieben und mit mangelhaften und altertümlichen Werkzeugen, die ihrerseits gleichfalls mit der Hand im Hause verfertigt worden sind. Nicht selten bilden ein Messer, ein Hammer oder ein Beil die einzigen Instrumente, die dem Handwerker zu Gebote stehen. Und man muß wahrhaft staunen, mit welcher außerordentlichen Gewandtheit er sich dieser bescheidenen Hilfsmittel zu bedienen weiß, indem er gleichzeitig die hohlförmig zusammengelegten nackten Füße als Werkbank benutzt, wobei noch die große Zehe mit einer besonders wichtigen Funktion betraut zu werden pflegt. Die eleganten Ruder, die kothurnhaften Holzpantinen, die koketten Zigarettenspitzen, die umständlichen Nargilehschläuche bilden auf solche Art erzeugte Gegenstände.

Freilich birgt gerade diese altertümliche, ich möchte sagen schon etwas patinierte Produktionsweise für uns einen besonderen Reiz in sich, insofern, als sie in hohem Grade dazu angetan ist, die Vorstellung längst entschwundener Zeiten in uns wieder zu wecken und zu verlebendigen. Kommen wir in so eine türkische Stadt, und sehen wir uns so einen türkischen Handwerker an, dann glauben wir uns mit einem Mal in jene vergangene Welt versetzt, von der wir als Kinder auf der Schulbank erfahren haben, und die für die romantischeren Naturen von uns lange ein Ziel der Sehnsucht gebildet hat. „Denn tief in unserer Seele schläft die Seele unserer unbekannten Ahnen. Manchmal regt sie sich, zuckt, ruckt, wackelt, freut sich, jauchzt gleichsam aus dem Tode heraus, füllt die ganze moderne Seele mit sympathischer froher Bewegung", wie es hübsch in dem liebenswürdigen und lesenswerten „Asia"-Buche Friedrich Naumanns heißt. Und überaus anschaulich weiß uns der Verfasser den Eindruck zu schildern, den er gerade in dieser Beziehung während eines Besuches in der türkischen Reichshauptstadt empfangen hat, „wo unsere eigene Vergangenheit lebt, und wo das Mittelalter, vielleicht mehr als in Rom,

seine Quelle gehabt hat. . . . Die begrabenen Väter in uns schreien Heimat! Heimat! wenn wir nach Konstantinopel kommen. Man sieht den Kupferschmied wie in den alten treuen deutschen Geschichten seine Kessel und Näpfe vor allen Leuten hämmern, den Drechsler sieht man mit den Füßen drehen, der Bäcker zieht vor allem Volke sein warmes Brot aus seinem Ofen. Der Schneider flickt den Mann, der eben vorübergeht, der Schuhmacher hämmert auf kleine, nette Pantoffel, die dann hinter Glas und Rahmen für Griechinnen und Türkinnen zu haben sind". . . . .

Auch was seine innere Struktur anbetrifft, sehen wir das Gewerbeleben des Türken sich in alten Bahnen bewegen, wie man sie allenthalben in Europa in früheren Jahrhunderten zu gehen pflegte, seit dem Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts aber gänzlich wieder verlassen hat. Alle Erwerbzweige sind einer streng zünftigen Organisation unterworfen, die vollständig auf dem Prinzip hierarchischer Gliederung beruht. Jeder Beruf schließt sich zu einer besonderen Körperschaft — auf türkisch Esnaf genannt — zusammen. Innerhalb der einzelnen Esnafs lassen sich je drei Gruppen unterscheiden: die der Meister oder Ustas, ferner die der Werkführer oder Kalfas und schließlich die der Lehrlinge oder Tschiraks. Ein besonderer, aus Meistern und Werkführern bestehender Zunftrat, die Londja, regelt den Einkauf der Rohstoffe und den Abfluß der Waren und setzt ebenso den Verkaufspreis wie die allgemeinen Arbeitsbedingungen fest. Zu den Obliegenheiten des Zunftrates gehört es außerdem, den Verkehr mit den Ortsbehörden zu vermitteln und alle sich dabei als notwendig erweisenden Maßnahmen zu treffen. Die Grundlinien der noch jetzt herrschenden Zunftverfassung lassen sich bereits auf Bestimmungen und Verfügungen Suleimans des Prächtigen aus dem Jahre 1520 zurückführen. Wir gehen indessen nicht fehl, wenn wir annehmen, daß die Zustände in Byzanz, wo das Zunftwesen von jeher in hoher Blüte stand, diesem Fürsten in vielerlei Beziehung als Vorbild gedient haben.

Der innere Zusammenschluß und die straffe Organisation hatte es freilich zur Folge, daß der Handwerkerstand in der Türkei sich zu einem Machtfaktor herausbildete, mit dem die Regierung jederzeit rechnen und ihm nötigenfalls auch Konzessionen machen zu müssen glaubte. Es dürfte noch in jedermanns Erinnerung sein, welche geradezu ausschlaggebende Rolle die Arbeiterverbände, zumal die der Lastträger, der Hamals, in Konstantinopel und Saloniki im Jahre 1908 gespielt haben, als es anläßlich der damaligen türkischen Revolution zum Konflikt mit verschiedenen auswärtigen Staaten und in der Folge zum Boykott des österreichischen und griechischen Handels gekommen war. Seitdem sind auch die Zünfte neben dem Militär die besten Stützen des neuen Regimes in der Türkei geblieben, auf deren Verhalten sich die Regirung in jeder Lage unbedingt verlassen kann. Man wird es daher begreiflich finden, daß die Hohe Pforte sich nie dazu verstehen mochte, in die Korporationsrechte des türkischen Arbeiters und Handwerkers einzugreifen, auch wenn ein solcher Schritt sowohl vom fiskalischen wie vom politischen Standpunkt aus durchaus angebracht erschien. Dies war besonders der Fall, als sich der Regierung die Gelegenheit bot, eine Reform der Gewerbesteuer vorzunehmen, aus der sie nicht nur beträchtlichen Nutzen gezogen, sondern die zugleich eine Durchbrechung der das ganze Wirtschaftsleben der Türkei bedrückenden Institution der Kapitulationsrechte bedeutet hatte.

Bekanntlich beruht die ökonomische Behandlung der Fremden im Osmanenreiche ganz auf dem Prinzip der Freiheit; denn die zwischen der Türkei und den europäischen Staaten bestehenden Verträge garantieren den Ausländern ebenso weitgehende Steuerenthebung wie uneingeschränkte Berufswahlmöglichkeit. Freilich haben wir es bei letzterem Punkte bloß mit einem Postulat zu tun, das im praktischen Leben nur zu einem Teil auch Wirklichkeit erlangt hat. Ungehindert und von niemand behelligt konnte der Europäer seinen Geschäften als Kaufmann nachgehen; er stieß jedoch auf schier unüberwindliche Schwierigkeiten, sobald er sich einer Handwerkstätigkeit zuwandte. Hier erwies sich eben die Gewohnheit mächtiger als alle Vertragsbestimmungen und vermochte den auf eine Änderung dieses Zustandes zielenden Bestrebungen stets gleich einen Riegel vorzuschieben. Ausnahmen ließen sich zwar auf die Dauer nicht völlig unterdrücken. Einzelne Handwerke, die nicht durch zünftig organisierte türkische Arbeiter betrieben zu werden pflegen, durften Fremde bisweilen schon ergreifen, und in den europäischen Vierteln der größeren Städte vermochten sie vielfach auch sonst ihre Werkstätten zu errichten. Die feststehende Regel bildete es jedoch nicht weniger, daß die Ausübung der den Innungen vorbehaltenen Gewerbe dem Außenseiter verboten und der Beitritt zu diesen Korporationen dem Europäer völlig unerreichbar blieb.

Als daher eines Tages die Regierung den Plan faßte, eine Neuregelung der Steuerverhältnisse in Handel und Industrie vorzunehmen, durch welche die im Besitze von Ausländern befindlichen Betriebe mitbetroffen werden sollten, erklärte sie sich zugleich bereit, im Anschluß daran auch die Gewerbeverfassung einer Reform zu unterziehen und die für die Fremden herrschenden Beschränkungen aufzuheben. Sie mag zu diesem Schritte zunächst aus einem Gefühl der Billigkeit gelangt sein. Denn wenn man es als flagrante Ungerechtigkeit bezeichnen muß, daß der Europäer in der Türkei, obwohl er dort lebt, dort seine Geschäfte betreibt und dabei nicht selten sich Wohlstand und Vermögen erwirbt, nur weil er Angehöriger eines fremden Staates ist, von der Leistung jeglicher direkten Steuer entbunden bleibt, so wäre es wiederum ungerecht, ihm nunmehr neue Pflichten auferlegen zu wollen, ohne gleichzeitig die Nachteile, die sich für ihn mit den bisherigen Zuständen verknüpften, zu beseitigen. Aber es war nicht minder ein Akt der Notwendigkeit, der die türkische Regierung zu ihrem Entschluß geführt hat. Da sie sich von vornherein sagen mußte, daß die Zustimmung der Großmächte, die infolge der bestehenden Kapitulationsbestimmungen unerläßlich war, nie zu erlangen wäre, wenn sie nicht ihrerseits für die neue Steuerbelastung durch Gewährung anderer Vorteile eine Gegenleistung zu schaffen sich bereitfinden würde. So kam es, daß mit dem Erlaß des berühmten Muharram-Dekrets vom Dezember 1881, das eine Reorganisation des gesamten türkischen Finanzwesens erstrebt wurde, die Regierung gleichzeitig die Einführung der Gewerbefreiheit im ganzen Reiche vorsah. Dem die Gewerbesteuer betreffenden Gesetzentwurf ließ sie folgenden Paragraphen einfügen: „Allen Einwohnern des Reiches wird ausnahmslos die freie Ausübung jedweder Art von Industrie, Gewerbe oder Handwerk gestattet, mögen sie nun einer Genossenschaft angehören oder nicht."

Zu einer Verwirklichung des Planes ist es ja trotzdem nicht gekommen. Denn nachdem die Hohe Pforte mit den auswärtigen Diplomaten in Konstantinopel in Verhand-

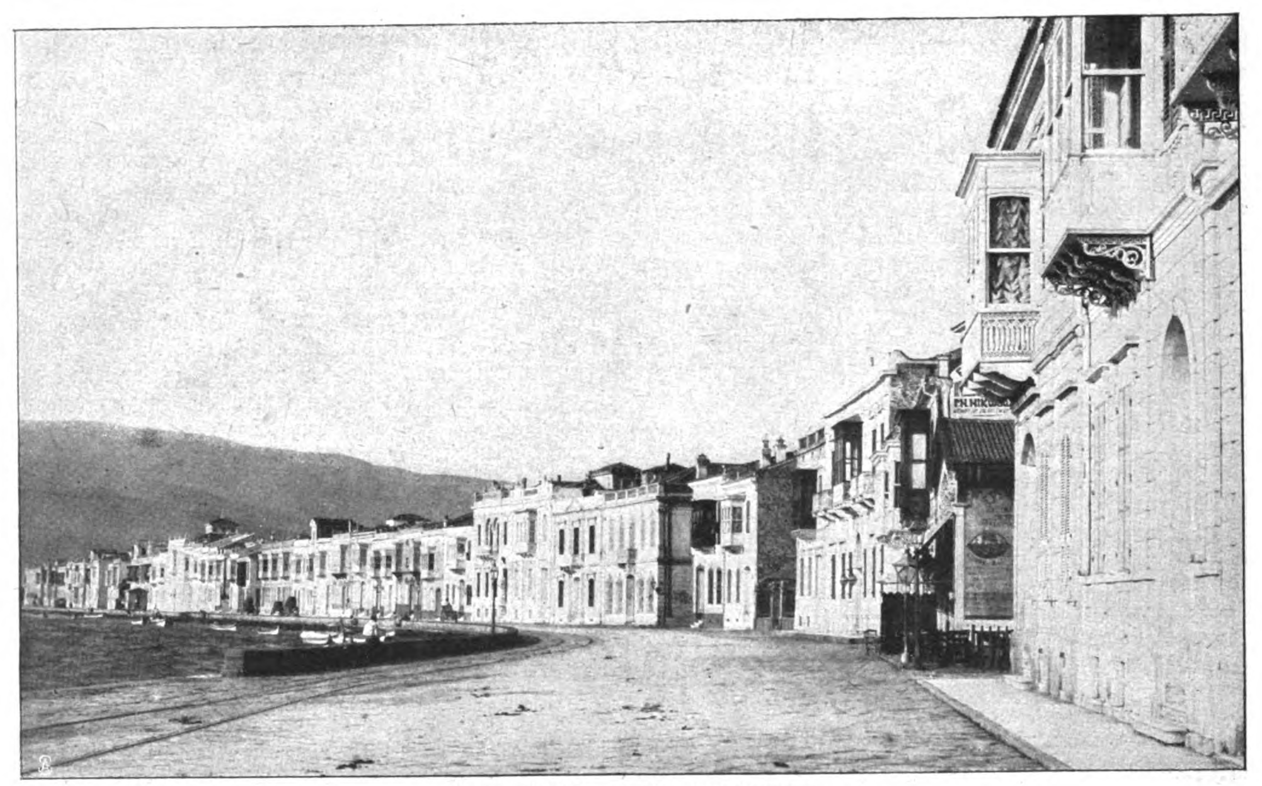
lungen getreten war und deren Einwilligung scheinbar bereits erlangt hatte, erklärte der Botschafter Rußlands mit einem Mal, die Zustimmung seiner Regierung zur Einführung der neuen Steuer nur geben zu wollen, wenn erst die Auflösung der Genossenschaften vollständig erfolgt ist. Allein auf eine derartige Bedingung glaubten die Machthaber in der Türkei sich nicht einlassen zu sollen. Wohl hätte es ihren Wünschen entsprochen, durch allmähliches Vorgehen, indem zunächst vielleicht gewisse Provinzteile, dann nacheinander einzelne Städte an die Reihe gekommen wären, langsam zum Ziele zu gelangen. Bei einem gewaltsamen und überhasteten Schritte jedoch mußte mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß sich großer Teile der Bevölkerung eine Erregung und Beunruhigung bemächtigen würde, die unter Umständen sich zu einer nicht unbedenklichen Gefahr für die Staatsautorität auswachsen konnte. Und auf eine solche Kraftprobe es gerade hier ankommen zu lassen, hatte die Regierung um so weniger Anlaß, als sie nicht einmal sicher sein konnte, ob sie um den in Aussicht genommenen steuerlichen Gewinn am Ende nicht doch geprellt wurde, da natürlich mit noch weiteren russischen „Bedingungen" gerechnet werden mußte, die in der zaristischen Diplomatensprache schon immer einem Veto verdammt ähnlich zu sein pflegten. So ist man schließlich über den guten Vorsatz nicht hinausgekommen; man zog es opporturnerweise vor, alles beim alten zu belassen, selbst in der Erkenntnis, unter diesen Umständen auf die Erlangung mancher wertvoller Vorteile Verzicht leisten zu müssen.

Freilich war mittlerweile dem türkischen Handwerker ein Gegner entstanden, mächtiger und erfolgreicher als alle Zunftorganisationen und Abschließungsvorkehrungen. Es ist der Massenartikel, der überall eindringt, die minderwertige, aber billige Ware, die sich von jeher als der Qualitätsarbeit schlimmster Feind bewiesen hat. Mit seinem Schund, den es auf dem Wege der Maschinenfabrikation in ungeheuren Mengen herstellt und zu Schleuderpreisen veräußern kann, überschwemmt Europa den ganzen Orient und raubt der einheimischen Produktion ihre besten Absatzmärkte. So verliert allmählich der türkische Handwerker den angeblich goldenen Boden unter den Füßen und versinkt nicht selten in einen tiefen Abgrund des Elends, aus dem er sich nur schwer wieder heraufzuarbeiten vermag. Manch ein Erwerbzweig ist seitdem in der Türkei eingegangen und damit jedesmal dem türkischen Arbeiter eine Erwerbsquelle genommen worden. Denn es widerstrebt dem Türken in tiefster Seele, in die weiten Hallen der Fabrik zu treten, die in ihrer umfassenden Organisation und nüchternen Aufmachung sinnverwirrend und augenblendend auf ihn wirkt wie der grelle Sonnenschein in einem kahlen Bergland Anatoliens. Er zieht es vor, sich in seine kleine Behausung oder in seine anheimelnde Werkstätte zu flüchten, wo, gleich der alten Oellampe, die ein spärliches Licht spendet, ihm die traditionelle Handarbeit ein bescheidenes Dasein gewährt. Und wie die Lampe allmählich erlischt, so verschwindet, mit der vorrückenden Zeit, ein Gewerbe nach dem anderen, Dunkelheit und Sorge um den türkischen Handwerker verbreitend. . . .

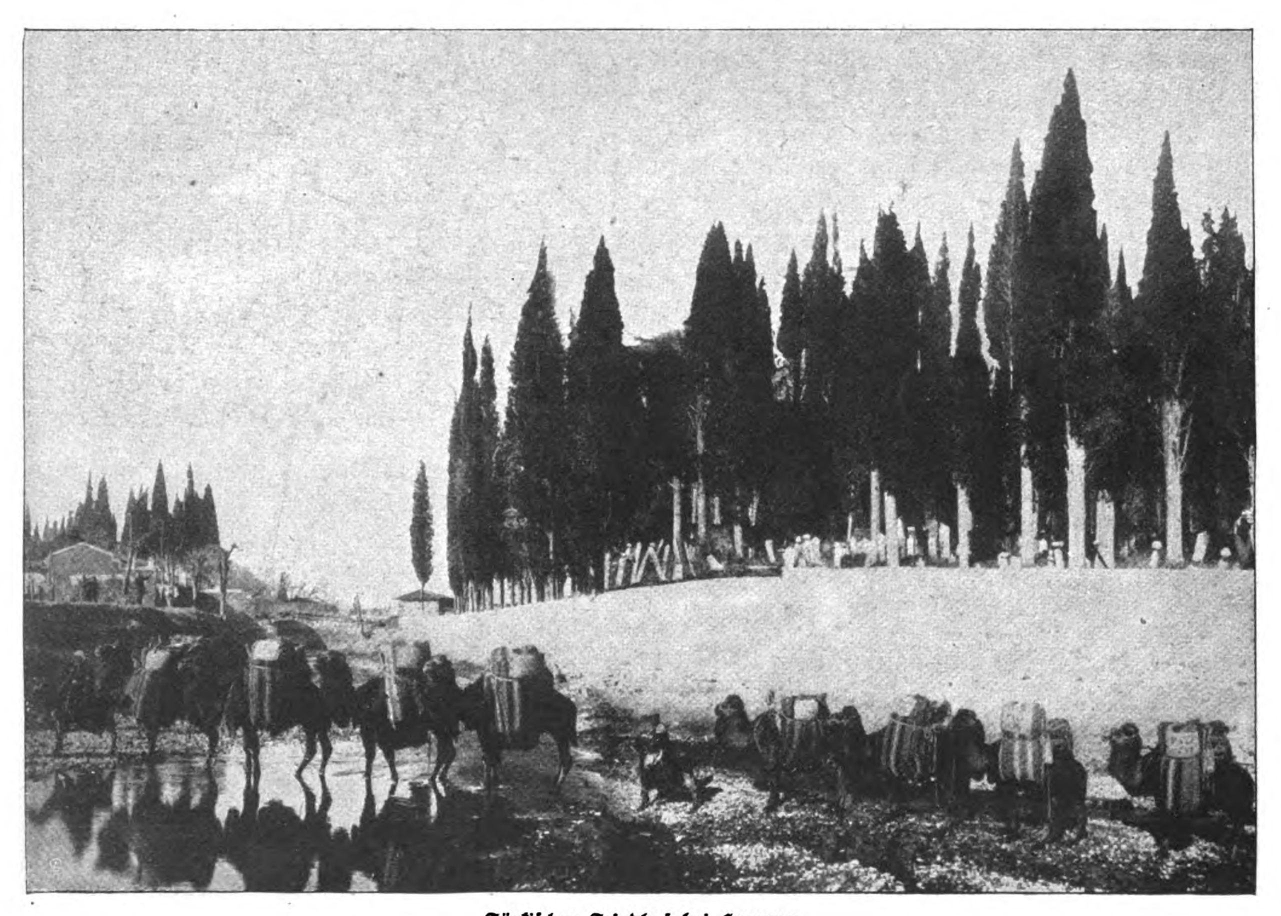
Wir haben hier wieder eins jener schwerwiegenden Probleme vor uns, mit denen die Türkei nach dem Kriege überreichlich zu tun haben wird. Wenn der Friede wieder eingekehrt sein und an die wirtschaftliche Erschließung des Osmanenreiches mit Nachdruck herangegangen werden wird, dann werden die maßgebenden Faktoren in Konstantinopel auch die Gewerbefrage mit aller Sorgfalt zu prüfen haben. Von entscheidender Bedeutung wird es hierbei sein, differenzierend vorzugehen. Es wird vor allem darauf gesehen werden müssen, den Arbeiter, soweit er für die Massenproduktion in Betracht kommt, systematisch und konsequent für den Großbetrieb zu erziehen; es wird aber als weiteres Ziel nicht aus dem Auge gelassen werden dürfen, das feinere technische Können des türkischen Arbeiters zu pflegen und weiter auszubilden und in entsprechendem Masse auch für die Schaffung eines gesteigerten Absatzes Sorge zu tragen.

Gesamtansicht von Smyrna durch die Bogen des alten Kastells auf dem Pagus-Berge oberhalb der Stadt.





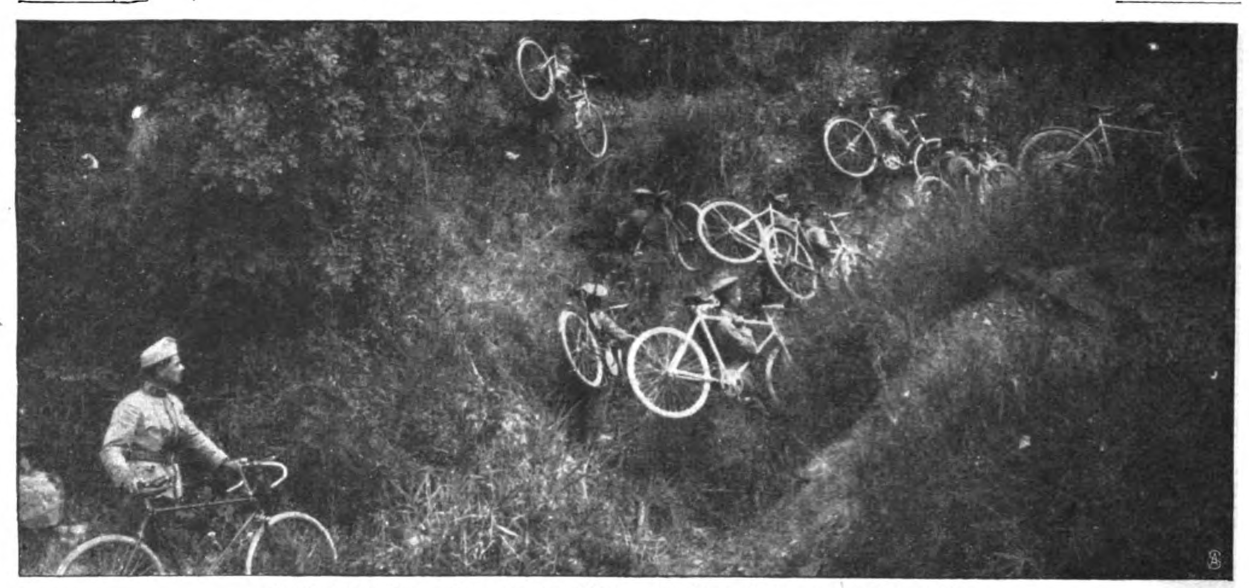
Marmorpaläste am Kai von Smyrna.



Türkischer Friedhof bei Smyrna.

Die Kaiser Wilhelm-Medaille der Stadt Wien.

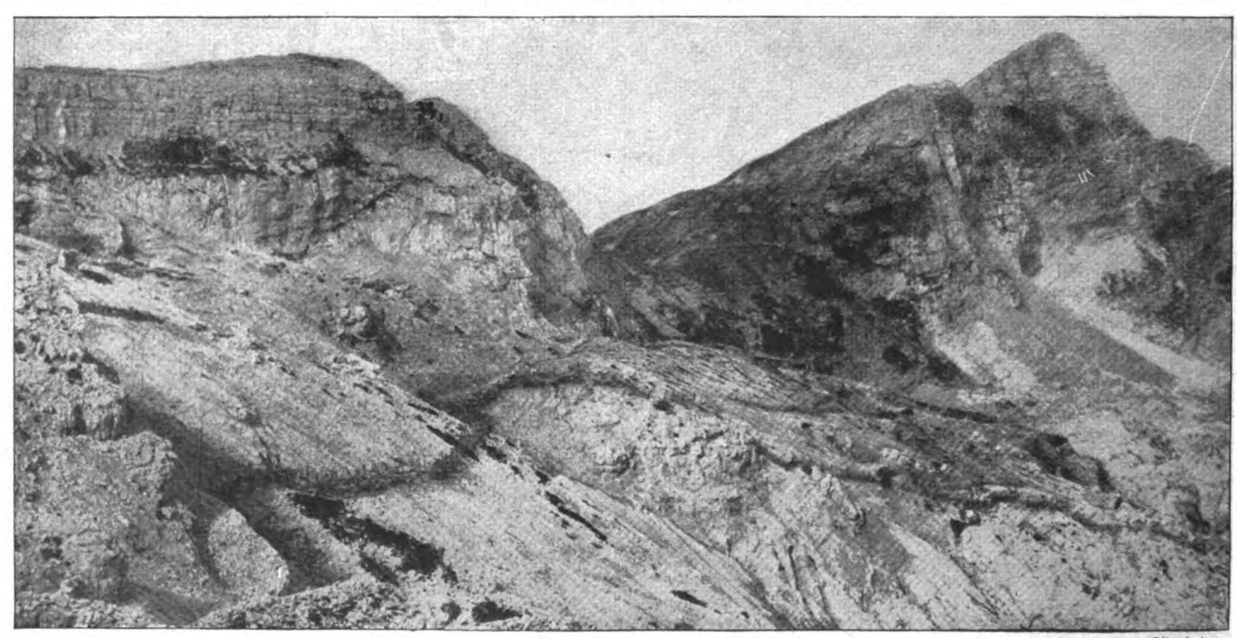
Die Medaille, welche die Stadt Wien Kaiser Wilhelm zur Erinnerung an seinen Besuch im Wiener Rathaus gewidmet hat, ist in der monumentalen Größe von 24 Zentimeter Durchmesser gehalten und in purem Golde geprägt. Sie wurde soeben von dem k. u. k. Kammermedailleur Professor Rudolf Marschall vollendet und von dem bekannten Künstler gemeinsam mit dem Bürgermeister der Stadt Wien, Dr. Richard Weiskirchner, dem Deutschen Kaiser überreicht, der sich in schmeichelhaftester Weise über die so überaus vornehme und künstlerische Schöpfung aussprach. Auf der Vorderseite zeigt die Medaille den Kopf des Monarchen in außerordentlicher Lebenstreue, während die Rückseite jene unvergeßliche Szene festhält, da der Kaiser, umgeben von seinem Gefolge und den führenden Persönlichkeiten, im Wiener Rathause das seherische Wort von der schimmernden Wehr des Bundesgenossen zu Wiener Bürgern spricht. Kaiser Wilhelm erscheint auf der Medaille in der Oberstinhaber-Uniform seines ungarischen Husarenregiments Nr. 7, im Mittelfelde und im Halbkreise vor und hinter dem Monarchen scharen sich — insgesamt fünfzig Gestalten von ausgezeichneter Bildnistreue — aufmerksam lauschend, die Zuhörer des Kaisers. Die Medaille zeigt in der Umgebung Kaiser Wilhelms neben einer Anzahl von Mitgliedern des Wiener Gemeinderats nachfolgend bezeichnete bekanntere Persönlichkeiten: Botschafter Graf Szögyeny-Marich, Gardekapitän, General der Kavallerie Graf Uexküll-Gyllenband, Feldzeugmeister Schleyer von Pontemalghera, Bürgermeister Dr. Weiskirchner, den früheren Bürgermeister Dr. Neumayer, die Vizebürgermeister Dr. Porzer, Hierhammer und Hoß, Hofkaplan Professor Dr. Wolny, Minister a. D. Geßmann. Von deutscher Seite: Generaladjutant Generaloberst von Plessen, Botschafter von Tschirschky und Bögendorff, den Chef des Zivilkabinetts Geh. Rat von Valentini, den Chef des Militärkabinetts Exz. von Lynkher, Oberhofmarschall Graf zu Eulenburg und den Leibarzt Kaiser Wilhelms, Oberstabsarzt Dr. Riedener. Der gefeierte Meister der Wiener Plakettkunst — fast wohl alle größeren Medaillen von Wiener und österreichisch historischen Ereignissen stammen aus seiner Hand — hat in dieser Kaiser-Wilhelm-Medaille, die im k. u. k. Hofmuseum zur Ausstellung gelangt, ein neues Zeichen seiner nie versagenden Genialität geschaffen.



Radfahrabteilung eines Seebataillons bei einer Übung im Küstengelände.



Radfahrabteilung eines Seebataillons.



Kilophot.

An der Südwestfront: Der Krn.

Von der Isonzofront.



Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

8. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.

Wie es in der Familie sich gehört, wurden denn auch bei Gelegenheit Familienfeste gefeiert. Der Divisionsadjutant kannte Geburtstage, Hochzeitstage, kurz jeden Gedenktag im Leben der Herren. Er sorgte dafür, daß es dann bei Tisch etwas Besonderes gab und die dicke Köchin eine Torte buk, die zum baffen Erstaunen der Franzosen mit brennenden Lichtern hereingetragen wurde.

Aber nicht bei Wiegenfesten allein erschien der flammende Kuchen. Nein, die Herren hatten einen solchen Gefallen daran gefunden, daß man bei jeder Gelegenheit die Kerzen entzündete. Als nun eines Tages der Divisionsadjutant Hauptmann Rennhöfer Major geworden war mit noch einigen anderen Herren der Division, stand es fest, die Lichter würden brennen.

Draußen an der Front war es längst ruhig geworden. Kein Angriff unterbrach die Stille der Tage. Das deutsche Heer hatte jenen Abschnitt erreicht, in dem als eherne Mauer nur so viel Kräfte gebunden blieben, als nötig schienen, dem Gegner Halt zu gebieten. Den Kämpfern drüben im Osten gab die treue Wacht hier erst Grundlage und Möglichkeit zum Siege. Diese lauernde Halbruhe verschob aber nun völlig das Bild des Krieges und wandelte den vorwärts strebenden, beweglichen allmählich zum befestigten Lagerleben. Aber keine faule Ruhe machte sich breit: immer gab es zu erhalten, Neues zu ersinnen; man arbeitete am Verbessern der Stellungen, an Beheizung, an Beleuchtung. Man richtete sich für den Winter ein. Er war ins Land gekommen, trübe, neblig, stürmereich, regenschwer. Schnee fiel wohl, aber der ständige Wind, der hier in Flandern vom Kanal herüberblies, hatte bei der trüben Wärme des Tages ihn bald erweicht, beschmutzt und aufgesogen. In jener fetten Lehmschicht, die das Land fruchtbar machte, ihm aber ewige Nässe verlieh, lag das Wasser gebunden wie in einem Schwamm. Nur in den Granattrichtern, gelb von englischen Stinkgeschossen, standen Wasserspiegel, mit leichter Eisschicht bedeckt.

So auch im Park von Ralinghien, über dem gerade an jenem Tage, als das Majorsfest gefeiert werden sollte, düster die Nebel geisterten. Dunst lag auf den Feldern rund um den Hof. Dunst wälzte sich hin, vom Winde getrieben, der sich nachmittags aufgemacht hatte und nun fast zum Sturme wuchs. Major von Esserte war nicht geritten, er hatte seit frühem Tage noch nicht vom Schreibtisch aufblicken können. Da er nun eine Aufstellung erwartete über alles Behelfsmäßige, das im Rahmen der Division hergestellt worden, um diese dann dem Korps weiterzureichen, nachdem daraus Schlüsse, Anforderungen, Bitten gezogen waren, so hatte er die Pferde durch den Burschen bewegen lassen. Er selbst aber ging im Mantel, den Kragen in die Höhe geschlagen, in einem Eilschritt, wie ihn Herr de Battaignies liebte, den großen Baumweg hinab, der nach Bobines führte. Auf dem Felde draußen wurde Jungmannschaft an Lehrschützengräben ausgebildet. Es krachte in Abständen: die neuen jungen Soldaten lernten das Handgranatenwerfen. Der Generalstäbler sah, den Kopf gegen den Wind geneigt, von weitem zu, wie einer über dem Graben erschien, mit weit ausholendem Arm schleuderte, um sofort wieder unterzutauchen, wenn nach der Entladung die Sprengstücke flogen. Es klirrte seltsam jedesmal, und der Major ging über das Feld, versinkend in Dreck und Lehm, den Unteroffizier darüber zu befragen. Der zeigte leere Fläschchen, die sie da vorn als Ziel aufgestellt hatten, um die Wurfsicherheit der Leute zu erproben. Major von Esserte stieg in den Graben hinab, fragte, wo die Rekruten lägen, ob sich bei ihnen auch alte Mannschaft von vorn in Ruhestellung befände, und seit wann sie draußen in Frankreich wären. Er versuchte einen Scherz, doch wie immer hatten seine freundlichen Worte etwas von Absicht und Mühe, wenn es auch diese jungen Soldaten, die militärisch noch zu sehr die ungewohnte Anwesenheit eines fremden Stabsoffiziers beschäftigte, nicht empfanden. Sowohl im Pflichtgefühl, alles selbst kennen zu lernen, wie um den Leuten ein Beispiel zu geben, warf der Major eine Handgranate. Doch sie entglitt ihm vorzeitig und platzte nun zu früh und zu nah. Er scherzte: „Man hat eben keine Übung, wäre das außerhalb des Grabens gewesen, so hätte der ‚Stöpsel‘ leicht weg sein können."

Das Wort, das der Sprechweise der Leute sich nähern sollte, lag ihm im Grunde nicht. Der Unteroffizier wollte den lehmbeschmutzten Mantel abklopfen, doch Major von Esserte dankte, grüßte und ging, nun er doch kaum mehr bespritzt sein konnte, als er es schon war, querfeldein nach Ralinghien zurück. Bald klang hinter ihm wieder das Platzen der Handgranaten.

Nach einer Viertelstunde kam er an den Park, von einstigem, nun fast trockenem Wassergraben umsäumt. Herr von Esserte patschte hinein und erklomm durch



Dornen und Gestrüpp die andere Seite. Hier lagen noch im Unterholz halb in den Schmutz getretene Kleidungstücke: eine Wolljacke, ein zerfetzter englischer Mantel. Dazu eine leere Kiste, auf der die englische Konservenfirma stand. Der Sturm hatte Weg und Rasen mit abgerissenen Zweigen übersät.

Auch über Gräber waren sie gefallen, die wie überall, wo der Kampf getobt, friedlich nebeneinander Franzosen, Engländer, Deutsche deckten; nun, wo ihre Seele diese Granaten überschüttete Erde verlassen, keine Feinde mehr. Auf die Kreuze hatten deutsche Soldaten, in deren Händen der umkämpfte Boden geblieben war, Inschriften gesetzt; rührend bisweilen, wo Fehler andeuteten, daß allein das Herz gesprochen, aber der Schulmeister nicht. „Hier ruht ein dapferer franzesischer Krieger", stand auf dem einen, „Sieben Engeländer ruhen allhier und werden auch one Nammen selig schlaffen", las man auf einem breiten Brett, darauf eine ungefüge Hand R. I. P. gesetzt hatte. Dazwischen lag ein deutscher Grenadier. Wird sich nicht gefürchtet haben zwischen den vielen Feinden! Um die Gräber hatte man Ausbläser in den Boden gesteckt, etwa wie in Bauerngärten leere Blechbüchsen an den Wegen.

Der Sturm sauchte, daß Herr von Esserte, den Kopf gesenkt, gegen ihn nicht aufblicken konnte. Als nun endlich das Blasen einen Augenblick absetzte, sah er eine Gestalt: Madame de Beaucourt. Sie zerrte eben mit behandschuhten Händen an einem dicken, grauschwarzen Ast, den das Unwetter daraufgeschleudert hatte. Der neu einsetzende Wind schlug ihr den Schal klatschend ins Gesicht. Sie fuhr herum und riß ihn, der förmlich an ihr klebte, herab mit einem wütenden „Na!" Im gleichen Augenblick hatte sie den Offizier gesehen: „Dieser dumme Wind! Elfen Sie mir."

Er mühte sich, das arme Erinnerungzeichen auf dem Grabe von dem schweren Aste zu befreien, der sich mit seinen Zweigen in Blumen und Immergrün, das treue Kameradschaft auf den Hügel gesetzt, förmlich verankert hatte. Der Kreuzesarm war dabei heruntergeschlagen. Die Französin suchte ihn anzupassen. Er nahm ihr das Holz aus der Hand: „Gnädige Frau, bitte. Ich werde einen Mann herschicken."

Und er las auf dem Holze den Namen eines Gefreiten.

Sie deutete mit dem Zeigefinger auf das Grab: „Er ist bei uns gestorben. Ich abe ihn gepflegt. Er war so gut und geduldig. Aber der deutsche Arzt, der gekommen ist, at gleich gesagt, daß er nicht wird. Sehen Sie eine Kugel ier inein."

Dabei zeigte sie mit der Unbefangenheit der Romanin an ihrem eigenen Leibe die Stelle des Ein- und Ausschusses. Herr von Esserte fand ein Wort des Dankes für den deutschen Soldaten, doch sie meinte, das sei doch selbstverständlich, und so einfach sagte sie es, daß es ihm wie eine Entdeckung schien an ihr. Nun sprach er natürlicher, war erstaunt, daß sie bei diesem Sturm außer dem Hause sei. Sie lachte: hier im „Nord" sei immer Wind. Sie sei ihn von Jugend auf gewöhnt. Wind sei ihr körperlich angenehm, er tue ihr wohl, er krabbele doch mal die Nerven auf hier in dieser Oede, Oede, Oede! Und ohne Zusammenhang fragte sie wieder: „Meinen Sie, es wird noch lange dauern?"

Er verstand sie nicht, so tobte jetzt der Sturm, ihr jedes Wort vom Munde tragend. Sie stützte sich auf Herrn von Essertes Arm, dem Ohre nahezukommen, und rief: „Machen Sie Frieden! Machen Sie Frieden!"

Er fing an zu lachen. Das erstemal. Sie sah ihn erstaunt an: „Sie können ja lachen!"

Er fühlte sich ganz warm und gewonnen: „Habe ich denn nie gelacht?"

„Nein."

Da gestand sie, daß sie sich vor ihm gefürchtet habe. Ihre Schwester auch. Ebenso die Mädchen im Haus. Er sei immer so finster und habe mit keiner gesprochen. Und andere Herren wären doch so nett. Der Herr mit dem Einglas! Und der „Capitaine" Rennhöfer. Er spräche so gut Französisch. Nun erzählte er, „Capitaine" Rennhöfer sei „Kommandant" geworden, und heute würden ein paar Gäste kommen, um diese Beförderung zu feiern. Aber sie hatte es schon gehört, und ihn beschlich es peinlich: Die wissen alles! Sie deutete auf seine Stiefel, an denen die Lehmspuren von vorhin noch klebten: „Waren Sie là bas?"

Er schüttelte den Kopf. Sie blickte ihn mißtrauisch an: „Warum wollen Sie es nicht sagen?"

„Nun, wenn Sie's wissen wollen, ich war hier hinten auf den Feldern."

Ihre klugen Augen blitzten: „Ah, wo die junge Soldaten so . . ." Dabei machte sie die Gebärde des Werfens. Er dachte: Worum die sich alles kümmern! Und wieder überlief ihn ein unsicheres Gefühl, so daß er plötzlich erklärte, er müsse hinein. Wie eine Frau es versteht, alles von sich dem Manne zuzuschieben, sagte sie sofort: „Ich wollte ja hinaus. Ich muß in den Wind, in den Wind!"

Dann nickte sie ihm zu und rief: „Ah que ça fait donc du bien! Que je m'embête! Que je m'embête!"

Wie sie forteilte durch den Park, den Rock zur Seite geweht, das Haar flatternd, sah er: es war reich und voll. Das hatte er noch nie bemerkt. — —

Vizewachtmeister Fiedlers Auge überflog noch einmal den Tisch, der zum Essen gedeckt stand, mit ein paar letzten Chrysanthemen geschmückt. Dem Ge-

wächshaus durfte auf Befehl Seiner Exzellenz nichts entnommen werden, obgleich der alte Blaise Blumen angeboten hatte. Freilich gab es nicht mehr viel: auch weniger empfindliche Pflanzen hatten schon gelitten, zarte aber, die höhere Wärmegrade beanspruchten, waren längst eingegangen; denn wegen Kohlenknappheit konnte das Warmhaus gar nicht mehr, das Kalthaus, das immerhin ein wenig Feuerung beanspruchte, nur noch halb geheizt werden.

Dafür war es um so wärmer in der Küche, wo es dampfte, brodelte, schmorte, Mädchen, Burschen durcheinanderliefen. Die französischen Dienstboten arbeiteten gern, denn die deutschen Trinkgelder waren nicht zu verachten in solch schweren Kriegzeiten, wo jeder Arme, und dazu rechnete sich auch Madame Henriette Germallevoit, née Avoine, trotz ihrer nicht unerheblichen Ersparnisse, sehen mußte, möglichst viel beiseitezubringen. Die Dicke war jetzt, wie alle Künstler bei der Arbeit, höchst gereizt. Wenn die Burschen fragten oder im Wege standen, warf sie ihnen die ausgesuchtesten normannischen Schimpfworte an den Kopf, die sie freilich nicht verstanden. Man hatte alles Porzellan gefunden, das Claire versteckt. Bestecke fehlten, denn sie rosteten bei der Wellingtonia am Teich. Da mußte denn nach dem ersten Gang aufgewaschen werden, und dazu standen Scholastique, Margot und Stephanie, die drei blonden Mägde, bereit.

Die Offiziere des Divisionsftabs warteten in dem erleuchteten Billardzimmer und dem „kleinen Salon“, denn im „großen Salon“ wurde gearbeitet, unter ihnen Major Rennhöfer mit funkelnagelneuen Achselstücken. Wer sollte abends sehen, daß ihr Rot falsch war! Major von Esserte hatte mit seiner ersten Garnitur ausgeholfen. Generalleutnant Greger fand für jeden seiner Herren ein Wort der Begrüßung. Nur einer fehlte: der Generalstabsoffizier, der noch drüben bei der Arbeit saß; denn dieses war es, was in diesem Kriege Nerven fraß: die Mannschaft hatte, einmal in Ruhestellung, ihre Ausspannung, nicht so die Offiziere bei den Stäben, wo es kein Aussetzen gab.

Nun kamen die Gäste: Zuerst Hauptmann Wessels, der Artillerist. Er verweilte sich an der Tür, mit seinen klaren, scharfen Augen den Divisionskommandeur zu suchen. Aber schon war jener auf ihn zugeschritten. Der Hauptmann machte eine zu tiefe Verbeugung, indem Kopf und Schulter schief nach links fielen. Das wiederholte sich auch bei jungen Offizieren, als ob er, ein ganzer Kerl draußen bei seiner Abteilung, unsicher geworden wäre, hier auf dem Teppich, eine Stuckdecke über sich. Als ihn der neugebackene Major Rennhöfer begrüßte, schüttelte er ihm die Hand: „Is wirklich doll. Hat der Kerl die jeflochtenen Achselstücke vor mir. Ich gloobe, ich kriege sie in meinem Leben nicht. Was soll ich denn ooch damit machen? Da draußen sieht sie ja niemand! Weißt du, Rennhöfer, was ich draußen anhabe? Den juten Rock zieh ich nicht an, der andere is janz jelb und verbrannt von einem englischen Bonbon. Da habe ich mir was bauen lassen, ich habe 'n Schneider bei der Abteilung. Sieh nur mal, Rennhöfer, was der Kerl mir jemacht hat! Mein Adjutant hat mich jeknipst! Ich will's meiner guten Alten nach Haus schicken! Na, wo hab ich's denn? Wo hab ich's denn?“

Er durchsuchte alle Taschen, dann stürmte er davon mit seinem wilden Bart, der röter und wüster zu sein schien als je zuvor. Da er nun durch die falsche Tür hinausging, kam er in das Arbeitzimmer. Dort saß Major von Esserte über den Tisch gebeugt. Er klopfte ihm auf die Schulter. Der blickte kaum auf und streckte ihm die linke Hand hin, während er mit der Rechten weiterschrieb: „Ich komme gleich rüber.“

Aber Hauptmann Wessels brummte: „Menschenskind, tun Sie doch nicht so! Müßt ihr gerade arbeiten, wenn wir armen Frontleute mal auch gewunschen werden?"

Der Generalstabsoffizier nickte und schrieb seinen eisernen Gedankengang weiter. Hauptmann Wessels ging also davon, doch abermals durch eine falsche Tür. Er geriet in einen Gang, verfolgte ihn, in der Meinung, der müsse bei der Kleiderablage münden, kam auf die Treppe und stand unversehens einer Dame gegenüber, die ihn erschrocken, fast wegwerfend ansah. Claire war auf dem Weg zur Küche, um auf Befehl ihres Vaters den versteckten Aufbewahrungsort von ein paar Spülschalen zu verraten, deren es nicht genug gab. Hauptmann Wessels fragte: „Fräuleinchen, wo hängt denn mein Mantel?"

Sie sah den wüsten, gewaltigen roten Bart und wollte an ihm vorbei. Aber er stellte sich in den Weg: „Nee, nee, tun Sie man nich so, als ob Sie kein Deutsch verstünden. Jetzt Farbe bekennen: Wo ist ‚manteau'?"

Er machte dabei die Gebärde wie ausziehen und an einen Nagel hängen. Sie dachte offenbar: Dieser wilde Offizier der Boches habe den Verstand verloren, stieß einen kleinen Schrei aus, tauchte durch unter seinen großen Händen, die sie aufhalten wollten, und huschte vorbei. Der Gang war leer. Nun wußte er gar nicht mehr, wo er sich befand. Da die Treppe freundlich einlud, stieg er sie hinan. Auf dem Absatz mit dem Spiegel blieb er stehen. Rechts führten Stufen hinauf zum Anbau. Noch höher? Nein, das konnte nicht sein. So schritt er denn links den Gang hinunter und trat mit seinen gewaltigen Feldzugstiefeln wohl nicht allzu leise auf. Dabei rief er, zuerst laut, ein zweites Mal mit einer Stimme, als ob er „Feuern" kommandiere: „Ordonnanz! Ordonnanz!"

An einem Türspalt erschien das ärgerliche Gesicht des Herrn de Battaignies. Im gleichen Augenblick zeigte sich Madame de Beaucourt, und der alte Herr befahl seiner Tochter, dem „Soldaten" ernstlich zu sagen, er möchte keinen solchen Lärm machen. Damit verschwand der alte Patriot. Da der Hauptmann nun nicht so gepflegt aussah wie die Herren vom Divisionstabe, seine Achselstücke auch umnäht waren, so erkannte sie nicht den Offizier, sondern rief deutsch, er möchte gefälligst nicht solchen Skandal machen, sonst würde sie es dem Herrn Major sagen. Der Hauptmann blieb stehen: „Nanu brat mir aber einer 'n Storch. Sie sprechen ja tadellos Deutsch! Ist das 'ne Freude, das im Felde mal zu hören! Darf ich mich bekannt machen: Wessels, Hauptmann Wessels. Gnädige Frau, können Sie mir nicht sagen, wo mein Mantel ist?"

Sie mußte lachen und führte den Gast bis zur Treppe. Glücklich über den Zeitvertreib bei der grausamen Langweile, die sie quälte, unterhalten von dem unerhofften unschuldigen Abenteuer, erzählte sie ihm, sie sei die Tochter des Hauses, ihr Mann französischer Kapitän, und sie sei in Bonn erzogen. In dem Natur- und Feldmenschen erwachten Standesbewußtsein und Eitelkeit: „Gnädige Frau, zu Hause sollten Sie mich mal sehen. Glatt rasiert wie'n junger Gott und Lackstiebel! Aber die halten nicht da draußen. Ich möchte Sie aber nun nicht länger aufhalten. Nee, war das 'ne Freude, gnädige Frau, mal aus weiblichem Munde wieder Deutsch zu hören! Herrgott, das geht einem durch und durch. Man könnte janz weich werden. Schade, daß Sie keine Deutsche sind."

„Ich bin stolz, daß ich Französin bin."

Er griff gutmütig nach ihrer Hand, die er inbrünstig küßte: „Ich habe Sie nicht kränken wollen. Dazu habe ich mich viel zu sehr jefreut, daß mal 'ne Frau Deutsch spricht. Ich kann's jar nicht vergessen. Gnädige Frau, ich will bloß noch wünschen, daß Ihr Jemahl hübsch jesund wiederkommt. Haben Sie denn liebe kleine Kinderchen? Daß ich ihnen mal nachher guten Tag sagen kann? Ich hab 'n paar kleine Jungen zu Haus. Die habe ich so lange nich jesehn. Ach Sie haben keine Kinder? Verzeihen Sie nur den Zusammenhang — — aber können Sie mir dann nicht wenigstens sagen, wo mein Mantel ist?"

Jetzt lachte sie aus vollem Halse und zeigte ihm glücklich die Kleiderablage. Dann aber huschte sie davon, denn sie sah im Licht, das durch eine Tür fiel, Claires Schatten an der erleuchteten Wand. Und sie scheute eine Auseinandersetzung mit der Schwester, denn die fand immer, sie sei zu freundlich mit den „Boches".

Hauptmann Wessels entnahm dem glücklich wiedergefundenen Mantel, einem Mannschaftsmantel übrigens mit einer Knopfreihe, den er nur mit Achselstücken versehen hatte, den gesuchten Umschlag mit der Photographie. Dabei sah er an der Anzahl von Kleidungsstücken, die draußen hing, daß die Gäste offenbar versammelt waren. Als er wieder eintrat, kam ihm Major Rennhöfer mit bekümmertem Gesicht entgegen: „Wessels, du warst schon als vermißt gemeldet!"

An der Tafel saß Generalmajor von Flurschütz rechts vom Divisionskommandeur, ihm gegenüber sein Generalstabsoffizier. Die übrigen waren nicht starr der Rangliste nach verteilt, sondern wie sie gut zusammenpaßten. Das war die Art der 347. J.-D., nicht aber ein Schlemmeressen, worauf General von Flurschütz anzuspielen liebte. Immerhin hielt auch die Küche dank der Dicken jedem Urteil stand. Nach der Suppe schon erklärte ungefragt der Brigade-



kommandeur der Exzellenz, wie diese Julienne seinem alten Kriegsmagen gut getan habe. Der sah schmunzelnd den Überwundenen an: er kannte Flurschützsche Schärfe wie biederrauhe Art, aber ebensogut wußte er, daß dieser nicht immer bequeme kleine General vorm Feinde seinen Mann stand. Und das schien ihm in diesem gewaltigen Kriege etwas, dagegen alle kratzbürstige Ehrlichkeit in nichts versank, denn hier galt es zusammenstehen bis zum letzten, aber nicht geringsten: einmal dem Feinde das zerbrochene Schwert vor die Füße zu werfen.

Bei Tisch gab es manch fröhliches, auch manch schwermütiges Wiedersehen, wenn man sich ernster Tage erinnerte aus früheren Monaten des Feldzuges, denn viele, viele gemeinsame Freunde fehlten. Doch der Vergangenheit galt nur ein kurzes Gedenken. Kopf hoch. Es gab Arbeit genug, Arbeit, die auch im Grabenkriege nie aufhörte, galt es doch, die Stellungen auszubauen, täglich neue Hilfsmittel zu finden und heranzuziehen. So ging denn Frage und Antwort hin und her, grade mit jenen, die man sonst nicht immer sah, wie Hauptmann Pedröhl, dem Pionier, der auch heute Major geworden war und darum als Gast des Divisionskommandeurs am Tische saß.

Dann wurde von daheim geredet, Nachrichten von Eltern, Frau und Kind. Jüngere erzählten einander, die Stimme gesenkt, erstaunliche Dinge: Patrouillen, Vorpostengeplänkel mit dem anderen Geschlecht, Angriff und Einnahme der Stellung, nur daß sie nicht gehalten wurde, sondern freiwillig aufgegeben am anderen Morgen schon. Meist blieb das Gespräch an der Front. Nicht anders als Kaufleute untereinander, die von ihren Geschäften reden, Beamte von ihrem Dienst, Künstler von ihrer Kunst. Auch die Reserveoffiziere, die dieser Krieg in großer Zahl in die Städte geführt hatte, taten es nicht anders. Ja, es gab welche unter ihnen, die doch einst ihre Dienstleistungen mehr aus Pflichtgefühl oder gar nur Ehrgeizes halber erledigt hatten, die nun, völlig gewandelt, nichts mehr dachten als: Krieg. Der aktive Besserwisser und Erzieher stand nicht mehr neben ihnen. Sie hatten das gleiche Recht, vor allem die gleiche Erfahrung wie er. Nun redeten auch sie von Soldatischem ganz allein. Wer hätte ahnen können, daß jener Hauptmann dort der Erbauer berühmter Talsperren war, der Oberleutnant hier das größte Stahlwerk am Oberrhein besaß? Der grauhaarige Rittmeister der Landwehrkavallerie, der da drüben auf der Tischkarte Grabenprofile zeichnete, das bedeutendste deutsche Exportgeschäft nach Patagonien? Die Aktiven waren nun bei Beförderungen und Versetzungen angelangt, und der Generaloberarzt, die lebende Rangliste, hatte für jeden ein Kommando, eine Stelle. Er hatte in seiner langen Dienstzeit in Königsberg wie in Kolmar gestanden, er kannte Thüringen, die Hansestädte, die rote Erde, den Rhein und alle Provinzen, die die Oder durchfloß.

Beim Fasan — Hauptmann Giese und Oberleutnant von Gereck hatten bei der zweiten Stellung Weidmannsheil gehabt — stand der Generalleutnant auf, das Spitzglas in der Hand. Des Divisionsadjutanten sichere Spürnase hatte in einem zerschossenen Schloß des ständigen Feuerkreises der Engländer den „Schampus" entdeckt. Generalleutnant Greger blickte sich um mit seinen scharfen Adleraugen, bis alles schwieg: „Meine Herren! Eine Anzahl Herren der Division sind befördert worden. Zuerst: Major Rennhöfer."

Alles blickte zum Divisionsadjutanten, der sich wie spöttisch vor sich selbst verneigte.

„Er ist mir nicht nur durch Arbeitskraft, Tüchtigkeit, durch seinen hochgemuten Sinn und erfrischenden Einfluß ein treuer Mitarbeiter, sondern im Laufe dieses Krieges, trotz einiger Jahre, die zwischen uns liegen, leider zu meinem Nachteil, ein jüngerer Freund geworden. Das wollte ich ihm und Ihnen einmal sagen. Der zweite ist: Major Pedröhl. ‚Wo du nicht bist, Herr Organist, da schweigen alle Minen.' ‚Nehmt euch vor dem schwarzen Kragen in acht!' Der Herr Major hat neulich bei Höhe 40 nicht nur einer englischen Kompagnie mit ihren Offizieren, sondern auch einem gerade anwesenden hohen Stabe zu einer Luftreise verholfen. Von dem Stabe wußten wir übrigens nichts, aber Times und Daily News sind so liebenswürdig gewesen, es uns zu erzählen. Nur in der Luft nun fühlt sich der dritte wohl: Graf Bielinski, den wir zum Oberleutnant beglückwünschen."

Die Augen, die vorher den Pionier gesucht, fanden nun unten am Tisch den schlanken, hageren Ulan mit dem Fliegerabzeichen und dem Eisernen Kreuz erster Klasse auf der Brust. Er, der bei zwanzig Sekundenmeter Wind aufstieg, blickte jetzt verlegen auf den Teller.

„Oberleutnant Graf Bielinski hat uns ausgezeichnete Dienste geleistet, wenn er auch jetzt so tut, als sei es gar nichts gewesen. — Eine vierte Beförderung kann ich den Herren nur still mitteilen. Major Honndecker ist Oberstleutnant geworden. Die Beförderung hat ihn nicht mehr erreicht. Er ist, in der Nacht von einem Granatsplitter schwer verletzt, heute früh im Feldlazarett 2 gestorben. Ich bitte, meine Herren." . . .

Stumm erhoben sich die Offiziere. Eine Weile blieben sie stehen, dann rief der Generalleutnant in völlig anderem Ton: „Wenn das Wort ‚Der Lebende hat recht' irgendwo Geltung hat, so im Kriege. Wir müssen zurück zur Pflicht gegen unser großes, herr-



liches Vaterland, das zu schützen wir hier draußen stehen. Und indem wir jene drei Kameraden unter uns beglückwünschen, gedenken wir dessen, der sie befördert hat, unseres allerhöchsten Kriegsherrn. Seine Majestät der Kaiser und König, hurra!" —

Nach dem Anstoßen setzten sich die Herren, und nun war einige Zeit jene Stille wie immer, ehe Menschen, deren Geister auf ein drittes gerichtet gewesen sind, sich wieder zusammenfinden. Man schwieg von Major Honndecker. Er war ein scharfer Vorgesetzter gewesen, und es mochte manchen geben, der ihm keine Träne nachweinte. In diesen Feldzugsoldaten lebte nun nicht falsche Sentimentalität: diesen Mann plötzlich in den Himmel zu erheben, nur weil er tot war, hätten sie, die täglich Kameraden fallen sahen, für unwürdige Heuchelei gehalten. Und doch waren diese harten Männer froh, menschlich erklärt zu hören, wie der Tote für seine harten Launen nicht ganz verantwortlich gewesen sei. Der Generaloberarzt erklärte nämlich seinem Nachbar, dem Oberst von Verzehl, Kommandeur des Regiments 1388, Major Honndecker, der wegen Magengeschwüre schon vor dem Kriege den Abschied genommen hatte und wieder eingetreten war, hätte wie ein Held Tag und Nacht gegen grausamste Schmerzen angekämpft, es aber immer abgelehnt, in die Heimat zurückzukehren, so stark sei sein Pflichtbewußtsein gewesen, so groß sein Glück, vorm Feinde zu stehen. Wie da die ganze lauschende Tafelrunde schwieg, sagte Major Rennhöfer in nachdenklicher Stille: „Tout comprendre c'est tout pardonner!"

Hauptmann Wessels rief über den Tisch: „Rennhöfer, du immer mit deinem ‚Frangsä'! Sprich doch Deutsch!"

Der lachte seinen Waffenbruder aus: „An deiner Stelle, Wessels, würde ich doch gerade die Gelegenheit hier im Felde benutzen, um Französisch zu lernen!"

Doch der mit dem struppigen roten Barte war in Kampfstimmung: Nein, nie wolle er Französisch lernen. Wozu denn? Die Jankl — damit meinte er die Franzosen — möchten nur hübsch Deutsch lernen. Lachend hörte man zu, am meisten aber lachte der eine der Kämpfenden selbst: der Adjutant. Und Oberleutnant von Gereck nannte es, darauf anspielend, da ja auch Rennhöfer Artillerist war, ein „Artillerieduell".

Nur zwei hatten den versöhnenden Worten des Generaloberarztes nicht zugehört: Major von Esserte saß in der Mitte der Tafel, den Kopf gesenkt, und blickte durch sein Glas auf den Tisch, während die vorgestreckte Hand mit einem Chrysanthemum spielte, das aus der Blumenschale in der Mitte gefallen war. Oberst von Verzehl beklagte sich darüber, daß ein paar seiner Grenadiere, für die er eine ganz besondere Auszeichnung erbeten, sie nicht bekommen hätten: „Ich lasse meine Leute nicht übergehen! Das andere Regiment, ich will keins nennen, hat Gott weiß was alles gekriegt, und wir?"

Er warf die zusammengeballte Faust mit dem Rücken zum Tischtuch dreimal nach vorn, indem er die Finger spreizend öffnete: „Nischt! Nischt! Nischt!"

Der Major erklärte ruhig, er habe darauf nicht den geringsten Einfluß.

Aber der Oberst tätschelte Herrn von Essertes Hand, die mit der Blume spielte: „Ich weiß, ich weiß. Ich will nur, daß es mal einer erfährt. Sie hier in dem schönen Stabe sollen wissen, wo uns der Schuh drückt."

Der Generalstabsoffizier steckte sich wie zerstreut das Chrysanthemum ins Knopfloch, blickte ihn kalt an durch die vergrößernden Kneifergläser, die den Augen eine erhöhte Schärfe gaben: „Herr Oberst! Jemand muß in den ‚schönen Stäben' sitzen. Wenn der Leiter eines Stahlwerkes selber mit Kohlen schaufeln wollte, so würde das Werk bald stillstehen. Deswegen ist die Arbeit des Kohlenschippers genau so wichtig, denn ohne Kohlen würde es ebenso ruhen. Übrigens bin ich überzeugt, daß es auch irgendeinen Offizierstellvertreter geben wird, der die Wichtigkeit eines schönen Regimentstabes bezweifelt."

Oberst von Verzehl meinte überlegen: „Na, den würde ich mir aber kaufen!"

Da fragte Exzellenz über den Tisch, worüber die beiden sich ereiferten. Major von Esserte schwieg. Der Oberst aber kam mit der Bitte für seine „unvergleichlichen Leute". Für sich begehre er nichts, ja er behauptete sogar, eine Auszeichnung müsse er, der gar nichts geleistet, als Kränkung ansehen. Der Generalleutnant tauschte einen Blick mit seinem Generalstabsoffizier. Man wußte, Oberst von Verzehl, einer der besten Kommandeure des Korps, war einst als ruhiger, fast stiller Mann ins Feld gegangen und jetzt — eine der großen Wandlungen des Krieges — fast krankhaft eifersüchtig für sein Regiment. Dann kam es über diesen trefflichen Menschen und Führer wie ein Koller, das Nachlassen überanstrengter Nerven, denn der Weißhaarige, den man in der Division den „Doktor" nannte, weil er erst seinen Doktor gemacht und dann als Reserveoffizier in den aktiven Dienst übergetreten war, hatte seit Beginn des Krieges mit seinen Grenadieren das Schwerste durchlebt. Nach furchtbaren Verlusten war sein Regiment mehrfach wieder aufgefüllt worden, Bataillonskommandeure hatte es verloren, zwei Adjutanten waren gefallen, einer schwer verwundet worden, und heute hatte der Oberst, der nie einen Tag ausgespannt, schon den vierten Adjutanten in diesem Feldzuge.

Major Rennhöfer, immer über den Dingen schwebend, hob sein Glas gegen den Oberst und



lüftete den Sitz: „Gestatten Herr Oberst: das Regiment! Die Grenadiere!"

Der weißhaarige Mann sah ihn zuerst mißtrauisch, dann glückselig an. Er beugte sich weit vor, um anzustoßen: „Ich danke Ihnen, mein lieber Rennhöfer, Sie machen mir eine große Freude. Ich danke Ihnen."

Als aber der Generalleutnant sich anschloß, sprang der Oberst auf und präsentierte sein Glas. Nun erhob sich auch artig der Divisionskommandeur: „Herr von Verzehl, dann muß ich auch aufstehn."

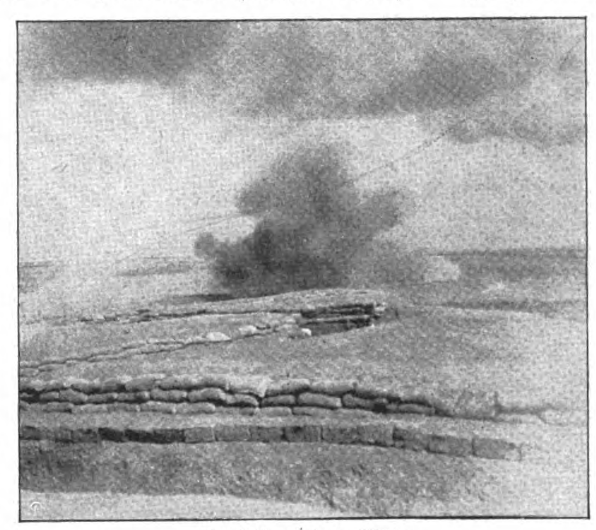
Darauf wandte er sich zu den Offizieren der Tafelrunde: „Meine Herren, das Regiment 1388!"

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus der Sinai-Wüste.

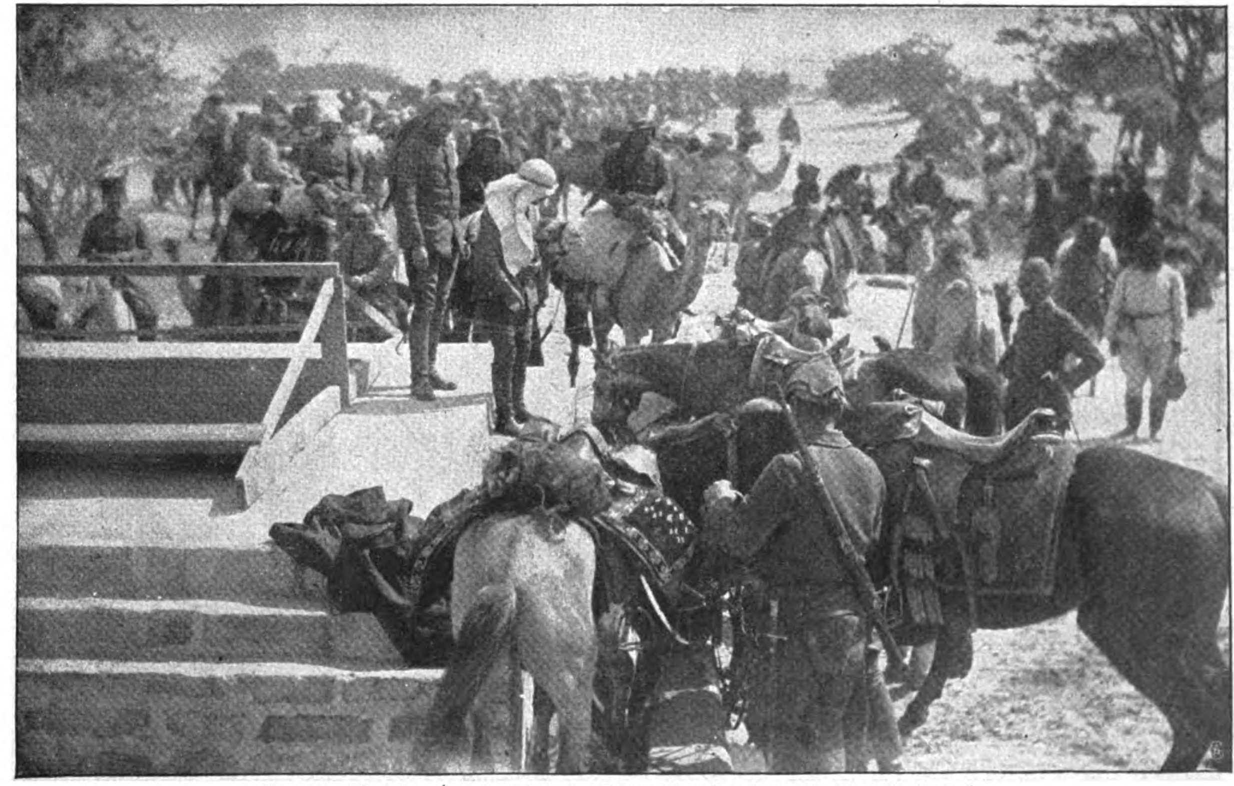
Von Thea von Puttkamer (Konstantinopel). — Hierzu 8 Aufnahmen.

Unsere türkischen Kameraden fechten jetzt — wie die offiziellen Berichte darlegen — von neuem gegen die Briten, zwei Tagemärsche östlich vom Suezkanal, Schulter an Schulter mit deutschen und österreichischen Offizieren. Das liest sich einfach und ist doch von unsäglichen Mühsalen begleitet. Die Länge der Etappenlinie, die zu der der Briten in keinem Vergleich steht, erschwert besonders die Verpflegung der Truppen, über die häufig genug Sandstürme hereinbrechen, von Hitze und Fliegen ganz zu schweigen.



Explosion einer Mine.

Zwei „Stimmen aus der Wüste", sind nun an mein Ohr gedrungen, die eine aus türkischem Hauptquartier, die andere aus englischem Lager. Diese Auszüge aus Originalbriefen möchte ich den Lesern der „Woche" nicht vorenthalten; die Motive in ihnen werden manchem nicht nur Aufschluß über dortige Lebens- und Kampfesweise, sondern auch über den Charakter der beiden sich gegenwärtig gegenüberstehenden Nationen geben. Daß die Übersetzung nahezu wörtlich und völlig getreu erfolgt ist, dafür bürge ich.



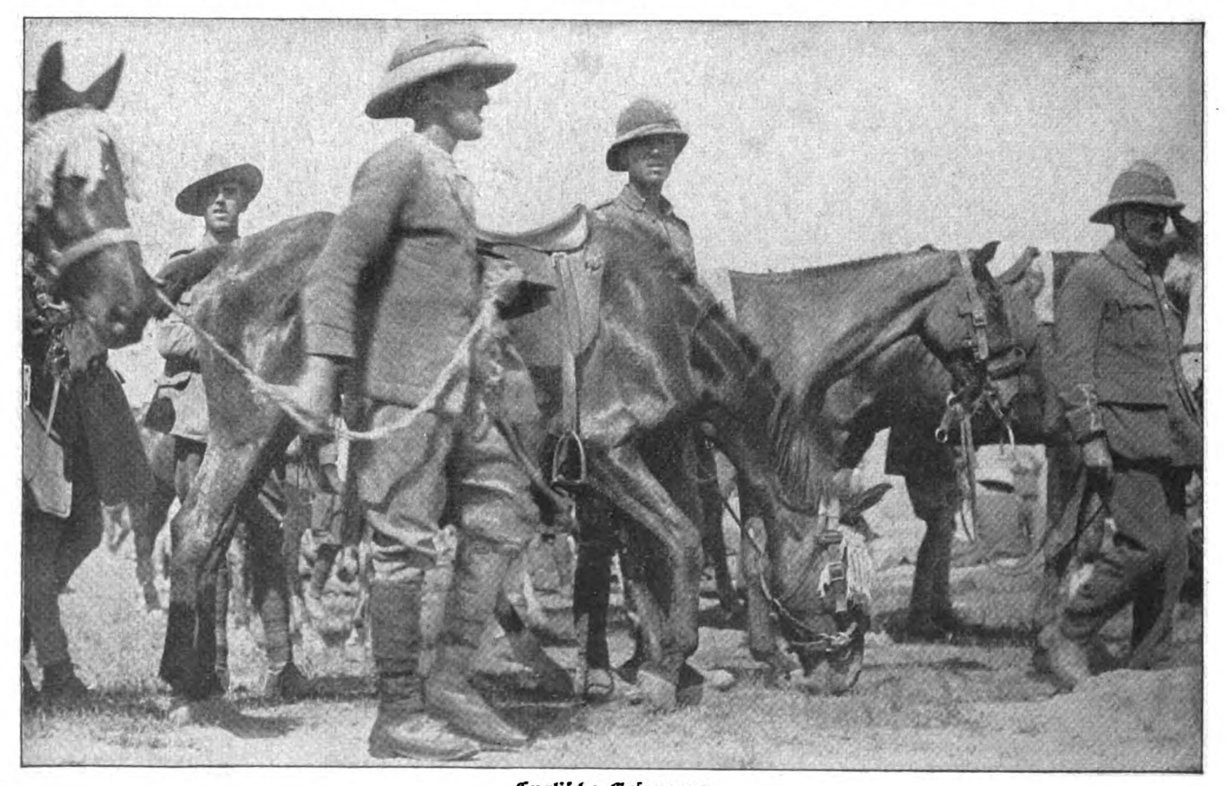
Zu den Kämpfen am Suezkanal: Beim Tränken der Pferde und Kamele.



Ein Teil der Beute aus der Schlacht bei Katia.

Der junge türkische Offizier schreibt im Mai 1916 unter anderem: „Jetzt erst bin ich in der richtigen Wüste: Sandhügel, Palmenwälder machen einen erhabenen Eindruck. Um 7 Uhr morgens kamen wir nach einem Nachtmarsch in Weli esch Scheich Zuwëid an. Ein wunderschöner Dattelhain inmitten des mächtigen Dünenreiches. Dort bezogen wir Biwak; wir kochten, aßen und schliefen. Abends um 5 Uhr, als ich mit der Arbeit fertig war, machte ich einen Spaziergang in den Dünen.

„Von einer Höhe aus sah ich das Mittelländische Meer, dessen Brandungsgetöse bis zu unsern Ohren drang. Ich sah den Untergang der Sonne und zugleich den Aufgang des Mondes. Es war schön, macht-



Englische Gefangene.

voll und prächtig. Ich schickte meine Kameraden nach Hause und blieb im Palmenhain ganz allein, um ruhig und in der Stille Erinnerungen wachzurufen . . .

„Wir verließen Scheich Zuwëid . . . mit uns marschierte eine Kamelreitereskadron, deren Chef und Zugführer, meine guten Freunde, leider in den folgenden Kämpfen beide gefallen sind.



Transport von Gefangenen.



Djemal-Pascha bei der Besichtigung der „Akindjis“ (freiwill. Beduinentruppen), die sich am Suezkanal ausgezeichnet haben.

„Gegen 4 Uhr marschierten wir dahin, vor uns den schönen Mondschein und rückwärts die wundersame Morgendämmerung. Dabei hörten wir die rührenden Heimatlieder unserer Soldaten, und uns erfüllte eine stolze Freude, im Felde zu sein! Sicher — nur wir genossen dies herrliche Bild der Wüste, nur für uns erklangen die schönen melancholischen Lieder von der Geliebten daheim . . . Wir dachten an die Einwohner der Städte, die in diesen Stunden noch im tiefen Schlaf versunken lagen.

„Vor X. empfing uns ein heißer Sandsturm, aber was schadete das! Dagegen bleibt die Schönheit des Morgens unvergeßlich in unserm Gedächtnis . . .

„Bei Y. kam ein feindlicher Flieger: allein die Marschkolonne hat er nicht entdeckt . . . “

Soweit der türkische Brief; auf die Tiefe und Schlichtheit, mit der der Absender seiner Freude an der Natur trotz des

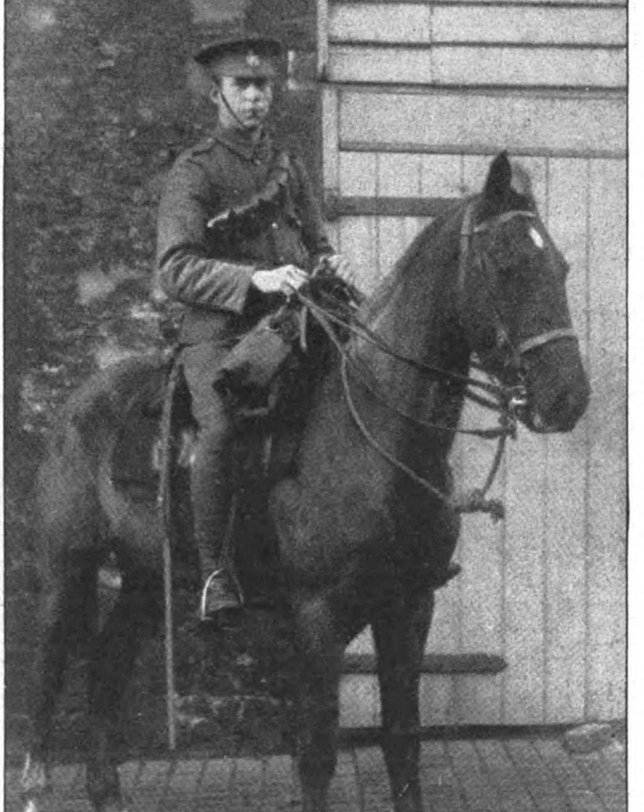
beschwerlichen Marsches Ausdruck gibt, braucht nicht besonders hingewiesen zu werden. Hören wir, was unter demselben Datum ein (vermutlich in Katia liegender) englischer Arzt nach seiner Heimat berichten wollte (Der Brief gelangte nicht zur Absendung).

„Tatsächlich — ich führte einige Wochen lang auf Kosten der Regierung eine ungeheuer gesunde und animalisch primitive Existenz, derart, daß sie keine sophistische und suffragettische Seele zum Schaudern bringen könnte. (!)

„Jetzt sind wir zur Arbeit zurückgekehrt. Wir wurden zum Kanal gebracht, und nach kurzer Zeit wurde ich



Im Palmenhain von Scheich Zuwëid.





Gefangener Tommy von den „Royal Gloster Hussar".

weiter gesandt, um als Kommandeur einer Sektion die Sanitätseinrichtungen für die Brigade draußen in der Sinaiwüste zu treffen. Wir dienen als kavalleristische Verschleierung, um die Kanalverteidigung zu maskieren — zwei Tagereisen weg von dem Graben — und haben hier draußen das größte Vergnügen. Gegenwärtig habe ich mein Lager in einer exquisiten kleinen Oase (Katia? d. Verf.) aufgeschlagen, in einer Vertiefung der Sanddünen gelegen. Wirklich lieblich; die ganze Welt nimmt sich — wie soll ich sagen — wie eine Dattelkiste aus. Aber wir verschieben dauernd die Truppen, und die Brigade ist über einen weiten Raum zersplittert. Wenn man die Umstände in Betracht zieht, haben wir es erstaunlich bequem. Alles Notwendige, und Trinkwasser kommt auf Kamelen heran — manchmal verspätet! —

„Der Türke ist ein sehr zäher Feind — jeder Zollbreit muß von unserer Yeomanry, die natürlich auch bei dieser Arbeit in ihrem Element ist, erkämpft werden. Jeden Tag Scharmützel zwischen Patrouillen, und natürlich haben wir Verluste, aber nicht viele. Die meiste Arbeit bei den Patrouillen wird den Arabern überlassen, die jede Windung eines Wadi kennen und recht kühne Gesellen sind. Unsere Lager werden nachts bisweilen beschossen, was natürlich große Aufregung verursacht.

„Unsere Flugzeuge sind hübsch in Tätigkeit, und wo immer zwei bis drei Türken versammelt sind, da sitzt eine Bombe mitten dazwischen. Heute morgen kam ein Gegenschlag in Gestalt eines deutschen Flugzeuges, das kühl unsere ganze Linie beobachtete. Ich kam heraus, um es zu betrachten — verwünscht, da warf der Bursche eine Bombe gerade auf uns, glücklicherweise in eine Wasserlache. Von einer zweiten sausten die Splitter in die Küche und Wohnungen der Yeomanry. Es war ein nettes Stückchen von ihnen; denn bisher hatten wir noch keine Flieger hier gesehen, und

wenn ich dem Gentle-Boche gerecht werden will, so konnte er wahrscheinlich meine Fahne von oben nicht sehen und hielt die Hospitalmarke für Brigadehauptquartier.

„Was auch die Pazifisten sagen mögen — und ich bin einer von ihnen — es kann doch nicht der leiseste Zweifel daran sein, daß diese Art der Kriegführung den schönsten Sport der Welt vorstellt. (!!) Die Verluste werden niemals zum Blutbad, und obwohl natürlich ein Stück göttlicher Handarbeit gelegentlich beschädigt wird, so gibt es doch keinerlei Menschenwerk hier zum Verderben. Niemals wirkte der Krieg weniger zerstörend als hier in der Wüste“ . . .

Kommentar überflüssig; Zynismus, dünkelhaftes Selbstgefühl und seichte Auffassung vom Kriege, dessen Hauptarbeit auch hier — wie stets an britischer Front beliebt — von den mit schwerem Golde erkauften Arabern getan wird, sprechen auch aus den weiteren, mehr persönlich gehaltenen Zeilen des Briefes. Er wurde am 21. April geschrieben, in völliger Ahnungslosigkeit darüber, daß ein kleines todesmutiges Türkenhäuflein mitsamt einer einzigen Kamelreitereskadron sich in Gewaltmärschen der Oase näherte, um sie in zähem Ansturm am 23. April einzunehmen. Viele Gefangene — 23 Offiziere und 257 Gemeine sowie eine enorme Beute — waren der Lohn dieses verwegenen Streiches, dem sich jetzt ernste Stellungskämpfe anzureihen scheinen. Es heißt in demselben türkischen Brief über die Ausrüstung der Engländer bezeichnenderweise: „Sie ist in jeder Beziehung tadellos. So kann man ewig Krieg führen. Die Engländer sind gar keine Soldaten zu nennen . . .“

Im Herbst.

Von Hedwig Kieſekamp — L. Rafael.

I.

Sehnsuchtsvolle Herbstestage,
Wo die Ferne duftumhüllt
Wie von Glück die ewige Frage.
Lächelnd uns entgegenschwillt.

Weiß ich auch, daß ich's nie fände,
Daß die Ferne leer und weit,
Sehnend streck ich meine Hände
Nach des Scheines Herrlichkeit!

II.

Was ist Leben, was ist Wahrheit
In des Weltalls ewigem Raum?
Ist nicht Schein all irdische Klarheit,
Und die Wahrheit nur ein Traum?

Einst!

Skizze von Thusnelda Kühl.

Der Hof „Königsgabe“ lag in seiner ganzen stattlichen Pracht im Morgensonnenschein des Hochsommers da. Über die Hofstelle fuhren seit Stunden die beladenen Wagen, im Gemüsegarten pflückten die Dienstmädchen die glasblanken, roten Beeren, als die Tochter des Hauses und einstige Erbin seines Reichtums ein wenig müde — oder war es nur vornehme Lässigkeit? — auf die dem Garten zugewandte Terrasse hinaustrat. Ihr folgte die Mutter mit der silbernen Kaffeekanne in der einen, und der eben eingelaufenen Post in der anderen Hand. Beide ließen sich behaglich in den roten Rohrsesseln nieder, die auf dem bunten Fliesenboden standen. Hastig langte Minni nach dem an sie gerichteten Feldbrief, indes Frau Ehmsen mit gemütlicher und betulicher Gebärde für sie und sich den Kaffee mischte.

Kein Geräusch unterbrach die schöne Morgenstille, außer einem gleichmäßigen Hacken und Harken im Garten unten.

„Neues, Minni?“ — fragte die ältere mit leiser Ungeduld. Das Mädchen hob den Kopf, und in den großen mattblauen Augen lag ein fast gieriges Leuchten, das sonst fehlte, und das etwas spitze Gesicht war gerötet, und Frau Ehmsen dachte befriedigt, wie gut Minni heute aussehe — überhaupt in dem weißen Kreppkleid! —

„Niklaf Lund kommt in diesen Tagen auf Urlaub, Mama.“

„Oh“ — erwiderte diese mit befriedigtem Nicken. „Ja, Minni, dann wird's wohl Zeit, daß wir mal ordentlich darüber sprechen.“ Sie lehnte sich zurück und vergaß den Kaffee, sie hatte jetzt dasselbe Leuchten im Gesicht wie die Tochter.

„Daß er dir das mitteilt, ist ja jedenfalls ein gutes Zeichen.“

„Bloß Papa!“ — warf das hagere Mädchen ein — „das ist die Hauptsache.“

Die ältere lauerte ein wenig aus den Augenwinkeln und sagte dann, in eine weniger gewählte Sprechweise verfallend als die sonst zwischen ihnen eingeführte: „Nee, Dirn, die Hauptsache bleibt immer, ob der Altenhöfter wirklich will, er hat bis jetzt noch nicht viel Ernst gemacht, obschon Papa (sie sprach Pappa) extra für euch den teuren Tennisplatz angelegt hat.“

„Ja, damals war Beate Solms uns immer im Wege“, warf das Mädchen schmollend ein.

„Ein Ekel“, sagte Frau Ehmsen kurz und kräftig.

„Du, Mama, wer hackt da unten immer herum? Wenn uns doch nur keiner hört!“ —

„Nö“, beruhigte Frau Ehmsen. „Das ist wohl Katherina, hören kann sie uns nicht da unten hinterm Gebüsch.“

„Die Dirn aus der Fischerkate? Daß du die auch immer nehmen mußt, Mama!“ rügte Minni böse. „Nun, nachher will ich wohl dafür sorgen, daß die aus der Kate rauskommt und ins Freie!“

„Darum soll einer sich nicht aufregen“, meinte Frau Ehmsen kauend. „Ja, was ich sagen wollte — wenn er dich nimmt“ —



„Himmel, Mama, deine Ausdrücke! — Du denkst wohl an Beates liebliches Lied:

,Wenn dat so keem,
Dat he mi nehm — !'"

Sie lachte ein wenig heiser auf. „Darüber bin ich wenigstens ruhig, daß er Beate nicht nimmt, denn wenn er auch nicht bis über die Ohren in Schulden sitzt, wie Tante Gertrud neulich meinte, so kann er doch Altenhöft nicht halten."

„Nun eben. Darum meint Pappa ja auch, daß ihr Rauenthal haben sollt zu wohnen. Er meint, die schöne Jagd da, das sei was für Niklas. Aber nun man erst das Eisen schmieden, wenn es heiß ist, sag ich. Wir müssen sehen, daß wir ihn zur Kriegstrauung kriegen, dafür mußt du sorgen, meine Minni."

Sie schwatzten noch eine Weile in behaglicher Stimmung alles durch — alles, das ging bis zu Minnis Trauanzug, der einfach und gediegen sein sollte, und bis zur Speisefolge, mit der man sich auf „Königsgabe", trotz Krieg und Teuerung, nicht einschränken wollte.

Endlich erhob sich Fräulein Ehmsen, und wie sie nun schlank und weiß und wohlfrisiert hinter dem Sessel stand, die schmale Hand auf dessen Lehne gestützt, dachte Frau Ehmsen beruhigt und fast wohlgefällig, Minni sei doch eine sehr hübsche „Erscheinung".

Das Fräulein aber zog sich in das Giebelzimmer zurück, um an den Herrn Leutnant Lund auf Altenhöft eine Einladekarte zu schreiben, die ihn gleich bei seiner Ankunft begrüßen sollte.

Nicht sehr vertraut mit dem Gang der dringenden Sommerarbeiten auf dem Hof (denn Minni war ein Jahr in einem Pensionat der französischen Schweiz gewesen und hatte dort manches vergessen), übergab sie dem Dienstjungen Tate den Brief zur sofortigen Beförderung nach dem Kasten.

Das hatte nun zum Glück der Taglöhner Klaus Nanz gesehen, riß Tate das Billett aus der Hand und sagte geringschätzig: „De Kram hätt Tid bet naher!"

Und das Tagewerk sauste weiter. Der Mittag kam, und Kathrin, die Dirn aus der Fischerkate, rief zum Essen. Klaus Nanz, der sich just an der Pumpe wusch, lachte übers ganze Gesicht, als er sie in ihrer prangenden Schönheit daherkommen sah — hoch und stattlich, jugendschlank und doch reif, auf dem dunkelbraunen Haar rötliche Sonnenfunken.

„'ne smucke, junge Deern sah ich doch für mein Leben gern", komplimentierte er.

„Das glaub' ich", versetzte sie trocken, nur in den Augen den lachenden Schalk.

„Ja, unse hier", er deutete mit einer Kopfwendung nach dem Herrenhaus, „will nu ja ok frien. Willst den Wisch hüt abend mitnehmen, Kathrin?"

„Giv man her", sagte die und steckte sorgsam das malvenfarbene Briefchen in die Tasche. „Nu kumm man, Nawer, et givt grote Bohnen un Speck."

Und mählich wurde 's Abend, und Stille und Kühle sanken über den arbeitschweren Tag herab, als Kathrin durch den Duft der Felder ihrem tief an der Threene belegenen Heim zuschritt. Auf halbem Wege, bei Boy Erichs Gasthaus, stand der blaue Kasten, in den sie den malvenfarbenen Brief schob.

Kathrin gehen zu sehen mit ihrem schwingenden Schritt, war eine Augenweide. Stolz und sorglos ging sie, eine von denen, die baumwollene Gewänder tragen, doch seidene tragen sollten.

Immer rascher ihr Gang, immer blitzender die blaugrauen Augen, die hell unter dunklen Brauen und Wimpern standen. Sie blickte nun nicht mehr über die Felder, wieviel Heu noch vor der Einfahrt stehe, oder nach dem Roggen, ob er trotz des vielen Regens gut reife. Das tat sie immer sonst und wußte auf allen Feldern Bescheid. Nun aber spähten ihre Augen wie zwei Falken nach der Fischerkate, die umbuscht und umblüht am Ufer lag. Die Landstraße, die sie daherkam, mündete am Fährhaus. Da stand Peter Laß vor seiner Tür, die kurze Feierabendpfeife im Munde, als habe er auf sie gewartet. Ein hübscher, ernster Mann, der in der Schlacht bei Tannenberg einen Arm verloren hatte und nun wieder daheim seine Fähre zog.

„Ist viel Verkehr heut gewesen, Peter?" fragte sie, und ein geschärftes Ohr hätte wohl das leise Zittern in ihrer Stimme vernommen.

Peter Laß zählte Wagen und Personen auf. Sie nickte und bog rasch in den kleinen Seitenweg ein.

„Kommst noch ein bißchen raus zu schnacken heut abend, Kathrin?" rief er ihr nach.

„Ja, das kann sein, Peter", kam's freundlich zurück.

Und nun war sie daheim, wo der Vater schon auf sie gewartet hatte. „Was kriegen wir denn heut abend, Kathrin?" fragte er fast schüchtern. Meistens gab's Brei, den sie im Heukorb warm hielt vom Morgen. Kathrin hatte das Regiment, und Kathrin sagte, Brei sei ihnen allen am gesündesten. Aber sie wußte wohl, was Vater, dem die Hände wieder so klamm waren, meinte.

„Tee, Vater", antwortete sie freundlich und ging durch die niedrige Bogentür in das dämmrige Hausinnere.

Schnell hatte sie das Feuer entfacht, und behaglich setzte sich der alte Mann an den weißgescheuerten Küchentisch, auf den Kathrin Brot und Käse und die bunten Tassen aus dem Wandschrank stellte.

Als sie ihrem Vater zur gewohnten frühen Ruhe geholfen hatte, ging sie in den Garten, sah zuerst nach Erbsen, Bohnen und Kartoffeln, freute sich danach erst an all den bunten Blumen, den Stockrosen, Studentennelken, der schönen Provinzrose und an dem überstark duftenden Jasmin und Holunder. — Aber eine Unruhe war bei alledem in ihr, die sie vergeblich zu meistern trachtete.

Leise schloß sie die Tür, ging durch die niedrige Pforte und den schmalen Steig zwischen wucherndem Kraut hinab zur Fähre.

Plötzlich erklang von drüben die Glocke, und da war's ihr doch nicht anders, als wenn der Boden unter ihren Füßen schwanke.

„Schön, daß du kommst, Kathrin", sagte der Fährmann.

Sie faßte Mut und Kraft zusammen und meinte freundlich: „Wenn's das Boot sein soll, Peter, das kannst du ja doch nicht, laß mich nur rüber."

„Nein, nein", wehrte er enttäuscht und ging einen Schritt auf sie zu — „ich hab schon dem kleinen Jochen Hinz Bescheid gesagt, setz' du dich nur auf die Bank, wir beide müssen mal wieder miteinander sprechen", schloß er lächelnd.

Sie legte die Hand auf seine Schulter, ihr schönes, gutes, von ihm so treu geliebtes Gesicht war nahe vor ihm.



„Heut laß mich ins Boot, Peter", flehte sie hastig. „Heut mußt du ja sagen! Morgen sag ich ja."

Er sah sie ungläubig an. „Meinetwegen, Kathrin."

Da sprang sie ins Boot und schickte den kleinen Jochen nach Haus. Tief aufatmend zog sie ihre Kleider um sich und senkte die Ruder ins Wasser. In zehn Minuten konnte sie drüben sein. Zehn Minuten Zeit, um Kraft zu sammeln. — Möglich doch auch, daß sie sich täuschte, wer sagte ihr denn, daß gerade jetzt die Stunde da war?

Der Mond lag mit breitem Glanz auf dem Wasser, silbern tropfte es von den Riemen, und still und schön lag ihre kleine Welt vor ihr — ihre liebe Fischerkate im Buschwerk — Peter Laß' stattliches Häuschen. Gute Menschen sie beide, er und ihr alter Vater.

Am Ufer stand zu dieser Zeit einsam und allein eine hohe Gestalt im Offiziersmantel, blickte den Fluß hinauf und hatte des Bootes kaum acht, wie einer, der keine sonderliche Eile hat, zum Ziel zu kommen. Erst als das Mädchen die Kette um den Pfahl schlang, wurde er aufmerksam und rief bestürzt: „Du bist es, Kathrin?"

„Ja, Riklaf." Demütig neigte sie den Kopf, nahm seine Tasche und hieß ihn einsteigen.

„Peter Laß kann wohl die Fähre führen," erklärte sie ruhig, „aber noch nicht das Boot."

Sie sprachen ein paar Worte vom Fährmann und seinem Invalidentum.

„Du hast auch im Lazarett gelegen, Riklaf?" fragte sie, zaghaft sein persönliches Leben berührend. „War's denn schlimm?"

„Nicht schlimmer, als daß ich ein Vierteljahr der Front fernbleiben mußte, verlang's nicht zum zweitenmal so."

Sie lächelte, seiner Sprech- und Denkweise froh wie einst.

Schon war das Ufer wieder nah. Eine Angst befiel sie, die kurze Zeit verging, und sie hatte nichts gesagt.

„Du gehst wohl nach Königsgabe?" fragte sie mit gemachter Ruhe unvermittelt.

„Wieso denn?" fragte er erstaunt zurück.

„Ich meine nur. Frau Ehmsen und das Fräulein sprachen von dir und von Einladung und Kriegstrauung, und daß ihr auf Rauenthal wohnen sollt."

Sie hatte es gesagt, alles in einem Atem, mochte kommen davon, was da wollte.

„Oho", sagte Leutnant Lund hochmütig, „so weit sind wir doch wohl noch nicht."

„Es wäre wohl auch nicht gut, wenn's dahin käme", versetzte das Mädchen und zögerte mit dem Ruderschlag nahe der Anlegebrücke.

„Fahr ein Stück weiter, Kathrin", befahl er.

„Wir beruhigen Peter Laß erst wohl."

Sie tat, wie er geheißen, hätte es wohl selber sonst vorgeschlagen.

„Nun sag erst mal, woher du das alles weißt." Riklaf Lund nahm eine bequemere, abwartende Stellung ein.

Sie erzählte, daß sie das Gespräch der beiden Damen erlauscht habe, als sie im Garten arbeitete. „Ich hab nun mal solche Dachsohren", schloß sie entschuldigend.

Ja, das wußte er. Das wußte er aus alten, toten, einst überseligen Nächten, wenn er mit leisestem Laut sie an sich gelockt hatte.

„Ich hab ihr ja vielleicht Hoffnung gemacht", ging er in sich.

„Das hast du gewiß," spottete sie leise, „du machst mit einem einzigen Lächeln schon Hoffnung."

„Den Deubel tu ich! — Ich hab's Lächeln lange verlernt", grollte er.

Mit sachten Schlägen trieb sie das Boot durch die mondbeschienene Stille am Fährhaus vorbei und an der Fischerkate.

„Der alte Duft!" fuhr er auf und legte die Hand an die Stirn. „Kathrin, Kathrin, wenn du heut verlangst: ich nehme dich zur Frau! Bei Gott, ich tu's. So schön und gut wie du ist doch keine andere gewesen."

„Nein, Riklaf," sagte sie ruhig, „unsere Zeit ist vorbei, ich will Peter Laß heiraten. Nur aus altem Gutsein muß ich dir sagen: heirate dies Fräulein Ehmsen doch nicht, die macht dich unglücklich trotz Rauenthal und allem andern, die hat kein gutes Herz.

Nun hatte er nur gehört, daß sie Peter Laß heiraten wolle, und das verdroß ihn. „Eilt es euch denn so sehr!" fragte er unwirsch.

„Mir nicht, aber ihm. Ist ja auch egal! Darf ich weiter sprechen?"

„Kathrin — ja." Ein weicher, sehnsüchtiger Klang in seiner Stimme, der ihr weh tat.

„Was ich sagen wollte," fuhr sie in dem alten Ton fort, „es ist nichts wert, daß einer so einsam ist wie du, und hat nicht Vater noch Mutter mehr und keinen. Darum meine ich auch — wenn meine Meinung dir noch was gilt — du solltest dir eine Frau nehmen."

„Weißt du vielleicht eine für mich?" fragte er und hatte in demselben Augenblick, als habe ihr bloßer Gedanke ihm ein Bild ins Bewußtsein hineingezaubert, eine deutliche Vorstellung, wen sie meine.

„Jawohl." Sie legte die Ruder über die Knie und deutete mit der Hand hinüber nach Westen. „Den Weg da sollst du gehen."

„Natürlich, da liegt ja mein Stammschloß."

„Und da liegt auch Hollingbek," ergänzte sie, „und ‚sie' ist da."

„Ich denke ‚sie', die du ja wohl meinst, sei in einem Feldlazarett im Westen?"

„Gewesen. Seit einem Vierteljahr ist sie in Hamburg und heute auf zwei Tage Urlaub angekommen, hat mir Peter Laß erzählt."

„Es regnet Brei!" spottete er.

„Rauenthal kann ich kriegen, Beate Solms kann ich kriegen." —

„Das hab ich nicht gesagt", wies sie seinen leichtfertigen Spott zurück. „Beate Solms mußt du dir verdienen. Sie hat immer etwas von dir gehalten und du von ihr (Kathrin vermied ängstlich das Wort Liebe), und als das mit uns dazwischenkam, was eine Dummheit war", sagte sie mit wachsender Kraft — „da hat sie den Weg unter die Füße genommen und hat draußen irgendwo die Krankenpflege gelernt. Die kann was, das muß wahr sein, und sie ist auch sonst recht und würde nicht sagen: die Dirn aus der Fischerkate muß weg!"

„Wer hat denn das gesagt?" fragte er auffahrend und zu ihrer Verteidigung bereit.

„Die andere."

„Den Deubel!" rief er zum zweitenmal wild.

„Fluch doch nicht immer so," bat sie, „die andere würdest du doch nur ums Geld nehmen, Riklaf, aber das hat so einer wie du doch nicht nötig. Ich denke mir, wer draußen nicht bange gewesen ist vor Not und Tod, braucht

hier zu Hause auch nicht vor ein bißchen Mühsal und Arbeit bange zu sein. Beate hat auch etwas Vermögen," warb sie weiter, „und du bist es ihr schuldig." —

„Schuldig?" brauste er auf. „Schuldig bin ich nur dir geworden."

Er sah trotz des weißen Lichts ihr Gesicht im Feuer stehen.

„So meinte ich's auch nicht. Aber wie du da aus und ein gegangen bist als Junge und später — es war doch immer, als wenn es so kommen müßte.

„Ich hab übrigens eine Einladung von Fräulein Ehmsen an dich besorgen müssen", begann sie mit plötzlichem Entschluß wieder ihr Werk. „Nimm sie nicht an, Riklaf, sonst bist du verloren, ich kenne dich doch. Magst vor dem Feind das Eiserne 1. Klasse erwerben." —

„Leider bloß zweiter", unterbrach er sie trocken. —

„Vor den beiden schlauen Damen auf Königsgabe erwirbst du es dir nicht."

Er mußte lachen, wie er früher sooft über die Bemerkungen von Kathrin und über ihre forsche Art gelacht hatte.

Sie aber gab keinem Gedanken an alte Tage Raum und trieb jetzt das Boot nach der Brücke zurück. Was sich in ihr angesammelt hatte seit der Morgenstunde in Ehmsens Garten, das war nun ausgesprochen, und sie dankte Gott, daß auch diese Stunde vorübergegangen war, und daß sie nicht so schwer gewesen, als sie vorher gemeint.

Beim Aussteigen aus dem kleinen Fahrzeug stand er so nahe bei ihr, daß ihr Kopf seine Brust berührte.

Da schlang er den Arm um sie. „Warum dies alles, Kathrin?"

Sie stand regungslos, kein Zittern und keine Weichheit in den stolzen, schlanken Gliedern.

„Ich sagte es ja schon. Weil ich dir gut bin von alten Tagen her, Riklaf — darum! Und nun gute Nacht."

Sie hatte sich still befreit und ging mit ihren weit ausholenden Schritten ihrem Häuschen zu.

Das Boot schaukelte noch. Um seinen Kiel gluckften leise Wellchen, das Ried am Ufer knisterte — dort, wo ein Wasserhuhn sein Nest hatte — fernes Hundegebell klang vom Gehölz her, vielleicht war's der alte Nero, der Altenhöft bewachte. —

Wie aus Träumen erwachend, murmelte der Mann. „Lebe wohl, Kathrin — bist aller Liebe wert gewesen und geblieben."— Dann schlug er raschen Gangs den Feldweg ein, der zwischen duftenden Feldern hin, auf dem die ruhenden Rinder lagen, nach seinem Gehöft führte. Vorbei ging's an der traulichen Dorfkirche und dem Haus mit den grünen Läden, in dem die weilte, die er fragen wollte, ob sie ihm einst gehören könne. Nicht „kriegsgetraut" und jetzt, sondern dann, wenn er aus Not und Tod da draußen heimkehren würde, ein neuer Mensch, so gut wie sie, die eben von ihm gegangen war, und die getrost ihre Hand dem „Morgen" entgegenstrecken durfte.

Für ihn kein Heute und kein Morgen, doch, durch sichtige Schleier der Sommernacht erkennbar, ein fernes, glückverheißendes Einst.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 46. Berlin, den 11. November 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 46.



Die sieben Tage der Woche.

30. Oktober.

Auf dem Südufer der Somme werden das Gehöft La Maisonnette und die sich von dort nach Biaches hinziehenden französischen Stellungen in frischem Angriff durch das aus Berlinern und Brandenburgern bestehende Infanterieregiment Nr. 359 gestürmt.

Südöstlich des Roten-Turm-Passes werden mehrere zäh verteidigte rumänische Höhenstellungen im Sturm genommen.

31. Oktober.

Auf dem Ostufer der Narajowka nehmen ottomanische Truppen im Sturm mehrere Vorstellungen des Feindes nordwestlich von Molochow; weiter südlich bemächtigen sich deutsche Regimenter wichtiger Höhenstellungen westlich von Folw. Krasnolesie und weisen Gegenangriffe der Russen ab.

1. November.

Gegen die von uns genommenen Stellungen auf dem östlichen Narajowka-Ufer führt der Russe nach starker Artilleriewirkung heftige Gegenangriffe, die, fünfmal wiederholt, unter blutigen Verlusten scheitern.

Einen wichtigen Erfolg erringen westlich der Predeal-Straße österreichisch-ungarische Regimenter, die in die rumänische Stellung einbrechen und 10 Infanteriegeschütze und 17 Maschinengewehre erbeuten.

Das deutsche Handels-Unterseeboot „Deutschland" ist in New London eingetroffen.

2. November.

Der Feuerkampf rechts der Maas steigert sich zu großer Heftigkeit. Die Franzosen richten schweres Zerstörungsfeuer gegen die bereits in der Nacht von unseren Truppen befehlsgemäß und ohne feindliche Störung geräumte Feste Vaux, auf der wir zuvor wichtige Teile gesprengt haben.

Im Görzischen beginnt eine italienische Offensive. Die 2. und 3. italienische Armee greift abwärts Görz an. Der Ansturm wird abgeschlagen.

3. November.

Außergewöhnlich hohe Verluste erleiden die Russen bei ihren bis zu sieben Malen wiederholten vergeblichen Versuchen, uns die Stellungen westlich von Folw.Krasnolesie (links der Narajowka) wieder zu entreißen.

In der nördlichen Walachei greifen die Rumänen an zahlreichen Stellen an; sie werden überall zurückgeworfen. Dem Feinde nachstoßend, gewinnen unsere Truppen südöstlich des Vöröš-Torony (Roten-Turm-) - Passes und südwestlich von Predeal erneut Gelände.

Eine Gruppe österreichisch-ungarischer Monitoren setzt auf der Donauinsel Dinu und auf dem gegenüberliegenden rumänischen Ufer Abteilungen ans Land.

4. November.

Gegen unsere Höhenstellungen östlich der Maas schwillt das feindliche Feuer erheblich an. Französische Vorstöße zwischen Douaumont und Vaux bleiben erfolglos.

Das Unterseeboot „U. 20" ist im Nebel nördlich Bovbjerg an der westjütischen Küste festgekommen. Alle Abschleppversuche bleiben erfolglos. „U. 20" wird daher gesprengt, nachdem die Besatzung geborgen ist.

5. November.

Kais. Generalgouverneur in Warschau, Gen. d. I. von Beseler, und k. und k. Militär-Generalgouverneur in Lublin, Feldzeugmeister Kuk, verkünden ein Manifest an die Polen, in dem die Wiederherstellung Polens als eines selbständigen Staates mit erblicher Monarchie und konstitutioneller Verfassung bekanntgegeben wird.

Durch Erstürmung des Clabucetu Baiului werden die bisherigen Erfolge vorwärts des Predeal-Passes vervollständigt; die ganze, besonders stark ausgebaute und mit Erbitterung verteidigte Clabucetu-Stellung ist damit in unserem Besitz.

6. November.

Engländer und Franzosen führen mit sehr bedeutenden Kräften und unter Einsatz der ganzen Feuerkraft ihrer Artillerie einen gewaltigen Stoß gegen die Front der Armee des Generals von Below. Die unter den Befehlen der Generale Freiherr Marschall, von Deimling und von Garnier stehenden Truppen verschiedener deutscher Stämme halten unerschütterlich stand und bereiten den Feinden eine schwere Niederlage.

o o o

Boelckes letzter Morgen.

Von Hauptmann Walter Bloem.

Ein herber, windüberschauerter, wolkenüberflogener Spätherbstmorgen. Von Südwesten her in jachen Stößen branden die Regenböen über die kahle Hochebene der Pikardie, und unfern brodelt und wettert ohne Unterlaß die Viermonateschlacht. Meiner aber harrt ein Erlebnis, das selbst im tollen Bilderreigen dieses Krieges einen Höhepunkt bedeutet: ich soll Boelcke kennen lernen. Eine Dienstreise hat mich und meinen Begleiter, Hauptmann Frhrn. von Gleichen-Rußwurm, in die Nähe des Dorfes Y. geführt, bei dem sich Boelckes Flugplatz befindet. Gleichen, ein Landsmann des Fliegerhauptmanns, hatte diesen vor kurzem kennengelernt und war von ihm eingeladen worden, ihn bei seiner Kampfstaffel zu besuchen. So war's gekommen, daß wir am Morgen des 28. Oktober unser Auto in Y. halten ließen und durch wüsten Herbstschlamm, der wie ein breiter Bach von Milchschokolade über die zerschlissene Landstraße trieb, zum Flugplatz der xten Kampfstaffel hinanstiegen.

Das bekannte Bild: die geräumigen Zelte für die Apparate, flatternd und knatternd im Herbststurm; davor, mit der Nase gegen den Wind, in langer Reihe auf-

gebaut, die acht Apparate des flugbereiten Geschwaders. Am Wiesensaum eine Reihe niederer Holzbaracken aus rohen Tannenbrettern. Dies alles von Windböen überschauert, überdonnert vom rastlosen Tosen der nahen Schlacht.

Wir klopften an der Tür der Baracke, welche dienstbeflissene Mechaniker in Feldgrau uns als Wohnung ihres Führers bezeichnet hatten. Eine helle, stählerne Stimme lud zum Eintreten ein: da stand der junge Kriegsmann, der Lüftebeherrscher, an seinem Schreibtisch, den Fernsprechhörer am Ohr, in einem dienstlichen Gespräch, das Muße gab, seine Erscheinung zu mustern.

Eine auffallend untersetzte Figur, ein kleiner, doch kraftvoller Körper im pelzgefütterten kurzen Fliegermäntelchen, in braunen Feldstiefeln, grauen Wickelgamaschen. Ein kurzer Hals und ein scharfumzeichnetes Köpfchen mit bartlosem, noch ganz ephebenhaftem Gesicht. Unter schmaler Stirn eine kräftig vorspringende Nase, ein ziemlich breiter, herrischer Mund.

Nun ist das Ferngespräch beendigt, eine kurze, derbe Hand streckt sich uns zu kräftigem Druck entgegen, um den Mund huscht ein kameradschaftliches Lächeln, und ein Paar blaue Augen funkeln uns an, in denen das eigentliche Leben dieses Menschen sich ausspricht. Es hilft nichts, hier muß der verbrauchte Ausdruck „Adlerauge" heran. Nur der bezeichnet das eigentümlich grelle, gleichsam zupackende Leuchten dieses Blickes. In das Knabengesicht legen sich beim Sprechen scharfe Wetterfalten, die helle Stimme wird schneidend, als er den Burschen abrüffelt, daß das Feuer ausgegangen. Fünfundzwanzig Jahr — hart auf der Grenze zwischen Jüngling und Mann, auch in seinem Wesen beider Art umspannend. Auf dem Schreibtisch vor ihm steht ein einziges Bild in goldenem Rahmen: es ist des Kaisers bekanntes Kriegsbild in Feldgrau, und die Unterschrift lautet:

„Wilhelm I. R.
dem tapferen Fliegerhauptmann für sein dreißigstes Flugzeug."

Wir verlassen sogleich die frostige Baracke und treten ins sturmdurchtoste Freie. Boelcke will uns sein Reich zeigen. Gleichen weist auf die aufgebaute Reihe der Flugzeuge: „Bei dem Sturm wollen Sie fliegen?"

„Wenn sich ein Gegner zeigt," sagt Boelcke, „so gibt es keinen Sturm."

Am rechten Flügel harrt das kampferprobte Wolkenroß des Führers.

„Mein Apparat", sagt Boelcke, und ein weicherer Blick des Adlerauges streichelt das getreue Werkzeug, dem sein Wille eine Seele eingehaucht. Mein Begleiter tippt auf eins der zahlreichen Pflaster, welche die Tragflächen wie den Rumpf an vielen Stellen überkleistern.

„Na, na, Herr Boelcke!"

„Schußlöcher," sagt der Flieger, „das kommt vor."

Wir lassen uns die bereits geläufigen Unterschiede in den Aufgaben von verschiedenen Gattungen von Fliegerabteilungen noch einmal von dem sachverständigsten Beurteiler erläutern.

„Wir Kampfflieger sind dazu da, den Feind aufzusuchen und anzugreifen, wo wir ihn finden können. Andere Kameraden haben andere Aufgaben, sehr schwierige, gewichtige Aufgaben, die höchste Hingabe und Aufopferung verlangen: die Artillerie-Beobachtungsflieger, die Infanterieflieger, und so weiter. Es ist recht schade, daß die Öffentlichkeit nur von uns Kampffliegern etwas weiß. Nun wollen natürlich alle jungen Herren Kampfflieger werden, um sich den Pour le Mérite zu verdienen und sich einen Namen zu machen. Man fliegt ja doch aber nicht, um zu kämpfen und feindliche Flugzeuge abzuschießen, sondern um aufzuklären, zu beobachten und so weiter. Diese Aufgaben sind doch der eigentliche Zweck der ganzen Fliegerei. Die Kampfflieger haben nur die spezielle Aufgabe, die eigentlich nützlich arbeitenden Kameraden zu verteidigen und den Feind bei wirksamer Flugtätigkeit zu vernichten. Das sollte bekannter sein, daß es sehr wichtige Gattungen von Fliegern gibt, die nur in der Notwehr kämpfen dürfen und darum nicht Gelegenheit haben, sooft wie wir im Heeresbericht erwähnt zu werden."

„Und die Flieger, die Bomben schmeißen?"

„Das ist eigentlich nur ein Nebenzweck und kein besonders sympathischer."

„Ja," sagte ich, „ich habe auch das Gefühl und die Erfahrung, daß bei der ganzen Bombenwerferei im Verhältnis nicht viel herauskommt."

„Doch," sagt Boelcke trocken, „eigene Verluste. — Was haben die Feinde von ihrem Mordausflug nach Süddeutschland gehabt? Schaden haben sie nicht getan, aber neun Apparate verloren."

Das Gespräch kommt auf Boelckes Bruder — er hat ihrer fünf, von denen zwei im Heere stehen. Der älteste ist im Kriegsbeginn ebenfalls geflogen und zwar mit seinem Bruder; gemeinsam haben sich beide das Eiserne Kreuz erster Klasse geholt. Nun ist jener Generalstäbler, zur Freude des Fliegers. Und ein jüngerer Bruder ist seit kurzem ebenfalls an der Somme als Infanterist: ein Wiedersehen darf erhofft werden.

Sehr entzückt ist Boelcke von seinen unmittelbaren Untergebenen, den Herren der Kampfstaffel. „Alles junges, frisches Blut, voll Hingebung und Leidenschaft. Die werden."

Mancherlei Fragen stellen wir, und alles beantwortet Boelcke in seiner trockenen, manchmal scharfen Art. Man hatte uns rühmend erzählt, Boelcke sei „so bescheiden" — wenn man darunter einen Menschen versteht, der sich seiner eigenen Tüchtigkeit, seines Wertes und seiner Bedeutung schämt oder diese Eigenschaften krampfhaft versteckt, dann trifft's nicht zu. Er hat ein für meinen Geschmack nur erfreuliches ruhiges Selbstbewußtsein, ein ausgesprochen befehlsgewohntes Auftreten, und um sich herum hat er eine Luftschicht von Hochachtung und Unterordnung verbreitet. Alles reißt die Knochen zusammen, wenn er kommt: auch ein junger Leutnant, der eben in kühnem Bogenfluge landet und glückstrahlend meldet, er habe soeben seinen ersten Feind zur Strecke gebracht.

„Aha. Schön — herzlichen Glückwunsch. Wo liegt er? Haben Sie ihn selber auf die Erde aufschlagen gesehen?"

„Nein, das nicht, Herr Hauptmann."

„Aber Sie können ungefähr angeben, wo er liegen muß?"

„Scharf nördlich von Bapaume, vielleicht einen Kilometer von der Stadt."

„Schön. Werd's sofort melden, damit er geborgen wird. Danke."

Schließlich kommt das Gespräch auf die Arbeit des Fliegers.

„Wenn man eine bis anderthalb Stunden geflogen ist und herunterkommt, dann ist man wie aus dem Wasser gezogen. Hier an der Somme geht's dann so zu, daß man sich fortwährend rechts und links mit neuen Angreifern herumzuschlagen und herumzuschießen hat oder selber welche anpackt. Da heißt's die Knochen immerfort in Be-



wegung halten. Aber das macht grade Spaß. Eklig ist's, daß sie dabei auch immer von unten schießen, wenn man einmal auf einen Augenblick vom Gegner loskommt."

Was steht hinter diesen nüchternen Worten! Was hinter der runden Zahl von vierzig Flugzeugen, deren letztes der junge Adler erst vorgestern zur Strecke gebracht! Eine Zahl von vielen hundert Kämpfen, vor deren jeder einzelne die Fuß- und Wagengefechte der homerischen Helden beschämt. . . . Kämpfe, von denen jeder Siegreiche weit mehr bedeutet als den Abschuß eines einzelnen Feindes und eines Flugapparates: denn jeder heruntergeholte Flieger bedeutet zugleich ein erloschenes Späherauge der feindlichen Heerführung. . . . Kämpfe in der Luft, tausend und aber tausend Meter überm Erdboden — Kämpfe, bei denen der Feind in der Höhe und die Abwehrgeschütze drunten auf der Erde, die starre Unvollkommenheit der Maschine und die Tücke des sturmdurchtosten Elements all mitsammen den kühnen Segler umdrohen. Und davon redet dieser schlanke, straffe junge Held wie von einem Fußballturnier.

Man möchte stundenlang dieser herben, sarkastischen Stimme zuhören, den ruckhaft vom Himmel zur Erde hin und wider springenden Blick des stahlblauen Auges in sich aufnehmen. Doch — wir sind Soldaten und wissen, daß ein Führer nicht Zeit hat, Stunden zu verplaudern.

Wir verabschieden uns mit dankbarem Wort und fühlen abermals den raschen Druck der kleinen, festen Faust. Glückauf, junger Adler — glückauf!

Abends im Dienstgebäude eines hohen Stabes trifft uns die zerschmetternde Kunde: Boelcke ist tot.

Ich habe viel liebe, prachtvolle Kameraden neben mir fallen gesehen und in die Gruft legen geholfen. Tiefer hab ich keinen betrauert als diesen Jüngling-Mann, den ich nur einmal für eine kurze Stunde sah — am Morgen seines Todestages. Für diese Stunde danke ich dem harten Schicksal, das mich seit mehr denn zwei Jahren in Schlachten und zwischen Schlachten hin und wider wirbelt. Wir zwei Besucher sind wohl die letzten Menschen, denen so lange Zwiesprache mit ihm vergönnt war. Wir empfinden dies Erlebnis als ein hohes Glück, Zeugnis von ihm abzulegen als eine stolze Pflicht.

Unzählbar ist das Heer der deutschen Männer, vor deren Taten alles versinkt, was jemals Menschen duldeten, trugen, leisteten. Tief drunten in Unterständen und Kellergewölben und Minenstollen und Unterseebooten und Granatlöchern trotzen die namenlosen Helden, die kein Heeresbericht erwähnt, kein Pour le Mérite belohnt. Mehr wie sie hat kein Mensch zu geben, auch Oswald Boelcke nicht. Dennoch wollen wir ihn preisen, nicht über seine Millionen Kameraden hinaus, aber als einen der aller-, allerbesten in ihrer Mitte. Um ihrer jeden, jeden leuchtet der Glanz des Heldentums — um Boelcke aber strahlt noch ein besonderes Licht: die freie Schönheit seines Kämpfertums, der Luft- und Sonnenrausch, in dem er stritt, siegte, fiel. Nicht einmal in erster Linie um seiner vierzig Siege willen müssen wir ihn lieben: um des Geistes willen, aus dem diese Siege wuchsen.

Militärische Trauerfeier und Überführung des Hauptmanns Boelcke.

In der Kathedrale Notre-Dame zu Cambrai fand am 31. 10. 16 nachmittags 3 Uhr die militärische Trauerfeier zu Ehren des am 28. Oktober im Luftkampf gefallenen Hanptmanns Boelcke statt.

Auf dem Platz vor der Kathedrale hatten die Ehrenkompagnien sowie eine Schwadron Aufstellung genommen. In Scharen waren deutsche Krieger aller Waffen herbeigeströmt, um dem ritterlichen Helden die letzte Ehre zu erweisen; aber auch die einheimische Bevölkerung bekundete durch zahlreiches Erscheinen ihre Interesse. Weithin war der Platz und die einmündenden Straßen von Menschen erfüllt, denen Trauer und Teilnahme auf den Gesichtern standen.

Das Innere der Kathedrale entsprach dem weihevollen Ernst der Stimmung. An der Hauptpforte und an den Säulen des Längsschiffs war das Zeichen der Trauer angebracht. Das gedämpfte Licht, das durch die Glasgemälde drang, fiel auf eine unübersehbare Menge ernster Kriegergesichter. Soweit es der Dienst gestattet hatte, hatten Offiziere aus dem Bereiche der Armee und Etappe sich eingestellt, ganz besonders Abordnungen aus den Fliegerverbänden, zum Scheidegruß an den großen Toten. Vorn im Chor flackerten in zwei Reihen Hunderte von Kerzen auf vielarmigen Leuchtern, und der echt französische Goldbaldachin des prunkhaften Hochaltars flammte im Widerschein auf und bildete einen seltsamen Gegensatz zu dem einfachen deutschen Schmuck mit Tannen- und Lorbeergrün des übrigen Chors. Zwischen den flimmernden Kerzen erhob sich ein Hügel von Kränzen. Auf diesem grünen Hügel stand, in Flaggentuch eingeschlagen, den Sturzhelm obenauf, der Sarg, schlicht und deutsch, wie der Held, dessen Überreste er barg. Zu Füßen des Sarges lag ein schwarzsamtnes Kissen mit den Orden und Ehrenzeichen, die die Brust des jugendlichen Helden schmückten: es sind nicht weniger als zwölf.

Nun traten die Kameraden der Jagdstaffel in den



Der letzte Start.



Die Aufbahrung im Dom zu Cambrai.

Chor, der älteste legt einen Kranz im Namen derer, die der Tote sooft zu Kampf und Sieg geführt hatte, nieder. Als Stellvertreter Sr Majestät des Kaisers war Generaloberst v. Below erschienen und ließ im Allerhöchsten Auftrag einen Kranz niederlegen. Eine Anzahl hoher Generale, an ihrer Spitze S. K. H. der Generalfeldmarschall Kronprinz Rupprecht von Bayern, legten gleichfalls persönlich Kränze nieder.

Zuletzt kamen die Eltern sowie die beiden Brüder, Hauptmann und Fähnrich Boelcke.

In mächtigen Akkorden brauste das Vorspiel der Orgel durch die weite Kuppelhalle. Ein feldgrauer Chor stimmte eine packende Weise an, deren Text von Erz. von Stein stammt. Den Trauergottesdienst hielt der Divisionspfarrer Stoelter. In zu Herzen dringenden Worten sprach er das aus, was alle Anwesenden bewegte: Ein Großer habe seine Treue und seine Hingabe mit dem Tode besiegelt. Ein ritterlicher Held, ein edler Mensch, ein gefeierter Liebling seines Volkes sei zur Unsterblichkeit eingegangen. Nichts könne seinen Ruhm mehr schmälern, er gehöre der Geschichte an. Wir aber bleiben ihm Dank und Nacheiferung schuldig.

Von der Orgel herab ertönte die Melodie des niederländischen Gebets vor der Schlacht; dann setzte



Der Sarg wird auf die Lafette gehoben.



Die Ehrensalve.

Gegen 4,45 Uhr griff ich mit 7 Maschinen meiner Staffel einige engl. D. D. in der Gegend westl. Pusieux - au - Mont an.

Der von mir angegriffene Apparat, dessen Beobachter nach dem 1. Angriff nicht mehr schoss, fing beim 2. Angriff stark zu qualmen an. Auch schienen mir beide Insassen tot. Der Apparat fiel seitlich abrutschend in die 2. engl. Stellung und brannte ab. Da ich in 200 - 300 m von einem Vickerseinsitzer angegriffen wurde, konnte ich letzteres nicht mehr beobachten. Nach Abendmeldung der Gruppe ( ) an A. O. K. ( ) stürzte 4,45 Uhr ein von einem Einsitzer angegriffene B. E. im Abschnitt ( ) ab.

nördl. Serre

Boelcke

Hauptmann

27. 10. 16.

Faksimile des Berichts des Hauptmanns Boelcke über den Abschuß des 40. Flugzeuges; seine letzte dienstliche Meldung.

abermals der Chor stimmungsvoll ein: „Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen".

Die Unteroffiziere der Jagdstaffel, die die Totenwache gehalten hatten, trugen nun den Sarg hinaus. Voran schritt ein Offizier der Jagdstaffel mit dem Ordenskissen. Draußen ordnete sich der Zug; auf einer schwarzumflorten Lafette ruhte der Sarg. Ihm folgten der Vater des Gefallenen, Generaloberst von Below und der Geistliche, anschließend Hauptmann und Fähnrich Boelcke, die Generalität, die Jagdstaffel, Offiziere und Mannschaften aller Waffen. Infanteristen mit aufgepflanztem Seitengewehr standen Spalier, hinter ihnen drängte sich die Menge. Die öffentlichen Gebäude hatten Fahnen mit Trauerflor aushängen. Die doppelte Reihe der Straßenlaternen war mit schwarzen Wimpeln geschmückt.

Am Bahnhof wurde Aufstellung genommen. Auf schwarz ausgeschlagenen Flammentürmen lohten düsterrote Totenfackeln. Der Sarg wurde dicht an dem kranzgeschmückten schwarz verhängten Eisenbahnwagen aufgestellt. Wiederum erscholl ein Chorgesang. Generaloberst von Below trat vor zum Sarg und pries im Allerhöchsten Auftrag und im Namen der Armee das unerreichte Heldentum des Toten mit kurzen markigen Worten. Dann gelobte der stellvertretende Führer der Boelckeschen Jagdstaffel dem Führer Treue und unbedingtes Festhalten an seinem Geiste.

Während der Sarg in den Wagen geladen wurde, präsentierte die Ehrenkompagnie. Dann folgte die dreifache Ehrensalve. Unter den Klängen: „Ich hatt einen Kameraden" setzte sich der Zug in Bewegung.

Ein halbes Jahrhundert Vaterländischer Frauen-Verein.

Von Paula Kaldewey. — Hierzu die Abbildung auf Seite 1617.

„Inmitten der Kriegsstürme, während Deutschland seinen schweren Daseinskampf ausficht, begeht der Vaterländische Frauen-Verein sein fünfzigjähriges Jubelfest. Freilich, zum Jubeln und Frohlocken ist die Zeit nicht angetan, aber ein Gefühl stolzer Befriedigung darf wohl die Männer und Frauen beseelen, die dem Vaterländischen Frauen-Verein ihre Kräfte weihten, wenn sie auf das Halbjahrhundert Vereinsgeschichte zurückblicken. Bewährt doch gerade jetzt der Vaterländische Frauen-Verein, was er in langen Friedensjahren gelernt, worauf er in nimmer erlahmender Arbeit sich vorbereitet hat. Im Kriege innerhalb des Frauen zugänglichen Bezirkes dem Heere helfend zur Seite zu stehen, das ist seine Aufgabe, das macht ihn zu einem Vaterländischen Frauen-Verein."

Mit diesem Geleitwort beginnt die Festschrift, die der Vaterländische Frauen-Verein an seinem Jubiläum, am 11. November, seinen Vereinsmitgliedern überreicht, und wir dürfen wohl hinzufügen, daß ein erheblicher Teil des

Aufschwungs, der der Organisation in den fünf Dezennien ihres Bestehens beschieden gewesen, in der glücklichen Wahl der Personen zu suchen ist, die seit langem an leitender Stelle für das Wohl des Vereins tätig sind.

Satzungsgemäß ernennt die Kaiserin, die hohe Schirmherrin der Vereinigung, die mit besonderen Ämtern betrauten Vorstandsmitglieder sowie ferner noch ein weibliches und ein männliches Mitglied aus Vereinskreisen. — Die Geschicke des Vaterländischen Frauen-Vereins sind aufs engste verknüpft mit dem gräflichen Namen Itzenplitz. Schon Königin Augusta berief, als sie im Jahre 1866 die Organisation begründete, zur Vorsteherin derselben Gräfin Luise von Itzenplitz und erwählte, als diese am 12. April 1867 von ihrem Amte wegen Vermählung zurücktrat, zur Nachfolgerin deren Schwester, Gräfin Charlotte von Itzenplitz, die noch heute, nach fast fünfzig Jahren, an der Spitze des Vereins steht.

In den beiden stellvertretenden Vorsitzenden, Frau Geh. Regierungsrat Marie Noeldechen und Frau Gräfin Agnes von der Goeben, nennt der Verein zwei Frauen sein eigen, die in seinem Aufblühen und in seiner Fortentwicklung den schönsten Lohn für ihre rastlose Tätigkeit erblicken. Frau Marie Noeldechen ist die einzige noch lebende Mitbegründerin der Organisation, und als Leiterin der Nähabteilung des Hauptvorstandes war es ihr bei Ausbruch des jetzigen Krieges zum drittenmal vergönnt, ihre Kraft in dieser besonderen Aufgabe dem Vaterlande zu widmen. Frau Gräfin Agnes von der Groeben bewies als Vorsitzende eines ostpreußischen Kreisverbandes in mehr als fünfundzwanzigjähriger Wirksamkeit ihr Verständnis für alle Vorkommnisse im Vereinsleben.

Bereits vor seiner Begründung schien es Königin Augusta für den Verein unerläßlich, daß in den Vorständen des Hauptvereins und der Zweigvereine neben warmherzigen Frauen lebenserfahrene Männer aus den verschiedensten Berufskreisen ihre Kräfte der neuen Aufgabe widmeten. Der Wortführer der vaterländischen Organisation, Staatsminister von Moeller, und ihr Schatzmeister, Bankier von Krause, entstammen beide der Handelswelt, und ihr reiches Wissen hat der Institution schon reichen Nutzen gebracht.

Wohl eins der wichtigsten Ämter im Vereinsleben ist das des Schriftführers. Dieser Posten ruht in den Händen des Oberverwaltungsgerichtsrates Dr. Kühne. In früheren Jahren Schriftführer des Provinzialverbandes Westpreußens und des Vorstandes des Zweigvereins für die Stadt Danzig, später Mitglied des Vorstandes im Zweigverein Marienwerder, übernahm er 1909 im Hauptvorstand die neue, verantwortungsvolle Aufgabe. Scharfblickend und durchdrungen von der Größe und dem idealen Wert der Ziele, die der Vaterländische Frauen-Verein zu erreichen trachtet, hat es Geheimrat Kühne stets verstanden, die rechten Wege zur Erlangung dieser Ziele zu weisen. Sein Stellvertreter, Wirkl. Geh. Rat Unterstaatssekretär Dr. Conze, stellte nach dem Ausscheiden aus dem Staatsdienst sein vielbewährtes juristisches Können in den Dienst der vaterländischen Gesamtorganisation, und so weiß diese die Vertretung ihrer Interessen nach außen auf den Schultern von Männern, die selbstlos und unermüdlich für deren Wohl wirken. — In der Berufung des Fräuleins Bertha von Goßler, Vorsitzenden des ostpreußischen Provinzialverbandes und des Zweigvereins Königsberg i. Pr., und des Geh. Regierungsrats Meyer, Direktors der Landesversicherungsanstalt Brandenburg, zollte die hohe Protektorin Dank und Anerkennung für rastlose Betätigung unter dem Banner des Roten Kreuzes.

Neben diesen von der Kaiserin ernannten Mitgliedern gehören dem Hauptvorstand eine große Anzahl im Wohlfahrtsleben Preußens bekannter Persönlichkeiten an. An erster Stelle ist da zu erwähnen die Fürstin Pauline zu Wied, geborene Prinzessin von Württemberg. Schon als Vorsitzende des Zweigvereins Charlottenburg aufs innigste vertraut mit dem Vierlerlei, das eine Vereinsleitung mit sich bringt, beweist die hohe Frau jetzt in einem größeren Wirkungskreis — als Vorsitzende des Provinzialverbandes der Rheinprovinz — daß es für sie als deutsche Fürstentochter eine Selbstverständlichkeit bedeutet, die Sache des Vaterländischen Frauen-Vereins nach Kräften zu fördern. — Ihre Nachfolgerin im Charlottenburger Zweigverein, Frau Staatsminister Selma v. Thielen, legte dessen Leitung nieder, als das soziale Leben Belgiens unter deutscher Verwaltung dringend einer Frau bedurfte, die mit ihren reichen Erfahrungen auf philanthropischem Gebiet Neues zu schaffen und Bestehendes den veränderten Verhältnissen anzupassen wußte. — Frau Staatsminister Sophie von Boetticher gehört zu den seltenen weiblichen Naturen, die ein selbst großes Ziel, das sie sich gesteckt, auch erreichen. Ihrer Anregung und unermüdlichen Mitarbeit ist in erster Linie die Erbauung und bewährte Einrichtung der Lungenheilstätte für Frauen im Forstbezirk Vogelsang bei Magdeburg zu verdanken. Ebenso leistete sie bei Ausbruch des Krieges bei der Begründung des „Kriegsausschusses für warme Unterkleidung" wertvolle Dienste.

In Frau Staatsminister Anna Lentze sehen wir die Leiterin der „Wöchnerinnenfürsorge", die der Hauptvorstand während des Krieges als besondere Abteilung ins Leben gerufen hat. Auf dem nahe verwandten Gebiet der Säuglingspflege betätigt sich in hervorragender Weise Frau Unterstaatssekretär Martha Heinrichs, während Frau Ministerialdirektor Gräfin Margarete von Keyserlingk, die auch die Verfasserin der kleinen Werbeschrift: „Fünfzig Jahre Vaterländischer Frauen-Verein" ist, ihre in der Zeit der Russeneinfälle in Ostpreußen bewährten Erfahrungen in steter Mitarbeit nutzbar macht.

Der Provinzialverein Berlin des Vaterländischen Frauen-Vereins ist durch zwei seiner Mitglieder im Hauptvorstand vertreten, nämlich durch Frau Herzogin Marie von Ratibor auf Schloß Rauden, der

---

Umtausch der Zwischenscheine der 4. Kriegsanleihe.

Unsere Leser machen wir hiermit darauf aufmerksam, daß die **Zwischenscheine** für die 5 % **Schuldverschreibungen** und 4 1/2 % **Schatzanweisungen** der **4. Kriegsanleihe** vom 6. November d. Js. ab in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden können.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W. 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum 17. April 1917 die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine **nur noch unmittelbar** bei der „Umtauschstelle für Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.



Vorsitzenden des Provinzialvereins, und seiner eigentlichen Leiterin, Frau Oberst Helene von dem Knesebeck, der überaus verdienstvollen Begründerin der Vaterländischen Frauen-Vereine in den Reichslanden. — Frau Staatsminister Luise von Studt betätigt sich vornehmlich in praktischer Tuberkulosefürsorge, während Frau Admiral Ella von Pohl die Leitung der „Kriegskinderspende“ der Kronprinzessin übernommen hat. — Es liegt in der Natur der Sache, daß eine so weitverzweigte Wohlfahrtsorganisation wie der Vaterländische Frauen-Verein, die Mitarbeit von Frau Anna vom Rath, der bekannten Berliner Philanthropin, nicht entbehren mag. — Rastlos in der während des Krieges sehr wesentlich erweiterten Nähabteilung ist auch Fräulein Luise Koellner tätig, während wir in Frau Clotilde von Wedel-Malchow die Begründerin der Schwesternschaft vom Roten Kreuz in Eberswalde erblicken.



Direktor im Auswärtigen Amt **Wirkl. Geh. Legationsrat Kriege,** wurde zum Wirkl. Geh. Rat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt.



Direktor im Auswärtigen Amt **Wirkl. Geh. Legationsrat Hammann,** wurde zum Wirkl. Geh. Rat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt.

Auszeichnungen im Auswärtigen Amt.

Wohl ausnahmslos wirkten die vorgenannten Damen auf diesem oder jenem speziellen Wohlfahrtsgebiete. Außer ihnen zählt aber der Hauptvorstand noch mehrere weibliche Mitglieder, die mit warmherzigem Sinn sich an der Linderung vorhandener Notstände, an der Aufbringung von Mitteln für besondere Zwecke oder an sonstigen Vereinsaufgaben beteiligen. Namen, wie Frau Ottilie von Hansemann, Frau Staatsminister Gräfin zu Eulenburg, Frau Oberbürgermeister Wirkl. Geh. Rat Marie Wermuth, Frau Staatsminister Eleonore von Trott zu Solz, Frau Wirkl. Geh. Rat von Bülow-Bossee, Frau Staatsminister Gräfin von Zedlitz-Trützschler, Frau Staatsminister von Loebell, Frau General von Falkenhayn, Frau Generalstabsarzt von Schjerning, Frau Oberpräsident von der Schulenburg und Frau Wirkl. Geh. Rat Helene von Becker, sind gleichfalls sicherste Gewähr und Bürgschaft, daß alle Fragen mit der Gründlichkeit und dem Nachdruck beraten werden, durch die allein menschliche Not und menschliches Elend behoben werden können.

Es wurde bereits betont, daß die Mithilfe welterfahrener Männer dem Vaterländischen Frauen-Verein in den fünfzig Jahren seines Bestehens stets zum Segen gereichte. Durch seine vornehmste Pflicht, als Teil der freiwilligen Krankenpflege zur Unterstützung des Kriegssanitätsdienstes zugelassen zu sein, konnte er natürlich vor allem der Mitarbeit der Militärärzte nicht entraten. So widmen auch heute die Obergeneralärzte Dr. Werner und Dr. Körting sowie Geh. Medizinalrat Professor Dr. Borchard, der während des Krieges des Königs Rock angezogen hat, dem Verein ihre Kräfte. Unendlich viel verdankt die Organisation dem Wirken des Wirkl. Geh. Obermedizinalrats Professor Dr. Dietrich, des Verfassers der Schrift: „Über die staatliche Prüfung des weiblichen Krankenpflegepersonals“, der vor allem auf dem Gebiete der Säuglingsfürsorge reichste Anregung und Förderung gegeben. Geh. Sanitätsrat Professor Dr. Pannwitz stellt seine vielseitigen Kenntnisse des gesamten Rote-Kreuz-Wesens und der Tuberkulosebekämpfung ganz in den Dienst der vaterländischen Sache.

Durch die Mitgliedschaft des Kabinettrats der Kaiserin, Kammerherrn Freiherr von Spitzemberg, kommt der Zusammenhang, der zwischen der hohen Protektorin und dem Vaterländischen Frauen-Verein besteht, deutlich zum Ausdruck, und es erfüllt jenen immer von neuem mit freudigem Stolz, wenn ihm von dieser Stelle wieder und wieder Beweise nie versagender Huld zuteil werden. — Als Vorsitzender des „Verbandes Deutscher Krankenpflege-Anstalten vom Roten-Kreuz“ verfügt Landgerichtspräsident, Geh. Oberjustizrat Chuchul-Stendal, auf dem Gebiete des Schwesternwesens über reiche, praktische Erfahrungen, indes Generalmajor Everth als Vorsitzender des „Ständigen Ausschusses der deutschen Frauen-Vereine vom Roten Kreuz“ das Bindeglied zwischen diesen und dem Vaterländischen Frauen-Verein bildet.

Der Rat und der Beistand des Verwaltungsbeamten ist in dem Hauptvorstand durch die Herren Wirkl. Geh. Rat Staatsminister Biedenweg-Detmold, Geh. Oberregierungsrat von Gröning und Geh. Regierungsrat Dr. Dryander, der des Juristen durch Rechtsanwalt Dr. Kück-Hamburg und der des Finanzmannes durch Geh. Ober-Finanzrat von Velsen verkörpert.

Allein das Bild rastlosen Wirkens und Schaffens im Hauptvorstand würde unvollständig sein, wollte man nicht der aufopfernden Tätigkeit des Generalsekretärs, Generaloberarzt a. D. Dr. Friedheim, gedenken. Mit seinem Fühlen und Sinnen in der Vereinsarbeit wurzelnd, von dem lebhaftesten Wunsche für eine segensvolle Weiterentwicklung beseelt, kann man Dr. Friedheim wohl als einen der genauesten Kenner der ereignisreichen Geschichte des Vaterländischen Frauen-Vereins bezeichnen.

In der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an Frau Gräfin von Behr-Negendank und Frau Staatsminister Freifrau von Hammerstein brachte der Verein einen Dankeszoll für die tätige Mitarbeit zum Ausdruck.

○ ○ ○

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern).

Auch dieser Krieg, in vielem so überraschend neuartig, noch nie dagewesen, verläuft nach Gesetzen, die für alle Kriege aller Zeitalter gelten. Sein Gang ist über den Höhepunkt hinaus.

Ob auch schwere Kriegsarbeit noch zu verrichten sein mag, um so schwerer, als die Länge die Last trägt, die vorhandene Überlegenheit behauptet sich durch ihr angesammeltes Gewicht. Das ist für uns in stetem Wachsen, während das verteilte Gewicht der feindlichen Krieg-

führung mit jeder neuen Schwankung mehr dahinschwindet.

Die Kämpfe an der Somme erweisen in ihrem Verlauf seit dem gewaltigen Ansturm in den letzten Septembertagen die Ueberlegenheit unserer Truppen durch ihren höheren Kampfwert.

Als Entscheidungschlacht von den Gegnern geplant und vorbereitet, mit der äußersten Aufbietung aller Mittel ins Werk gesetzt, sollten diese Kämpfe um jeden Preis zu einer vernichtenden Niederlage für uns durchgeführt werden. So stark rechneten unsere Feinde mit dem Gelingen ihrer Anstrengungen, daß sie gewaltige Kavalleriemassen zusammengezogen hatten, um den erhofften Durchbruch durch Verfolgung auszunützen.

Kein Erfolg ist ihnen beschieden. Der unerhörte Anprall ist elastisch aufgefangen, kein Riß, kaum eine wahrnehmbare Einbuchtung unserer Front ist zu spüren. Die Errungenschaft des Feindes besteht in wenigen Quadratkilometern zu Schutt verwandelten Bodens, der ihm auch nicht einen brauchbaren Stützpunkt gewährt. Die Verlustziffern der massenhaften Divisionen, die er eingesetzt und immer wieder eingesetzt hat, sind nach vorsichtiger Schätzung enorm hoch; sie werden Staunen erregen, wenn sie eines Tages ganz bekannt werden.

In der Dobrudscha leiden die von Mackensen verfolgten feindlichen Streitkräfte bedenklich an Raummangel. Aus ihren Bewegungen geht deutlich hervor, daß sie versuchen, Luft zu bekommen, um ausholen zu können, und immer wieder von unseren nachdrängenden Streitkräften zum Verzicht auf freiwillige Bewegungen gezwungen werden.

Daß unsere braven Truppen in Rumänien es nicht leicht haben, ist aus einem Blick auf die Gebirgskarte ersichtlich. Die Überwindung enger Zugänge bietet dem Angreifer naturgemäß schwierige Aufgaben. Starke Kolonnen über schmale Paßstraßen zu leiten und zu schneller erfolgreicher Entwicklung zu bringen, stellt hohe Anforderungen sowohl an die Führung wie an die Leistungsfähigkeit der Mannschaften.

An der italienischen Front scheiterten neue Massenanstürme. Die neunte Isonzoschlacht ist entbrannt zur weitern Vervollständigung der Mißerfolge, welche die acht bisherigen Isonzoschlachten den Italienern eintrugen.

England schneiden wir eine neue Marke aufs Kerbholz. Eine weitere Schandtat gegen unsere Marine ist herausgekommen, die sich, genau so nichtswürdig wie der Baralongfall, etwa um dieselbe Zeit wie dieser, im Kampfe eines unserer U-Boote gegen einen Engländer unter falscher Flagge zutrug.

Diese Botschaft traf zu einem Zeitpunkt ein, als wir unbestreitbar uns auf das rechtschaffene Verhalten unserer Flotte im Seekrieg berufen konnten, in dem wir nach Völkerrecht die taugliche Waffe in unsern Händen gegen alle feindlichen Schiffe und gegen alle in feindlichem Dienste fahrenden Schiffe richten.

Aus berufenem Munde wurde der Ernst unserer Entschlossenheit bekräftigt. Der neuberufene Kriegsminister v. Stein wies darauf hin, daß unsere Gegner, in erster Linie die Engländer, immer neue und immer schwerere Mittel in den Kampf führen, und erklärte: Es gilt, alle Mittel, die gegen uns angewandt werden, noch zu übertreffen.

Mit Stolz und Trauer blicken wir auf das Grab des Hauptmanns Boelcke. Sein Vorbild mit dem Immelmanns, Wintgens, Mulzers und der anderen Vorkämpfer leuchtet in die Zukunft hinüber. X.

Bekanntmachung.

Die Zwischenscheine für die 5% Schuldverschreibungen und 4½% Schatzanweisungen der IV. Kriegsanleihe können vom

6. November d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der **„Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum **17. April 1917** die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Für die 5% Reichsanleihe und für die 4½% Reichsschatzanweisungen sind besondere Nummernverzeichnisse auszufertigen; Formulare hierzu sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts **oberhalb** der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Von den Zwischenscheinen für die **I. und III. Kriegsanleihe** ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915 und 1. Oktober d. Js. fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald **bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22,** zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im November 1916.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.



Nummer 46.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

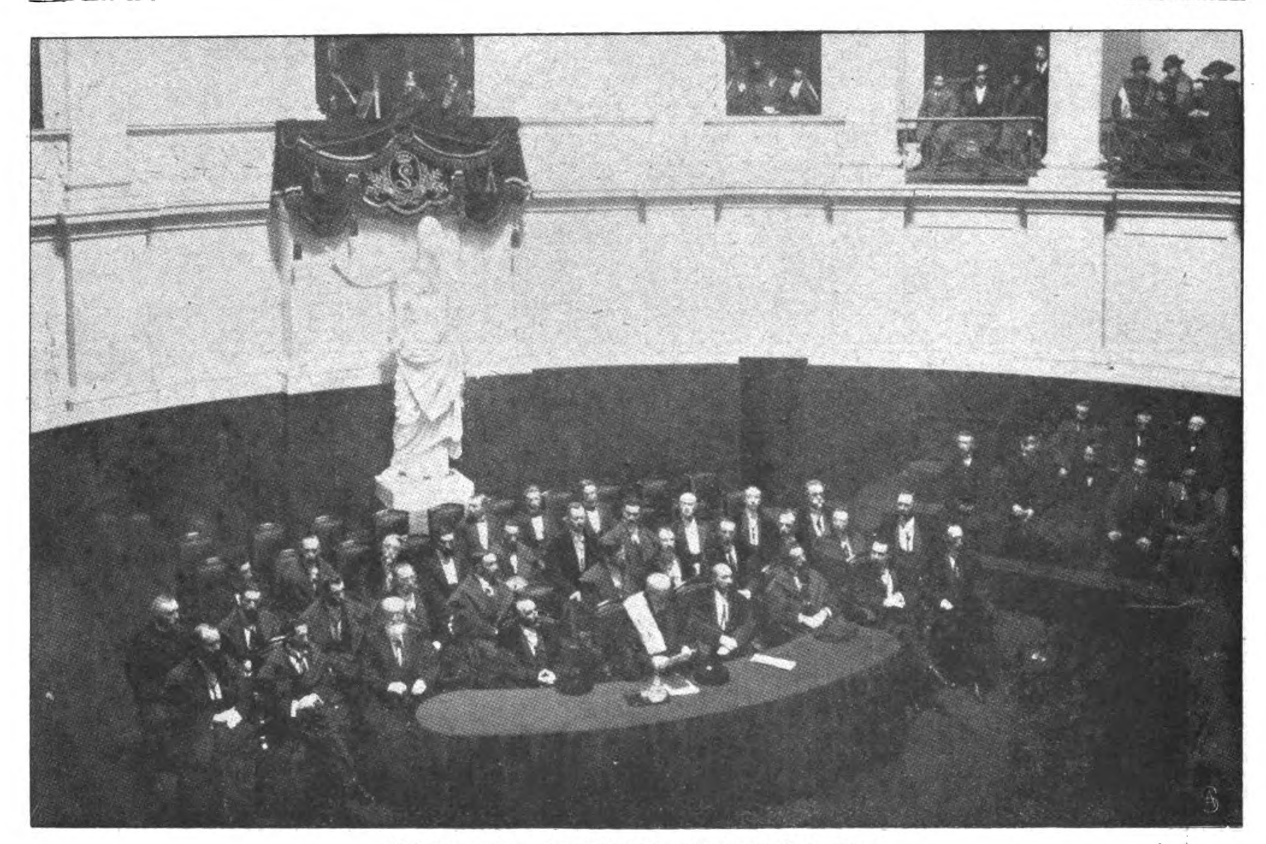
Seite 1613



Phot. Franz Schmitz, Stuttgart.

Königlich Württembergischer Generalleutnant Groener,

wurde zum Chef des neuerrichteten „Kriegsamts“ ernannt.

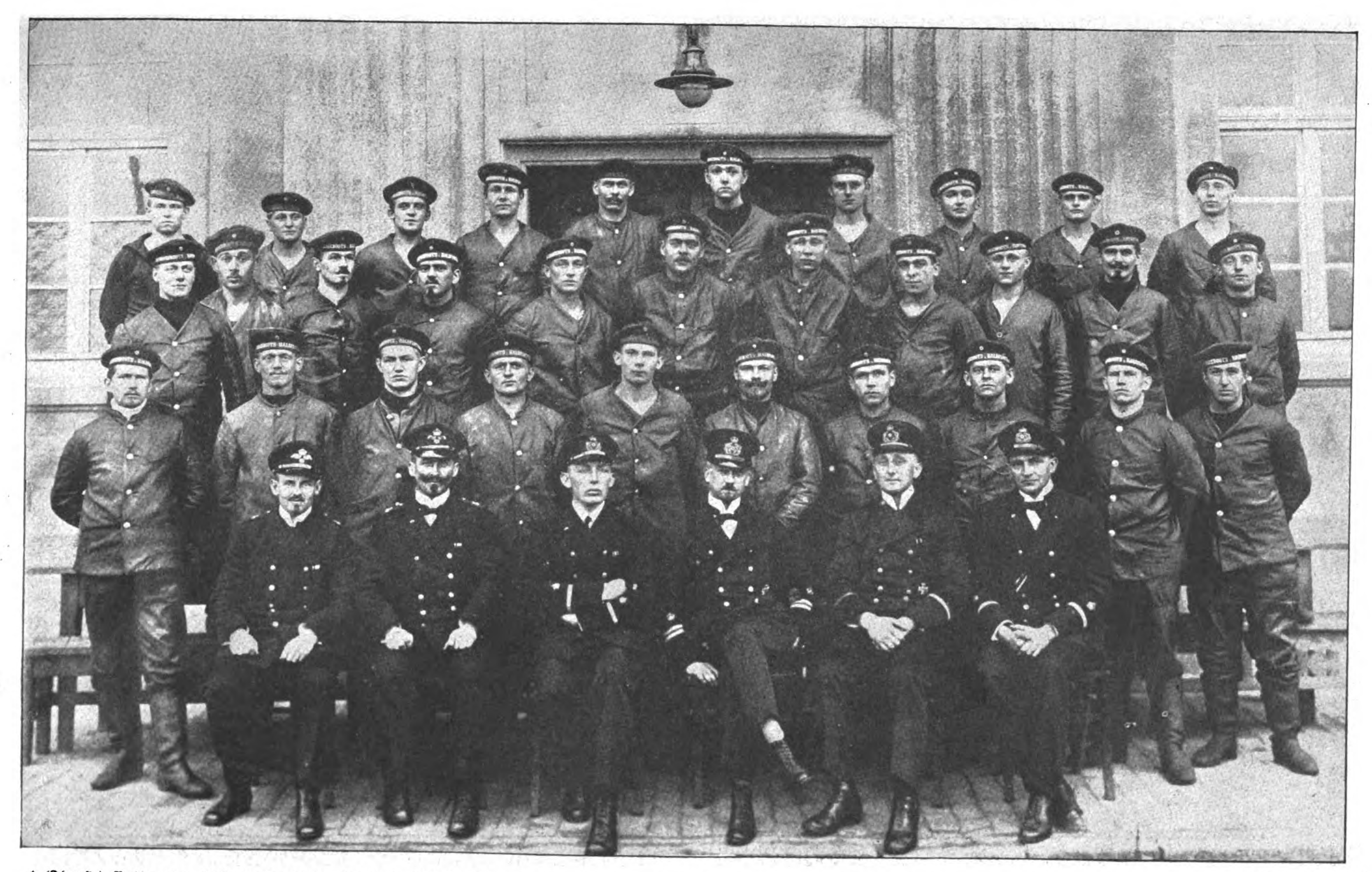


Eröffnungsfeier der flämischen Universität in Gent.



Ansicht des Universitätsgebäudes in Gent. Phot. Leipziger Presse-Büro.

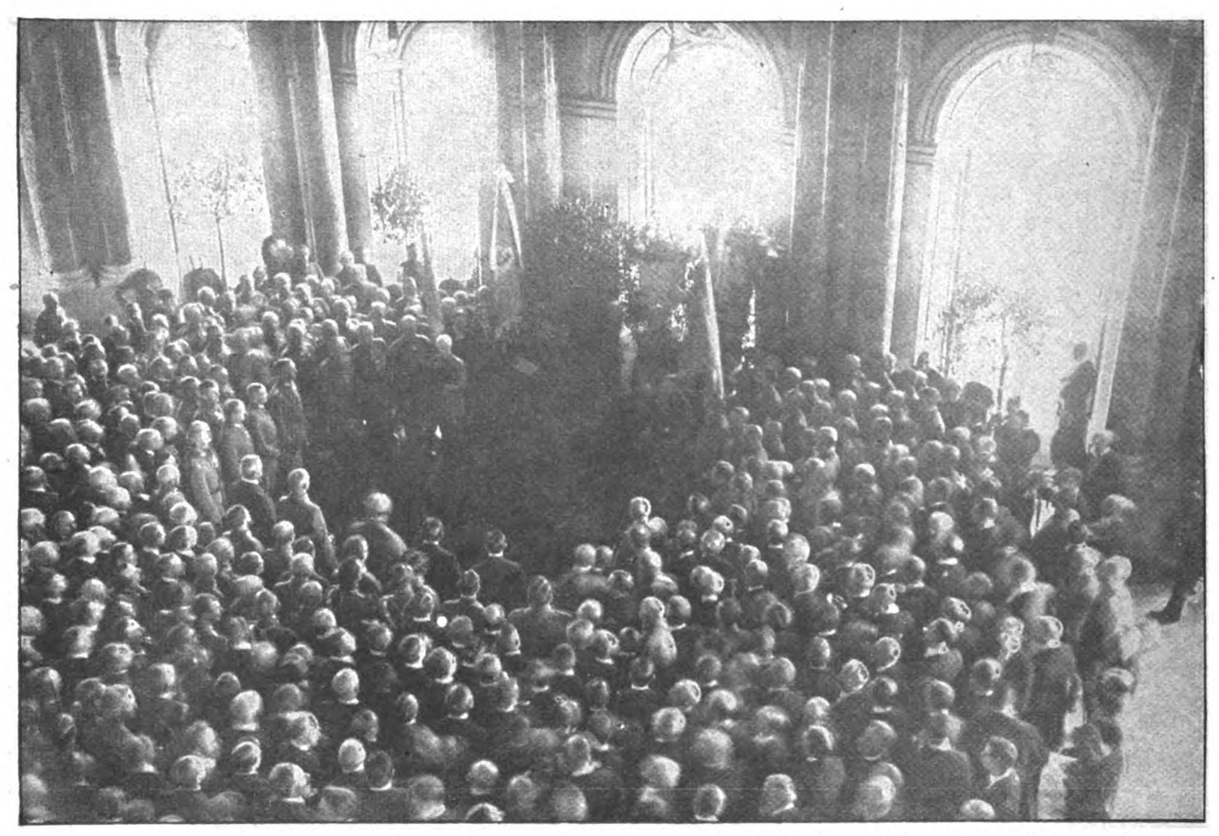
Feierliche Eröffnung der Genter Universität.



Phot. Kloppmann.

1. (Oberste) Reihe von links nach rechts: Wandt, Ob.-Matrose; Keller, Ob.-Matrose; Gentsch, Heizer; Kulgatz, Heizer; Grall, Ob.-Matrose d. R.; Hannemann, Heizer; Norrmann, Matrose; Schröder, Heizer; Herty, Ob.-Heizer; Göthling, Matrose. 2. Reihe: Pirtsch, Heizer; Kuck, Bts.-Maat; Krome, M.-Maat; Ludwig, M.-Maat; Mohr, F.-T.-Maat; Kühne, M.-Maat; Jung, M.-Maat; Wulf, M.-Maat; Ulfig, Ob.-Heizer; Kolberg, Heizer; Hippe, Matrose. 3. Reihe: Petersen, Ob.-M.-Maat; Zummack, Ob.-F.-T.-Gast; Tscharntke, M.-Maat; Thomas, Bts.-Maat; Spindler, Ob.-Matrose; Jablonski, Ob.-Bts.-Maat; Haack, Ob.-M.-Maat; Mazurimm, M.-Maat; Katzra, M.-Maat; Hahn, M.-Anwärter. 4. Reihe: Bode, Maschinist; Schröter, Steuermann; Wacker, Ob.-Leutnant; Rose, Kapitänleutnant (Kommandant); Möller, Ob.-Ing.; Stein, Ob.-Leutnant d. R.

Die Besatzung des von seiner erfolgreichen Streife an der amerikanischen Küste nach der Heimat zurückgekehrten U-Boots „U. 53“.



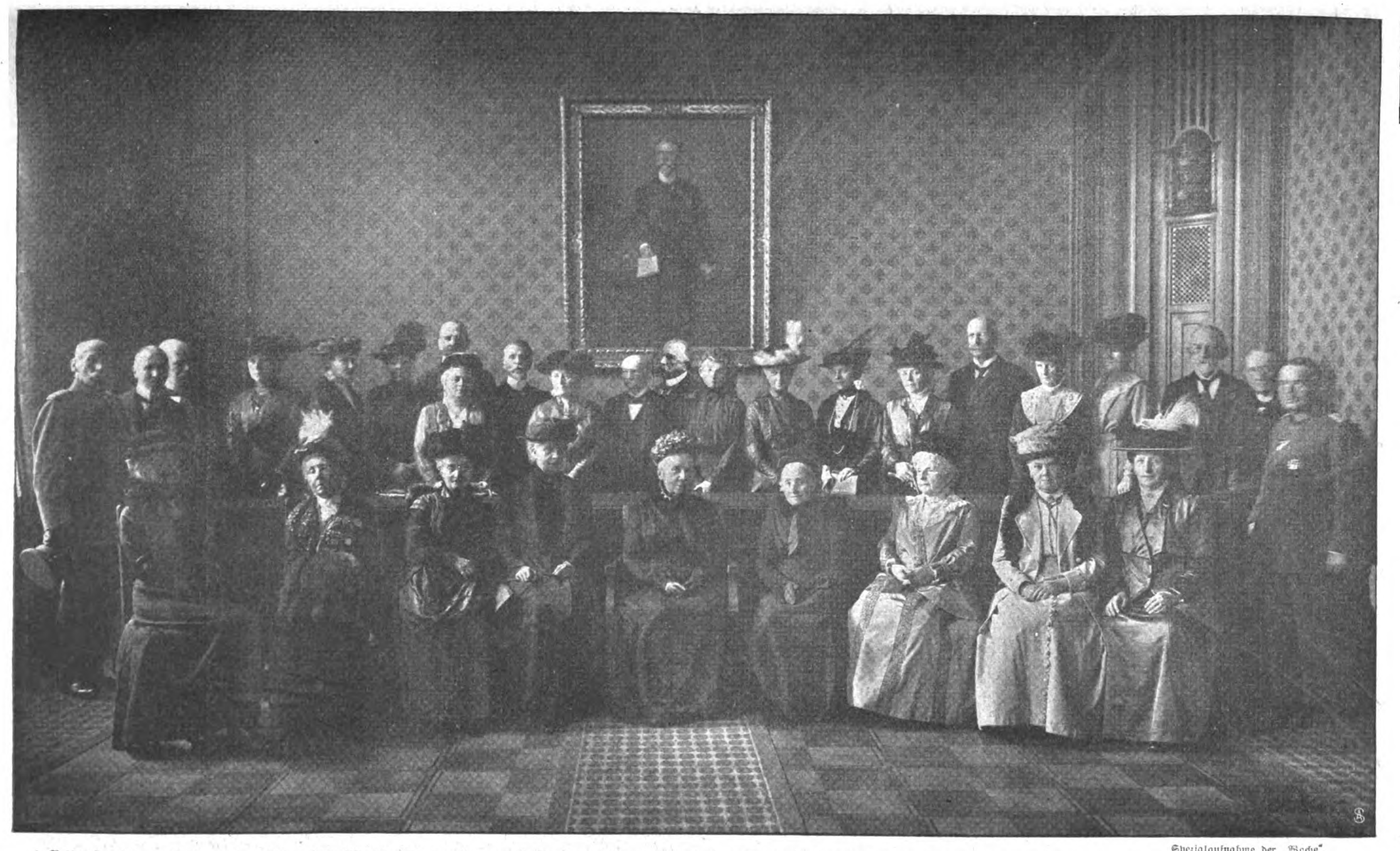
Generalgouverneur v. Beseler verliest die Kaiserliche Proklamation im Thronsaal des polnischen Königsschlosses in Warschau.



Phot. Gennecke.

Die Körperschaften verlassen nach der Proklamation das polnische Königsschloß.

Die Errichtung des Königreichs Polen.



Spezialaufnahme der „Woche“.

1. Reihe (sitzend) von links nach rechts: Frau Wirkliche Geheime Rat von Becker; Frau Anna vom Rath; Frau Staatsminister von Thielen; Frau Gräfin Wilhelm von der Groeben, 2. Stellvertretende Vorsitzende; Charlotte Gräfin von Itzenplitz, Vorsitzende; Frau Geheimrat Marie Noeldechen, Stellvertretende Vorsitzende; Frau Ottilie von Hansemann; Frau Oberst von dem Knesebeck; Frau Staatsminister von Studt. 2. Reihe (stehend): Obergeneralarzt Dr. Körting; Kabinettsrat Ihrer Majestät der Kaiserin Freiherr von Spitzemberg; Generaloberarzt a. D. Dr. Friedheim, Generalsekretär des Hauptvorstandes; Frau Dr. Aufschläger, Hamburg (als Gast); Frau General von Falkenhayn; Frau Wirkliche Geheime Rat von Bülow-Bossee; Geheimer Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Ministerium des Innern von Gröning; Frau Staatsminister von Loebell; Geheimer Regierungsrat Meyer; Frau Staatsminister Dr. Lentze; Oberverwaltungsgerichtsrat Dr. Kühne, Schriftführer; Generalmajor z. D. Everth; Frau Admiral von Pohl; Frau Unterstaatssekretär Heinrichs; Frau Gräfin von Keyserlingk; Frau Oberpräsident von der Schulenburg; Unterstaatssekretär z. D. Conze, 2. Schriftführer; Frau Generalstabsarzt von Schjerning; Fräulein Luise Koellner; Staatsminister von Moeller; Bankier Wilhelm von Krause, Schatzmeister; Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Borchard.

Eine Sitzung des Hauptvorstandes des Vaterländischen Frauen-Vereins.



Major Freiherr von Forster. — Phot. Am. Aut. Cie. Hauptmann Rudolf Krause. — Phot. A. Behnke. Major Eduard Kruse — Hauptmann Fritz Nonne. — Hauptmann Aug. Winter.

Hptm. Walter v. Reichenau. — Hauptmann Holtzey. — Phot. E. Brasch. Hauptmann Voß. — Phot. A. Raschkow Hauptmann Schlettwein. — Hofphot. Bieber, Hamburg. Leutnant Klaus Hauptmann.

Leutnant Georg Blaimer. — Leutnant Max Beckmann. — Leutnant Franz Dangl. — Oberleutnant Hans Nerger. — Feldwebelleutnant W. Rätze.

Phot. A. Gerling. Leutnant Hermann Lohbeck. — Off.-Stellv. Gustav Strauß. — Sergeant Martin Karmrodt. — Off.-Stellv. Hans Dworatzek. — Off.-Stellv. Erich Sperling.

Off.-Stellv. Otto Bürger. — Off.-Stellv. Max Lehmann. — Vizefeldwebel Gangolf Close. — Vizefeldwebel Josef Luitz. — Flieger Gustav Tweer.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Fruchtsaft-Probierstand.



Phot. Groß

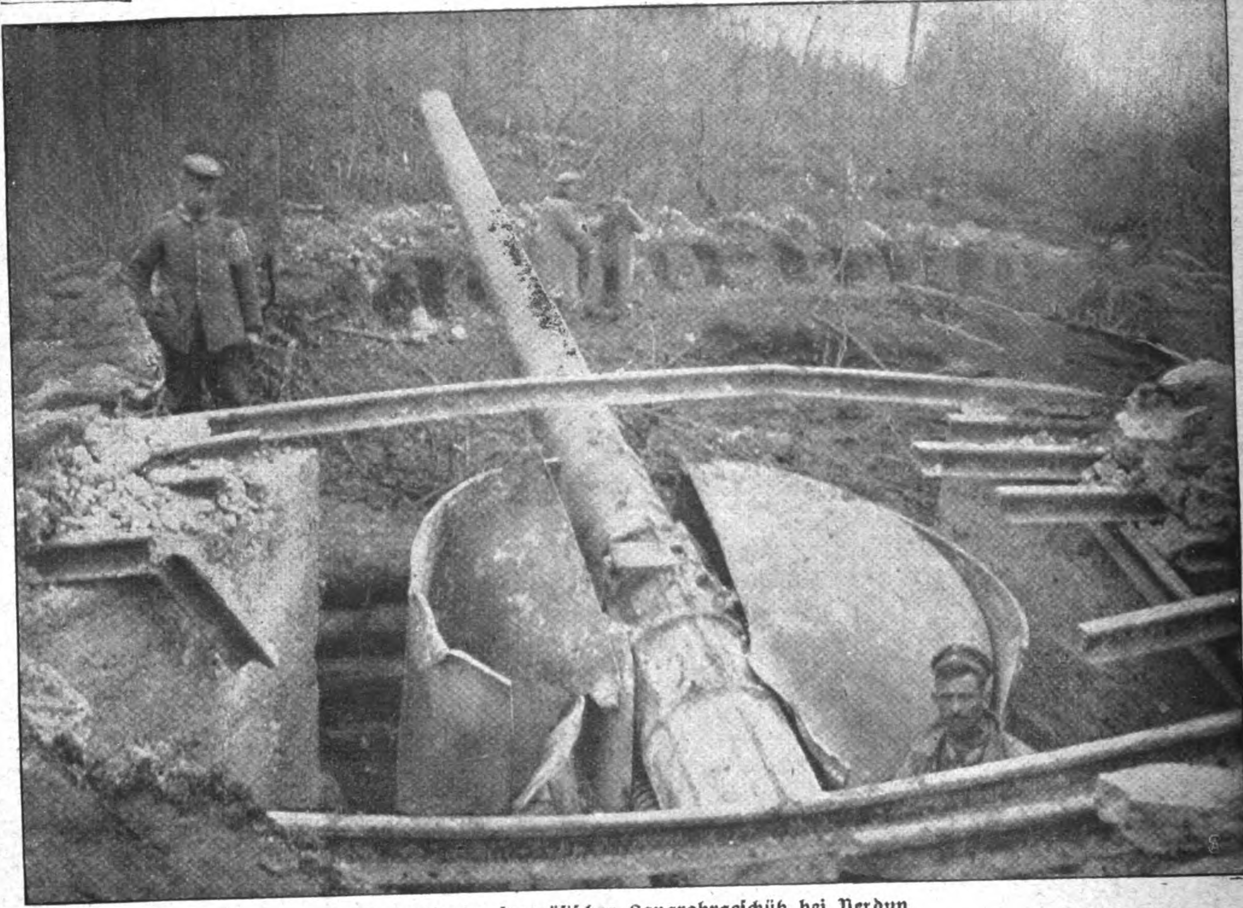
Die Kronprinzessin verläßt die Ausstellung.



Obst aus dem Osten.

Phot. Seegert.

Ausstellung von Obst und Obsterzeugnissen aus dem Verwaltungsgebiet des Oberbefehlshabers Ost in Berlin.



Ein erobertes französisches Langrohrgeschütz bei Verdun.



Phot. Holznagel.

Ein bei Comines durch acht Schuß heruntergeholter französischer Kampfflieger, dessen Maschinengewehr erkennbar ist.

Von der Westfront

Frauen im Kommunaldienst.

Von Eliza Ichenhäuser.

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung erregte kürzlich ein von der sozialdemokratischen Fraktion zugunsten der Mitarbeit von Frauen in der Gemeindeverwaltung eingebrachter Antrag ein Interesse, das weit über das gewohnte Maß hinausging. Die warmherzigen, von Überzeugung des Wertes der Frauenarbeit getragenen Ausführungen des Referenten Stadtverordneten Dr. Weyl, das für viele neu vorgebrachte Tatsachenmaterial, die allseitige Anerkennung der jüngsten Leistungen der Frauen und schließlich die wohlwollende Entgegnung des Oberbürgermeisters Wermuth und die Überweisung des Antrags an einen Ausschuß formten sich zu einer Sinfonie, wie sie Frauenohren in Parlamenten bisher selten gehört haben. Die Klangschönheit wurde nur dadurch beeinträchtigt, daß der Grundton, auf den die Antworten der Herren Wermuth, Dowe und Rosenow abgestimmt waren, etwas hart war, nämlich die den Frauen ungünstige Rechtslage. Diese zu ändern, war ja aber gerade der Zweck des Antrags, der vom Magistrat eine Vorlage wünschte, durch welche die Zuwahl der Frauen in alle auf Grund des § 59 der Städteordnung eingesetzten Deputationen durch statutarische Anordnung bestimmt werden kann. Ob dies auf Grund des Absatzes 3 des betreffenden § 59 möglich ist, darüber gehen die Ansichten der Gelehrten vorläufig noch auseinander. Es ist zu wünschen, daß die Beratungen im Ausschuß zu einer zeitgemäßen Klärung dieser Frage führen; einig waren sich aber alle Stadtväter, einschließlich des Oberhaupts der Reichshauptstadt, darin, daß kein Bedenken dagegen bestehe, Frauen mit beratender Stimme (als stumme Ankläger gegen die herrschende Ordnung, wie Stadtverordneter Dr. Weyl sich charakteristisch ausdrückte) zu denjenigen Verwaltungsdeputationen, in denen solche Mitwirkung zweckmäßig erscheint, mit beratender Stimme aufzunehmen. Ferner, daß der Magistrat, dem Zuge der Zeit durchaus folge, wenn er wünsche und sich bestrebe, die Einsicht, die Erfahrungen und das Wirken der Frauen in weiterem Umfange für die Gemeinde nutzbar zu machen.

Wenn Oberbürgermeister Wermuth trotzdem vorher in eine scharfe Nachprüfung der vom Referenten vorgetragenen Vorgänge in anderen Städten eingehen will, so ist dies ganz begreiflich. Es ist aber zu wünschen, daß das Ergebnis dieser Prüfung von Einfluß auch auf die Beurteilung und Gestaltung der Rechtsfrage sei.

Tatsächlich hat die Gemeindearbeit der Frau in den letzten zwei Jahrzehnten einen förmlichen Siegeszug in Deutschland angetreten. Daß dies nur durch ihre Leistungen möglich war, dafür spricht, daß die organisierte Frauenbewegung bereits ein Vierteljahrhundert vorher alle Gründe, die für die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde sprechen, vergebens ins Treffen geführt hatte. Nur ganz vereinzelte Gemeinden, wie Kassel und Ratibor, wagten einen schwachen Versuch mit Frauen in der öffentlichen Armen- und Waisenpflege. Diese Versuche fielen aber so günstig aus, daß der „Deutsche Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit" auf seiner Generalversammlung in Straßburg im Jahre 1896 die allgemeine Heranziehung der Frau zur öffentlichen Armenpflege als eine dringende Notwendigkeit bezeichnete. Von diesem Zeitpunkt an machte die Verwendung von Frauen auf diesem Gebiete rasche Fortschritte, trotzdem sie durch die Gesetzgebung erschwert war, und trotzdem die Frau im Anfang großes Mißtrauen, das ihrer Tätigkeit auf diesem Gebiete entgegengebracht wurde, überwinden mußte.

Nachdem ihre Mitwirkung bei der öffentlichen Armen- und Waisenpflege sich als erfolgreich erwiesen hatte, sie, seit der Einführung des BGB. im Jahre 1900, auch staatlich bestellte Vormünderin, Pflegerin und Beistand werden konnte, eroberte sie sich im Jahre 1906 zum erstenmal den Eintritt in die Schulverwaltung. Das preußische Schulunterhaltungsgesetz von 1906 sieht die Zulassung von Lehrerinnen zu den Schuldeputationen und die Zuziehung von Frauen zu den Schulkommissionen vor. Überdies können die Frauen auf Grund ortsstatutarischer Regelung in die Kuratorien der städtischen höheren Mädchenschulen gewählt werden. Die Beteiligung der Frauen auf dem Gebiete der Schulpflege erwies sich als so ersprießlich, daß der Preußische Unterrichtsminister in einem Erlaß von 1912 selbst ihre Förderung wünschte. Eine Schulschwester wurde zum erstenmal 1908 in Charlottenburg eingestellt und damit von dieser so häufig bahnbrechenden Stadt wieder einmal der Anstoß zu einer Neuerung gegeben, die sich für das körperliche Wohlergehen der Schulkinder außerordentlich fördernd erwiesen hat. Eine Reihe von Städten verfügt auch über Schulärztinnen und Schulzahnärztinnen. Ebenfalls ein Produkt des 20. Jahrhunderts ist die ehrenamtliche, wie auch die besoldete Mitarbeit der Frau in den Wohnungsdeputationen und Ausschüssen und in der Wohnungsinspektion und schließlich auch die Polizeiassistentin, der gute Engel der Jugendlichen und sittlich gefährdeten Frauen und Mädchen.

Sobald ein Bundesstaat oder eine Stadt in den letzten zwei Jahrzehnten auf einem der genannten Gebiete einen Versuch mit der Mitarbeit der Frauen machte, zogen auch andere Staaten und Städte den Gewinn aus den hierbei gemachten Erfahrungen und führten die Neuerung dann ebenfalls ein. Am radikalsten gingen hierbei die verschiedenen süddeutschen Staaten und ganz besonders Baden vor. Bei der Revision seiner Gemeindeordnung im Jahre 1910 sah es nicht allein, wie ein Jahr später Hessen und vier Jahre später Bayern, die fakultative Zuziehung von Frauen zu städtischen Kommissionen vor, sondern machte sie sogar obligatorisch. Vom übrigen Deutschen Reiche sind nur noch Sachsen (für die Landgemeinde) und Oldenburg dem Beispiele gefolgt. Trotzdem konnte das ausgezeichnete, von Jenny Appolant im Auftrage des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins 1913 herausgegebene Handbuch über die Stellung und Mitarbeit der Frau in der Gemeinde, immerhin die Gesamtzahl der in jenem Jahre in deutschen Gemeinden mit mehr als 6000 Einwohnern in der kommunalen Wohlfahrtspflege, Schulverwaltung und an den Arbeitsnachweisen tätigen Frauen bereits mit 17 960 angeben, und zwar 16 939 ehrenamtliche Hilfskräfte und 1021 besoldete.

Inzwischen hat der Krieg für eine weitere Hinwegräumung der Vorurteile gesorgt. Der Widerstand, der seitens der Verwaltungen der Einstellung von Frauen

noch vor einem Jahrzehnt entgegengebracht wurde, verwandelte sich angesichts des Mangels an männlichen Arbeitskräften und in Anbetracht der Frauenleistungen zu kluger Nachgiebigkeit. Die Frauen arbeiten gegenwärtig in einer Reihe großer Städte in den Unterstützungskommissionen der Lieferungsverbände, in städtischen Wohlfahrtsausschüssen, in Arbeitsnachweiskommissionen, in Mieteinigungsämtern, in Kreisorganisationen für Kriegsbeschädigte, in Lebensmittelkommissionen, in Preisprüfungsstellen, in zahlreichen Ausschüssen zur Prüfung der Gegenstände des täglichen Bedarfs usw.

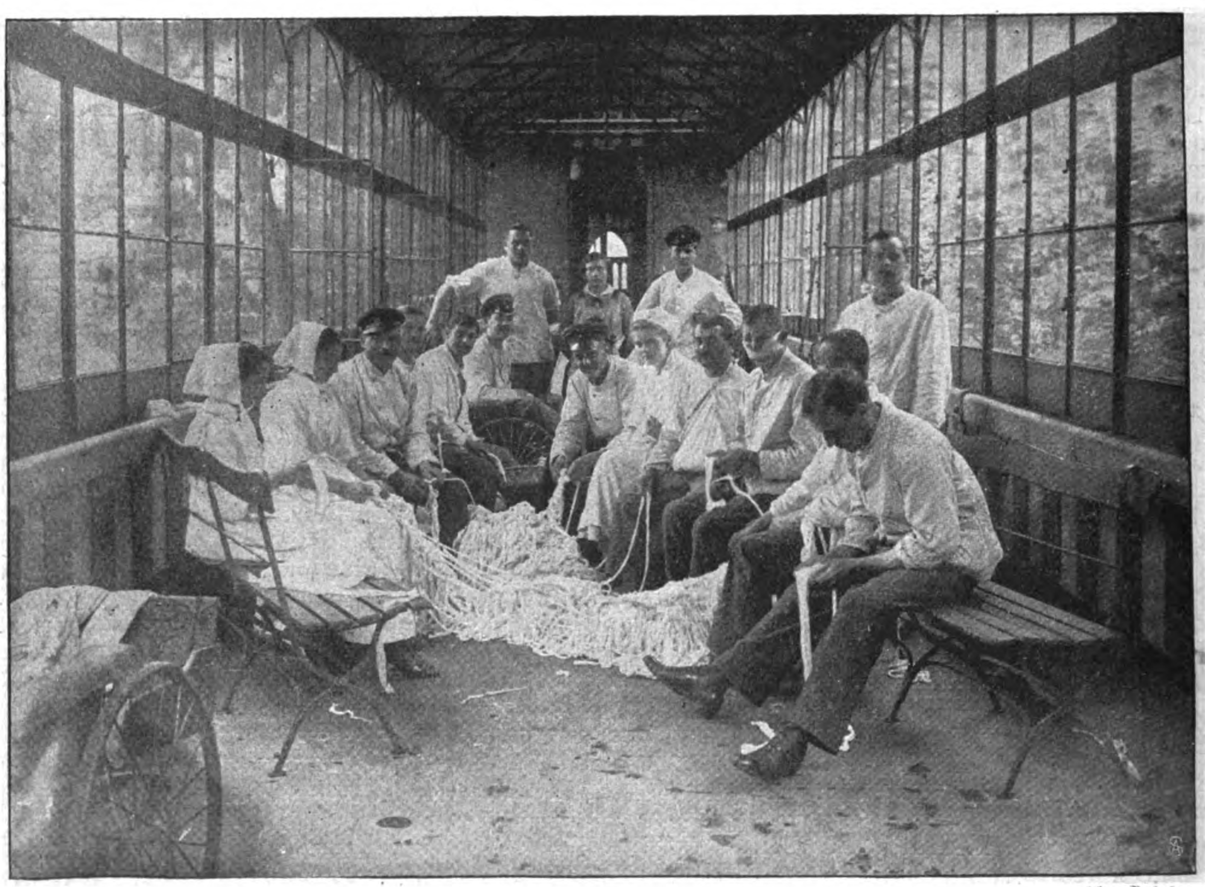
Eine Untersuchung über die Entwicklung der kommunalen Frauenarbeit während der letzten fünf Jahre, die die Zentralstelle für Gemeindeämter der Frau in Frankfurt a. M., im Sommer 1915 angestellt hat in 45 deutschen Großstädten, hat eine außerordentliche Zunahme ergeben. Die ehrenamtliche Arbeit der Frauen ist in diesen 45 Großstädten von 6520 im Jahre 1910 auf 9216 im Jahre 1913 und 10 560 im Jahre 1915 gestiegen. Die ehrenamtliche Frauenarbeit in der Armenpflege hat in diesen fünf Jahren eine Zunahme von 55 Prozent erfahren, in der Waisenpflege 56 Prozent, in Deputationen und Kommissionen 336 Prozent, in der Schulverwaltung 221 Prozent, in der Schulpflege 35 Prozent, in der Wohnungspflege 300 Prozent.

Die besoldete Frauenarbeit hat sich in den 45 Großstädten von 429 auf 879 gehoben; sie hat sich in der Armen-, Waisen- und Säuglingspflege um 87 Prozent vermehrt, im Arbeitsnachweis um 91 Prozent, in der Polizeipflege um 140 Prozent, in der Wohnungspflege um 143 und erfreulicherweise in der Schulpflege um 811 Prozent.

Diese Zahlen sprechen Bände. Aber was Zahlen allein doch nicht ausdrücken können, das ist die ungeheure Summe von Menschenliebe, von bestem Frauentum, von ernstester Frauentätigkeit, die in ihnen steckt. Den Armen, den Waisen, den Kindern, den Schwachen, den Gefährdeten, den Verwahrlosten Hilfe zu bringen, sie wieder aufzurichten, sie dem Leben zurückzugewinnen, ihnen das Leben wieder lebenswert erscheinen zu lassen, gibt es eine größere und schönere Frauenaufgabe? Sicherlich nicht. Und daß sie diese Aufgabe ausgezeichnet lösen, dafür zeugen die große Zunahme sowohl wie auch eine Anzahl von Gutachten und Erlassen seitens verschiedener Regierungen, die, auf die guten Resultate hinweisend, eine Erweiterung ihrer Tätigkeit wünschen.

Damit dies aber in wünschenswerter Weise vonstatten gehen könne, müssen die gesetzlichen Schranken, die ihr noch hindernd im Wege stehen, fallen. Die Verwaltungen aber müssen den guten Willen haben, daran mitzuarbeiten, wie dies beispielsweise der Magistrat von Charlottenburg und Breslau durch allerdings bisher leider erfolglose Petitionen an die Preußische Regierung getan haben, und nicht die hinderlichen Gesetzesbestimmungen zu einem dauernden Hindernis ausbauen.





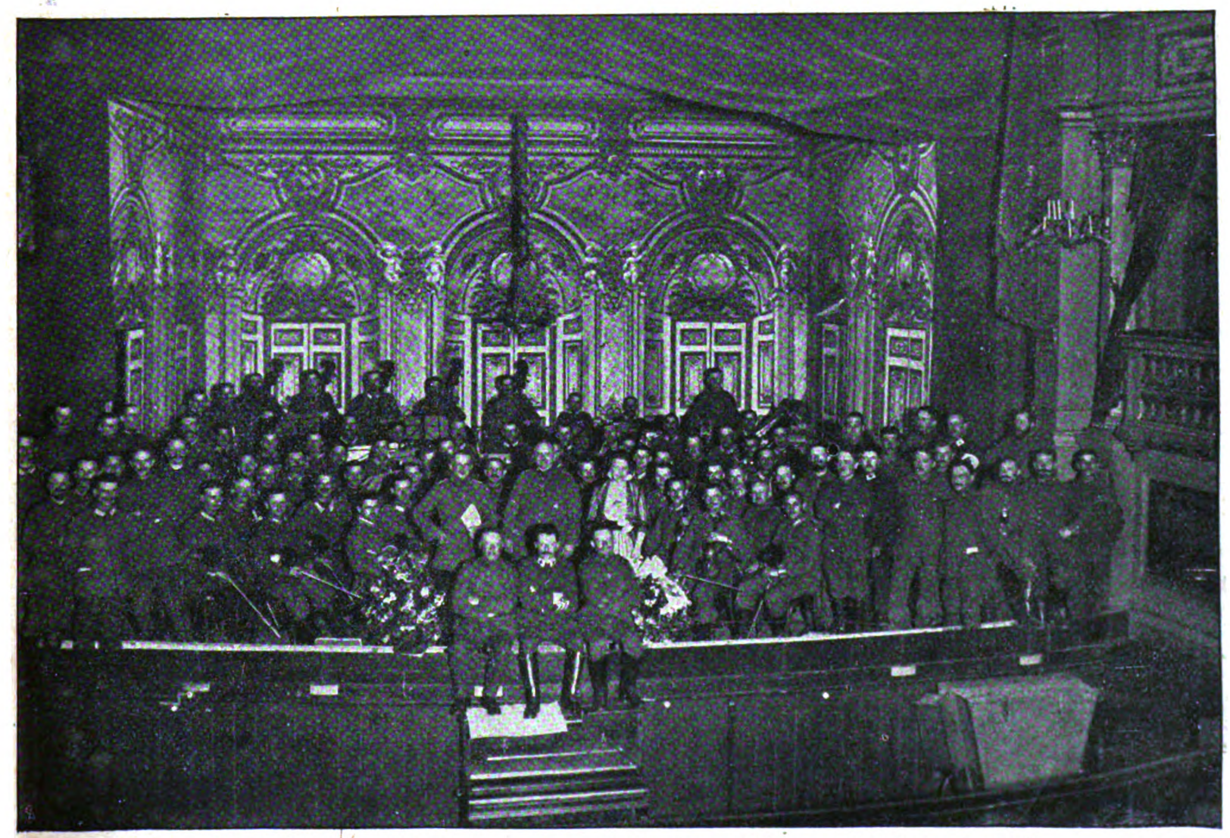
Phot. Gerlach.

Verwundete beim Bindenzupfen.





Die Fürstin zu Fürstenberg im Kreise der verwundeten und kranken Soldaten des von ihr unterhaltenen Schloß-Genesungsheims in Heiligenberg (Baden).



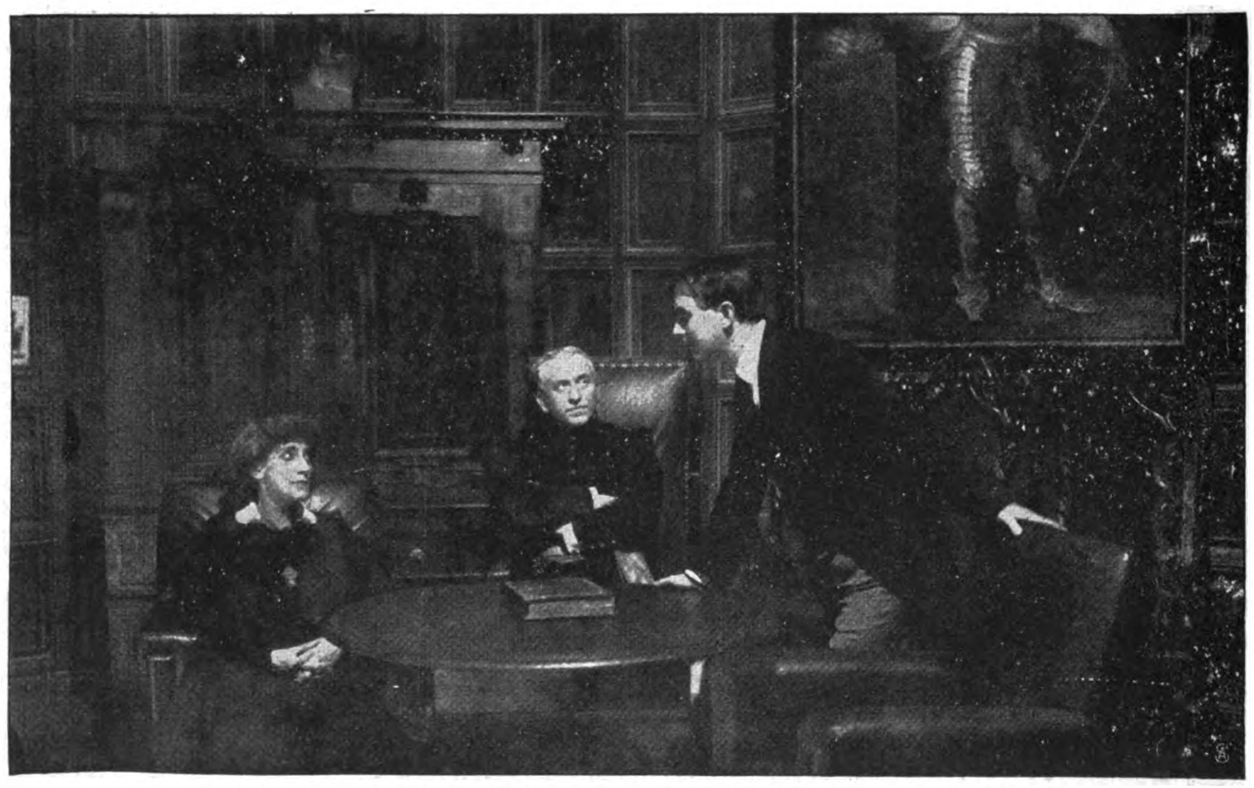
Mitwirkende des Sinfonieorchesters zu St.-Quentin. (Bildungsausschuß St.-Quentin.)
In der Mitte: Reg.-Rat v. Düringshofen.





Andreas Hofer (Robert Nhil) und die Riesin (Julie Serda). Phot. Meisner.

Karl Schönherrs „Volk in Not" im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg: III Akt, Schluß.



Von links: Baronin: Anna Bahr-Mildenburg, Exzellenz Zingerl: Bruno Harprecht, Hans von Ule: Kurt Ehrle.

„Die Stimme" von Herm. Bahr, Uraufführung im Darmstädter Hoftheater.

Aus dem Theaterleben.

(×) Der steirische Komponist Josef Pircher.

Konzert der Obersteirer bei den Internierten in Buochs (Schweiz).



Remigiusbrunnen in Viersen: Ein Werk von Julius und Wilhelm († 1914 im Osten) Mormann.





Gräfin Marga Degenfeld-Schonburg,
Armee-Oberschwester im Felde seit Kriegsbeginn mit Italien, mit dem Goldenen Verdienstkreuz mit der Krone am Bande der Tapferkeitsmedaille, mit dem Roten Kreuz-Ehrenzeichen II. Kl. und mit dem Kgl. Preuß. Roten Kreuz-Orden II. und III. Kl. ausgezeichnet.

Vom östlichen Kriegschauplatz.

Soldatenheim III. Mitau.

Oben: Im Gastzimmer.

Unten: Außenansicht.





Phot. Dührkoop.

Eine jugendliche Märchendichterin: **Senta Cordel.**



Marine zu Pferde.

Zu den Überraschungen, die der Weltkrieg gebracht hat, gehörte auch die Verwendung von Marinetruppen auf dem Kriegschauplatz an Land. Wie sich die Marine geschlagen hat und noch schlägt, braucht nicht gesagt zu werden: Antwerpen, Lombartzyde, Ypern wissen davon zu reden! Inzwischen sind aus den „blauen Jungens" allmählich „graue Wasserratten" geworden. Franzosen, Engländer und Belgier haben erfahren müssen, daß diese Ratten einen scharfen Biß haben. An Vielseitigkeit dürfte die Formation der Marine auf dem flandrischen Kriegstheater alle anderen Truppenkörper in den Schatten stellen. Daß unsere tapferen Seeleute in allen Sätteln festsitzen, nicht zuletzt in richtigen Reitsätteln, zeigen unsere Bilder einer Marine-Fernsprechabteilung. Unwillkürlich denkt man an das Scherzwort von der reitenden Gebirgsmarine. Aber ein Scherz ist es oft nicht, zu dieser Marine-Kavallerie zu gehören, wenn im schweren Artillerie- oder Minenfeuer der Störungstrupp die „Strippe flicken" muß. Manch Braver hat dabei seine Tapferkeit und Treue mit dem Tode besiegelt.



Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

Nachdruck verboten.
9. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.

Alles erhob sich, aber nur allmählich, denn die jüngeren Offiziere an den Enden des Tisches wußten im ersten Augenblick nicht, was geschehen sei. Doch gerade jene, die es am wenigsten ahnten, ließen nun am kräftigsten ihr dröhnendes Hurra ertönen! Der Oberst blickte dankend sich seltsam um, den Hals ganz drehend, denn nur das eine Auge sah: in der Champagne hatte ein Splitter den Sehnerv des anderen verletzt. Der Generalleutnant stieß mit ihm an: „Ich fahre morgen zum Generalkommando. Ich will für Ihre Leute tun, was ich kann!"

Da nahmen unter Oberleutnant von Bißwangs Führung ein paar der jüngeren Herren mit festem Griff den alten Haudegen, der nie an sich, der nur an jene dachte, die sein König ihm anvertraut, auf die Schultern und hoben ihn hoch. Oberst von Verzehl griff schwebend in die Luft und erwischte des Kürassiers Gesicht. Dabei schrie er: „Kinder, Kinder, ich bin ein alter Mann!"

General von Flurschütz rief dunkelrot vor Lachen und selbst wieder jung wie ein Leutnant: „Seine Nase, seine Nase! Verzehl, seine Nase!"

Aber Oberleutnant von Bißwang wandte ihm sein zerfetztes Gesicht zu: „Herr General, ich habe ja gar keene mehr!"

Der General lachte noch herzlicher: „Er muß immer was entgegnen!"

Hauptmann Wessels sagte bloß immer zu seinen Nachbarn: „Nee, is das schön bei euch! Ist das schön!"

In dem Augenblick ging die Tür auf zum Anrichteraum nebenan. Die Torte kam mit brennenden Kerzen. Vizewachtmeister Fiedler brachte sie selbst. Ihm folgte Kinzigs lange Nase, Seine Exzellenz der Kammerdiener Kühnscherf und sogar der Chauffeur Klostermann. Jeder trug einen Teller, auf dem brennende Lichter angeschmolzen waren.

Hinter ihnen in der offen gebliebenen Tür sah man nun die staunenden Gesichter der dicken Köchin, die Fäuste in den Hüften. Zwischen den abgespreizten Armen hindurch guckte Nicolette, weil sie zu klein war, dem Trampel über die Schulter zu blicken. Im Hintergrund ahnte man Jeanne, das Stubenmädchen. Ahnte nur, denn sie wollte nicht zu sehr gesehen sein. Man war zu vornehm. Und als Chor gleichsam erblickte man einen Hintergrund von Flachs, Blut und Weizenähren: Scholastike, Stephanie und Margot. Nur einen Augenblick wurden sie sichtbar, lange genug, daß drin am Tisch der Husarenoberleutnant von Gereck mit der eiligst eingeklemmten spiegelnden Scherbe gerade noch Zeit fand, bis der Vorhang vor dem Bühnenbilde der neugierigen Mädchen sich schloß, um eine Kußhand zu werfen. Den Kuß gab dann Vizewachtmeister Fiedler im Anrichteraum unversehens Nicolette, dem Küchenmädchen. Er mußte doch an die Adresse gelangen. Und die Feldpost arbeitete sicher. Sie nahm ihn ruhig in Empfang, ja, sie spitzte das Mäulchen. Kannte man sich doch schon ganz gut. Nur die Köchin durfte es nicht sehen. Bei den drei blonden Mägden vom Hofe tat es nichts, denn man hatte sich Generalpardon gegeben.

Die Torte wurde auf den Tisch gestellt, und jeder der Herren mußte ein Licht auf seinen Tellerrand kleben. Dann kam Major Rennhöfers Anordnung: damit es mystischer sei, wie er es nannte, wurden die Lampen vom Tisch genommen, und die Tafelrunde saß da sozusagen vom Rampenlicht bestrahlt, etwa wie Madame de Beaucourt auf der Treppe. Zum Kaffee kamen die Zigarren, und nun war man nicht mehr an den Platz gebunden. Einmal zu diesem, einmal zu jenem setzte man sich, tauschte Erinnerungen: aus Belgien wie aus der Champagne. Nun konnte der alte Oberst von Verzehl jedem einzelnen von der Großartigkeit seiner Grenadiere erzählen. Der Generalleutnant ließ sich von Major Pedröhl über die letzte Sprengung unterrichten, und Hauptmann Wessels lief umher, jedem ziemlich mit den gleichen Worten zu erklären: „Nee, es ist doch zu schön bei euch!"

Im Erker, der in den Park vorsprang, stand der Flügel, über dessen Tasten einst in Friedenszeiten zarte, geschickte Frauenfinger geglitten sein mochten, übend, oder wenn Besuch gekommen war, junge Leute hatten tanzen wollen. Jetzt öffnete Fliegeroberleutnant Graf Bielinski die Klappe, auf der „Erard" stand. Mit Major Rennhöfer besprach er, was er spielen sollte. Der Oberleutnant lehnte sich im Stuhl zurück, streckte seine langen Beine aus und wandte ab und zu den Kopf zur Tafelrunde, wo Hauptmann Wessels schwärmte und General von Flurschütz Mordsgeschichten erzählte. Ihm klang nur eines gut im Ohr: der Kanonendonner. Bis zur Wacht am Rhein reichte es noch, mehr konnte man nicht verlangen von einem „alten Kriegsknecht", wie er sich in frohen Stunden selbst zu nennen pflegte.



Graf Bielinski lächelte den Major an und zuckte die Achseln: es war nichts zu machen. Aber der Divisionsadjutant beugte sich nieder und schlug mit Stahlfingern den Cis-Moll-Akkord an. Jetzt blickten zwar welche auf, doch die beiden rührten sich noch immer nicht. Da erklärte der Major dem Ulanenflieger etwas. Der zündete sich noch schnell eine Zigarette an, ohne die er nun einmal nicht spielen konnte, und begann Fortissimo-Akkorde zu hämmern, Läufe zu rasen. Rücksichtslos ließ er die Fußtaste am Boden, daß die Saiten klirrten. Nun drehten jene am Tisch, die dem Flügel den Rücken gekehrt, die Stühle um. Es wurde Ruhe. Auch General von Flurschütz hatte sich im Stuhl zurückgelegt und ließ das Unglück über sich ergehen, denn anderes war Musik für ihn nicht. Nur Hauptmann Wessels schwärmte und verbrüderte sich weiter. Er war eben dabei, die Photographie aus dem so schwer gefundenen Mantel herumzuzeigen, an der es nichts Besonderes zu sehen gab, als daß der Herr Hauptmann und Abteilungsführer in einem sackartigen Gewande steckte aus jener Leinewand, die sonst zu Sandsäcken verwendet wurde. Major Rennhöfer ging in langen Schritten um den Tisch, bot ihm den Arm und führte ihn zu einem freien Stuhl. Als Opfer blieb er kleben, lächelte trübe jenen zu, mit denen er eben noch gesprochen hatte, und fing an, in seiner Brieftasche das Bild in Sicherheit zu bringen, schien es doch ungewiß, ob er seinen Mantel so leicht wiederfände.

Als es nun ruhig geworden war, fing Graf Bielinski rauschend an, aus dem „Ring“ zu spielen, vom „Feuerzauber“ leitete er über zum „Trauermarsch“. Ein Chopinsches Nocturno verflocht sich mit einer Mazurka, dann kamen Stellen, die niemand zu deuten wußte: er phantasierte. Die Zigarette hing ihm längst kalt und tot im Mundwinkel, er lag vorgebeugt und strich zärtlich die Tasten, in gleichmäßig eben hingaukelnder Musik, als schildere er dieses kriegsöde flandrische Land. Major Rennhöfer flüsterte Exzellenz zu, es sollten Schlachteneindrücke geschildert werden. Der beugte sich zu Oberst von Verzehl, der ganz den Kopf wenden mußte, weil sein totes Auge die Umwelt nicht sah, und der „Doktor“ saß dann, die Stirn geneigt, und lauschte: vielleicht sah er im Geiste seine Grenadiere, sein Einziges auf dieser Welt. Als nun der Generalleutnant sich auch zu Generalmajor von Flurschütz wandte, ließ der ein Papier sinken und blickte über den Kneifer. Ein paar Sekunden schien er zu lauschen, dann aber senkten sich seine Augen wieder auf das Blatt, das ihm Major von Esserte gegeben hatte: die Abschrift eines englischen Befehls, den man bei einem gefallenen Major gefunden hatte.

Graf Bielinski ließ jetzt eine ganze Schlacht aufleben. Stakkati klangen als pfeifende Infanteriegeschosse, dröhnende Baßakkorde malten krachende Granaten, bei Trillern und Triolen schien der Propeller eines Flugzeuges zu schwirren. Marschierender Truppen Lieder klangen: das „Feldquartier“, der „gute Kamerad“, die Akkorde schwollen in immer rascherer Folge zum Trommelfeuer. Schwere Wurfminen schienen mit grellem Baßdonner hineinzuplatzen. Dem Spielenden fiel die Zigarette aus dem Mund. Bei scharfen Einsätzen stand er halb vom Stuhl auf und ließ die Gelenke niederschmettern. Und plötzlich klang in all dem Gewirr und Toben etwas Bekanntes an. Wie in Tschaikowskys 1812 die russische Volkshymne gegen die Marseillaise, so begann eine Weise anzukämpfen gegen Tipperary-Marsch und Montmartre-Gassenhauer. Mehr und mehr gewann sie Macht, rang die fremden Themen nieder, die nur noch aufzuckten in einzelnen Klängen, bis plötzlich strahlend, donnernd, in einfachstem Satz: „Deutschland, Deutschland über alles“ brauste.

Ein paar Stimmen setzten ein, zuerst Oberleutnant von Gereck, dann brummten sie alle mit. Auch General von Flurschütz hatte sein Papier sinken lassen. Einzelne Herren waren aufgestanden. Als nun auch Generalleutnant Greger sich erhob, folgten alle seinem Beispiel.

Nur Hauptmann Wessels kramte in seinen Siebensachen: halb verblichene, abgeschabte Bilder seiner Familie, Ausweise, die Karte des Offiziersvereins, irgendein vertrocknetes Blümchen, vielleicht von daheim oder von der letzten Ruhestätte eines seiner Batterie? Ängstlich fragte er seinen Nachbar: „Was wird denn da gesungen?“

Der schrie ihn fast entrüstet an: „Nun, Deutschland, Deutschland über alles!“

„Verflucht noch mal!“

Der Hauptmann stand da mit seinem wilden, roten Bart, die blauen Augen leuchteten, und er brüllte, ja brüllte, falsch, ja falsch, daß ihm die Adern am Hals schwollen. In der tiefen Stille, als die letzten Töne verklungen waren, sagte er: „Gott, wenn die zu Hause das ahnten! Ich schreibe es aber gleich meiner Frau.“

Der Oberst war entschlossen, es seinen Grenadieren zu erzählen. General von Flurschütz aber bat im stillen der Division sein Schimpfen ab über Festmahle und Feiern, die dem Ernst des Krieges widersprächen.

Als man sich nach dem Spieler umsah, hatte den Platz am Flügel Major Rennhöfer eingenommen und blätterte mit Oberleutnant von Gereck in französischen Noten, die man hier gefunden, darunter den Klavierauszug der Meistersinger. Der Major versuchte gedämpft, der Oberleutnant markierte dicht an des Spielers Ohr.

Als nun wieder ein paar Akkorde angeschlagen

wurden und vielleicht gar das „Steigen einer Sonate“ drohte, versammelte General von Flurschütz sozusagen als Ältester der Unmusikalischen im Billardzimmer nebenan einen kleinen Kreis. Er rief Hauptmann Wessels zu einem Glase Bier in den weiten Erker, der auch hier in den Park vorsprang. Der Hauptmann war noch immer ganz begeistert und bemäntelte seine „Umgruppierung“ in das musiklose Zimmer mit den Worten: „Ich mag mir den Eindruck nicht verderben lassen. Das kommt doch nicht so wieder.“

Dann redeten die beiden Feldzugsoldaten über ihren Beruf, den Krieg, zu dem allein geboren sie sich auf dieser Erde fühlten. Zwei andere hatten angefangen, zuerst nur lässig probend, Billard zu spielen. Als nun die Bälle aneinanderklappten, schloß vom Eßzimmer aus jemand unwirsch die Tür, denn dort erklangen bereits die Worte mit der schönen, großen, nur nicht fertig gebildeten Stimme des Husarenoberleutnants: „Verachtet mir die Meister nicht“.

Major von Esserte lauschte in einer Ecke, das Gesicht mit der Hand verborgen. Als nun der Sänger vortrat und gleichsam mit Bedeutung hineinsang in den Raum:

„Zerginge auch in Dunst
Das Heilge Römsche Reich:
Uns bliebe gleich:
Die heilge deutsche Kunst“,

stand er auf und schlich hinaus. Der Generalleutnant war herübergekommen, den beiden am Flügel zu danken. Major Rennhöfer, dem die Erde voller Rätsel und Wunder schwebte, rief mit leuchtenden Augen: „Exzellenz, ist das nicht wunderbar, wir singen die heilge deutsche Kunst hier in Feindesland, in diesem fernen Hof in Flandern? Und da gibt es armselige Idioten, die den Krieg schrecklich finden? Großartig ist er, überwältigend, erschütternd!“

Der Generalleutnant antwortete nachdenklich: „Vor allem ist er notwendig. Er ist genau so wenig aus der Welt zu schaffen wie überhaupt Kampf auf der Erde, denn das wäre wider die menschliche Natur. Wenn wir nun auf die Friedensfreunde gehört hätten! Ich möchte sie richtiger Friedenstörer nennen, denn sie würden uns die Möglichkeit nehmen, einmal Frieden zu machen, einfach, weil es Deutschland nicht mehr gäbe. Wenn wir auf die gehört hätten, so wären wir nicht hier, sondern die Franzosen bei uns. Deutschland über alles sängen wir nicht, denn es gäbe keins mehr. Vielleicht auch niemand, es zu singen.“ —

Major von Esserte hatte ein bedrängtes Gefühl, als müsse er allein sein. In seiner Hochstimmung sah er nicht am Stall die Schatten von Soldaten, die mit den Mägden alberten. Blind lief er vorbei in den Park. Der Sturm hatte nachgelassen, träge schlichen Dünste, Nebel hingen zwischen den kahlen Bäumen. Es war Stille über dem französisch-flandrischen Land: die Artillerie draußen schwieg. Der Einsame ging die Wege, die er nun so gut kannte, am Teich vorüber mit der Wellingtonia, dem Gartenhaus zu. Die deutsche Musik hier im Felde hatte ihn in seltsam erregte weiche Stimmung versetzt. Er fühlte sich allein, ein Gedanke, der ihm nur einmal in seinem Leben gekommen war, damals, als er, aus Südwest zurückkehrend, die leere Wohnung betrat. Und doch hatte er heute nichts verloren, da er doch nichts besessen. Aber die Musik hatte ihm Erinnerungen geweckt, die nun in ihm wühlten. Mit seiner Frau war er, sobald der Dienst ihm Zeit ließ, in die Oper gegangen, und sie hatte ihm dann abends auf dem Klavier wiederholt, was sie zusammen gehört. Die Erinnerung an sie, an sein Daheim, an den toten Knaben stieg brennend in ihm auf und verdichtete sich in dem einen glühenden Wunsch, der ihn förmlich quälend erregte wie der Durst damals in Südwest; der furchtbare Durst: nur einmal hätte er gern die Meistersinger wieder gehört. Es war ein Durst, ein jäher Durst nach Kultur, vielleicht nach Ausspannung nur nach diesem halben Jahre Krieg, das keinen Sonntag, keinen ungestörten Schlaf der Nacht gekannt.



Von diesen Gedanken zu eiligem Gange getrieben, hatte er sich, ohne aufzublicken, dem Gartenhäuschen genähert. Da war es ihm, als flöhe ein Schatten hinein. Er ging hin, trat ein, meinte eine Gestalt an die Wand gedrückt zu erkennen und fragte: „Wer ist da?" Klirrend fiel etwas hin. Eine Schaufel. Er erkannte den alten Blaise. Was hatte der hier nachts zu tun? Mit der Taschenlaterne, die er immer bei sich trug, leuchtete er das Innere des Häuschens ab: niemand war zu sehen, außer dem Gärtner, der jetzt zitternd um irgendeine Gnade bat. Nun ließ der Major den Lichtkegel über die Büsche, den Hang des Aussichtsberges laufen. Traf sich der alte Kerl etwa mit jemand? Da sah er vor sich frisch aufgegrabene Erde, daraus gleich halb im Boden steckenden Blindgängern Flaschen lugten. Damit war all jene Stimmung von Heimatdrang und dunkler Sehnsucht vorüber, denn mit dem Lachen schwingen zarte Seelenreize ab wie Nachtbangen vor dem Licht des Tages. Er schickte den alten Esel mit kurzem Befehl ins Haus und sandte ihm einen Strahl der Laterne nach, um zu sehen, ob er auch gehorche.

Lichterschein blinkte in der Ferne: die erleuchteten Fenster der beiden Erker, wo der Flügel stand, und wo der General mit dem Hauptmann saß. Gegen das Licht sah man die dunklen Schatten der Bäume von der schwarzen Erde bis in den mächtigen Himmel reichend. Aber da hörten zwei der dunklen Balken mitten im Hintergrund der Helle auf: Stümpfe von Bäumen? Granaten hatten doch hier die Ulmen nicht abgeschnitten? Und plötzlich bewegte sich, was er nicht zu deuten gewußt: Menschen. Ein Schatten lief davon. Der andere blieb. Herr von Esserte rief: „Hallo, wer da?"

„Ah, Monsieur."

Und Madame de Beaucourt erklärte nicht ganz unbefangen, Claire und sie hätten der Musik gelauscht. Sie beteten ja Musik an und müßten doch alles entbehren! Er sagte, die eigenen Gedanken übertragend: „Deutsche Musik!"

„Ah, ich liebe sehr die deutsche Musik. Die Deutschen sind sehr weit in der Musik."

„Unsere Musik ist tiefer, ernster!"

„Ah, glauben Sie, daß mir Ernst nicht auch gefällt?"

„Ich weiß nicht."

„Das tut mir leid. Sie kennen mich ja nicht."

Sie stand da, in den Hüften gebogen. Im Licht aus dem Erker sah er, daß sie einen Schal um den Kopf trug, der sie strenger veränderte. Nun fragte sie: „Was denken Sie wohl von mir? Sagen Sie die Wahrheit."

„Die sagt ein deutscher Offizier immer!"

Aber getrieben durch Nacht und Musik, durch die unerwarteten Begegnungen erregt, gesteigert über sonstige Beherrschung, entwarf er ein Bild von ihr, als Oberflächenmensch, als elegante Frau, die in Paris sich gern unterhält. Etwas aus französischen Romanen klang daraus. Als verleitete ihn der Vorwurf dazu wie diese ganze Welt, aus der er sie gekommen wähnte, entglitt ihm noch eine Schmeichelei, die ihm eigentlich nicht lag: „Wie sollten Sie, so schick, so hübsch, anders sein?"

Sie suchte einen Augenblick: „Also eine schöne Gans ohne Herz, nicht wahr?"

Er wollte etwas entgegnen, doch sie ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Ja, ja, das denken Sie. Und was wissen Sie eigentlich von mir? Nichts, als was ich Ihnen abe gesagt. Und man kann doch nicht jedem gleich sein Leben sagen. Ich bin schick und ... gut . . . bien faite!"

Sie strich an ihrem Kleid herab und fuhr fort: „Aber nicht wahr, das ist bei uns jede Dame. Und was wissen Sie, wie ich abe gelebt? Was wissen Sie, ob ich glücklich bin? Was wissen Sie von meine Mann, und wie er ist gegen mich? Ob ich nicht vielleicht nach einem Jahr schon toute seule, ganz allein gewesen bin? Nicht in der Welt, aber ier, ier, ier."

Sie stieß heftig die gekrümmten Knöchel bei jedem Worte auf ihr Herz.

„Sehen Sie, dann wird hier gesungen. Und wir aben nichts, rien — mais rien! Und Sie aben es gut. Ich kenne die ›Maîtres chanteurs‹. Ich abe die Partitur gespielt. Ich spiele Mozart, Schumann, Chopin, Becthove. Ich spiele, und mein Kummer und mein Leid würde ich gern spielen. Aber Sie aben uns den Piano genommen. Glauben Sie, man at nichts ier, ier, ier? Bon soir, Monsieur, bon soir!"

Sie hatte dabei auf sein Herz gedeutet und riß ihm plötzlich das Chrysanthemum aus dem Knopfloch. Ehe er etwas antworten konnte, war die Stelle leer, wo sie, der Baumstumpf gestanden, der doch etwas hatte: hier, hier, hier!

Major von Esserte ging ins Haus. Es zitterte in seiner Seele, aber nicht allein die Musik, der Abend, der Abend, der ihn so seltsam aufgewühlt hatte.

Man war schon beim Aufbruch. Die Kraftwagen draußen im Hof verschwanden einer nach dem andern. Als jener der 694. J.-B. aus der langen Ulmenreihe auf die freie Straße bog, sagte General von Flurschütz zu seinem Ordonnanzoffizier: „Ich hätte gar nicht jedacht, daß es so nett sein könnte!"

Bißwang meinte: „Herr General, dabei war's heute nichts Besonderes!"

Exzellenz hatte sich empfohlen: Er wollte morgen schon sehr früh reiten, denn dann fuhr er zum Korps. So verabschiedete Major Rennhöfer den letzten Gast: Hauptmann Wessels. Zwar hatte der seinen Mantel wirklich gefunden, nur konnte er sich nicht trennen.



Als er endlich in seinem schwuppenden zweirädrigen Bauernkarren davonfuhr, den ein gänzlich verschlafener Kanonier im Zickzack lenkte, rief er in die Nacht hinaus, dem Major nach: „Nee, war das schön, war das schön heute!"

Und es war doch, wie Herr von Bißwang erklärt: kein besonderer Abend bei der 347. J.-D.

VIII.

Als Major Rennhöfer Herrn de Battaignies erzählte, wie nachts der herrlichste Wein ausgegraben worden sei, und zwar mit seinem Lächeln, das aber diesmal unzweifelhaft boshaft war, machte der alte Patriot ein Schafsgesicht. Wein? Und nun gar in seinem Park? Und der Spitzbube, der alte Blaise? Da fragte der Divisionsadjutant: „Also gehört der Wein nicht Ihnen?"

„Nein!"

„Es ist also sozusagen ein Kuckucksei Ihnen ins Nest gelegt. Mithin herrenlos. So wird er nach Kriegsrecht verbraucht werden. Und Sie müssen uns eigentlich noch dankbar sein, daß solch unfruchtbare Stellen aus Ihrem Park entfernt werden, denn gesetzt, Sie hätten später einmal dort etwas pflanzen wollen, so würde es nicht haben Wurzel schlagen können auf so glasigem Boden, und Sie hätten noch Verdruß und Kosten gehabt dazu!"

Herr de Battaignies zupfte sauersüß an seiner Fliege, schon darum mißgestimmt, weil sein Spießgeselle das Weinlager heimlich besucht hatte, ohne ihn davon zu unterrichten. So ging er denn durch Haus und Hof und fragte Vizewachtmeister Fiedler so von ungefähr nach der Sache. Der zeigte ihm schmunzelnd die Liste der Weine. Herr de Battaignies setzte seinen Kneifer auf, prüfte genau und behauptete empört: da fehle ja soundso viel. Damit schien also des alten Blaise Nase erklärt. Dann hörte man eine scharfe Auseinandersetzung zwischen den beiden Franzosen und bald darauf in den Zimmern der Familie, die sonst so still war, Claires schneidende Stimme, so daß Major von Esserte den Vizewachtmeister hinaufschicken mußte, um Ruhe zu bitten, sie hätten unten zu arbeiten.

Der alte Blaise hatte wohl geglaubt, daß er erschossen würde; da man ihm gar nichts tat, mußte man doch dem Weinversorger fast dankbar sein, so trat er nun auch aus Wut gegen seinen Herrn beinah auf Seite der Deutschen. Er lief in die Küche und erzählte, wie anständig man sich benommen hätte, ja ihn, der wie der alte Knecht die Freundschaft zwischen den Mädchen und den Soldaten mit scheelen Augen angesehen, brauchte nun keine mehr zu fürchten, wenn sie sich entgegenkommend zeigte gegen die strammen Jungen, die bisweilen abends so schön sangen und ihnen immer gutes Essen zusteckten. In der Tat hatten, seitdem die Deutschen da waren, die drei Mägde zugenommen, auch Jeanne, die „falsche Magere", begann sich zu runden, Nicolette hatte dicke Backen bekommen, darauf aber nicht mehr des Vizewachtmeisters Lippen ruhen durften, denn jetzt war Klostermann der Bevorzugte. Seine kräftige Gestalt, seine Riesenfäuste hatten es ihr angetan. Zu den anderen Mädchen sagte sie von ihm: „C'est une brute, hen!", womit sie etwa meinte, das sei doch wenigstens noch mal ein Kerl! Er zeigte es ihr auch, indem er ab und zu in der Küche sie um den Leib faßte mit seinen Riesenhänden, bis die Daumen und dritten Finger hinten und vorn zusammenstießen. Dann hob er sie hoch, und sie strampelte mit den kleinen Füßen, daß die Holzschuhe wegflogen. Die dicke Köchin zuckte nur die Achseln. Auch sie schien bereits gewandelt und sagte nur: „Gott, sie ist jung! Wer weiß, wie lange dieser Krieg noch dauern wird! Schließlich lebt man ja nur einmal."

Aber heute wurde sie böse, denn der eine fortgeschleuderte Schuh hatte einen Teller getroffen, der nun klirrend zersprang. Wie sie schimpfte — sie rollte gerade einen Teig — suchten die Schuldigen das Weite, aber der Adjutant kam herein, und auf seine ärgerliche Frage, was der Lärm bedeute, verteidigte sie sofort Nicolette. Im Frieden der Herrschaft gegenüber hatte sie es nicht anders gehalten. Sie erklärte immer weiter rollend auf ihrem Brett: der Teller sei ins Rutschen gekommen. Ganz von selbst. Offenbar aus innerer Gemeinheit. Doch der Major antwortete diesmal in kurzem Französisch ohne jeden verklärenden Schwung: „Oben brüllt Monsieur; hier kriegen die Teller Beine; wir aber haben zu arbeiten. Also Ruhe!"

Die Dicke wandte sich um, die Holzrolle, die sich immer weiter drehte, von ihrem gerundeten Leibe abgespreizt: „C'est la guerre!"

Ja, die Dicke hatte sich geändert! Dieser verfluchte Krieg nahm auch gar kein Ende! Und taten sie denn Böses, die Boches? Der Vizewachtmeister hatte ihr Grüße mitgebracht von ihrer Schwester aus Lille, die er eigens für sie besucht, Klostermann bei seinen Autofahrten ihr allerlei in Tourcoing oder in Bobines besorgt. Ja, für das Besohlen ihrer Schuhe, die sie Kühnscherf, dem Kammerdiener, mitgegeben, hatte der nicht einmal Bezahlung angenommen. Die anderen sagten, er hätte zu Haus ein gutgehendes Geschäft. Und mit den feinen, glattrasierten Zügen sah er eigentlich gar nicht aus wie ein Barbar. Wie benahm sich denn ihr Mann: Gustave Germallevoit, der Diener hier im Haus? Jeanne, das Stubenmädchen, hatte von ihm erzählt. Schwerer Artillerist, war er in Maubeuge gefangen worden. Jetzt saß er im Sennelager und schrieb bisweilen, aber nur, sie solle Geld schicken. Wenn man so die Dicke mit dem Schnurrbart sah, mochte man es gar nicht glauben,

daß der sie immer blau und braun gehauen hatte, wenn er sich, sobald Monsieur mal nach Lille oder Paris gefahren war, mit dem alten Blaise betrunken hatte. Die dicke Henriette spielte die Gestrenge eigentlich nur wegen des Gärtners. Man mußte sich in acht nehmen bei diesem Netz allgemeiner Angeberei, das der Krieg hier über alle spannte, denn wer nur mit einem ein Hühnchen zu rupfen hatte, wer neidisch oder eifersüchtig war, ließ Augen und Ohren überall umherwandern und schrieb sich alles auf für die Zeit nach dem Friedenschluß. Aber seit der Weingeschichte mußte Blaise Doulers das Maul halten. Denn nun brauchte die Dicke nur Monsieur zu sagen, wie der Alte auf ihn geschimpft, und jetzt würde er es auch wohl glauben, daß Gustave und Blaise seine Weine leerten. Damals, am Dreikönigstage 1914, als der betrunkene Germalleroit seiner Dame die „Schnauze nach der einen Seite geschlagen" hatte, wie sie es der Herrschaft gemeldet, und die Weingeschichte dazu, hatte Monsieur es ihr einfach nicht geglaubt, wenigstens den Wein, denn die „Schnauze" war doch zu offensichtlich. Gustave hatte ihr aber den Mund wieder geradegerichtet mit einem zweiten Hieb.

In diesem Augenblick kam gerade Jeanne in die Küche. Jeanne, gnädig gegen die anderen Mädchen, während sie mit Henriette, der Köchin, aus Verpflegungsrücksichten besser stand. Sie verlangte Madames Schokolade. Die Dicke war empört, daß Madame wieder so spät aufgestanden sei, und Jeanne erzählte flüsternd den Grund: Sie sei nachts fortgewesen und so schmutzig wiedergekommen, daß es nicht allein an den Schuhen geklebt habe, sondern an den Strümpfen sogar. Wo die sich wohl herumgetrieben habe? „C'est du propre, hen?" Und noch dazu, wo Monsieur im Kriege sei, und .. mit den Boches. Die Köchin rollte begierig lauschend am Rand des Brettes, daß der Teig überquatschte, nahm ihn mit dem Finger an der Kante hin ab und schlug ihn auf das Nudelbrett zurück, etwa wie ein Maurer mit der Kelle den Mörtel in die Fugen wirft.

Die dicke Henriette wollte die Schokolade nicht machen, jetzt müsse sie ans Essen denken. Madame solle lieber zeitiger aufstehen. Als sie nun gar hörte, daß auch Mademoiselle Claires Schuhe beschmutzt gewesen, überließ sie es Jeanne, den Topf auf den Herd zu schieben. Überhaupt immer für zwei kochen! Monsieur hatte noch dazu für Kriegsdauer den Lohn herabgesetzt!

Die Deutschen hatten ihr dagegen noch einen Koch von der Division beigegeben und zahlten gut. Sie blieben auch nichts schuldig, wie man zuerst allgemein gefürchtet. Gestern abend hatten ihr auch noch ein paar Herren was in die Hand gedrückt, als sie mal den Kopf herausgesteckt, um die Abfahrt zu erleben. Der große Fliegeroberleutnant hatte Major Rennhöfer eigens gefragt, ob er nicht die Köchin sprechen könne, er wolle ihr: „graisser la patte".

Inzwischen war die Schokolade fertig. Als Jeanne gerade den Anrichteraum durchschritt, kam ihr Vizewachtmeister Fiedler entgegen. Er nahm sie beim Kopf und gab ihr einen Kuß. Was sollte sie dagegen tun? Sie hatte die Hände nicht frei. Als sie durch das Treppenhaus ging, stieg Exzellenz eben die Stufen herunter. Wie zu allen sagte er freundlich guten Tag. Draußen stand der Kraftwagen mit Klostermann am Steuer. Major Rennhöfer wartete schon, und die Offiziere fuhren zum Korpskommando. Jeanne setzte ihrer Herrin die Schokolade hin. Madame de Beaucourt saß in einem Schlafrock aus malvenfarbiger Seide am Tisch, die Ellbogen aufgestützt, so in Gedanken, daß sie das Kommen des Mädchens nicht bemerkte. Die Ärmel waren zurückgefallen und zeigten die schönen Arme, voller, als man sie nach ihrer Schlankheit vermutet hätte: ein Beweis, wie ebenmäßig die junge Frau gebaut war.

Das Mädchen huschte hinaus, und derart war Lätitia in Gedanken gewesen, daß sie ungeduldig, weil die Schokolade noch nicht käme, nach der Tür ging, um Jeanne zu rufen.

Es war eins der Leiden dieses Krieges, daß die elektrischen Klingeln unbrauchbar schienen, schellten sie doch jetzt in Räumen, die von den Deutschen besetzt waren.

(Fortsetzung folgt.)

Im deutschen Mitau.

Hierzu 10 Aufnahmen von Boedecker.

In den ersten Tagen des ereignisreichen und siegesfrohen Augustmonats 1915 drehten die letzten Kosaken im Feuerschein der von ihnen entfachten Brände der alten Stadt der Schwertritter und kurländischen Herzöge den Rücken. Die ersten deutschen Truppen zogen in Mitau ein; hier und da fiel noch ein Schuß. Die entscheidenden Schlachten aber waren schon vor den Toren der Stadt geschlagen, und eine alte Pflegestätte urdeutschen Wesens breitete die Arme aus, um die Befreier in ihren Mauern zu empfangen. Manchem kampfgewohnten Soldaten, der längst wieder draußen im Graben die Stadt, die ihn so herzlich aufgenommen hatte, vor dem Wiederkommen der Russen bewahrt, sind diese ersten Stunden in dem freundlichen kleinen Mitau zu einem inneren Erlebnis geworden. Den Einwohnern aber ist an diesem Tage der Gebrauch ihrer seit Ausbruch des Krieges verbotenen Muttersprache zurückgegeben worden, und man sah viele empfindsame und fein-





Blick auf die Stadt Mitau.

sinnige Frauen, denen unter dem Eindruck des Ereignisses die Augen feucht geworden sind.

Nach außen das getreue Abbild einer echten deutschen Kleinstadt, verbirgt Mitau seinen eigentlichen Wert unter dem Schutz der alten Patrizierhäuser, die in ihren eigenartigen Formen und Farben dem Beschauer das Gefühl der Behaglichkeit und des Geborgenseins einflößen. Hier in diesen Häusern wohnen die Mitglieder und Familien der über 100 Jahre alten „Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst", die die Pflege deutschen Wesens auch unter der langen russischen Herrschaft auf ihre Fahnen geschrieben hatte.



Feldgraue beim Einkaufen.



Ein Winkel im alten Mitau.

Der Marktplatz ist oft als Offenbarung der Seele einer Stadt geschildert worden. Stille liegt über ihm, wie sie vor dem Kriege an sonnendurchglühten Augustnachmittagen auch wohl dort lag: nur in den Morgenstunden herrscht geschäftiges Leben und Treiben. Die lettischen Bauern der Umgegend fahren ihre Erzeugnisse zu Markt, und rundliche Bäuerinnen mit weißen Kopftüchern thronen auf dem Wagen, der für sie Verkaufsstand und Beförderungsmittel zugleich bedeutet. Würdige alte Damen, in der dunklen Mode der neunziger Jahre, mit samtbebänderten Kapotthüten und Umhang stellen neben den Feldgrauen den Hauptteil der Käufer. Ab und zu quietscht ein zum Verkauf gestelltes Ferkelchen in die Unterhaltung, oder es kreischt ein Huhn, das dem Marktkorb seiner glücklichen Besitzerin zu entflattern sucht. Die eine Seite des Marktplatzes beherrscht das Rathaus mit seinen kleinen Türmchen hinter einer Baumreihe anspruchslos und fast versteckt. In seinem Innern birgt es einen hübschen Sitzungsaal mit alten Gemälden; manch alter kurländischer Schrank mit deutschen Sinnsprüchen ziert die Geschäftsräume, in denen alte mitauische Stadträte ihres Amtes walten. Dem Rathaus gegenüber an der anderen Seite des Platzes steht der historische „Gasthof zum Kurischen Hause". Mit Säulen und einem feinen, lichtgrünen Anstrich hebt er sich vorteilhaft aus der Reihe seiner Nachbargebäude heraus. Ein paar grüne Bänke am Ende der Freitreppe, der schwere messingne Türklopfer, die dicken Mauern mit traulichen Fensternischen und die schönen alten Räume mit den gemütlichen Biedermeiermöbeln, stimmungsvollen Tapeten im Schein entzückender Florentiner Glaslüster erinnern an die Zeit der Postkutsche, an die Zeit, die nun lange hinter uns liegt, da der Urgroßvater die Urgroßmutter nahm.



Blick in den Sitzungsaal der deutschen „Gesellschaft für Literatur und Kunst", gegründet 1816

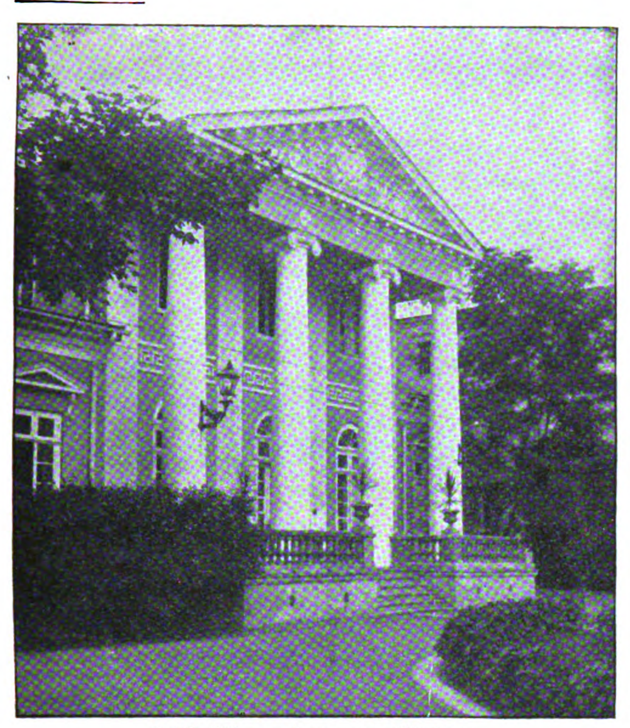


Auf dem Marktplatz.



Das Rathaus: Im Vordergrund erobertes russisches schweres Geschütz auf der Abbeförderung.

Vielen der andern Häuser läßt sich nach Art kleiner


Lustschlößchen derer von Medem.


Die Große Straße.

Städte in die Fensterchen zu ebener Erde blicken. Viel reizvolle stille Winkel mit prächtigem altem Sofa, gestickten Perlkissen und gemütlichem altem Kachelofen sind hinter den Mullgardinen und den Geranien des Fensters zu erspähen. Freundliche alte Damen und liebreizende Töchter decken dort den Abendtisch, während der Wind ab und zu das dumpfe Donnern der Geschütze von der Front herüberträgt. Ein anderes Fenster ist geöffnet, drinnen musizieren Soldaten aus dem Erholungsheim — anscheinend Künstler von Beruf. Am Flügel spielt eine Mitauerin die Begleitung — ein Lied von Rubinstein — „Es blinkt der Tau" —. Einige Häuser weiter, im Garten des Mitauer Gewerbevereins, wird „Alt-Heidelberg" auf einer Freilichtbühne


Blick in die Schreiberstraße.





Die Bachstraße.

von jungen Leuten aus der Stadt impulsiv und mit Erfolg vor den zahlreichen feldgrauen und andern Zuhörern gegeben. Überall herrscht freundliches, im besten Sinne gemütliches Leben, so daß man nur mit Bedauern, fast mit stiller Wehmut von der kleinen Stadt an der Aa Abschied nimmt.

Der Fremde.

Skizze von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Sie hatte die ganze Nacht geweint. Nun legte sie Puder auf, und die Jungfer mußte den neuen Morgenrock bringen, sie wollte sich hübsch machen für ihren Buben, er durfte nicht merken, wie schwach und mutlos sie gewesen. Am Frühstückstisch harrte er bereits in Feldgrau eingekleidet.

„Du bist schon fertig — kannst es wohl nicht erwarten, uns zu verlassen?" versuchte sie zu scherzen.

Der Sohn nahm seine kleine Mama in die Arme und klopfte ihr unbehilflich den Rücken. „Geh, Mutterl, zwing dich nicht, heul los, wenn's dich erleichtert."

„Fällt mir nicht ein, dir den Abschied zu erschweren. Es werden noch genug bange Stunden kommen — auch für dich. Aber ich weiß, du wirst uns Ehre machen und es dir vor Augen halten, daß du der einzige unseres Stammes bist, der für den Kaiser ins Feld ziehen darf."

„Konrad kommt bestimmt", sagte Resi leise. Sie war die älteste der Geschwister, hatte in früheren Jahren die Streite zwischen den Buben geschlichtet, seit Vaters Tod die Mutter wie ihr Kindchen verhätschelt, sie führte den Haushalt und war bei diesem selbstlosen, sanften Tun früh verblüht. In ihrem dunklen Hauskleid nahm sie sich kaum wie eine Schwester des jungen, blonden Kriegsgottes aus. Sie bereitete den Tee, legte der Mutter und dem Bruder kaltes Fleisch vor, weil beide heut das Essen vergaßen.

„Zehn Jahre haben wir nichts von ihm gehört," begann sie von neuem, „aber ich könnte wetten, daß er jetzt kommt."

„Setz der armen Mama nicht Phantastereien in den Kopf. Die überseeischen Schiffe werden überall angehalten und immer wieder durchsucht. Wen sie aufgreifen, wird interniert."

Die Mutter seufzte. „Ich glaube kaum, daß euer Bruder vernünftiger dort drüben geworden ist", sagte sie bitter. „Das halbe Gut hat er euch durchgebracht, vor nichts hatte er Achtung und Anhänglichkeit — das nannte er: ein moderner Mensch sein. Vater wäre vielleicht mit ihm fertig geworden, aber meine Hand war zu schwach trotz aller Strenge, die ich aufzubringen gezwungen war."

„Wenn Vater irgendwie zusehen kann, soll er zufrieden mit uns sein. Jetzt, wo es darauf ankommt, wird jeder seine Pflicht tun."

„Auch Konrad!" bekräftigte Resi.

Kurt war eine Woche fort.

Mutter und Resi saßen auf der Terrasse. Ihr Arbeitskorb barg schon ein paar muntere Feldpostkarten des Fernen. Weil eben vorhin der Lokalzug an der Parkgrenze vorüberratterte, erhob sich die Mutter, wanderte nervös auf und ab und wartete auf den alten Josef mit dem Postsack.

„Wie das nur sein mag, wenn wir einmal lange, lange keine Nachrichten bekommen!" seufzte sie.

Resi beschwichtigte. Plötzlich aber stieß die Mutter einen kleinen Schrei aus.

Am Ende der Balustrade, wo der Weg von der Rosenflur heraufführt, stand ein Fremder, den Hut auf dem Kopfe. Man sah, wie die Mutter zitterte, denn sie hielt sich, Schritt für Schritt, am Steingeländer, während sie ihm entgegenging. „Bist du also doch gekommen, Konrad?"

„Natürlich, Mutter! Aber es ging nicht rasch. Ich mußte lange reisen."

„War das nicht gefährlich?" fragte Resi, die zur Mutter geeilt war und die Schwache schützend mit den Armen umschloß.

„Daran denkt jetzt keiner. Auch ist Gefahr wunderschön für einen wie mich. Habt ihr im Schloß noch immer kein Badezimmer? Ja?"

Als er sich gesäubert hatte und aus seinem kleinen Koffer den Anzug getauscht, trafen sie sich an der Mittagstafel. Die Mutter hatte bestimmt, daß er obenan säße, denn er war der ältere Sohn. Seit Vaters Tod war der Platz leer geblieben.



Aber Konrad schien sich nicht zu besinnen, er ließ keinerlei Erkennen merken, als er den vertrauten Raum betrat. Sein Blick hob sich nicht ein einziges Mal zu den Ahnenbildern, die den Heimgekehrten von den Wänden grüßten — hastig und zerstreut aß er die Speisen. Wein rührte er nicht an, das war anders als ehemals.

Nach der Mahlzeit ging man in die anstoßende Bibliothek. Dort lag ein uralter, beinahe blinder Jagdhund vor dem Kamin auf einem Fell. Es war Winter und Sommer sein Platz, nur manchmal schlich er sich hinunter in den Park, um auf den sonnenwarmen Steinfliesen vor der Rampe seinen unterbrochenen Schlummer fortzusetzen.

Aber als Konrad hinter der Mutter und Resi eintrat, hob das Tier matt den Kopf, sein langes, seidiges Behänge zitterte wie in einer furchtbaren Anstrengung des Hörens, plötzlich stand es auf seinen vier Füßen und schoß heulend auf den Wiedergefundenen zu.

Seither verließ es ihn nicht. Wunderbare Kräfte schienen es zu tragen — wie weit Konrad durch die Umgebung streifte, der Hund begleitete ihn, die Schnauze dicht an der herabhängenden Rechte seines Herrn. Als sollte ihm die Fährte nicht mehr verlorengehen.

Nun war ein Sonntag. Mutter und Resi saßen allein im rotverkleideten Herrschaftstuhl. Die Mutter preßte die Hände über ihr großes Andachtsbuch, aber sie öffnete es nicht. Sie hätte keine Zeile darin zu lesen vermocht.

Resi horchte durch das Wimmern der alten Orgel und den hellen Gesang der Schulmädchen, ob nicht Schritte vernehmbar waren, die sich ihrem Stuhl näherten. Aber der Bruder blieb fern. Er war der Heimat, seinem Glauben, den Erinnerungen seiner Kindheit völlig entfremdet. Er hatte auch nicht nach dem Gruftschlüssel gefragt, um an Vaters Sarg zu treten.

Als sie aus der Kirche kamen, sahen sie ihn in einem Wägelchen nach der Stadt fahren. Er kutschierte nicht wie ehemals, sondern saß zusammengesunken im Hintergrund. Der Hund hatte den Kopf auf seinen Knien und blinzelte mit den trüben Augensternen unentwegt in sein Gesicht.

„Endlich sind meine Papiere in Ordnung, morgen seid ihr mich los!" rief er ihnen nach, und schon ballten sich Staubwolken zwischen ihnen und dem Wagen.

Sie sahen ihn bloß zu den Mahlzeiten.

„Hast du alles so rasch ordnen können? Weißt du den Weg, den du einschlagen mußt, um dir dein Freiwilligenrecht zu sichern?" fragte die Mutter bei Tisch.

„Unsinn. Ich werde als gewöhnlicher Liniensoldat dienen. Überm großen Wasser verlernen sich solche feinen Unterschiede."

„Nun, es ist nur gut, daß du überhaupt noch weißt, daß du ein Vaterland hast", entgegnete sie gepreßt.

„Du scheinst mich immer noch für einen Taugenichts zu halten, weil ich mal über die Stränge schlug. Aber mit tollen Pferden kann man auch ein Ziel erreichen."

Der letzte Abend.

Resi war an seine Tür geschlichen, sie hörte drinnen Schritte, ruhelos auf und ab, auf und ab. Und leise, zärtlich, wie der gleitende Fußtritt einer Frau, der Hund hinter ihm.

Und drüben im Salon wartete die Mutter, bebte, fieberte, endlich in letzter Stunde ein Wort zu sprechen, das sie versöhnen, einen sollte.

Schon hielt Resi die Klinke in ihren kalten Händen. Aber plötzlich hörte sie, wie er mit dem Hund zu reden begann. Er sprach in seiner — fremden Sprache.

Da fühlte sie hoffnungslosen Schmerz in ihrer Brust entbrennen. Es war für alles zu spät geworden — der Mann drinnen war ein völlig Fremder. Und weinend schlich sie davon. — —

Ein Jahr war vergangen. In dieser Zeitspanne entsetzlichen, mühevollen Ringens mit einem überlegenen Feind hatte die Mutter keinen der Söhne wiedergesehen. Aber während von Kurt Briefe und Karten beinah regelmäßig eintrafen, hatte Konrad niemals geschrieben. Mutter brachte kein Wort der Klage, der Angst über die Lippen, wie einem geheimen Übereinkommen zufolge verbracht hatte, nie mehr erwähnt, aber Resi wußte, was wurden die wenigen Tage, die er im Schoße der Heimat die Mutter um diesen einen litt, und daß die Vorstellung eines Versäumnisses, das nicht mehr gutgemacht werden konnte, ihr Herz zerfleischte.

Eines Tages fand sich in den verwetzten Falten des alten Postsackes ein Feldpostbrief mit fremder Aufschrift. Resi griff rasch danach, denn wenn er böse Nachricht brachte, durfte sie Mutter nicht unvorbereitet treffen.

Die Mutter hielt die Hände gefaltet und blickte ihr geduldig ins Gesicht, bereit, den Schlag zu empfangen, wenn Gott es so fügte.

Resi begann für sich die Zeilen zu überfliegen, plötzlich aber legte sie den Brief in die Hände der Mutter.

„Ich darf nicht weiter lesen — er ist nur für dich!"

„Von Konrad?" Resi nickte schweigend und ging.

Im Briefe stand: –

„Meine Mutter! Ein Jahr — was sage ich — zehn Jahre schrieb ich nicht an Dich, so ist es kein Wunder, wenn dieser Brief etwas verworren ausfällt. Das Telephon schreit und surrt neben mir fünf Meter unter der Erde. Wir halten eine lange Linie besetzt, alle schmutzig, unausgeschlafen und trotzdem guten Mutes. Und in solcher Lage übermannt es diesen und jenen — er schreibt an Weib und Kinder — möglicherweise werden in dieser scheußlichen Höhle die zartesten, innigsten Worte geboren. Und so hat's auch endlich mich gepackt. Mein Stolz ist allmählich mürbe geworden. Ich konnte nie viele Worte machen — wenn sie heute toll heraussprudeln, so ist es, weil sie sich wohl nicht länger eindämmen lassen. Ich möchte die Arme um Dich legen, so schüttelt mich die Sehnsucht. Mutter, wußtest Du es eigentlich, daß von allen Dein Junge das heißeste Herz hatte— nicht der Kurt, nicht die Resi haben Dich geliebt wie ich. Aber in mir kochte es vor Eifersucht, es war ein unbezwinglicher Trotz und vor allem Scham, nur nicht zu verraten, wie es um mich steht. Du pflegtest den neuaufgenommenen Lehrern zu sagen: ‚Resi und Kurt sind leicht zu lenken, nur der Konrad hat ein schwieriges Naturell, mit dem muß man streng sein!' Du hattest unrecht — auch ich wäre zu beeinflussen gewesen, aber Du allein hättest es vermocht. Und nur mit ein bißchen Liebe. Indes meintest Du, Dich gegen mich verhärten zu müssen. — — Als ich im Vorjahr wieder daheim war, trugen wir beide immer noch denselben Panzer. Ich hätte mich am liebsten der Länge nach zu Boden werfen mögen, um diese heilige Heimaterde, die ich nun verteidigen durfte, für die ich vielleicht mein Leben geben würde — zu küssen. Und tat blasiert. — — Weißt Du, daß ich es drüben zu einer gesicherten Stellung gebracht habe. Ich besitze in Amerika weite Strecken Landes, gegen die das väterliche Gut kaum zählt. Aber ich mochte Dir nichts davon sagen, wußte ich doch, es würde Deinen Zorn nicht beschwichtigen, daß ich einst abenteuernd auszog. Daß ich wirklich Glück fand,

hätte Dich vielleicht nur erbost, weil ich recht behielt und nicht Du. War es Glück? War am Grunde alles Erfolges nicht die Sehnsucht, wie ein Stein, der sich nicht verschieben läßt? So ein armer, verschämter Mensch war ich trotz allem, daß ich's nicht mal wagte, an Vaters Sarg zu beten. Durfte ich denn einst an seiner Seite ruhen? Ich war ja ein Außenseiter, hatte eine Zeitlang Sorge, Angst, ja teilweise Verarmung über Mutter und Geschwister gebracht. Ich habe das Meine so vermehrt und so lange arbeiten lassen, bis Resi und Kurt zehnmal schadlos gehalten werden können — es war dies unverrückbar mein Ziel — aber ich weiß, auch das wird mir Eure Herzen nicht zurückgewinnen. Vielleicht aber zählt es bei Dir, Mutter, daß der Soldat, der ich jetzt bin, sich in schweren Kämpfen die Große Goldene Tapferkeitsmedaille erwarb. Nimm es als äußeres Zeichen, daß die Heimat mich wieder hat. Darum, wenn ich zurückkomme, laßt mich nicht mehr ein Fremder unter Euch sein. Mein Herz hungert ja nach Eurer Zärtlichkeit, Eurer Anhänglichkeit. Vergib, Mutter, öffne mir die Arme, wenn ich kommen sollte, denn immer und über alles habe ich Dich lieb.

Dein Sohn Konrad."

Neue Pelzmoden.

Hierzu 8 Aufnahmen von Becker u. Maaß.

Im allgemeinen ist man geneigt, Pelze als Luxus aufzufassen, der nur den Reichen erreichbar ist. Vor langen Jahren mag diese Annahme Berechtigung gehabt haben. Seitdem sich jedoch die Mode mit diesem Gebiet eingehend beschäftigte, ist es anders geworden. Der Löwenanteil an diesem Fortschritt muß zweifellos den Kürschnern zugestanden werden. Mit ihrer vollendeten Technik verstehen sie es, ein an sich weiches, dichthaariges Fell so reizvoll zuzurichten, daß es den Kampf der Vorurteile siegreich besteht. Da Pelze für die Frauenkleidung eine immer steigende Rolle spielen, hat sich der Gesichtspunkt wesentlich geändert, unter dem die Wahl stattfindet. Die glücklichen Besitzerinnen von Zobel, Hermelin, Chinchilla und ähnlichen wertvollen Seltenheiten haben bis auf den Wechsel der Form für modische Gesetze ein geringschätziges Lächeln. Ihr Eigentum ist über jedem Beigeschmack erhaben.

Pelz als Kleidschmuck bildet in diesem Winter einen Hauptbestandteil der Mode. Wo nur ein geeigneter Platz sich findet, wird er auch eingenommen. Den Saum der Jacken, teilweise auch der Röcke sehen wir von schmalen und breiten Streifen Pelzwerk eingefaßt. Fast unerläßlich scheint der sehr hohe Kragen. Pelz am Ärmel und an den Taschen soll den Muff ersetzen. Wie schon gesagt, sind bei der Wahl künstlerische Grundsätze ausschlaggebend. Der fast vergessene Biber kommt an grünen Kleidern zu Ehren. Mit ihm wetteifern Sealstreifen und graue Fellsorten, zum Beispiel Silberfuchs, Seefuchs, grauer Wolf, Silberbrabant, eine dem Chinchilla ähnliche dichthaarige Neuerscheinung, und Opossum.

1. Biberpelerine mit rundem Muff.

2. Straßenkleid aus grünem Tuch mit Sealbesatz.



3. Schulterkragen aus grauem Wolf.



4. Kragen, Muff u. Hut aus Seal mit Iltis.

kleidungstücken. Aus gutem Stoff haben sie jedoch einen Ewigkeitswert. Ändert sich auch die Form, so läßt sie sich mit geringen Schwierigkeiten umarbeiten, da die Teile ohne sichtbare Nähte aneinandergefügt werden. Der Breitschwanzmantel (Abb. 5) hat die in diesem Winter ungemein beliebte glockige Form mit breitem Kragen, der zurückgelegt und hochstehend getragen werden kann. Die hellen Fuchsstreifen liefern eine geschmackvolle Bereicherung. Die schon im vergangenen Jahr viel gesehene Pelerine hat sich ihre Beliebtheit auch für diesen Winter gerettet. Teilweise ist ihre Form länger geworden. Unerläßlich scheint der hohe Kragen, der zugleich wärmend und kleidsam ist. Sehr gut kleidet die rundgeschnittene Form aus Biber (Abb. 1), die, am Halse hochstehend, eine



6. Kragen, Muff u. Mütze aus Iltis.

Zu braun wiederum sieht Waschbär, Kolinski, bräunlicher australischer Opossum und Skunks gut aus, während sich von dunkelblau oder schwarz die hellen schwarz-weiß gefleckten Skunksteile und gelblicher Iltis ausgezeichnet abheben. Die verschiedenen Fuchsarten gehören mit zu den schönsten, zugleich auch kostbarsten Verbrämungen. Meist werden sie jedoch als Stolen getragen.

Das grüne Tuchkleid mit der glatten anschließenden Jacke (Abb. 2) zeigt am Verschluß zwei ziemlich schmale Sealstreifen. Der hochstehende Kragen ist aus Seal gearbeitet. Sealstreifen umsäumen die Ärmel.

Mäntel bedeuten den höchsten Luxus unter den Pelzbe-



5. Weiter Breitschwanzmantel mit grauem Fuchs.

neue, geschickt und gut ausprobierte Linie vorführt. Eine gelegte Bandrosette dient als Verschluß. Der dazu passende Muff hat die moderne Tonnenform. Die Pelerine aus Maulwurf (Abb. 8), vorn abgerundet, fällt nach hinten länger und ist sehr faltenreich. Bei der Verarbeitung von Maulwurf erreicht man durch die abwechselnde Stellung der Felle ausgezeichnete Wirkungen. Zu dem kleidsamen, mit einer grauen Bandkokarde und weißen Reihern geschmückten Hut lieferte Maulwurf das Material. Wie abwechslungsreich die Formen der Schulterkragen sind, beweist die graziöse Hülle aus Seal (Abb. 4.). Die Ränder, wellenförmig, werden von hellem Iltis eingefaßt. An



7. Stola aus Blaufuchs.

dem tonnenrunden Muff und dem flotten Sealbarett mit Kronenreihern wiederholt sich der wirkungsvolle Iltissaum. Vollkommen aus Iltis ist die runde Pelerine (Abb. 6). Die dunklen Stellen des Pelzwerks sind in einer Weise verarbeitet, daß sie wie ein Muster regelmäßig wiederkehren. Das Iltismützchen, gleichfalls von beträchtlicher Höhe, liefert einen ausgezeichneten Beweis dafür, wie geschickt sich Pelz in die herrschende Richtung der Hutmoden einfügt. Ein Iltisfell mit Köpfchen schmiegt sich in den faltenreichen Rand aus braunem Samt. Vom Wechsel der Mode bleiben Füchse aller Art gänzlich unberührt. Sehr hübsch ist das ausgewählt schöne Exemplar des Blaufuchs (Abb. 7). Ein bisher weniger gekanntes Fell ist „grauer Wolf“. Der Kragen (Abb. 3), der die Schultern schützt und das Gesicht dicht umrahmt, zeigt eine vorbildliche Verarbeitung dieser modischen Neuerscheinung.

Schluß des redaktionellen Teils.



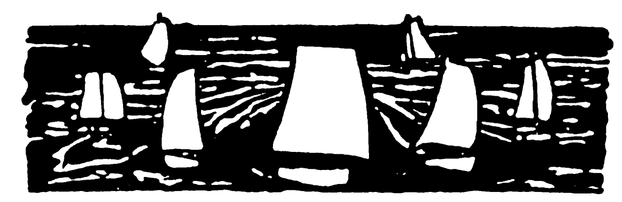
8. Langer Kragen aus Maulwurf.

DIE·WOCHE

Nummer 47. | Berlin, den 18. November 1916. | 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 47.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

7. November.

Ein deutsches Fliegergeschwader setzte durch nächtlichen Bombenangriff das große Munitionslager von Cerisy (an der Somme südwestlich von Bray) in Brand; die langandauernden mächtigen Detonationen waren bis nach St.-Quentin fühlbar.

Im Abschnitt des Roten-Turm-Passes wird der Feind durch umfassenden Angriff von den Höhen Spini vertrieben.

8. November.

Vorwärts des Bodza-Passes sind den Rumänen in den letzten Tagen von ihnen gewonnene Teile unserer Höhenstellungen wieder entrissen. Am Tatar-Havas-Paß sind feindliche Angriffe abgeschlagen.

9. November.

Im nördlichen Gyergyo-Gebirge werden russische Angriffe abgeschlagen. Bei Belbor und im Tölgyes-Abschnitt werfen frische deutsche Angriffe die vorgegangenen Russen zurück.

Südöstlich des Roten-Turm-Passes wird in Fortsetzung unseres Angriffs der Baiesti-Abschnitt überschritten und Sardoiu mit den beiderseits anschließenden Höhenstellungen genommen.

In der nördlichen Dobrudscha weichen vorgeschobene Aufklärungsabteilungen befehlsgemäß dem Kampf mit feindlicher Infanterie aus.

10. November.

Unter Führung des Generalmajors von Woyna stürmen brandenburgische Truppen und das Infanterieregiment Nr. 401 in der Gegend von Skrobowa in etwa vier Kilometer Breite mehrere russische Verteidigungslinien und werfen den Feind über den Skrobowa-Bach zurück. Unseren geringen Verlusten stehen bedeutende blutige Opfer des Feindes und eine Einbuße an Gefangenen von 49 Offizieren, 3380 Mann gegenüber. Die Beute beträgt 27 Maschinengewehre, 12 Minenwerfer.

Im Predeal-Abschnitt werden westlich von Azuga neue Fortschritte gemacht und rumänische Gegenangriffe beiderseits der Paßstraße abgeschlagen.

Wilson ist wiedergewählt worden. Er erhielt 8 563 750 und Hughes 8 162 754 Stimmen.

11. November.

Bei einem Nachtangriff gelingt es den Engländern, nordöstlich von Courcelette in geringer Breite in unseren vordersten Graben einzudringen. Den Franzosen bringt Häuserkampf bei der Kirche von Sailly-Saillisel kleine Vorteile. Im übrigen scheitern die dort auf breiterer Front geführten Angriffe.

Mit starken, neu herangeführten Kräften versuchen die Russen vergeblich, uns die bei Skrobowa gewonnenen Stellungen zu entreißen. Ihre Angriffe brechen verlustreich zusammen.

An der Narajowka dringen deutsche Truppen in die russische Hauptstellung südwestlich von Folw. Krasnolesie ein und weisen fünfmalige heftige Gegenstöße des Feindes ab.

12. November.

In Sailly-Saillisel entbrennen neue Kämpfe, die noch im Gange sind.

Auf dem Ostufer der Narajowka scheitert südwestlich von Folw. Krasnolesie ein erneuter Angriff der Russen gegen die von uns gewonnenen Stellungen.

An der siebenbürgischen Ostfront werden von deutschen Truppen nördlich des Oitoz-Passes achtmalige Vorstöße des Gegners abgeschlagen. An der Predeal-Straße, am Szurduk-Paß und bei Orsova schieben wir unsere Vortruppen vor.

13. November.

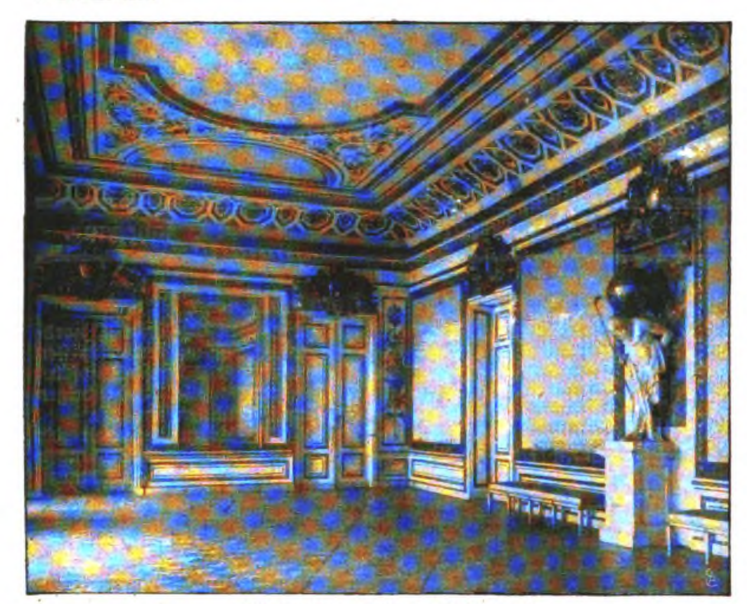
Im Gyergyo-Gebirge haben deutsche und österreichisch-ungarische Bataillone den Bitca Arsurilor genommen.

o o o

Die polnischen Königschlösser.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Paul Clemen (Bonn).

Man hat gesagt, einer der äußeren Hinderungsgründe für das Wiedererstehen einer Monarchie in Frankreich sei, daß Paris keine königliche Residenz mehr besitze, seit der Hauptbau der Tuilerien abgebrochen und der Louvre bis auf den letzten Flügel von Museen und Bureaus eingenommen sei — das Elysée sei eben nur für einen bürgerlichen Präsidenten möglich, und Versailles sei doch nur dasselbe wie Potsdam oder Windsor. Dann hat das neue Königreich Polen gute Aussichten. Das ganze dichtgedrängte Stadtbild von Warschau und die breite Weichselfront beherrschend, erhebt sich hier der ehrwürdige Bau des Königlichen Schlosses, in dem vier Jahrhunderte der Geschichte Polens verkörpert sind, mit seinen Anbauten und Seitenflügeln, mit der verwirrenden Fülle seiner Räume und Korridore. Und im Südteil der Stadt liegen zwei Lustschlösser, die beide für einen kleinen fürstlichen Haushalt geeignet sind: das Schloß Lazienki und das Schloß Belvedere. Ihre früheren Bewohner haben sie verlassen und, weil sie wußten, daß sie nie zurückkehren würden, sie reinlich und mit russischer Gründlichkeit ausgeräumt. In achtzig Waggons haben die Russen aus dem Schloß, das den Sitz des russischen Generalgouvernements und der Militärbehörden bildete, alle Möbel, alle Skulpturen, Leuchter, Bronzen fortgeschafft, aus dem Schloß Lazienki, das zuletzt kaiserliches Absteigequartier war, die sämtlichen Bilder herausgerissen bis auf die Supraporten und die in die Wände

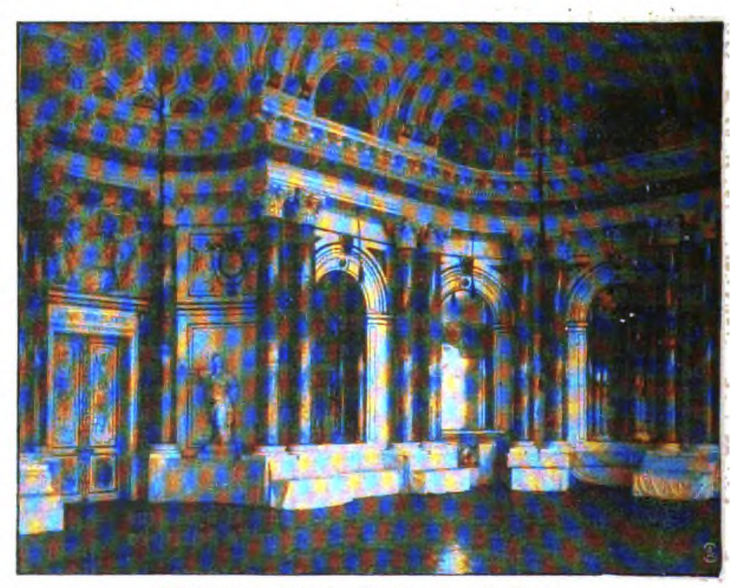


Königliches Schloß: Rittersaal.

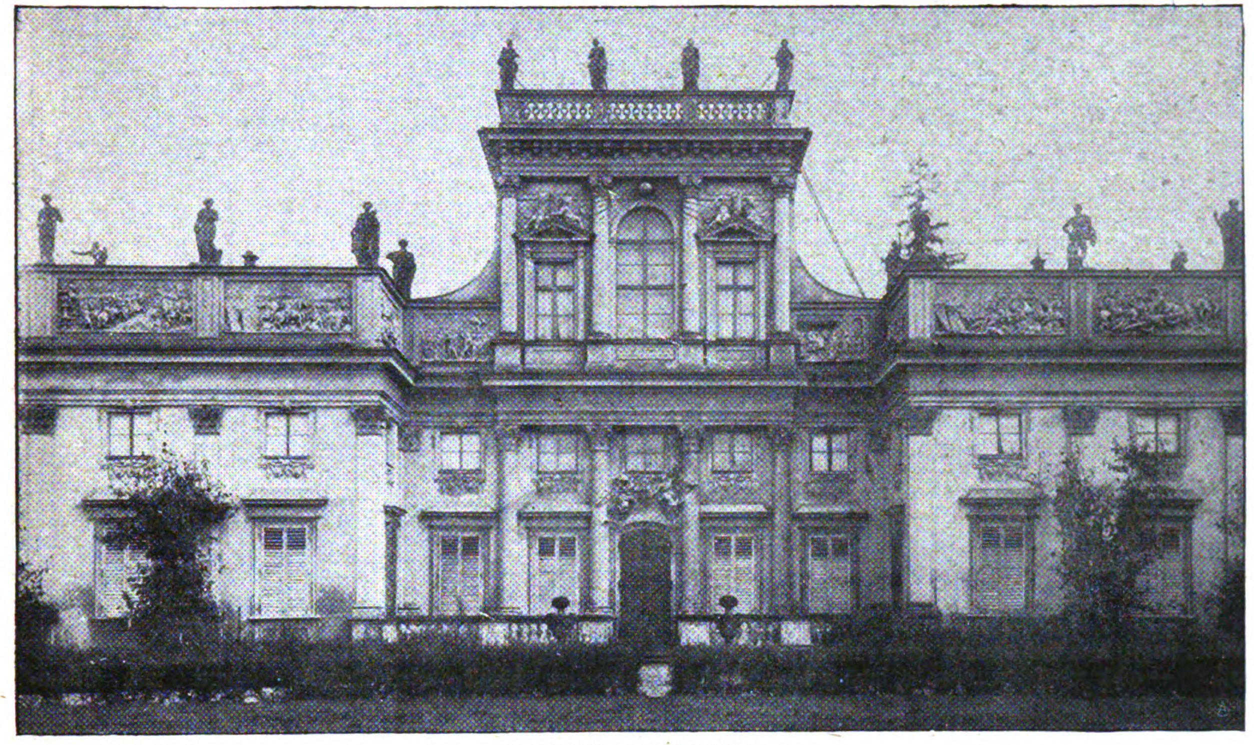
nischen Künstlers, des Andreas Abrahamowicz, emporgewachsen; der Turm ist 1619 ausgeführt worden. Noch am Ende des 17. Jahrhunderts bestand der Bau im wesentlichen in dieser Gestalt als ein Bau mit vorgeschobenen Bastionen in ziemlich einfachen Formen, so daß ein französischer Reisender, der Chevalier de Beaujeu, der um 1700 Warschau besuchte, naserümpfend von der Architecture assez commune sprechen konnte. An diesen barocken Kern hat dann das ganze 18. Jahrhundert projektiert, experimentiert, gearbeitet. Vor allem haben die sächsischen Herrscher, denen der prächtige Ausbau des Schlosses wie eine politische Demonstration galt, sich immer und immer wieder an ihm versucht. August II. der Starke ließ Pläne von Pöppelmann, dem Schöpfer des Dresdner Zwingers, anfertigen. Sie sind nicht zur Ausführung gekommen. Dafür wurde Pöppelmann der Erbauer des heute verschwundenen und im 19. Jahrhundert durch einen Neubau ersetzten sächsischen Palast. Gaetano Chiaveri, der Erbauer der Dresdner Hofkirche, machte dann Entwürfe. Die Ausführung der Weichselfront erfolgte aber erst nach den Plänen des Dresdner Architekten Johann Christian Knöffel, und wenn auch vereinfacht, ist diese Front doch noch in der alten wirkungsvollen Gestalt erhalten mit einem halbrund vorspringenden Mittelrisalit und dem reichen Trophäenschmuck der Attika. Nach Süden folgt der Poniatowskipalast, ursprünglich ein Palais der Grafen Lubomirski, mit einer höchst wirkungsvollen, durch kräftige Säulen lebendig gegliederten Barockfassade und erst durch König August mit dem Schloß verbunden. Die Verbindung gibt ein langer Bibliotheksflügel mit einer köstlichen Innenarchitektur, in dem zuletzt eine Kosakensotnie hauste, die entzückenden Dekorationen sind dabei in wahrhaft barbarischer Weise verdorben und überkleistert. Auch die Außenfronten des Schlosses sind im 19. Jahrhundert immer mehr vernachlässigt worden. Im Jahre 1819 erhielt die

eingelassenen dekorativen Gemälde, dazu alle Bronzen bis auf die Beschläge an den Türen und die Appliken an den Marmorkaminen. Das Königliche Schloß ist heute von dem deutschen Generalgouvernement eingenommen bis auf die respektvoll behüteten alten polnischen Königsäle. Im Schloß Belvedere hat der deutsche Generalgouverneur seine Sommerresidenz aufgeschlagen. Das Lustschloß Lazienki ist als historisches Denkmal von jeder Belegung frei geblieben und steht unter dem besonderen Schutze der deutschen Verwaltung. Die drei Bauten, die seit 1793 keinen polnischen König mehr gesehen haben, harren nach dem Frieden auf den neuen Herrn. Dabei hat diese Stadt der barocken Pracht, die im 18. Jahrhundert alle östlichen Residenzen, Berlin und Dresden durch die Zahl seiner Paläste übertraf, doch nur einen Bruchteil von dem aufbewahrt, was die Herrscher des 17. und 18. Jahrhunderts, was vor allem die Könige aus dem sächsischen Hause hier geschaffen hatten an Neubauten und Umbauten — nur die alten Pläne, die sich in ihrer fast phantastischen Großmannsucht zu überbieten suchen, geben hiervon Kenntnis. Cornelius Gurlitt hat schon vor zwanzig Jahren auf sie aufmerksam gemacht und bereitet eine umfängliche Publikation über das barocke Warschau vor. Es trifft sich günstig, daß gerade vor der Verkündigung des neuen polnischen Königreichs in Warschau eine Ausstellung der mustergültigen Aufnahmen von den polnischen Königschlössern veranstaltet ist, die in vorbildlicher Gewissenhaftigkeit die polnische Gesellschaft für Denkmalpflege in den beiden letzten Jahren unter dem Schutze der deutschen Verwaltung hat ausführen lassen können.

Auf dem mäßig über das versandete Weichselufer sich erhebenden Hügelrücken am Ende der Altstadt war an der Stelle der alten Residenz der Herzöge von Masovien hier durch Sigismund III. das Schloß als ein stattlicher Renaissancebau in den Jahren 1599—1610 nach den Entwürfen eines pol-



Königliches Schloß: Blick in den Ballsaal.

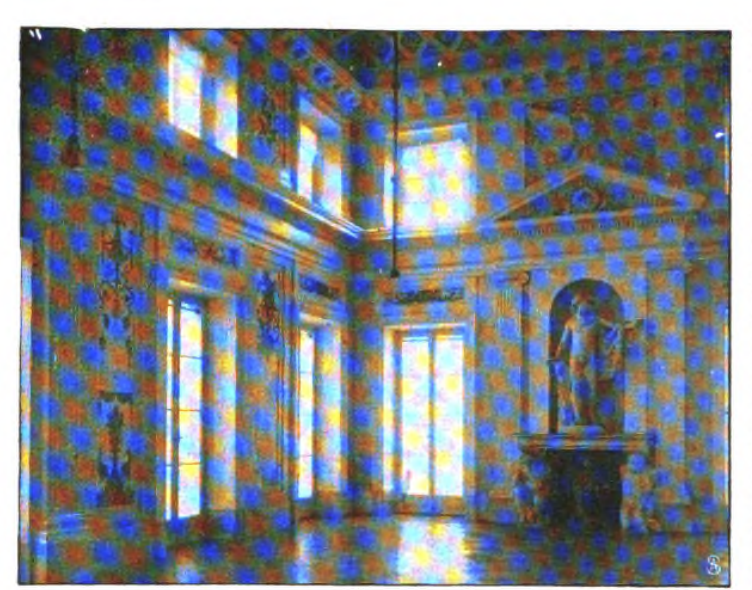


Schloß Willanow: Mittelbau.



Das Theater auf der Insel in Lazienki.





Lazienki-Schloß: Blick in den Ballsaal.

Front nach dem Schloßplatz eine neue, vereinfachte Fassade — aber wie leicht wäre es, dem ganzen Bau, zumal auch dem Weichselflügel, die alte beherrschende Wirkung wiederzugeben.

Den entscheidenden Innenumbau brachte dann die Regierung des kunstliebenden Königs Stanislaus August Poniatowski in den Jahren 1770—86; der ehemalige Liebling der Kaiserin Katharina II. konzentrierte sein ganzes Temperament auf seine Liebe zu schönen Dingen, ein Begriff, in dem er sehr weitherzig war. Die Räume des Schlosses haben damals ihre Gestalt bekommen in jener Formensprache des Stils Stanislaus August, der dem französischen Stil Louis XVI. entspricht, aber früher noch als dieser streng klassizistische Elemente aufweist. Domenico Merlini war der architektonische Leiter, die Dekorationen lagen in der Hand des Römers Marcello Bacciarelli, der seit 1765 als Generalbaudirektor und Verwalter der königlichen Paläste, Schlösser und Sammlungen, als Hofmaler und allmächtiger künstlerischer Berater des Königs in Warschau saß. Die Architektur des Thron- und Ballsaals, in dem jetzt der historische Akt der Verkündigung des neuen Königtums stattgefunden hat, mit seinen gelben gekuppelten korinthischen Säulen stammt vom Jahre 1781; an der Decke ein großes Spiegelgemälde mit dem Zug des Sonnengottes von Bacciarelli. Im Audienzsaal hat derselbe Maler in dem runden Deckengemälde mit seinen fließenden und weichen goldenen Tönen auch die Favoritin des Stanislaus August, die schöne Dame Grabowska, verewigt. Die großen Bilder aus der Geschichte Polens, die Bacciarelli für den Rittersaal geschaffen hatte, sind schon früher von den Russen fortgeführt worden, ebenso wie aus dem achteckigen Kabinett die Bilder der letzten Herrscher.

Um eine ganz andere Anlage handelt es sich bei dem Lustschloß Lazienki (die Bäder). Es ist der Umbau eines alten barocken Badehauses, das der Marschall Stanislaus Lubomirski auf einer Insel in dem See im Park zu Füßen des großartigen Palais Ujazdow noch Ende des 17. Jahrhunderts errichtet hatte. Wie das Schlößchen uns heute vor Augen steht, ist es aber eine geschlossene Schöpfung des Königs Stanislaus August, unter seiner allerhöchst persönlichen Leitung in den Jahren 1767 bis 1795 aufgeführt und dekoriert. Wieder erscheint Domenico Merlini als Architekt, daneben aber ein Meister mit dem braven deutschen Namen Johann Kamsetzer. Es ist das reiffte Denkmal des Stiles Stanislaus August und eines der köstlichsten Werke des ausgehenden Rokokos überhaupt. Bis auf die letzte Ausplünderung der Russen unberührt, vermittelt es den ganzen Reiz dieser heiteren Festbauten, die nicht eigentlich zum Bewohnen, sondern nur für kurzen Aufenthalt, nur für wenige Tage eines rauschenden Lebensgenusses geschaffen zu sein schienen. Seine Rolle ist dieselbe wie die des Schlosses Marly bei Versailles, wie die der Amalienburg bei Nymphenburg oder des Schlößchens Falkenlust bei Brühl. Die Architektur ist schon ganz klassizistisch, die Front mit der eingefügten Säulenstellung höchst wirkungsvoll, elegant und monumental zugleich. Zu dem Schloß selbst gehört nun noch eine ganze Reihe von zerstreut im Park um die Seen herum angeordneten Bauten, das kleine weiße Palais, das chinesische Palais, das Theater, die Eremitage und vor allem jene einzigartige offene Bühne, ein steinernes Amphitheater am See, umgeben von einer mit den Marmorbüsten polnischer Könige geschmückten Rotunde, vor der im See selbst auf einer Insel die Bühne liegt mit den Tempelfronten ihrer verfallenden steinernen Kulissenbauten, unter den Naturtheatern, die das Rokoko geschaffen hat, sicherlich die entzückendste Anlage. Noch bis in die letzten Jahre hat hier an schönen Sommerabenden das russische Ballett viel bewunderte Vorstellungen gegeben. Das Innere des Schlosses war auf das prächtigste geschmückt durch



Poniatowski-Schloß.

erlesene Werke der Plastik und Malerei, der Kuppelbau des Vestibüls geschmückt durch marmorne Standbilder des Bildhauers Jacopo Monaldi, der Salomosaal dahinter durch allegorisch-höfische Gemälde des Bacciarelli aus der Geschichte Salomos. Das grüne Kabinett enthielt eine berühmte Schönheitsgalerie, die Porträte all der vornehmen Warschauer Damen, für die der König eine besondere Verehrung empfand. Der große Ballsaal mit seinen Marmorskulpturen ist in der Dekoration ein Meisterwerk des polnischen Klassizismus; wenn auch die berühmten Niederländer der bewunderten Galerie weggeführt sind, wirken die Räume doch noch in der ganzen noblen Feinheit ihrer Dekorationen.

Das Lustschloß Belvedere, auf dem höchsten Punkt des Lazienki-Parkes errichtet, das sich mit seiner Cour d'honneur nach der Belvedere-Allee, der Hauptachse der lustwandelnden Warschauer, hin öffnet, ist im Jahre 1822 völlig neu gebaut und bildete die Residenz des Großfürsten Konstantin Pawlowitsch und seiner Gemahlin, der Fürstin Lowitsch; ein ernster klassizistischer Bau mit schwerer Säulenstellung im Mittelrisalit, die sich auch nach der Parkseite wiederholt. Die Wirkung des Bauwerks am Ende des langen Durchschlags aus der Tiefe des Parkes her ist eine ganz ausgezeichnete.

Zu diesen Stadtschlössern kommen noch die Lustschlösser, die draußen vor den Toren der alten Stadt errichtet sind, im Süden das Schloß Willanow, das jetzt in den Besitz des Grafen Branicki übergegangen ist, und dann im Norden das mit Erinnerungen an Josef Poniatowski erfüllte Schloß Jablonna im Besitz der Grafen Potocki. Willanow ist eine Polonisierung des Namens nova villa. Ueber dem Eingang gibt eine lateinische Inschrift die Deutung:

Quod vetus urbs coluit,
nunc nova villa tenet.

Als italienische Villa war das Schloß von Johann III. Sobieski, dem berühmten Türkenbesieger, erbaut worden, wahrscheinlich nach den Plänen des Giovanni Bellotto, 1677—1694, der auch die Kreuzkirche in Warschau errichtet hat, Agostino Locci erscheint als Bauleiter, den Plan hat der König allerhöchst selbst angegeben. Seltsam kontrastiert die Pracht der Außendekoration, die verschwenderische Ausstreuung von plastischem Schmuck, die gedrängte Ueppigkeit der inneren Ausstattung mit dem sprichwörtlichen Geiz des Königs, der in seinen unausgeglichenen Neigungen doch noch wie ein halber Tatar erscheint. Es ist ganz der Typus der römischen Villa, der hier gegeben ist. Die langen Seitenflügel mit den geschweiften Ecktürmen sind erst später hinzugekommen und dann durch Verbindungsgalerien mit dem Mittelbau verknüpft worden. In der Häufung der Motive, dem Mißverstehen mancher Details zeigt sich doch ein spezifisch polnisches Barock. Dabei ist das Ganze mit der auffallenden Silhouette, den seltsamen Dachlösungen, der Ueberhöhung des Mittelbaus und vor allem in der Verbindung mit dem romantischen Park mit seinen Wasserkünsten von einer ganz einzigen phantastischen Pracht. Die reiche Bildergalerie mit der Fülle der Tapisserien, den Porträts und den ganz erlesenen kostbaren Möbeln geht noch auf die große Zeit der polnischen Könige zurück. Vor allem ist eben das Schloß ein lebendiges Denkmal Johann Sobieskis und seiner Familie; er selbst ist zu Pferde im Kreise der Seinen dargestellt, die Bildnisse seiner Kinder und Enkel gruppieren sich um ihn.

Es ist kein bedeutungsloser und geringer Zuschuß zu dem Schatz der Barockbauten im östlichen Mitteleuropa, den uns Warschau mit seinen Königschlössern bietet. Die Geschichte der Barockbaukunst wird an ihnen nicht vorübergehen können und wird ihre erhaltenen wie die versunkenen Schöpfungen künftig noch mehr würdigen müssen. Und vielleicht kommt auch eine glückliche Zeit, wo diesen Schlössern beschieden ist, auch in der großen Weltgeschichte wieder Epoche zu machen.

o o o

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern).

Die verflossene Woche begann mit den Berichten neuer schwerer Niederlagen der Franzosen und Engländer, die mit sehr bedeutenden Kräften und unter Einsatz der ganzen Feuerkraft ihrer Artillerie einen gewaltigen Stoß gegen die Front der Armee des Generals v. Below führten. Der knappe Bericht Ludendorffs gibt an, daß die Truppen verschiedener deutscher Stämme unter den Befehlen der Generale Freiherr von Marschall, v. Deimling und v. Garnier unerschütterlich standhielten und den Feind blutig abschlugen.

Der Bericht erweist besondere Ehre durch hervorhebende Erwähnung Teilen des Straßburger Korps, des sächsischen und Badener Kontingents, hanseatischer und Berliner Truppen und des Meininger Regiments.

Einen andern Erfolg als größte Verluste haben die verbündeten Gegner nicht aufzuweisen. Eine neue Bestätigung, daß auch das höchste Aufgebot an Kampfmitteln und die zäheften Überwältigungsversuche zwar die Dehnbarkeit unserer Westfront in Anspruch nehmen können, ohne indessen einen Eindruck zu hinterlassen.

Die Augenblickserfolge der Franzosen, deren sie sich mit der Besetzung der Schutthaufen Douaumont und Vaux rühmten, sind auch in den Augen und im Munde derer, die unsern Gegnern Vorteile gönnen möchten, nur scheinbar. Dem unparteiischen Beobachter ist es klar, daß eine ernsthafte Handlung bei Verdun durchzuführen den Franzosen unmöglich ist. Die Sommeschlacht stellt an sie allein schon Anforderungen, die ihre Kräfte voll in Anspruch nehmen.

Ganz abgesehen davon, daß die Mannschaften, über die Frankreich noch verfügt, zur Ausführung eines kombinierten Kampfes an der Somme und bei Verdun einfach nicht ausreichen, leidet die französische Tatkraft unter dem Versagen der englischen Truppen. Mußten doch französische Truppen neuerdings an der Somme den Engländern einen Teil der Kampffront abnehmen, und zwar gerade den schwierigsten Abschnitt bei Transloy.

Auch in anderer Beziehung muß Frankreich lähmende Wirkungen durch englische Unzulänglichkeit schwer empfinden. Die Dienste, die es England an Durchfuhrland für seine überseeischen Zufuhren leisten muß infolge der Gefährdung der englischen Gewässer durch unsere Marine, nehmen die französischen Organisationen über Gebühr in Anspruch. Geradezu eine Notlage, deren Herr zu werden dem bestehenden System kaum gelingen dürfte, erwächst aus diesem Zustande. Erhöht dadurch, daß die französischen Häfen und ihre Zufahrten nicht minder gefährdet sind. Und aus sich heraus die entstehenden Stockungen und Überlastungen durch Instandsetzen und Neubeschaffen erweiterter Verkehrsmittel zu bewältigen, dürfte es Frankreich jetzt an Kräften fehlen.



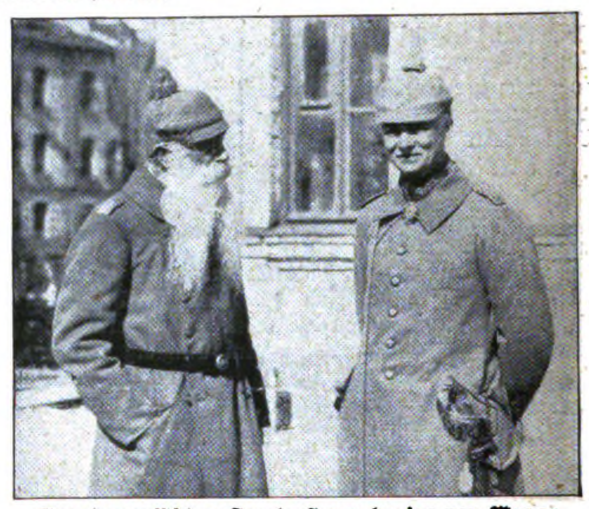


Gesamtansicht des eroberten Predeal.



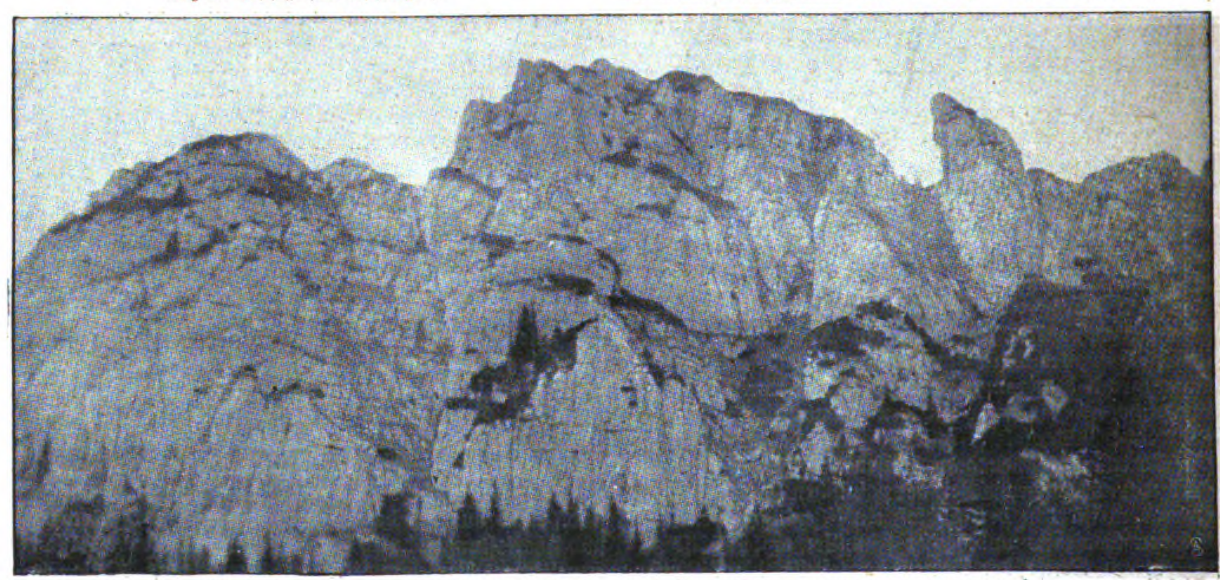
Die Besitzung des rumänischen Ministerpräsidenten Bratianu in Predeal nach der Eroberung des Ortes.

In dem hochgelegenen Ort Predeal hatte Ministerpräsident Bratianu wie viele andere vornehme Rumänen einen Sommersitz, der jetzt durch die Wirkung der Geschosse stark beschädigt ist.



Von der russischen Front: Generalmajor von Woyna.

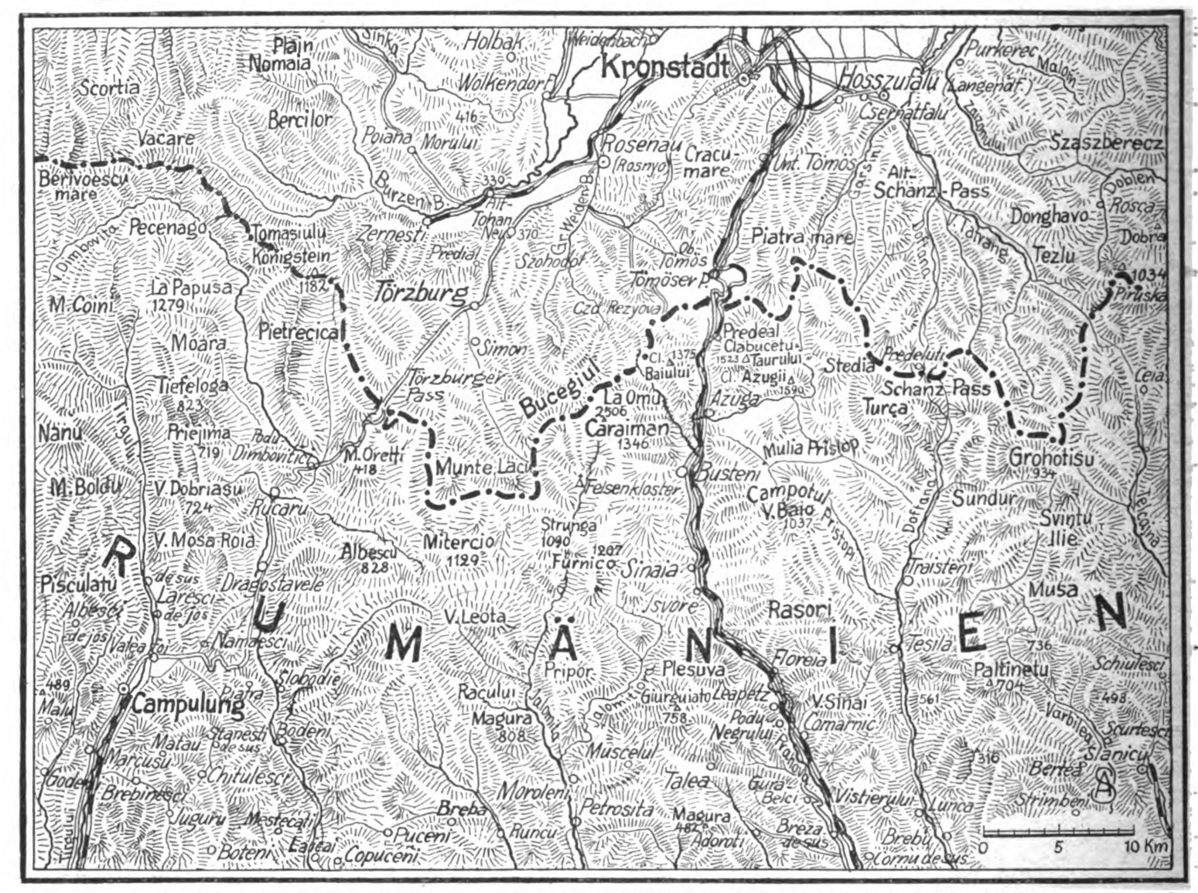
Heeresbericht vom 10. November: Unter Führung des Generalmajors von Woyna stürmten brandenburgische Truppen und das Infanterieregiment Nr. 401 in Gegend von Skrobowa in etwa 4 km Breite mehrere russische Verteidigungslinien und warfen den Feind über den Skrobowa-Bach zurück. Gefangene: 49 Offiziere, 3380 Mann. (Unser Bild zeigt Generalmajor von Woyna (rechts) vor seinem Quartier.)



Die Höhen des La Omu am Predealpaß, die am 6. November von uns genommen wurden.

Zu den siegreichen Kämpfen an der russischen und rumänischen Front.


OSRAM
Osram
Was die Osram-Lampe besonders kennzeichnet, sind die große Widerstandsfähigkeit ihres Leuchtdrahtes, ihr strahlend helles, weißes Licht und ihr außergewöhnlich geringer Stromverbrauch — Eigenschaften, die ihre technische Vollkommenheit sofort erkennen lassen. — Überall erhältlich.
Auergesellschaft, Berlin O 17.



Der Tömöser-Paß und der Törzburger-Paß: Die Angriffsstraßen auf Predeal und Campulung.

Unter solchen Umständen gewinnt die Meldung, daß, dank der Tätigkeit unserer Flotte, der Verkehr zwischen Le Havre und Southampton seit reichlich einer Woche vollkommen unterbrochen wurde, an Bedeutung.

Ein besonderes Kapitel in der Geschichte des Weltkrieges bildet das Flugwesen. Rein äußerlich schon deshalb, weil das Kampfgebiet in den Lüften allmählich fast noch das einzige ist, auf dem uns in einer Weise begegnet wird, die den Regeln militärischer Ehre entspricht; denn die Luftkämpfe werden ritterlich ausgefochten, wie zahlreiche Beispiele aus Einzelberichten bestätigen.

Neben der Gefechtstätigkeit spielte nach den eingelaufenen Berichten die Fliegertätigkeit an der Somme eine große Rolle. Ungewöhnlich glänzende Ergebnisse unserer Fliegertätigkeit wurden gemeldet. Neben der Tätigkeit der Kampfflieger verdient die der Aufklärungsflieger als ebenso bedeutsam hervorgehoben zu werden. Sie leiten das Feuer unserer Artillerie und stören die feindlichen Kampfvorbereitungen hinter der Front und haben Leistungen an Kühnheit und bedeutsame Erfolge zu verzeichnen. Dazu kamen die neusten Erfolge unserer Bombengeschwader, denen wir u. a. die Vernichtung großer feindlicher Munitionslager zu verdanken haben. Ebenso konnten Zerstörungen von Bahnanlagen und fahrender Züge durch Volltreffer gemeldet werden.

Vom Balkankriegschauplatz war vorzugsweise zu lesen: Aus der Dobrudscha und von der Donaufront nichts Neues. Wir sind diese Kargheit der Berichterstattung gewöhnt. Wir wissen, daß dort ununterbrochen die eifrigsten Kräfte am Werke sind, und sehen in guter Ruhe weiteren Meldungen entgegen. Ungehört bleibt der Kanonendonner deshalb nicht, der an der Donau entlangrollt. Wir sind überzeugt, daß jeder Tag Gewinn bringt.

Hält aber die Berichterstattung es besonderer Erwähnung für wert, aus den Kämpfen auf diesem Kriegschauplatz Einzelheiten hervorzuheben, so fühlen wir uns berechtigt, günstige Rückschlüsse auf den Gang der gesamten Operationen zu ziehen.

Mit Genugtuung vernahmen wir von unseren Erfolgen an der Narajowka, vom siegreichen Sturm der Brandenburger bei Skrobowa. Vernahmen wir ferner von den Leistungen österreichisch-ungarischer Truppen, die sechs rumänische Stellungen hintereinander im Sturm nahmen und gegen heiße Angriffe siegreich behaupteten.

Es geht vorwärts. Die Paßstraßen der Grenzgebirge, die Hänge und Schluchten einer Alpenwelt sind der Schauplatz militärischer Leistungen, deren Wert uns in absehbarer Zeit zum Bewußtsein kommen wird.

Daß es den verbündeten Feinden auch sonst auf dem Balkan nicht nach Wunsch geht, fällt auch ins Gewicht. Französische Meldungen von Massenaufgeboten griechischer Freiwilliger haben sich als Täuschung erwiesen. Jene 30 000 Griechen, die nach solchen Nachrichten, aus Amerika zu Venezilos' Waffen geeilt sein sollen, sind in Wirklichkeit gerade im Gegenteil aus Griechenland nach Amerika geflüchtet, um nicht kämpfen zu müssen. Das erfährt man jetzt aus italienischen Vorwürfen gegen die sogenannte Venizelos-Bewegung. Auch im englischen Unterhause wurde Unzufriedenheit mit den griechischen Zuständen laut.

X.

General von Gerok,

unter dessen Führung das westliche Narajowkaufer vom Feinde gesäubert wurde.

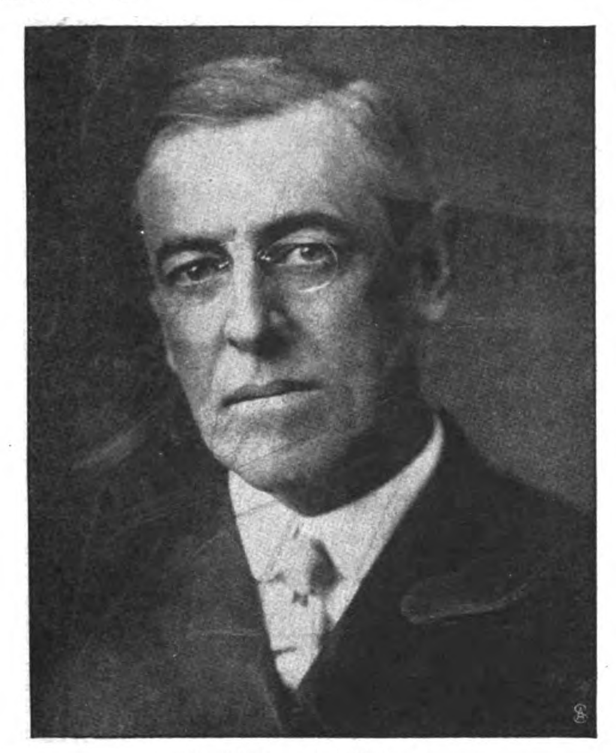


Phot. Alice Matzdorff.

Kronprinzessin Cecilie in der Auguste-Viktoria-Krippe.



Der König von Bayern an der Ostfront: Besuch eines Forts in Modlin.



Präsident Wilson.
Zu seiner Wiederwahl.



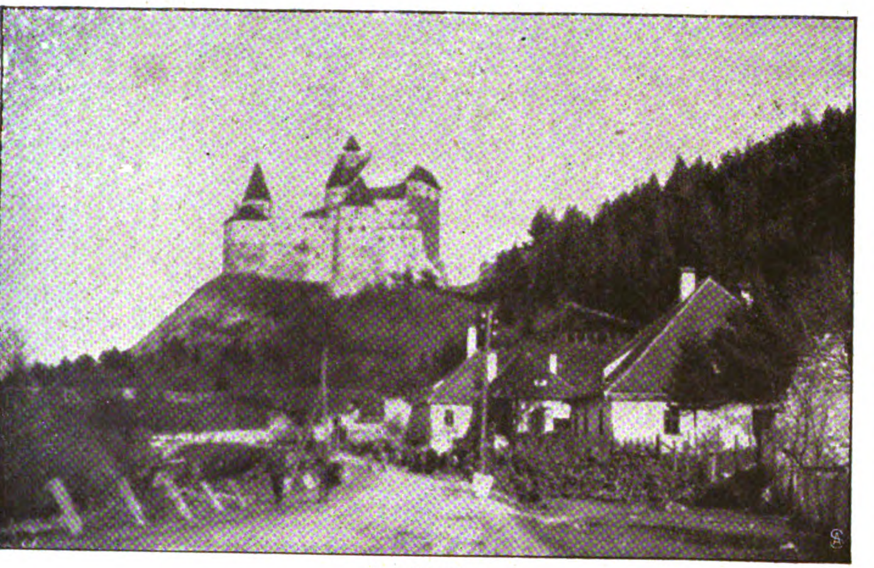
Phot. Wasow.

Prinz Heinrich von Bayern †
auf dem Felde der Ehre gefallen.

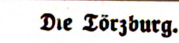


Spezialaufnahme der „Woche".

**Festsitzung im Berliner Abgeordnetenhaus in Anwesenheit der Kaiserin und der Kronprinzessin.
Feier des 50jährigen Bestehens des Vaterländischen Frauenvereins.**



Die Törzburg.

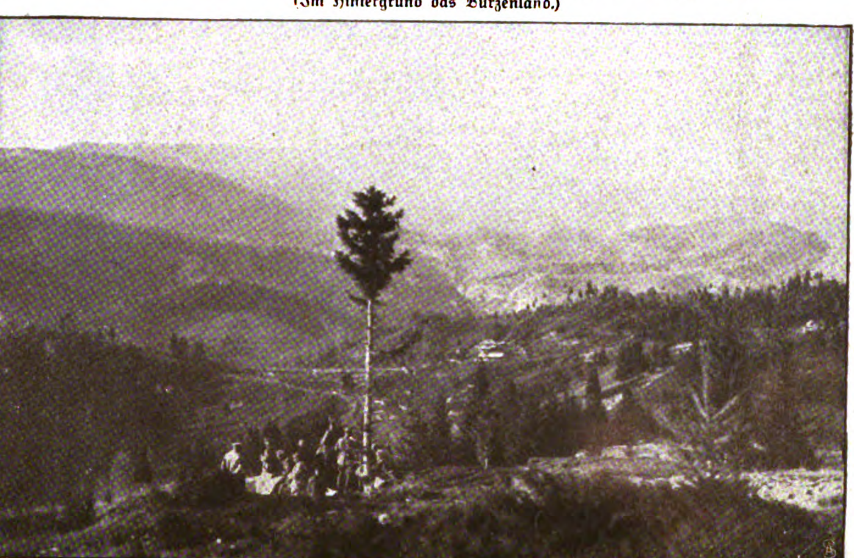




Die Törzburg mit gleichnamigem Ort am Eingang der Paßstraße.
(Im Hintergrund das Burzenland.)



Serpentinen am Törzburger Paß.

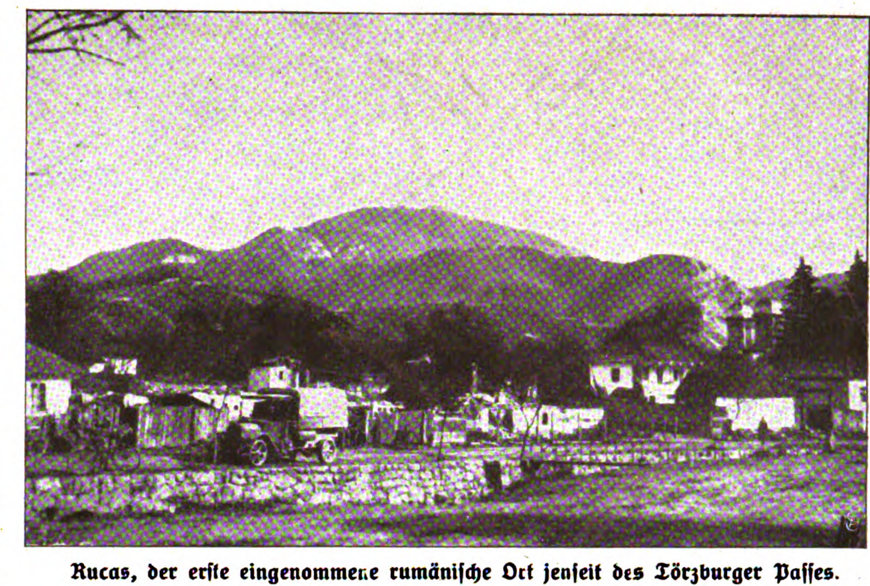


Gefechtstand am Törzburger Paß mit Blick auf den Königstein.

Ueber die siebenbürgischen Paßstraßen nach Rumänien.



Die Höhen am Predeal.



Rucas, der erste eingenommene rumänische Ort jenseit des Törzburger Passes.



Gefangene Rumänen am Törzburger Paß.



Rumänisches Bauernhaus, jetzt Offiziersquartier.

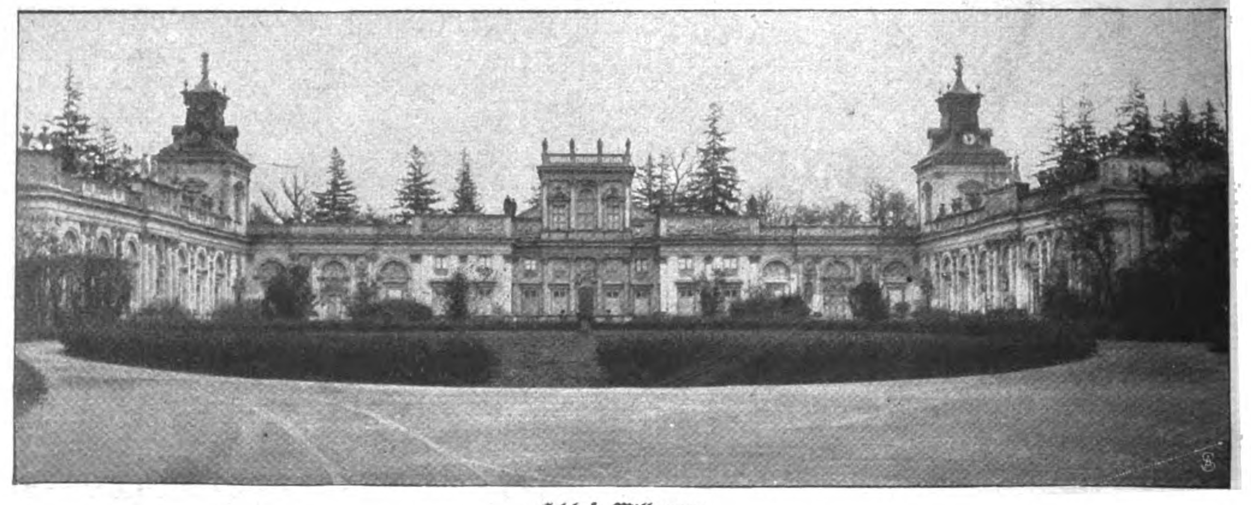
Ueber die siebenbürgischen Paßstraßen nach Rumänien.



Schloß Lazienki.



Königliches Schloß in Warschau.



Schloß Willanow.

Zu dem Aufsatz „Die polnischen Königschlösser“ von Geh. Reg.-Rat. Prof. Dr. Paul Clemen (Bonn).



Das Schloß Belvedere.

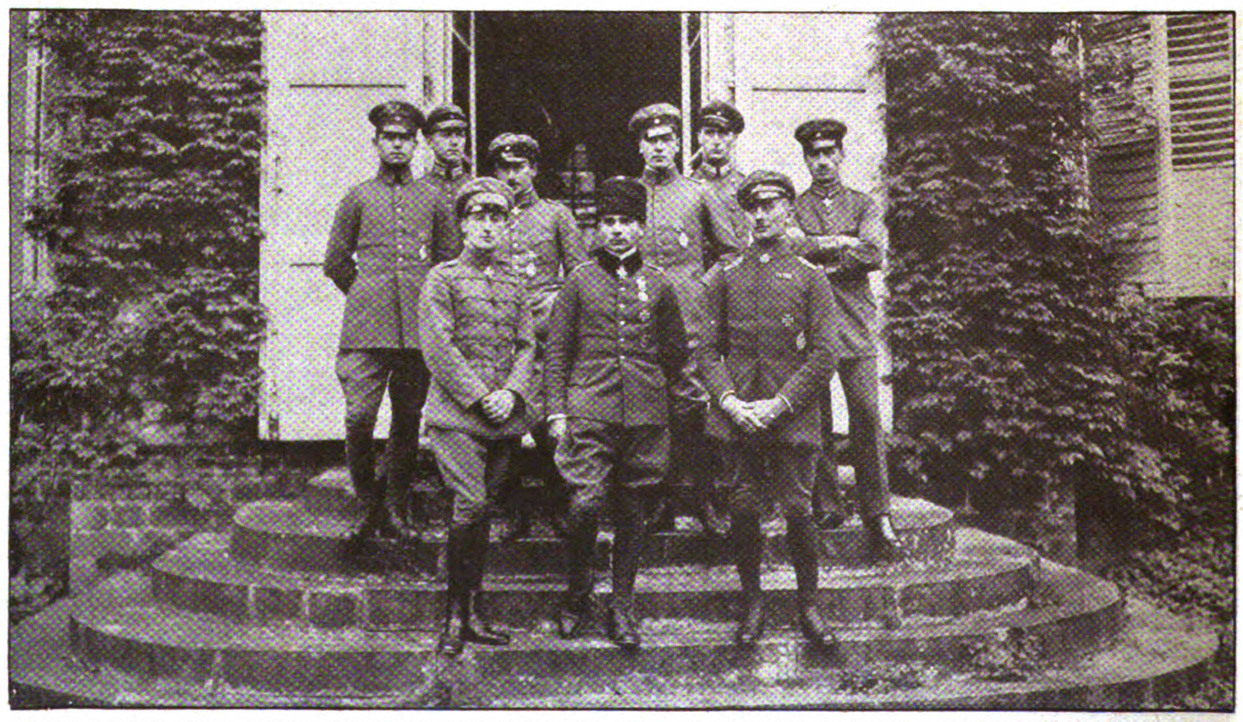
Zu dem Aufsatz „Die polnischen Königschlösser“ von Geh. Reg.-Rat. Prof. Dr Paul Clemen (**Bonn**).





Deutsches Fliegergrab im Elsaß.

Inschrift der Bronzeplatte: Hier ruht die am 18. März 1916 gefallene Besatzung eines Flugzeuges der Flieger-Abt. 48, Walther Kurth, Leutnant der Ref., Fritz Hopfgarten, Offizierstellvertreter, Max Wallat, Vizefeldwebel. Sie starben an dieser Stelle nach heldenhaftem Luftkampf gegen ein französisches Geschwader gemeinsam mit ihrem Gegner. Err. von ihren Kameraden April 1916. — (Die Bronzeplatte wurde aus den Benzintanks der am Kampftag herabgeschossenen feindlichen Flugzeuge gegossen.)



Von links: Leutnant Bernert, Leutnant Malchow, Oberleutnant Freiherr von Althaus, Leutnant Frankl, K. o. Hauptmann Buddecke, Leutnant Lenz, Leutnant Stehle, Oberleutnant Berthold, Leutnant Höhndorf.

Hauptmann Buddecke mit seiner Jagdfliegerabteilung.

Rauschen durch die Nacht.

Wir halten die Wache mit flammendem Schwert
Vor den Toren der Heimat wie Gabriel!
Seine Brände, sie färben die Nächte hell —
O Deutschland du,
Deine Fluren sind unversehrt!

Es sinken die Toten, es rinnet die Zeit,
Wir wissen von Wochen und Monden nichts mehr,
Wir wurden ein wogendes, endloses Meer —
O Heimatland,
Wie liegt deine Stille weit.

Wie tauchet wohl jetzt so tief und rein
Deiner Uhren Klang in die Mitternacht,
Wie rauschet, wie rauscht deiner Wälder Pracht,
O Deutschland du,
Wohl jetzt im Sternenschein!

Viel einsame Lichter nur überall —
So waltet ein Volk, gefaßt und getrost,
Wie mit eisernen Händen das Schicksal lost —
Deutschland, blick auf,
Wir stehn auf dem Feuerwall!

Wir halten die Wache wie Gabriel,
Mit unsern Leibern halten wir ab
Unsägliches Unheil von dir bis zum Grab.
O Deutschland du,
Wie leuchtet dein Morgen hell!

Ilse Hamel.

Wie unsere Gefangenen rechnen.

Von Geheimen Baurat Zeiser.

Mancher Ihrer Leser, der die interessanten Mitteilungen des Herrn Roda Roda in Nr. 41 Ihrer Zeitschrift über die Rechnungsweise der Muschiks und Zigeuner zu Gesicht bekam, mag wohl darüber nachgedacht haben, wo das Gesetzmäßige dieser scheinbar willkürlichen Verquickung der Zahlen liegt, woher es besonders im ersten Beispiel kommt, daß — wenn ich 2 Zahlen miteinander multiplizieren will — ich scheinbar nur die eine davon in der Weise benutze, daß ich einzelne Produkte aus dieser Zahl mit dem Vielfachen von 2 zusammenzähle. Im nachfolgenden möchte ich versuchen, die Gesetzmäßigkeit des Verfahrens, d. h. seine allgemeine Richtigkeit, auf mathematischem Wege nachzuweisen.

Nehmen wir an, daß die Zahlen 25 und 6 miteinander multipliziert werden sollen.

Der Muschik macht das, wie wir erfahren haben, folgendermaßen:

25	12	6	3	1
6	12	24	48	96

Es werden nun die in der unteren Reihe unter den ungeraden Zahlen der oberen Reihe stehenden Ziffern addiert: $6 + 48 + 96 = 150$; $6 \times 25 = 150$.

Löse ich nun die Zahl 25 (den Multiplikanden) in eine Summe von Zahlen auf, deren jede eine Potenz*) von 2 ist, so bekomme ich statt 25 die Summe $2^4 + 2^3 + 2^0$.

*) Den Lesern, die den Zahlenbegriff „Potenz" nicht kennen, wird erläuternd bemerkt, daß eine Potenz aus Basis und Exponent besteht, wobei der Exponent angibt, wie oft die Basis mit sich selbst zu multiplizieren ist; geschrieben wird eine solche Potenz z. B. 4^5; gesprochen „4 hoch 5". 4 ist die Basis, 5 der Exponent. 4^5 heißt, daß die Zahl 4 fünfmal mit sich selbst zu multiplizieren ist:

also $4 \times 4 \times 4 \times 4 \times 4 = 4^5 = 1024$

Besonders zu bemerken ist, daß jede Zahl, deren Exponent 0 ist, der Zahl 1 entspricht; also $2^0 = 1$. Der Beweis hierfür ist nur auf algebraischem Wege zu führen.

Die fortschreitende Halbierung von 25 kann ich dann folgendermaßen schreiben:

1. Glied	2. Glied	3. Glied	4. Glied	5. Glied
$\frac{2^4+2^3+2^0}{2^0}$	$\frac{2^4+2^3+2^0}{2^1}$	$\frac{2^4+2^3+2^0}{2^2}$	$\frac{2^4+2^3+2^0}{2^3}$	$\frac{2^4+2^3+2^0}{2^4}$

Darunter kommt zu stehen:

6.1	6.2	6.2^2	6.2^3	6.2^4

Nun sind naturgemäß alle Potenzen von 2 gerade Zahlen mit einziger Ausnahme der Potenz 2^0, weil diese = 1 ist.

Ungerade wird eine höhere Potenz von 2 erst durch Addition der Zahl 1.

Wenn ich nun die Division der einzelnen Glieder der oberen Reihe durchführe *), so bekomme ich:

als 1. Glied $2^4 + 2^3 + 1$ — also ungerade.
„ 2. „ $2^3 + 2^2 + \frac{1}{2}$ — „ gerade.
„ 3. „ $2^2 + 2 + \frac{1}{4}$ — „ „
„ 4. „ $2 + 1 + \frac{1}{8}$ — „ ungerade.
„ 5. „ $1 + \frac{8}{16} + \frac{1}{16}$ — „ „

*) Die Division wird durchgeführt, indem jeder Summand des Dividenden durch den Divisor geteilt und die einzelnen so erhaltenen Quotienten addiert werden.

Die Division von Potenzen mit gleicher Basis erfolgt durch Subtraktion der Exponenten;

z. B.: $\frac{2^4}{2^2} = 2^{4-2} = 2^2$ denn: $\frac{2^4}{2^2} = \frac{2 \times 2 \times 2 \times 2}{2 \times 2} = 2 \times 2 = 2^2$

Es ist also z. B.:

$$\frac{2^4+2^3+2^0}{2^0} = \frac{2^4}{2^0} + \frac{2^3}{2^0} + \frac{2^0}{2^0} = 2^4 + 2^3 + 1 \text{ — also ungerade.}$$

$$\frac{2^4+2^3+2^0}{2^2} = \frac{2^4}{2^2} + \frac{2^3}{2^2} + \frac{2^0}{2^2} = 2^2 + 2^1 + \frac{1}{4} \text{ — also gerade.}$$

Hieraus geht hervor, daß ich bei der Division immer **dann** eine ungerade Zahl bekomme, wenn im Divisor eine Potenz von 2 steht, die auch im Dividenden, **also in der gegebenen Zahl**, vorkommt. Denn hierdurch wird zu der im übrigen geraden Zahl die 1 addiert, und die Summe wird ungerade. **Greife ich also die Divisoren derjenigen Quotienten heraus, die ungerade sind, so muß ich in ihrer Summe die Summe aller der Potenzen von 2 bekommen, aus der sich die gegebene Zahl zusammensetzt.**

Im vorliegenden Fall sind das die Divisoren der Glieder 1, 4 und 5, also

$$2^0 + 2^3 + 2^4 = 1 + 8 + 16 = 25.$$

Die gleichen Potenzen stehen aber — hier schon mit der zweiten gegebenen Zahl multipliziert — in der unteren Reihe.

Addiere ich daher diese Glieder, also:

$$6 \times 1 + 6 \times 2^3 + 6 \times 2^4$$

so bekomme ich die gleiche Zahl 150, als wenn ich die Zahl 6 mit der Summe der Zahlen $1 + 2^3 + 2^4$ oder mit der Zahl 25 multipliziert hätte.

Der Muschik allerdings wird schwerlich durch eine Überlegung, wie die obige, auf seine Rechnungsmethode gekommen sein, sondern sie wohl durch Zufall und Probieren, d. h. auf empirischem Wege, gefunden haben.

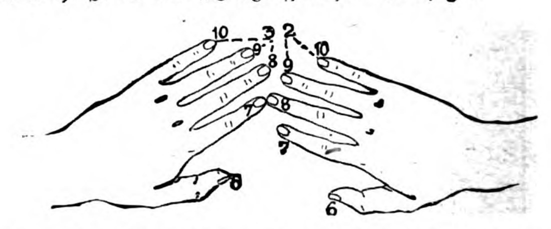
Die zweite uns von Herrn Roda Roda mitgeteilte Multiplikationsart der Zigeuner ist einfacher zu erklären.

Um nicht größere Zahlen (von 6 bis 10) miteinander multiplizieren zu müssen, benutzt der Zigeuner unter Zuhilfenahme der Finger eine **Zerlegungsmethode**.

Er rechnet nämlich z. B. statt mit 7 mit 10 — 3 und statt mit 8 mit 10 — 2 und schreibt daher — er selbst tut es freilich nicht — statt $7 \times 8 = (10 - 3) \times (10 - 2)$.

$$\begin{aligned} \text{Dies gibt:}\quad & 10 \times 10 - 10 \times 3 - 10 \times 2 + 3 \times 2 \\ &= 10\ (10 - 3 - 2) + 3 \times 2 \\ &= 10\ (10 - [3 + 2]) + 3 \times 2 \\ &= 10 \times 5 + 3 \times 2 \\ &= 56. \end{aligned}$$

Das heißt in die „Fingersprache" übersetzt:



Wenn die Finger jeder Hand mit 6, 7, 8, 9 und 10 bezeichnet werden, und man will 7 mit 8 multiplizieren, so multipliziert man die Zahl der Finger, die über dem Finger Nr. 7 der **einen** Hand liegt (d. h. 3) mit der Zahl der Finger, die über dem Finger Nr. 8 der **anderen** Hand liegt (d. h. 2), also 3 und 2 miteinander.

Das gibt die erste Zahl $3 \times 2 = 6$.

Dann zieht man die Summe dieser übrigen Finger 3 + 2 von der Zahl 10 ab und multipliziert diese Differenz mit 10; also $5 \times 10 = 50$.

Das gibt die zweite Zahl 50.

Die beiden Zahlen werden addiert und geben das gewünschte Resultat $7 \times 8 = 6 + 50 = 56$.

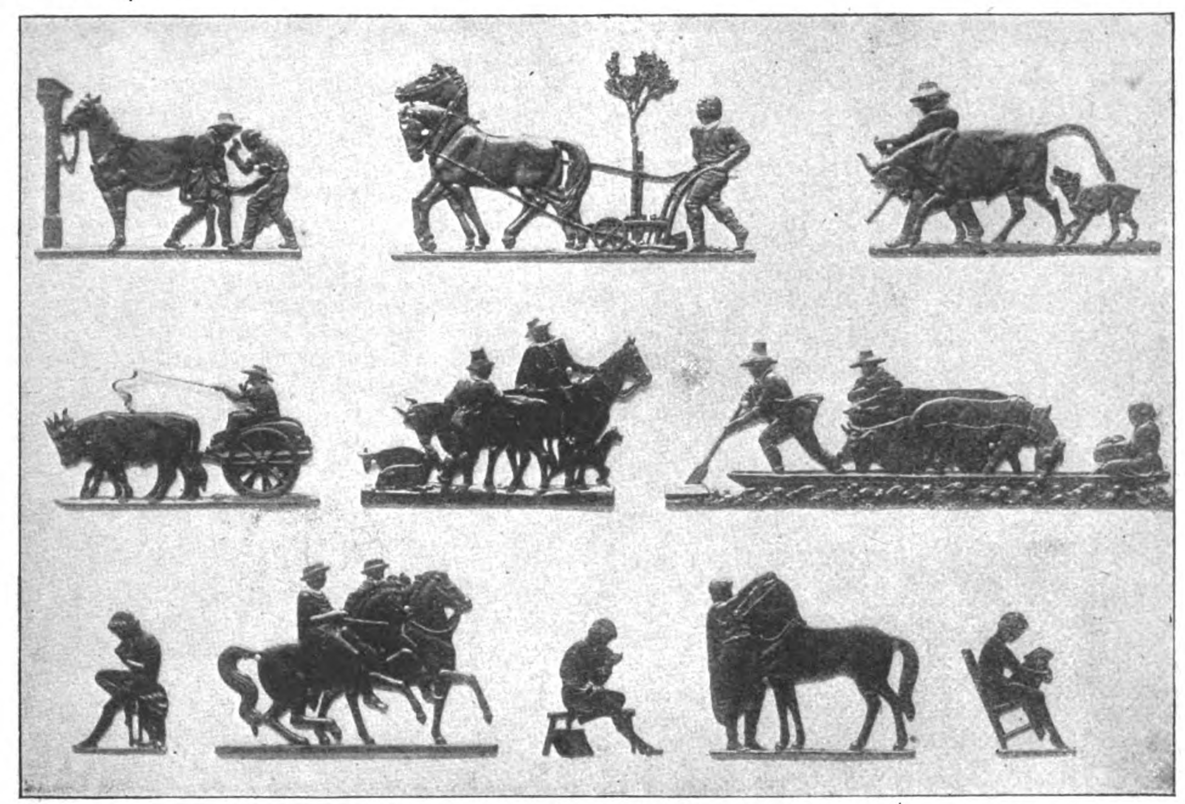


„Mit vollem Kasten."



Weibliche Omnibus-Kutscher.

Neue Frauenberufe.

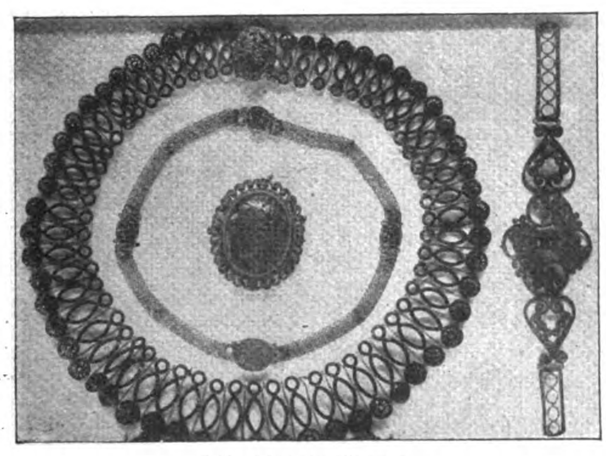


Eiserne Wandsilhouetten.

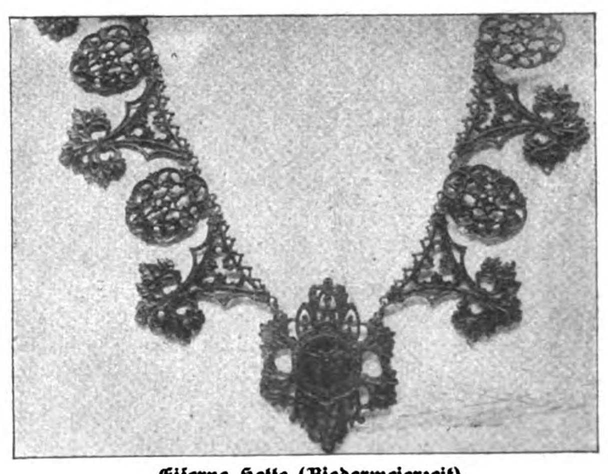
Eisenkunstguß.

Hierzu acht Abbildungen von Alice Matzdorf.

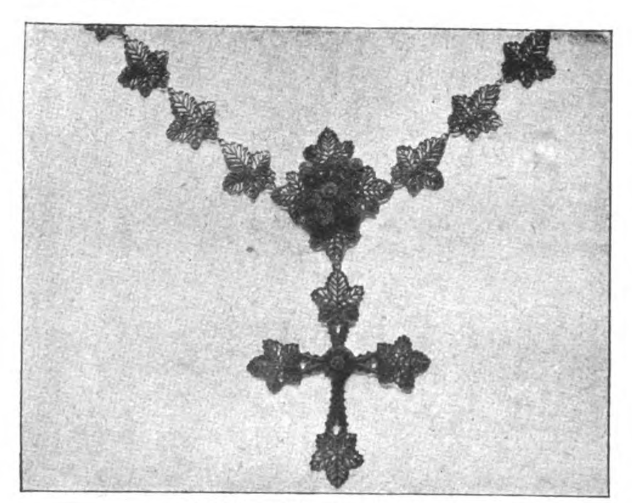
Die Musen und Grazien in der Mark hat Goethes Spott getroffen, und doch hat die gerechte Würdigung mehr und mehr künstlerische Schatzgüter gerade auf diesem Boden entdeckt. Der neuste Fund sind die Eisengußleistungen der Berliner Gießerei, die jetzt in der Ausstellung des Königlichen Kunstgewerbemuseums im höchsten Maß das Interesse der kunstliebenden Kreise fesseln. Einst wurde in dem Hüttenwerk vor dem Neuen Tor rührig geschafft. Fast das ganze 19. Jahrhundert hindurch wirkten hier unsere besten Bildhauer mit. Schadow, Rauch, Tiek, Schinkel, Kalide, Kiß, Bläser lieferten Modelle, und die Hohenzollernfürsten betätigten ihre mäzenatische Huld durch reiche Bestellungen. Eisen ist das Metall, das der Kriegsgott braucht, und wenn das Gold der Bürger dem Staat überlassen werden muß, wird Eisen der Werkstoff des Plastikers. In die harten Tage der Freiheitskriege paßten die gußeisernen Denkmäler für die Heldengräber, deren immer neue Formen Schinkel vor allen aus griechischen und gotischen Anregungen entstehen ließ. Damals entwickelte sich eine eiserne Figurenplastik für die Darstellung der Fürsten, der Heerführer und hervorragenden Geister, und die Fers de Berlin, die schwarz-



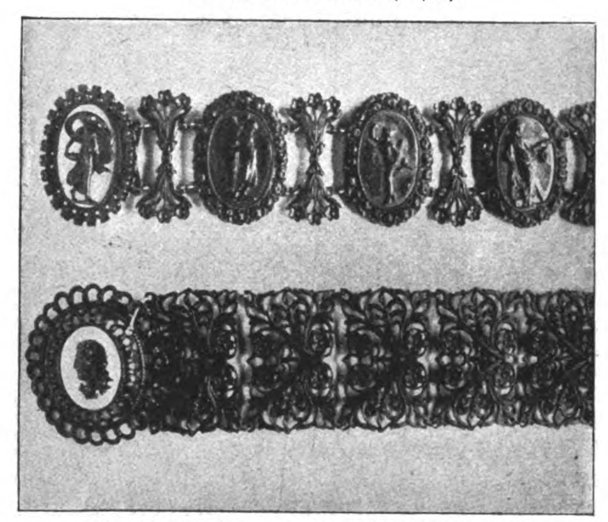
Eisenketten (Filigran).



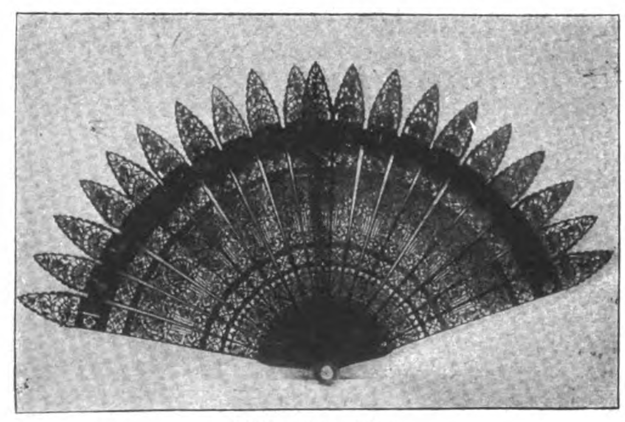
Eiserne Kette (Biedermeierzeit).



Gotisches Weinblatt (Eisen).

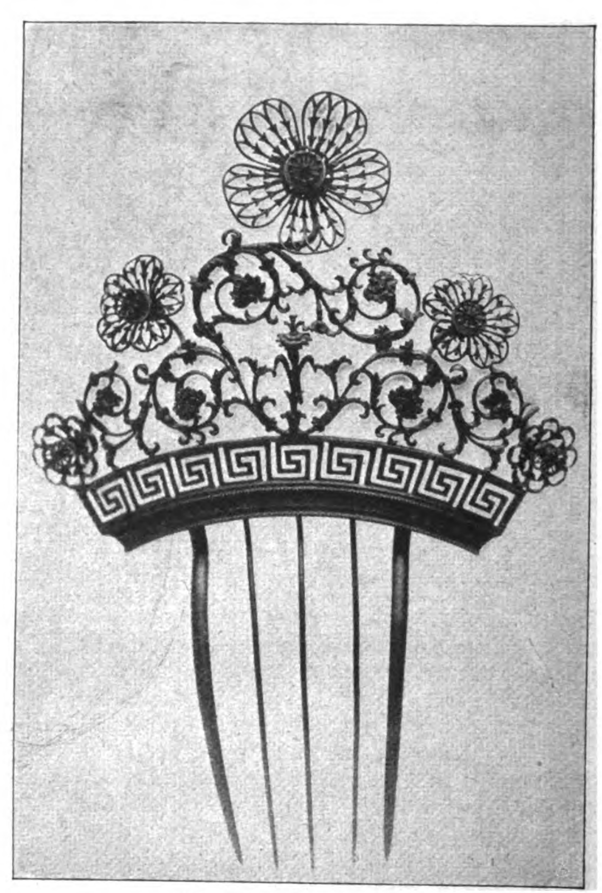


Armbänder (Eisenrelief auf Stahlunterlagen).



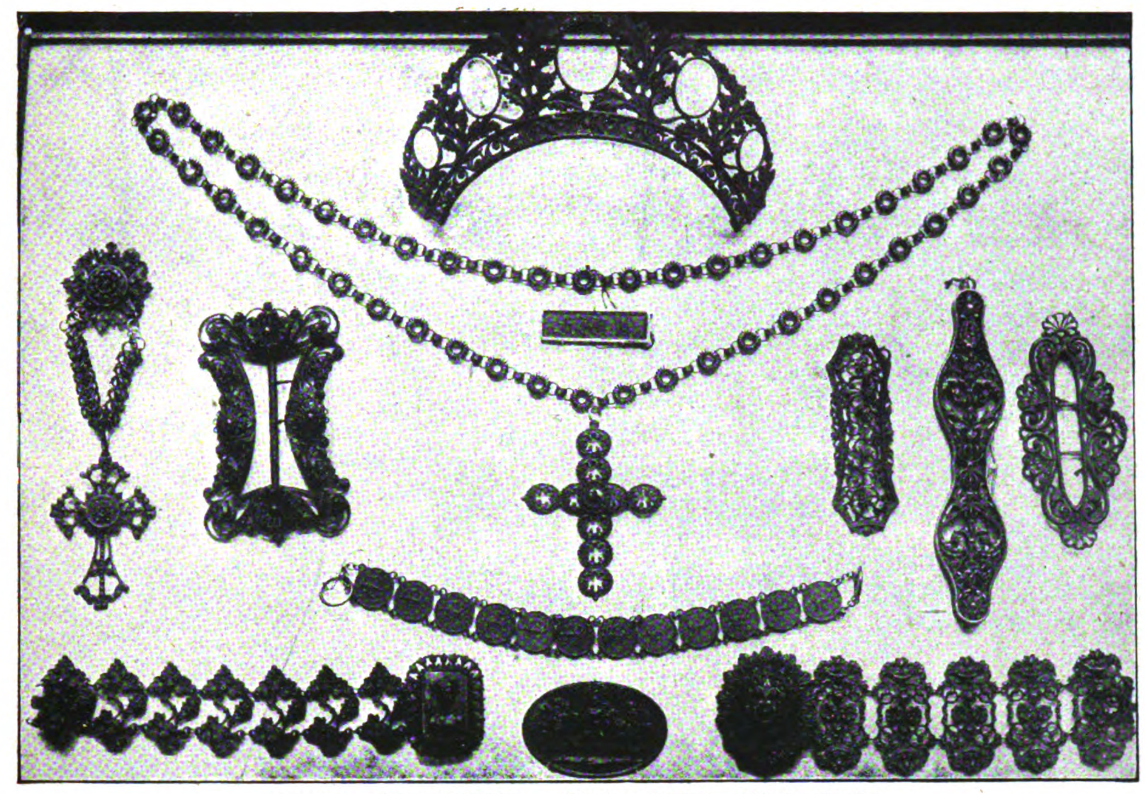
Fächer aus Eisen.

metallenen Zierdinge für Person und Heim, wurden gegossen. Angebot und Nachfrage waren groß, denn es arbeiteten nicht nur Berlin und seine Mutteranstalt in Gleiwitz, sondern auch die Hütten in Schlesien, im Harz, im Hannoverschen und Süddeutschland, und Käufer, besonders eiserner Schmucksachen, war auch das Ausland. Aber Glanzstücke monumentalen und zierlichsten Charakters gingen aus Berlin hervor. Hier schwebte der Genius Schinkels über den Dingen, und gerade die köstlichsten Darbietungen der eben eröffneten Ausstellung unterstreichen die feine Mahnung an die Künstler: das Was bedenke, mehr das Wie. Wie willig folgte das Eisen den Eingebungen der Künstler. Ragende Monumente konnten nicht in den Lichthof des Kunstgewerbemuseums verpflanzt werden, aber in kleineren Modellen, in Büsten, Plaketten, Kandelabern, Gartenbänken, Parkvasen stehen wir vor bildnerischen Meisterstücken. Lebendig werden uns fesselnde Persönlichkeiten, Willensmenschen wie Blücher und Gneisenau, Denker wie Friedrich der Große und Humboldt, aber auch die anmutvolle, geistbelebte Frau, wie die Königin Elisabeth und die Großfürstin Alexandra. Klar

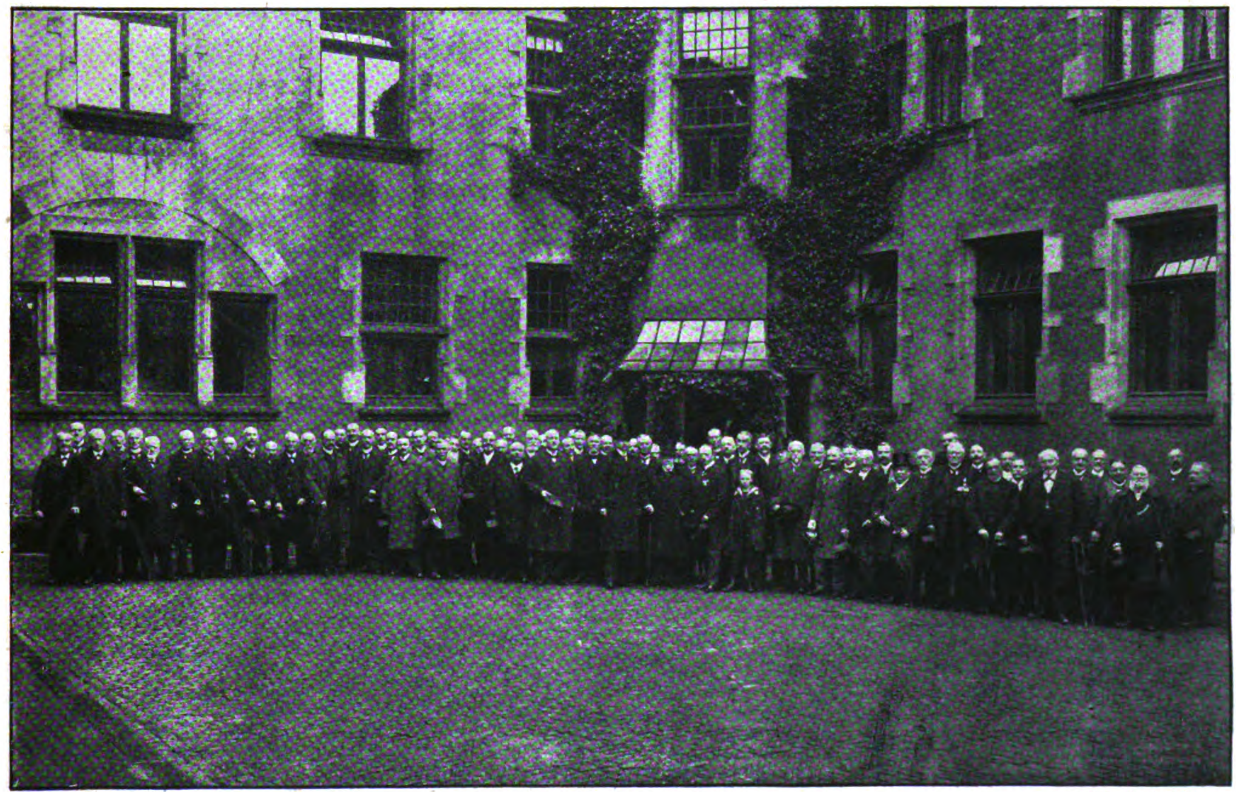


Einsteckkamm aus Eisen.

und scharf hat sich hier immer der Guß der großzügigen Form wie der geringfügigsten Einzelheit angepaßt, und wir begegnen Tönungen und Ziertechniken, die die Oberfläche adeln. Vergilbte Aureolen werden neuvergoldet, wenn durch bewunderte Werke die Namen des Modellmeisters Stilarsky, des Bildnisschöpfers Leonhard Posch, des Ziseleurs Vollgold zurückgerufen werden. Nicht nur vaterländische Erinnerungen, sondern wirklich künstlerisches Wesen heiligt eine Fülle dieser Darbietungen. Wir begreifen den Schöngeist und die geschmackvolle Dame der Luisenzeit und des Biedermeier, die mit solchen Nippes ihren Schreibtisch, mit solchem Schmuck ihre gesellschaftliche Erscheinung hoben. Es ist auch mit Sicherheit zu prophezeien, daß Sammler, wie Herr Bergrat Arbenz und Herr Konsul Baschwitz, bald Nachfolger finden werden.



Dresdner Schrank (1820). — Zu dem Aufsatz „Eisenkunstguß".



Phot. Ganzemüller.

Kreisfeier im Kreise Herford.

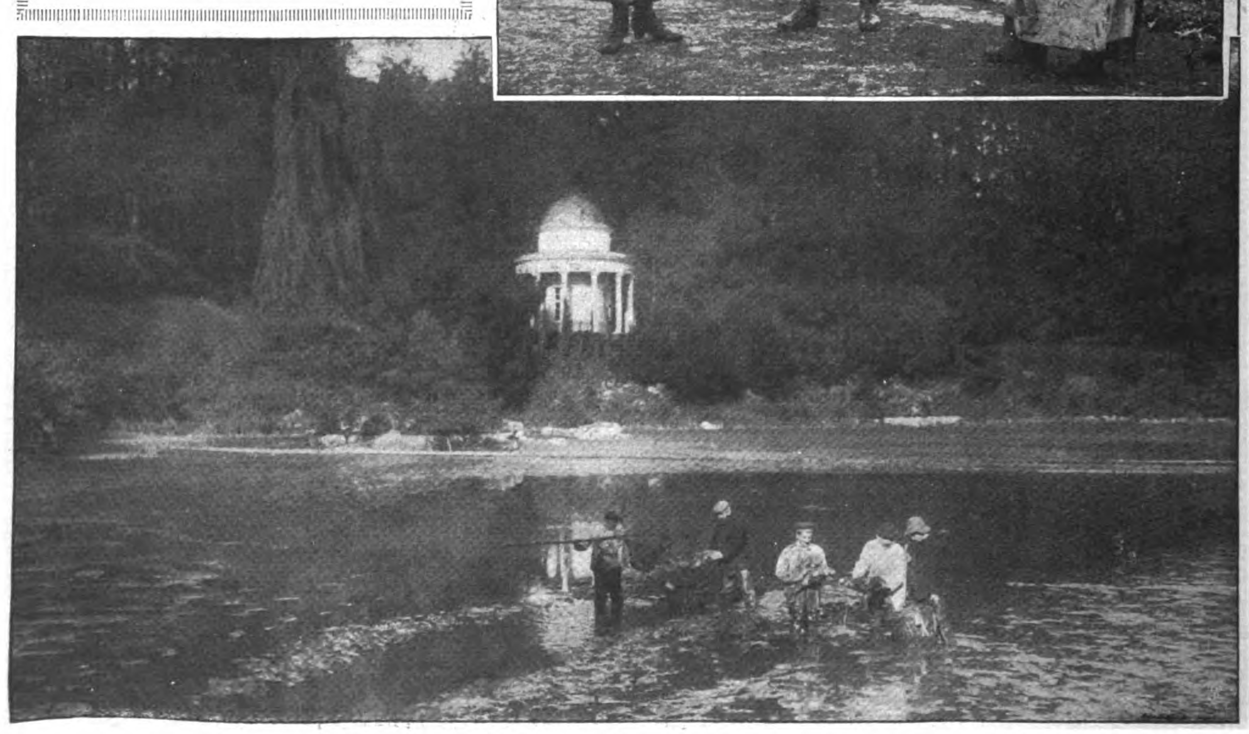
Der Kreis Herford beging am 18. Oktober eine denkwürdige Feier; während der 100 Jahre seines Bestehens ist er in ununterbrochener Reihenfolge von 5 Landräten aus der Familie v. Borries verwaltet. Auf unserem Bilde in der vordersten Reihe: Oberst v. Borries, Detmold, in Uniform; weiter nach links: Kreisdeputierter Rittergutsbesitzer Dr. jur. Blomeyer, Hans Beck; Staatsminister a. D. D. theol. v. Borries, Altenburg, Vorsitzender des Familienverbandes; Landrat v. Borries, Herford; Oberpräsident Dr. Prinz Karl v. Ratibor und Corvey, Münster; Regierungspräsident Dr. v. Borries, Minden Kreisdeputierter Kommerzienrat Steinmeister, Bünde.



Oben: Der abgelassene „Teich“ mit Schloß Wilhelmshöhe. Mitte: 25—28 Pfund schwere lebende Karpfen. Unten: Der große Fontänenteich.

Fischfang in den Teichen von Wilhelmshöhe.

Hofphot. Eberth.



Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

10. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.

Madame de Beaucourt wollte eben auf den Gang hinausrufen, als sie Major von Esserte am Zimmer des Generalleutnants sah. Er hatte Akten in der Hand. Lätitia fragte: „Suchen Sie Ihren General?"

„Jawohl. Ich muß ihm etwas geben."

Dabei hob er die Papiere.

„Seine Exzellenz ist eben fortgefahren. Ich habe es von meinem Fenster gesehen."

Der Generalstabsoffizier zog die Uhr: „Dann ist er früher fort, na, also dann später!"

Sie sah ihn an, von oben bis unten. Er fühlte es und sagte: „Sie haben mir leid getan gestern abend."

„Leid?"

„Ja, gnädige Frau, Sie haben recht, was wissen Menschen voneinander. Sie sagten, ich wüßte nichts von Ihnen, nun wissen Sie etwa, was ich denke? Keiner ahnt etwas vom andern. In Wirklichkeit sind wir uns so fern wie die beiden Gegner hier in diesem Lande, zwischen denen Drahthindernisse ziehen. Aber ich glaube, daß nicht nur zwischen unseren Völkern eine tiefe Kluft liegt, nein, beinahe zwischen allen Menschen. Sie waren bitter gestern abend, vielleicht weil ich nicht antwortete, aber wie sollte ich antworten? Sie sagten einfach: Bon soir! und ließen mich stehen."

„Ich abe nicht wollen ungezogen sein! Ich war nur unglücklich."

„Und sind Sie es noch?"

„Ich bin es, glaube ich, immer gewesen."

Sie hielt den runden Knopf ihrer Tür noch in der Hand. Da sie nun so halb auf dem Gang, halb in ihrem Zimmer standen, meinte sie: „Aber nun werden Sie wieder finden, daß ich nicht artig bin. Darf ich Sie bitten, zu mir zu kommen?"

Er zögerte. Sie warf einen schnellen Blick auf ihr Bett. Jeanne hatte es schon gemacht und zugedeckt, während sie nebenan gebadet. Nun ging sie voran mit einladender Gebärde und anmutigem Neigen. Er trat ein, die Akten in der Hand.

Auf ihrem Schreibtisch an dem einen Fenster, das zum Hofe ging, während das andere den Park zeigte, standen ein paar kleine Bronzen, einige Photographien in Rahmen, offenbar von ihr selbst mit alter Seide und Kirchenborte überzogen. Von der großgeblumten Wand hob sich der Betthimmel ab, mit einem Onyxkreuz, ein Bronzechristus darauf, ein Rosenkranz darum geschlungen. Auf dem Nachttische lag das Gebetbuch, ein kleiner, roter, goldgepreßter Maroquinband. Im Winkel zwischen den Fenstern füllte die Hausecke ein Schränkchen mit allerlei Nichtigkeiten, Porzellanen, Bronzen und Spielereien, wie sie der Neujahrstag gebracht. Auf dem Liegestuhl, der auseinandergeschoben Sessel und Schemel ergab, ruhte ein ganzes Nest von Kissen. Die Stickereien, die seidenen Ueberzüge, die vergoldeten Stühle zeigten den Stil des siebzehnten Ludwig wie alles hier, so Bett als Schrank wie Tischchen, darauf allerlei weggelegt worden war: ein gelber französischer Romanband, das silberne Falzbein zwischen den Seiten, zum Aufschneiden nicht, denn das Buch war gewiß schon oft gelesen, nein, zum Spiel, als Schmuck wie die Döschen so zierlich, daß sie nichts fassen konnten, alle die Fläschchen und Gefäße. Madame de Beaucourt ließ sich auf dem geteilten Liegestuhl nieder und stützte in lässiger und doch ein Bild gebender Haltung, angelernt, durch Beispiel gesichert, nun Natur geworden, den Kopf mit dem schönen Haar in die lange, schlanke Hand, daß der Ärmel zurückfiel. Sie machte eine Bewegung, Herr von Esserte möchte Platz nehmen. Langsam ließ er sich nieder vor dieser Frau, die vielleicht nichts Besonderes hatte und in weiberfüllten Friedenstagen nicht aufgefallen wäre, aber hier ihren Liebreiz zeigte, ihre Weichheit bot, ein ungewohnt Gewordenes, ein leise Entbehrtes. Ihm war es etwas Neues zugleich, der den Franzosen abweisend gegenüberstand, nicht allein aus Gründen des Krieges. Nein, von jeher war dem deutschen Offizier ihre ganze Art wesensfremd gewesen. Was er aus Paris gehört, war ihm, dem Mann des Exerzierplatzes, der Arbeit, dem Glücklichen aus Südwest, immer oberflächlich, ja verderbt erschienen. Er nahm sie nicht ernst, diese französischen Männer: klein, schlecht gekleidet, mit einem bei ihrer kurzen Gestalt doppelt lächerlichen Riesenwollbart, der sie männlich erscheinen lassen sollte. Diese Staatsmänner, die, statt ihre schwere Hand auf die Welt zu legen, an zierlichen Rokokotischchen posierten. Ihn, den Soldaten, hatte ein Kriegsminister im Sakkoanzug, den die Offiziere grüßten, empört. Drüben an der Wand, vor der Madame de Beaucourt in schöner Stellung halb lag, halb saß, blickten sie aus Lichtbildern in Rahmen, in Fächer gesteckt, regellos, dennoch geordnet.

Lätitia schien seine Gedanken zu erraten: „Es



sind meine Freunde!“ sagte sie, und Herr von Esserte dachte: Freunde meines Mannes hätte sie sagen sollen. Sie fuhr fort: „Das ist nun alles beendet! Wer weiß, wie viele von ihnen noch leben!“

Als er all die Bilder erblickte, kam ihm unwillkürlich ein Gedanke: „Darf ich mir eine Frage erlauben? Kann ich Ihren Herrn Gemahl nicht einmal sehen?“

„Ich abe kein Bild.“

Es klang ganz selbstverständlich, aber sie sagte, unten im „Grand-Salon“ hinge eins. Als sie es beschrieb, erinnerte er sich, gerade seinem Arbeitsplatz gegenüber, eines kleinen Männchens, das Kinn erhoben, mit langem, eckigem, schwarzem Bart. „Wie Carnot“ hatte Rennhöfer gesagt. Aus der Brusttasche hing lang das weiße Schnupftuch, im Knopfloch entdeckte man irgendein Bändchen; vielleicht die Ehrenlegion. Der Mann mußte wirklich klein sein, denn die Knöpfstiefel mit den hellen Gamaschen standen auf lächerlich hohem Absatz. Madame de Beaucourt sagte, als hätte sie seine Gedanken erraten: „Mein Mann ist kleiner als ich.“

Und nun begann sie von ihrem Leben zu erzählen, in jenem leichten Plauderton der Franzosen, der unbekümmert von einem zum anderen springt und gerade einem Manne schwerblütigen Ernstes vom Schlage des Herrn von Esserte ewig versagt blieb. Sie erzählte von ihrer Wohnung in Paris, von dem Verkehr, den sie dort gehabt, auch der Papa wäre öfters herübergekommen. Hier im Nord fahre man oft nach Paris, vor allem über Sonntag. Mit der Unbefangenheit der Französin erklärte sie warum: um seine Petite-femme zu sehen. Übrigens sei man wohl auch in die Oper oder in die Comédie gegangen, man habe nicht einmal über Nacht zu bleiben brauchen, denn nach dem Theater hätte es einen Zug gegeben nach dem Département du Nord, nach Französisch-Flandern. Sie wären freilich nicht bis Lille gefahren, sondern schon in Douai ausgestiegen. Von dort hätte ihr Auto sie nach ihrem Schloß gebracht.

„Eigentlich ein schreckliches Land. Wir atten auch nicht viel Verkehr. Aber immer Besuch. Meine Freunde aus Paris. Dann bin ich auch oft mit meine Schwager gewesen in die Bergwerk. Obgleich es ein wenig schmutzig ist für eine Frau.“

Dabei machte sie eine Bewegung, als wische sie sich den Kohlenstaub von ihrem schönen Arm. Plötzlich kam die Frage, die ständig wiederkehrte gleich einer Zwangsvorstellung: Ob der Krieg noch ewig dauern würde? Dabei beklagte sie sich, daß sie nicht nach dem „Château“ könne, nach Beaucourt. Hier sei ihr, als sie ihren Vater über Nacht besucht habe, von den Deutschen der Rückweg abgeschnitten worden, so hätte sie nichts zum Anziehen! Ob es denn nicht möglich sei, einmal dorthin zu fahren, nur auf eine Stunde, auf eine halbe, auf eine viertel sogar, um ein paar Sachen zusammenzusuchen. Der Major meinte streng, er könne nichts dazu tun: in der Gegend von Lens sei ein anderes Korps. Sie legte die Hände lang gegeneinander wie gotische Beterinnen: „Ich abe nicht einmal Wäsche. Nur dies Kleid und ein anderes. Und in Beaucourt meine deutsche Bücher. Lassen Sie mich fahren nach Beaucourt!“

Er antwortete weich, denn ihr Flehen bedrückte ihn, wie alles bei den Deutschen nach Grundsatz ginge und heilsamer Vorschrift, und daß er nichts tun könne für sie. Als er sie niedergeschlagen sah, fragte er allerhand, ob die Vison de Beaucourt eine alte Familie aus dem Artois wäre, da doch das Schloß ihren Namen trüge. Sie antwortete mit leisem Spott, wie sie immer von ihrem Mann zu sprechen schien: „Die Vison de Beaucourt sind Industrielle aus dem Nord. Eigentlich eiße ich Madame Vison. Aber das Schloß eißt Beaucourt, und in die République de la liberté, égalité et fraternité at man Adelstitel gern. Wenn man sie nicht at, man macht sie. Es ist wie mit die Légion d'honneur. Jeder Bourgeois muß aben ein Band. Je mehr es ähnlich sieht der Legion, desto besser. Darum lieben die Leute rot am meisten!“

Er dachte an das Bild ihres Mannes über seinem Arbeitsplatz: „Aber Ihr Herr Gemahl hat doch wirklich die Ehrenlegion?“

Sie lachte, als fiele jenes Bedürfnis der Menschen, sich und die Seinen als etwas Besonderes darzustellen, wie eine Maske ab: „Mein Mann trägt vielleicht ein Band von ein Cercle, wo sie Ecarté spielen, ich weiß nicht, aber die Ehrenlegion? Er hat ja nie etwas gemacht. Obgleich wir viele aben, die auch nichts aben gemacht. Aber dann aben sie wenigstens Verwandte, ein Onkel, der Député ist, ein Vetter in ein Ministère. Aber sehen Sie, mein Mann at nur sein Bruder, und der würde so etwas nicht tun. Ah, Sie sollten meinen Schwager kennen. Vor dem kann man doch . . . estime . . . also ich meine Achtung aben. Ich achte keinen Mann, der nichts tut. Alle Franzosen sollten sein wie mein Schwager. Können Sie nicht einmal hin, ihn sehen?“

Sie legte wieder bittend die Hände zusammen: „Nehmen Sie mich mit! Einmal? Ich möchte wiedersehen Beaucourt und meine Sachen!“

Aber es gab keine Möglichkeit dazu, denn eben dieses war ja das Erstaunliche des Krieges: im Grunde kannte der Major ja nur den kleinen Abschnitt einer Division. Das gerade peinigte sie: hier liegenzubleiben, die Wacht zu halten, statt vorwärts zu gehen. Aber hatte sich nicht alles verändert? Galt noch der schöne, draufgängerische Mut von einst? Bestand nicht der Mut dieses Krieges im Ausharren in schwerer Lage, scheinbar untätig, und sich beschießen lassen?



Madame de Beaucourt fragte enttäuscht, ein wenig verletzt: „Sie sprechen ja gar nicht?“

Er kehrte aus seiner Kriegsgedankenwelt zurück zur kleinen Wirklichkeit dieser Frau. Die Papiere in seiner Hand mahnten ihn an die Pflicht. Wohl hatte er nichts versäumt, aber ihm war es immer, als sei es nicht recht, Zeit zu verlieren bei diesen Franzosen. „Du sollst keine anderen Götter haben neben mir“, hieß es in der Heiligen Schrift. Und nur eins gab es für ihn: die Pflicht, den Krieg.

Er stand plötzlich auf. Als er gegangen war, blieb die junge Frau mit niedergesunkenen, schlaffen Armen stehen. Sie dachte: und er ist doch wie sie alle, die Boches: sie achten nicht die Frau. Da waren französische Offiziere anders. Bei denen konnte eine Dame erreichen, was sie wollte. Sie blickte empor zur Wand, wo die Lichtbilder hingen: ein Dragoneroffizier, wie er auf dem Concours hippique ein Hindernis nahm, ein anderer, der mit einem kecken Lächeln dastand, die Reitpeitsche in der Hand, den Kopf erhoben mit dem kleinen schwarzen Bärtchen und den brennenden Kohlenaugen. Und ihr kam bei der Abweisung durch den Deutschen eine glühende Sehnsucht nach Frankreich. Und doch empfand sie Achtung, Bewunderung vor ihm. Ihr Gatte hatte nie in seinem Leben etwas geleistet. An solchem Mann konnte man sich nicht aufrichten. Wenn er wenigstens Abgeordneter gewesen wäre, daß man seine Reden hätte lesen, daß er Einfluß hätte gewinnen können auf sein Land. Aber er war eine Null, und manchmal begriff sie nicht, wie sie ihn nur hatte heiraten können. Ihr Vater, der sich an Reichtum mit seinen Nachbarn, deren „Châteaux“ er verachtete, nicht messen konnte, mit denen er, der gute Katholik und Royalist, auch nicht zusammenpaßte, weil sie meist liberale Gottlose waren, hatte eines Tags zu ihr gesagt, Monsieur Alfred Bison de Beaucourt sei der passende Mann für sie. Und das dumme kleine Mädchen hatte es geglaubt. Was kannte sie denn von der französischen Welt, sie, eben aus einem deutschen Kloster entlassen, in das sie einer deutschen Schwester gefolgt war, die in Arras im Sacré-Coeur ihre einzige Freundin gewesen. Nach Lille wurde sie selten, nach Paris nie mitgenommen; denn dort ging der Papa eigene Wege. Monsieur Bison de Beaucourt hatte einen Namen, der klang, war reich, und das junge Paar würde sofort das schöne Schloß des verstorbenen Vaters beziehen, den Winter in Paris wohnen! Paris! Der Traum jedes kleinen Provinzmädchens. Alfred redete von Paris, daß man einen Mann anstaunen mußte, der all das kannte, denn bewundern mußte sie immer, wie sie ihre Freundin bewundert und angebetet hatte. Nur der zukünftige Schwager gefiel ihr nicht, dieser kleine, schwarze Stier, denn nicht anders sah er aus mit der spießbürgerlichen Frau und den lächerlich vielen Kindern, der nie zu haben war, weil er immer im Bergwerk saß, wenn er aber je einmal aus seiner „Fosse“ herauskam, nicht nach Paris fuhr zum Rennen, sondern in Geschäften nach England, Belgien, nach Deutschland sogar. Da nun auch Claire zu der Ehe riet, Claire, so alt, so grausig alt, daß sie ihre Mutter hätte sein können, wurde sie eines Tags die Braut des Herrn Alfred Bison de Beaucourt. So also war Lätitia de Battaignies nach Lens gekommen, in das schwarze Land, das sie nicht mochte, wo Beaucourt, das Schloß, lag. Dort in dem tatenlosen Leben hatte bald ein einziger ihr doch Achtung abgenötigt: ihr Schwager Josèphe Bison, anders nannte er sich nie, denn er arbeitete. Arbeitete wie dieser deutsche Offizier, der mitten in der Unterhaltung mit einer reizenden Frau davonlief, weil er zu tun hätte. Vom ersten Tag ab hatte sie ihm ihre Aufmerksamkeit zuge-

wendet. Es mochte zuerst wohl bei der Einsamkeit, in der sie leben mußten, Neugierde gewesen sein, daß sie ihm nachspürte und Jeanne ausfragte nach allem, was er tat. Nur darum lief sie im Park umher und nahm, damit es nicht auffiele, Papa mit oder ihre Schwester. Das Mädchen lachte im stillen über die verliebte Frau, denn anders malte es sich in deren Geist nicht, die selbst dem Vizewachtmeister den Mund bot, aber sie trug ihrer Herrin mit scheinheiliger Miene alles zu, um hinterdrein der dicken Köchin von schmutzigen Stiefeln und heimlichen Abenteuern zu erzählen.

Lätitia starrte zum Fenster hinaus in Bangen, Langweile, Erbitterung und doch wieder Spannung und Seligkeit ihrer unbeschäftigten verletzten Frauenseele. Sie sah mit körperlichem Auge alles, was auf dem Hof vorging. Zwei Offiziere im Helm traten ein, verweilten sich, verschwanden. Eine Ordonnanz ging mit einer Mappe davon. Ein Unteroffizier erschien mit ein paar Soldaten. Der Gärtner Blaise und der alte Knecht mußten eine große Leiter herbeischleppen, aber sie brachten das Ungetüm nicht hoch. Da schoben die Deutschen sie beiseite, junge, derbe Fäuste griffen zu, die Leiter stieg. Bald arbeiteten sie am Giebel des Wirtschaftsgebäudes, darüber Drähte gelegt waren, während der Unteroffizier von unten Anweisungen gab. Am Küchenfenster sah man Henriettes Schnurrbart und Jeannes Kastanienhaar. Vizewachtmeister Fiedler unterhielt sich mit dem Unteroffizier und äugelte dabei mit den beiden. Dann kam der Küchenwagen, den Lätitia kannte — hatte er doch dem alten Vandamme im Dorfe Kalinghien gehört — da draußen den feindlichen Linien entgegen. Fleisch wurde abgeladen. Die dicke Köchin kam mit dem Koch, der sich eine weiße Mütze gemacht hatte. Er drückte den Daumen ein und rief: „Nicht aufgeblasen wie bei euch. Kein Schwindel bei uns. Nicht permi! Ach so, Alte, verstehst nich? Keene Pommes soufflés."

Er machte eine Bewegung wie mit dem Blasebalg, den die Franzosen anwandten, um das Fleisch schöner und voller vorzugaukeln. Lätitia ärgerte sich. Sie sah es täglich, die Deutschen waren ihnen überlegen an Ehrlichkeit, Sauberkeit, Tüchtigkeit, aber sie sagten es selbst. Ihnen fehlte die schöne Geste. Es kam alles so grob heraus. Sie konnte darüber nicht hinweg, die doch durch ihre Erziehung solche Art gewohnt worden. Es ging ihr wie dem Major: er liebte die Franzosen nicht, sie nicht die Deutschen. Nur ihn, diesen Mann, der ungezogen war gegen sie.

Sie ließ sich am Schreibtisch nieder, stützte die Arme auf und verbarg ihr Gesicht. Es war so zwecklos, so aussichtslos alles! Seele und Sinne schlugen diesem starren preußischen Offizier entgegen, dem Feind ihres Vaterlandes, dem Feind ihrer Rasse, ihr wesensfremd und doch, doch . . . Sie ließ den Kopf sinken, daß ihre Stirn auf die Tischplatte schlug, sprang plötzlich auf, lief ins Badezimmer hinüber, kühlte mit dem Schwamm das Gesicht und blieb wieder brütend sitzen. Wenn nun ihr Mann wiederkehrte nach dem Kriege? Ihr kam der Gedanke ganz ruhig, ganz selbstverständlich: Soviel Tausende, soviel Hunderttausende vielleicht fielen. Wenn er nun nicht wiederkam? Was verlor sie damit? Im ersten Jahre ihrer Ehe schon hatte sie ihn verloren. Sie hatte ihn mit der Jungfer erwischt. Er hatte in Roubaix ein Mädchen. Man sagte in Lille. In Paris bestimmt. Sie kannte ja die Person, war sie ihr doch immer auf der Straße begegnet. Man wohnte ja nur drei Häuser voneinander. Sie hätte sich rächen können. Sie hatte es nicht getan. Seit drei Jahren nicht getan. Warum? Waren ihre „Freunde", die da oben hingen an der Wand, anders? Hatten die nicht auch eine Petite-Femme in Roubaix oder Tourcoing, in Lille oder Paris? Und da sollte sie eine Nummer sein unter all den vielen? Nein: das alte stolze Normannenblut ihrer Familie regte sich, denn aus der Normandie stammten sie, genau wie die geborene Avoine. Ein Vetter ihres Vaters, der Graf Battaignies, saß noch dort auf seinem alten „Manoir", dem normannischen Edelsitz. Mancher ihrer Freundinnen ging es nicht anders, aber die rächten sich, wenn sie nicht gerade wie ihre Schwägerin waren mit ihren zehn Kindern. Ja, wenn sie Kinder gehabt hätte! Sie dachte an die Worte ihres Schwagers, die Franzosen würden bald aus der Reihe der Großmächte gestrichen werden, einfach weil sie bei ihrer stillstehenden Volkszahl bald nicht mehr aufkommen könnten gegen die Deutschen. Wenn aber je eine Anfechtung der jungen Frau sich genaht, so hatte die Freundin geholfen, der sie alles geschrieben bis zu diesem Kriege — denn sie hier, elender als Gefangene, durften ja nicht einmal einen Brief abschicken. Das war ihre Welt: Von diesem einen Zimmer in das andere laufen, Claires Klagen anhören und wie der Papa schimpfte über den alten Blaise und die Dienstboten, die dem Feind anhingen! Das war ihre Welt, ihre armselige Welt während dieses furchtbaren Krieges. Und immer peinigte sie die Angst: der Divisionstab möchte verlegt werden. Dann war sie ganz allein. Sie hatte Major Rennhöfer danach gefragt, den sie fünfmal traf, ehe sie Herrn von Esserte ein einziges Mal begegnete. Der Adjutant hatte mit Augenaufschlag geantwortet, daß man nicht wußte, war es Scherz oder Ernst: „Wir bleiben in diesem Hof in Flandern bis an der Welt Ende. Amen."

Endlich riß sich Madame de Beaucourt aus ihren trüben Gedanken und begann sich anzuziehen. Wie sie den Morgenrock ablegte, enthüllte sich eine schlanke, anmutige, ungewöhnlich ebenmäßige Gestalt. Sie

setzte sich an den Frisiertisch, wo in Fächern verteilt all jene Dinge lagen, die sich allmählich gehäuft, weil ein Coiffeur sie aufgeschwatzt, eine Manikure sie für unentbehrlich erklärt, eine Freundin sie empfohlen, Langweile sie angeschafft hatte: Dosen, Schachteln, Flaschen, Fläschchen. Und sie nahm Watte und Pinsel und übte das, was sie in ihrem Land von Jugend auf gesehen, was schon die Mutter getan, die Mädchen und Frauen einander gelehrt, ein unausrottbares Gift: durch Einreibung und Anstrich zu verderben, was die Natur ihr frisch und schön verliehen. Sie arbeitete vorsichtig: Wimper um Wimper, Haar um Haar, Pore um Pore. Dann stand sie vor dem dreigeteilten großen Spiegel, prüfte mit dem silbernen Handspiegel ihr Werk und ging angekleidet hinüber an den Schreibtisch. Ihre Blicke fielen auf das Chrysanthemum, das sie in der Nacht, wie im Scherz, dem Major entrissen. Ob er es wohl gesehen hatte? Nein, der Rahmen deckte es zu von Beaucourt, dem Schloß. Bei dem Gedanken überkam sie solche Unruhe, daß sie auf den Gang trat und nun wieder jenes nur scheinbar zweckvolle Umherirren begann, das sie seit langem übte. Den Kopf erhoben, ohne jemand anzublicken, lief sie umher und sah doch alle. Durch den Park eilend, kam sie wie von ungefähr an den Fenstern vorüber, hinter denen die Herren arbeiteten, eilte die altbekannten Wege hin, spähend, ob er nicht doch vielleicht irgendwo ginge. Aber niemand war zu sehen. Da stand sie lange draußen am Parkrand, wo über dem kahlen Feld dort vorn, keinen Kilometer entfernt, Ralinghien, das Dorf, lag, das der Zerstörung durch täglich streuende Granaten langsam anheimfiel.

Man konnte weit hinausblicken ins Land, das sie kannte von Jugend auf: Die Baumgruppe dort drüben am Ende der Allee, wo die kleine Kapelle stand. Die Höhe links davon, auf der einst sich immer die Windmühlenflügel gedreht. Heute lag nur noch ein großer Trümmerhaufen dort, Steine, Bretter und die Flügel, ausgebreitet wie ein riesiges Insekt. Rechts, ganz weit rechts ahnte man den Teich, an dem das Schloß Opendaele sich einst stolz erhoben. Schon in Belgien drüben. Alles hatte es besessen: einen Park, zehnmal so groß wie der von Ralinghien, Wirtschaftsgebäude, deren Einrichtung zu sehen Viehzüchter einst weit hergekommen waren, und ein Reithaus. Sein Dach stand in besseren Zeiten langgestreckt gegen den Himmel wie eine Halle für jene Zeppeline, die England bedrohten, Bomben abwarfen in Paris, jene erschreckende Erfindung der Deutschen, die sie täglich meinte einmal über den Himmel rauschen zu sehen. Heute zeigte das Schloß gezackte Ruinen, durch das Sparrenwerk der Wirtschaftsgebäude schaute Flanderns graue, wassergeschwängerte Luft. Die junge Frau wäre nur erstaunt gewesen, hätte es wieder dagestanden.

Wie sie nun abwesend hinausblickte in das weite Land, klang ein Krachen, und aus Ralinghien stieg eine dunkle Rauchsäule auf. Sie dachte mit jener Ruhe, ja Stumpfheit fast, die ihnen allen hier der Krieg gebracht: Nun schießen sie wieder mal ins Dorf! Abseits schmetterte ein Donner, und eine Staubsäule von einem Ziegelbau blähte ihre rote Fahne in die Luft. Sie meinte: Diesmal war's ein Haus. Und während es immer weiter draußen krachte und qualmte, sagte sie sich zur eigenen Beruhigung: „Es hört ja doch bald wieder auf!" Aber leise lebte der Gedanke in ihrer geängstigten Frauenseele: Gott sei Dank, wenn's da drüben ist, dann ist's wenigstens nicht hier. Es wurde wirklich still in Ralinghien, dem Dorf. Sie hatte es ja gewußt. Nun krachte es drüben in Opendaele. Aber es spritzte nur hoch auf. Sie hatten wieder einmal den Teich getroffen. Nun gab es, so natürlich war das schon, morgen Fische. Denn das kostete immer ein paar hundert Karpfen das Leben. Sie sah dann jedesmal am Morgen den Wagen des alten Vandamme kommen.

Da die Essenzeit nahte — sie speisten nach den Deutschen — kehrte sie in den Hof zurück. Auf der Treppe begegnete sie ihm, den sie hundertmal heimlich hier erwartet, und der doch immer zu einer anderen Zeit sein Zimmer aufsuchte: Herr von Esserte. Um einen Gegenstand des Gespräches zu haben, legte sie beide Hände an die Wangen, als wollte sie sich die Ohren zuhalten: „Sie schießen heute wieder so fürchterlich!"

Er antwortete ganz ruhig: „Es wird nicht mehr lange dauern, denn es ist längst Zeit zum Lunch."

Sie fragte: „Glauben Sie, daß es einmal hierherkommt?"

Er lächelte: „Das kann man nie wissen! Ebensowenig wie das, was Sie immer fragen: ob der Krieg nicht bald zu Ende geht."

„Für mich kann es so bleiben."

Er lachte: „Seit wann denn?"

Doch sie eilte den Gang hinab: „Ich komme zum Essen zu spät."

Er blickte ihr erstaunt nach, bis sie in ihrem Zimmer verschwunden war. In diesem Augenblick kam Major Rennhöfer die Treppe herauf. Wie immer nach dem Essen wollte er sich eine halbe Stunde niederlegen. Er gähnte und streckte die Arme rechts und links, als ob er Freiübungen mache: „War das nicht eben Madame de Beaucourt? Es ist doch großartig, wie die französischen Weiber es verstehen, sich herauszubringen. Sie sieht immer apart aus und hat doch immer das gleiche Kleid an. Die Arme besitzt ja nichts anderes, wie sie mir erzählt hat."

Herr von Esserte dachte: sie hat es ihm auch erzählt? Als nun Rennhöfer von ihr zu schwärmen be-

gann, meinte Herr von Efferte, der immer das gleiche unbewegte Gesicht behielt hinter den Kneifergläsern: „Wenn sie sich nur nicht so anstreichen wollte!"

Rennhöfer lachte, während sie zu ihren Zimmern gingen: „Das können sie nun mal nicht lassen. Nationallaster wie Absinth, Nationalfest, Revanche, Unordnung, Schweinerei." . . . .

Mehr konnte Lätitia an ihrem offenen Türspalt nicht hören. Sie trat ans Fenster, und während ihre Finger vor Wut wie auf einem unsichtbaren Klavier spielten, blickte sie mit zuckenden Lippen hinaus. Dann rannte sie ins Toilettezimmer hinüber und begann sich wütend das Werk von Watte und Pinsel abzuwaschen, nur die Brauen ließ sie stehen, denn die waren ein wenig dünn. Aber dann liefen ihr die Tränen über die Wangen, und sie biß sich die Gelenke in Nervenzusammenbruch, Herzeleid und Oede dieser furchtbaren, ewig gleichen Kriegstage.

IX.

Herr de Battaignies hatte öfters darum gebeten, einmal nach Ralinghien, dem Dorf, gehen zu dürfen. Er wendete sich dabei an den Divisionsadjutanten, denn der Generalstabsoffizier galt unter den Franzosen auf dem Hof allgemein als jener, der ihnen am meisten abgeneigt sei. Sie fanden ihn eben ganz deutsch, deutsch, deutsch! Madame de Beaucourt schwieg dazu, aber während sie gegen die anderen Herren sich liebenswürdig zeigte, antwortete sie einmal dem Major v. Efferte, ihr nun ungeschminktes Gesicht von ihm abwendend, so kurz, daß der Papa ihr Vorwürfe machte. Sogar Claire sagte, als sie unten aßen in dem einzigen Raum, der ihnen geblieben war: „Lätitia, jene, die das Herz auf der Zunge tragen, sind nicht immer die besten. Du solltest artiger mit ihm sein. Er ist doch die Hauptperson hier. Du weißt, wie der General von ihm spricht!"

Dann sagte sie etwas von „schönen Worten", Falschheit und Niederträchtigkeit der Männer, die klangen, als spräche nicht nur das Unglück des Krieges daraus, sondern irgendeine Erfahrung ihres Lebens. Und Lätitia versprach, scheinbar widerwillig, sie würde versuchen, gegen Herrn v. Efferte artig zu sein.

Aber nicht allein bei der Herrschaft begegnete der Major einer gewissen Abneigung. Er scherzte nicht mit den Mädchen und hatte der dicken Köchin noch nie ein anerkennendes Wort über ihr Essen gesagt. Dagegen fragte er Nicolette, die sich einmal nach Ralinghien, dem Dorf, hatte hinüberstehlen wollen, nach dem Ausweis und schickte sie kurzerhand zurück. Dabei wollte sie doch nicht zu Spioniererei oder Verrat sich hinüberpirschen, sondern weil ihr der Gefreite Immenstadt, der dort beim Regimentstabe irgend etwas war, nahegelegt hatte, ihn doch zu besuchen.

Als nun immer wieder in das Dorf hineingeschossen wurde, kam der alte Patriot von neuem und erklärte, er müsse drüben nach Liegenschaften sehen, die er dort besäße. Doch der Adjutant meinte, ob da nun ein paar Granatlöcher mehr oder weniger drin wären, könne ihm ja gleichgültig sein. Im Gegenteil. Der alte Boden würde mal tüchtig gewendet. Da kam der Franzose damit, er hätte dort eine zweite „Ferme". Von der hatte er noch nie gesprochen. Rennhöfer ließ also durch Vizewachtmeister Fiedler forschen, ob die Dienstboten etwas davon wüßten. Und es zeigte sich, daß Herr von Battaignies noch außerdem zwei Pachthöfe besaß. Es blieb eben immer ein letztes bei den Franzosen verborgen. Offenbar wollte der alte „Patriot" seine Wohlhabenheit nicht zu sehr zeigen. Klang doch ewig Claires Klage, sie hätten keine Mittel, sie seien von allem abgeschnitten.

Der Major trug die Sache Exzellenz vor. Der meinte, es könne nur von Vorteil sein, wenn Herr de Battaignies dort sähe, wie die Zerstörung, der das unglückliche Land durch die Engländer anheimfiel, ständig Fortschritte mache. Und daß dort die Brigade Flurschütz und am vorgeschobensten Punkt des Dorfes der Regimentstab 1388 des Schwesterregimentes der 1387er drüben in Opendaele lag, das wußte der alte Patriot ganz bestimmt. So schärfte der Generalleutnant seinem Adjutanten nur ein, er solle eine Zeit wählen, wo das Dorf Ralinghien nicht gerade unter Feuer läge. So wollte der Major denn selber Herrn de Battaignies am nächsten Tage begleiten. Die Damen baten, mitgehen zu dürfen. Claire behauptete, sie möchte gern Verbandzeug hinbringen, doch Major Rennhöfer antwortete lächelnd, die Deutschen besäßen so viel Verbandzeug, daß sie bisweilen in Verlegenheit gerieten, was damit anfangen. Nun erklärte sie, dringend mit der fermière Eudoxie Leblanc sprechen zu müssen, aber ein Anruf bei Hauptmann Hasenclever ergab, daß besagte Eudoxie Leblanc gestern nach Bobines abgeschoben worden sei, denn ihr Haus war vollkommen zerschossen. Eine Fahrt aber nach Lille, wo Claire Besorgungen machen zu müssen vorgab, wurde einfach abgelehnt.

Da nun am nächsten Morgen im Ferngespräch mit den vorderen Linien festgestellt wurde, daß bei den „Seeräubern" da drüben keine Schießlust herrschte, so schickte der Major Vizewachtmeister Fiedler zu Herrn de Battaignies, er würde ihn in fünfzehn Minuten erwarten. Der Tag schien günstig, da über das flandrische Land wieder einmal ein näßender Schleier niedergesunken war, bei dem die Artillerietätigkeit zu ruhen pflegte. Als der Divisionsadjutant eben den Krückstock zur Hand genommen hatte, den er bei solchem Besuch der Ortschaften und Stellungen mitzunehmen pflegte, klingelte es: Die

Division besaß allerlei: ein Stanzwerk, einen Steinbruch, eine elektrisch betriebene Schmiede, eine Gießerei, ein großes Leinenlager zu Sandsäcken, auch einen Zimmerplatz, eine Dachpappenfabrik, ein Schotterwerk, eine Brennerei, ein paar Kalköfen, lauter Betriebe, von denen im Tauschwege etwas abgestoßen werden konnte. Nun verbiß sich eine andere Stelle aber darauf, eine Säge zu beanspruchen, die Major Rennhöfers ganzer Stolz war, und die auch unentbehrlich schien, um Bretter zur Fütterung der Gräben zu liefern. Da nun der schon lange glimmende Kampf um das Sägewerk plötzlich zu hellen Flammen aufschlug, galt es, die Sache sofort zu ordnen. So bat der Divisionsadjutant den Oberleutnant v. Gereck, an seiner Statt mit Herrn de Battaignies zu gehen.

Major Rennhöfer aber bestellte den Kraftwagen, um nach Bobines zu fahren. Augenblickstimmungen zugänglich, jäh von Entschlüssen, tat es ihm leid, daß er den Besuch in Lille abgeschlagen hatte. Gefahr war nicht dabei. Exzellenz hatte sich schon einverstanden erklärt. So klopfte er bei Claire. Sie spielte mit ihrer Schwester Domino. Er bot Lätitia an, die Schwester zu begleiten.

Madame de Beaucourt war sofort dabei. Wie ein glückliches Kind sprang sie umher: „Dieu merci, mal was anderes!"

Claire aber konnte sich so schnell nicht entschließen; man hätte es gern früher gewußt, man mußte sich doch auch den Anzug überlegen. Der Major ärgerte sich, daß sein Entgegenkommen gleichsam als Gnade hingenommen wurde und auch das nur gewissermaßen unter Bedingungen. So sprang er von schwungvollen Redensarten über zu kurzer Entschiedenheit, zog die Uhr und erklärte: „Der Wagen kommt in fünf Minuten. Wenn die Damen da sind, gut. Sonst fahre ich unerbittlich ab!"

(Fortsetzung folgt.)

Sein zwanzigster Geburtstag.

Von Paul Bliß.

Ich habe den Tisch für dich gedeckt,
mein unvergessnes Kind,
und zwanzig Lichtlein brennen hell,
die deine Jahre sind.
Wie leuchtet das Grün im Kerzenschein,
wie duften die Rosen so schwer —
Der Tisch ist feierlich gedeckt,
dein Platz ist leer.

Hier spieltest du als Bübchen klein —
wie hell dein Lachen klang —
und all die Lieder froh und bunt,
die einst dein Mund mir sang!
Schweig still, mein kummervolles Herz,
kein Sehnen bringt ihn her —
Der Tisch ist feierlich gedekt,
dein Platz ist leer.

Du schläfst in Polen irgendwo.
Wer schmückt dein Grab heut dir?
Ach, dieser letzte Liebesdienst,
wär er vergönnt doch mir!
Doch ist dein Hügel noch so arm,
du schläfst in Gottes Ruh,
und seine Sonne hell und warm
deckt auch dein Grab wohl zu!

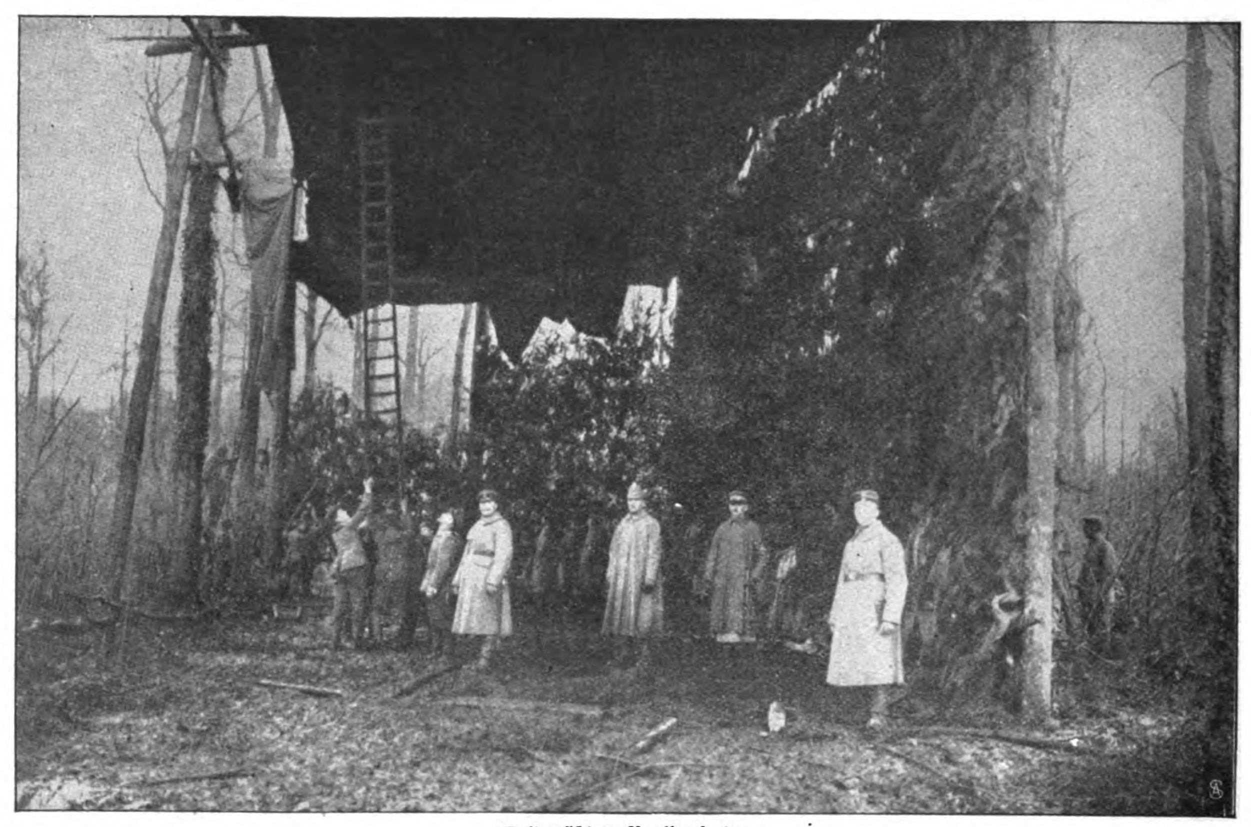
Unsere modernsten Soldaten.

Von Adolf Victor von Koerber. — Hierzu 13 Aufnahmen.

In den Jahren vor dem Kriege hatten die Franzosen in ihrer bekannten Revanchesucht mit allen Mitteln der Reklame laut den Ruhm ihrer Flieger in die Welt hinausgeschrieen. Viele glaubten ihnen und nannten Frankreichs Piloten die Ersten. Wo aber blieb dann im Kriege die schon für die ersten Kampftage laut angekündigte Luftoffensive, wohin hatten sie sich verflogen, die Geschwader, die Essen in Trümmer legen sollten, unsere Kriegswerkstätten, die Kanonenfabriken? A Berlin? Nun ja, auch in der Luft ist es so ganz anders gekommen.

Rastlos im stillen gearbeitet, mit unermüdlicher Aufopferung und mit unerschrockenem Todesmut haben dagegen unsere ersten deutschen Fliegeroffiziere und Luftschiffer. Für sie waren die kurzen Jahre vom Herbst 1910 bis zur Mobilmachung auch schon Krieg, denn manches schwere Opfer mußten sie bringen im Erfinderkampf mit dem leichtesten Element. Alles war neu, völlig unerprobt, und jeder Zoll „Höhe" im Luftmeer mußte erkämpft werden.

Schon die ersten Kriegswochen des Jahres 1914 zeigten, was sie geschaffen hatten. Weite Erkundungsflüge brachten Meldungen, wo der Feind zu treffen und zu schlagen sei. Ungehindert von französischen Fliegern bewegten sich die unsrigen bei allen Wandlungen des Bewegungskrieges über des Gegners Heeren. Den Fall seiner Festungen beschleunigten die großkalibrigen Bomben der „Zeppeline" und „Schütte-Lanz-Luftkreuzer", die auch anfangs hauptsächlich für die Aufklärung im Osten große Dienste leisteten. Die „Feldluftschiffer-Abteilungen" rückten mit den Kampftruppen vor, und wo irgend Artillerie längere Zeit im Feuer lag, sandten sie ihre, von den mit Motorkraft fliegenden Kameraden vor dem Krieg oft ein wenig spöttisch belächelten „Gasblasen" hoch und leiteten das Feuer der Batterien. Besonders Antwerpens Forts lernten den Schrecken der genauen Schußbeobachtungen der Fesselballons kennen. Die große Festung fiel, und die Heere marschierten wieder nach Westen. Am Yserkanal staute sich die große Menschenwelle. Vom Strande Nieuports bis Ypern, von Lille bis zu den

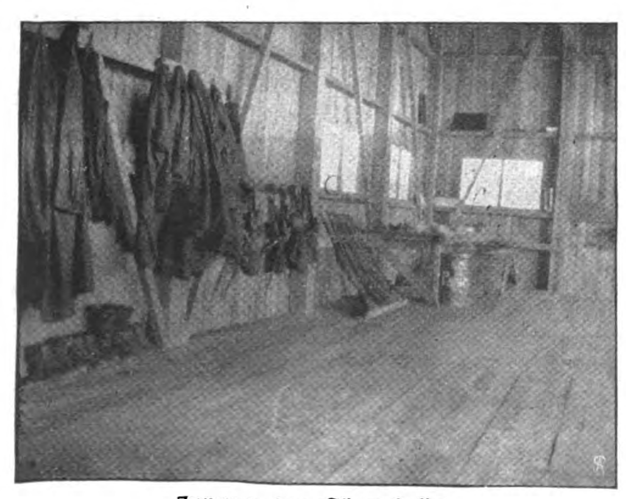


Feldmäßige Ballonhalle.

Schneehäuptern der Alpen stand die Schlacht. Eine breite Straße unbeschreiblichen Heldentums.

Der Stellungskrieg erweiterte die Aufgaben unserer modernsten Soldaten mit jedem Tage. Waren sie bisher in oft täglichem Standortwechsel — bei den mit Zelten, Wagen, Pferden, einer großen Anzahl von Personen- und Lastautos ausgerüsteten Flieger- und Ballonabteilungen verlangt schnelle Beweglichkeit die allergrößte, aufopferndste und umsichtigste Kraftentfaltung von Offizieren und Mannschaften, deren die Franzosen scheinbar nicht fähig waren — allen Truppenbewegungen gefolgt, so konnten sie jetzt von einem festen Platz aus ihre Tätigkeit entfalten. Die Flieger und Fesselballons übernahmen gemeinsam auch die bisherigen Aufgaben der Luftschiffe an der Front.

Die Ältesten der Lufttruppen halten von Sonnenaufgang bis zum Verlöschen des Lichts treue Wacht über ihren Abschnitten. In Flanderns Regen- und Nebeldünsten, in Sonnenglut und in den Eisstürmen des Winters pendeln sie auf dem schmalen Sitz Hunderte von Metern hoch und melden den eigenen Batterien getreulich Schuß auf Schuß, ob sie zu weit, ob sie zu nah saßen, bis die feindlichen Ziele nach erfolgreichem Einschießen vernichtet sind. Mit Photographie und Fernglas erkunden sie täglich, ob neue Gegner über Nacht erstanden sind, und der Offizier am Fernsprecher ruft vom Ballon-



Inneres einer Fliegerhalle.



Fliegerzeltbau.

korb zum Batterieführer hinab die genaue Stellung, Entfernung und Masse.

Weniger Geduld brauchen die Flieger, die in kurzen nervenzusammenstanzenden Stunden ihre hastigen Pflichten erfüllen. Im Stellungskrieg erst meldeten sich die Feinde in der Luft. Zwar wichen die Gegner anfangs wohl in dem halb unbewußten Gefühl, daß sie ja im Grunde Sportskameraden, Pioniere der Luft seien, der herrlichsten menschlichen Erfindung dienstbar, gegenseitig einander aus und bezeigten so eine wechselseitige Ritterlichkeit, doch wuchs mit der durch alle Mittel der Technik gesteigerten und stets unerbitterlicher werdenden Kriegführung drunten auch die Feindschaft hochoben. Heute sieht der Flieger im Gegner nur noch den verhaßten Feind, den er aus dem Kurs schlagen, in jähem Absturz zertrümmern muß. Die Parole heißt einzig: „Du oder ich!"

Mit einer erhöhten Aufklärungstätigkeit für die Artillerie begann die Erweiterung der Fliegeraufgaben über der stehenden Schlacht. Tag für Tag kreisen die Erkunder über den feindlichen Batterien und erspähen aufs genaueste deren Stellung und die Anzahl der Geschütze. Was die Fesselballons im kleinen für die nahen Frontabschnitte erledigen, betreiben sie im allergrößten und gigantischsten Stil. Sie ziehen ihre Kreise und Kurven unentwegt im wütendsten Abwehrfeuer. Ein Treffer würde sie herausreißen mitten aus dem rasenden Rhythmus ihres herrlichen Fliegerlebens. Der Beobtungsoffizier gibt mit der freien Hand ein Zeichen, mit der anderen bedient er Fernglas, Zirkel, Karte, Buntstifte und Meldeblock, sein Pilot führt das Flugzeug im steilen Gleitflug ein paar hundert Meter tiefer, bis das Ziel genau, bis erkannt ist, ob die Batteriestellung unten mit Geschützen besetzt oder ob sie nur zum Schein angelegt ist. Was das Auge nicht erspähen kann, entdeckt die über fraglichen Punkten aufgenommene photographische Platte nach ihrer Entwicklung im Fliegerlager. Sie verrät dem Chef des Stabes und dem Artilleriekommandeur noch mehr. Brückenschläge, neue Befestigungen, zerstörte Stellungen und tausend wichtige Dinge, die die Entschlüsse der Führung beeinflussen können. Dann kehrt der Flieger zurück und leitet das Feuer auf die zu zerstörenden Objekte. Den Erfolg der deutschen Geschosse, die das Ziel umklammern und vernichten, sieht er selbst, und auch die Kamera hält wieder die Bilder fest.



In 2000 Meter Höhe.

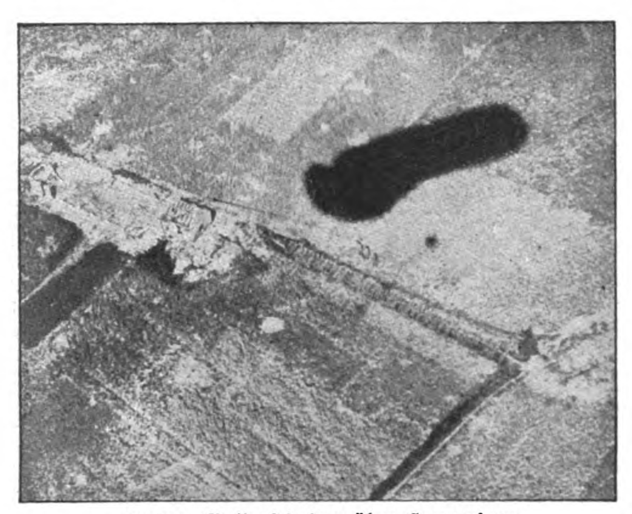


Deutscher Flieger, vom Z.-Schiff aufgenommen.



Die lästigen Artillerieerkunder an ihrem Tun zu hindern, bekämpft sie der Feind in der Luft. So kamen die Kampfflieger über beide Fronten. Der Heeresbericht vom 9. Oktober d. J. meldet von den täglichen Heldenflügen im Beobachtungsdienst der Artillerie und zum Schutz der Erkunder. Ein jeder Tag bringt neue schwere Luftkämpfe, niemals weiß der Kampfflieger Ausgang und Ende, nie ist es für ihn dasselbe. Den geübtesten kann ein ungeschickter Zufall besiegen, und so betrauern auch wir so manches bittere Opfer unter unseren Besten.

Doch beschränken sich die Flüge auch im Stellungskrieg nicht nur auf die nahen Gebiete an der Front.



Eigener Ballonschatten über Hausruinen.

Immer wieder stoßen einzelne Beobachtungsflugzeuge weit vor, die rückwärtigen Stellungen der Feinde, die Straßen, Eisenbahnstrecken und Kanäle auf Truppenverschiebungen und Transporte einzusehen, und ganze Geschwader durchbrechen die Sperrzonen, um schwere Bombenlasten über feindlichen Etappenorten, Munitionsdepots, Fabriken, Bahnhöfen und Kunstbauten abzuwerfen. Über den Wolken, gedeckt zwischen ihren sonnenbeschienenen Feldern, in Regen und Sturmwind und auch in dunkler Nacht. Unsagbar groß sind die Taten unserer Flieger über allen Kriegschauplätzen, über Land und Meer.



Vorgeschobenes Infanteriewerk.



Ein Fliegerquartier.

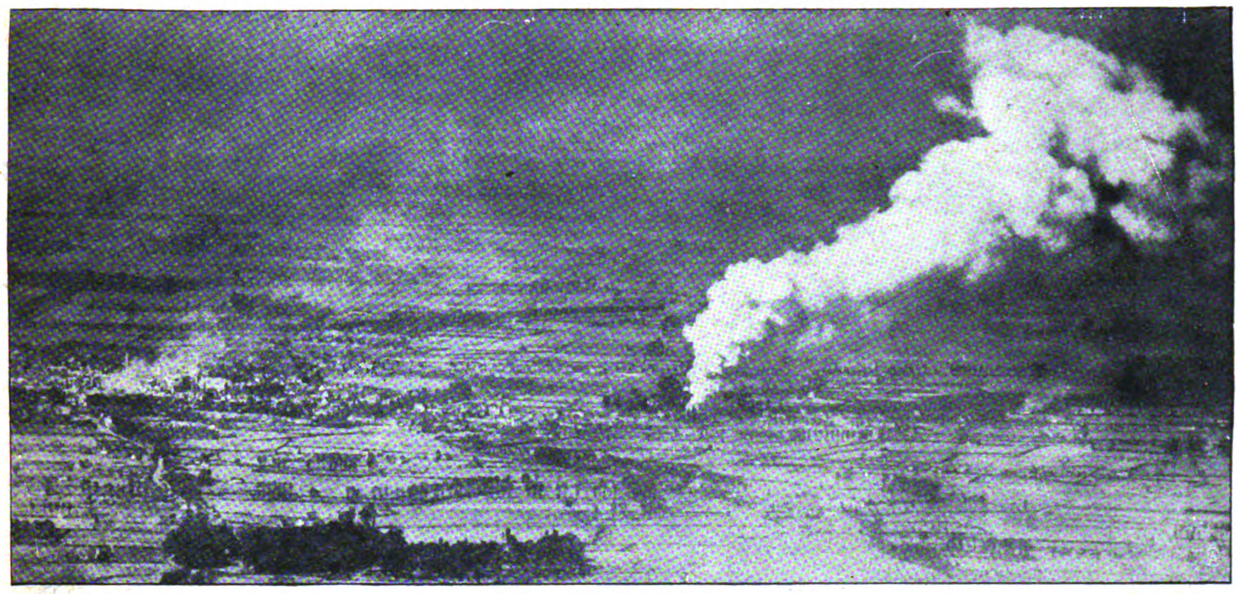
Über den Wogen halten gemeinsam mit den Marinefliegern die Luftkreuzer ständige Wacht. Ihre Fähigkeit zu langen Patrouillendauerfahrten gibt ihnen für die Flottenaufklärung einen gewaltigen Wert. Doch im eigenen Lande selbst treffen sie unseren Erzfeind. Schon am 20. Januar 1915 erfuhren die Vettern jenseit des Kanals, daß ihres Reiches Insellage sie nicht vor den deutschen Granaten sichern konnte. Mit jedem Angriff zerriß der Traum ihrer Unnahbarkeit mehr und mehr. Nach dem 13 „Zeppelinraid" kam die erste schlimmste



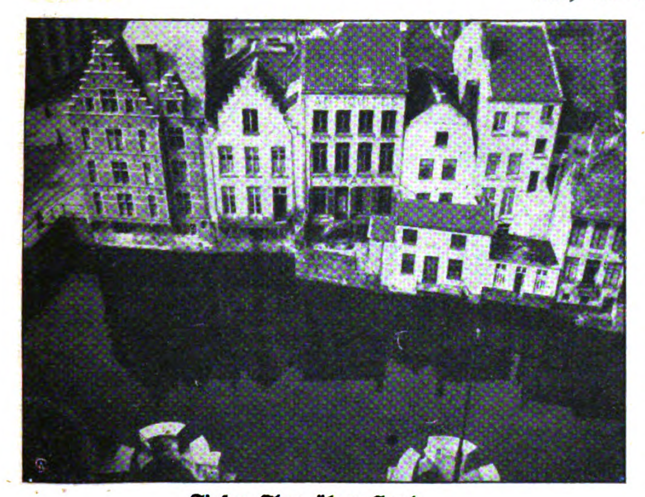
Treffer im Ballonstoff.

Abrechnung über sie, die sie ins Herz traf. Am 18. August 1915: „Unsere Marineluftschiffe haben den Westteil der City von London mit gutem Erfolg angegriffen." Schlag auf Schlag folgten die Heldenfahrten unserer Geschwader bis zum heutigen Tage. Die Brutstätte aller politischen Schändlichkeiten, der Goldthron der Baralongs und Weltbrandstifter, die zuletzt die Schande von Bukarest und Griechenland in die Weltgeschichte sudelten, büßt schwer für alle Schuld. Vor der Welt aber steht England als Scheininsel. Daß es der Friedenschluß als solche bestätigen wird, das hoffen wir von der weiteren Tätigkeit unserer Luftkreuzer.

Unerhörte Leistungen, übermenschliche fast, zeitigt dieser Krieg der gepanzerten Menschen und Maschinen dank dem Heldentum unserer modernsten Soldaten.



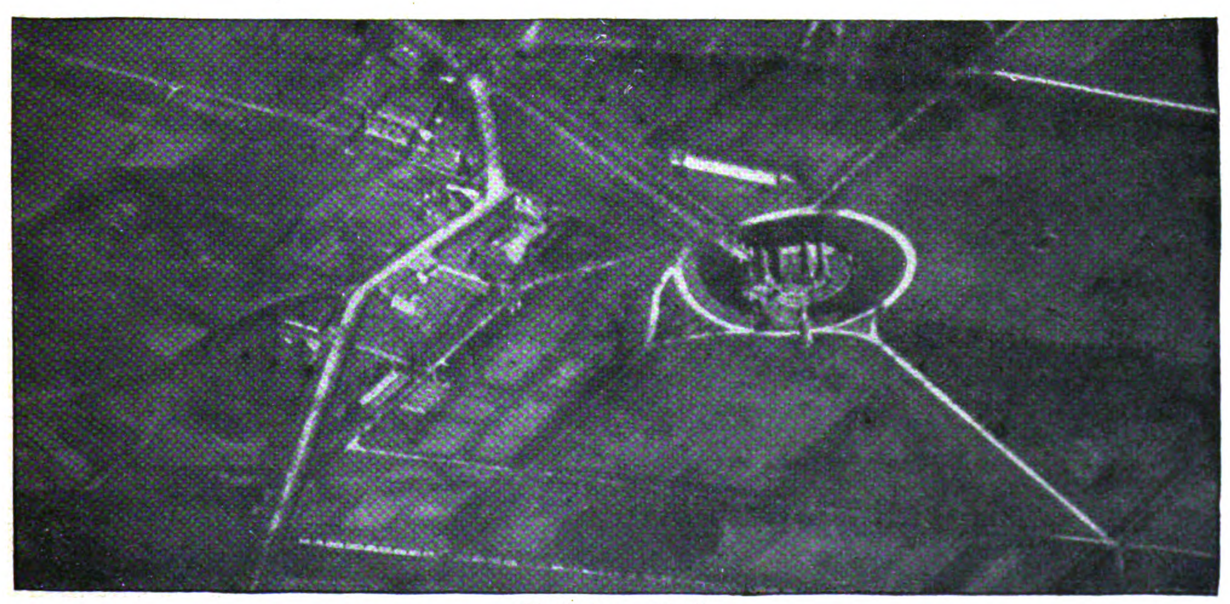
Nach der Beschießung.



Tiefer Flug über Gent.



Attrappe auf einem Fliegerkasino.



Flandrisches Schloß.



Stoppeln.

Skizze von Gertrud Papendick.

Der alte Lüningen machte seinen Gang über die Felder wie jeden Tag. Solange er denken konnte, hatte er zu Pferde regiert. Aber seit er die Siebzig hinter sich hatte, war es mit dem Reiten vorbei. Die alten Knochen waren steif, und das Aufsitzen fiel ihm schwer. Und doch war der alte Mann gerade und hoch wie ein Baum, sturmfest wie ein mächtiger, knorriger Stamm, den kein Wetter hatte biegen können. Und es war in seinem Wesen ein starrer Stolz, ein eiserner Trotz fast, der ihm sein Leben lang das Haupt am höchsten gezwungen hatte in den Tagen, da ihn das Schicksal schlug.

Er ging langsam mit seinem schweren Schritt über den Hof, den Hund hinter sich. Der hielt gehorsam bei Fuß, und wenn sein Herr stehenblieb, hob er den Kopf und lauschte. Der Viehstall war leer; von der Stellmacherwerkstatt her drang das Kreischen einer Säge und vom Schweinehof das behagliche Grunzen der Ferkel. Vor der Remise wusch der Kutscher einen Wagen. „Was macht die Stute, Neumann?" — „Besser, gnädiger Herr." — Und der alte Lüningen trat am Pferdestall vorbei aufs freie Feld.

Es hatte tagelang geregnet, ununterbrochen fast, daß die Arbeit auf den Feldern stockte. Der Rest der Sommerung lag noch als ein trübes Grau in dem unsicheren Licht des späten Nachmittags. Lüningen bückte sich. Da war nichts zu machen. Da hieß es Geduld haben. Vielleicht, daß der liebe Gott jetzt ein Einsehen hatte und gutes Wetter gab, daß man auch die letzten Fuder Gerste trocken hereinbekam.

Er zog den Hut vom Kopf und setzte ihn wieder auf, den alten, verschossenen Jagdhut, den er seit vielen Jahren trug. In seinem Gesicht, das rostigbraun war von Sonne und Wind und tiefgefurcht wie ein Acker vom Pflug, standen leuchtend die hellen Augen und der weiße, borstige Schnurrbart. Und die eherne Straffheit seiner mächtigen Gestalt schien noch zu wachsen, als wäre sie der Ausdruck einer maßlosen, grimmigen Hochfahrenheit. Und doch lag darin etwas ganz anderes: das verzweifelte Ringen einer herrischen Natur, die sich nicht zu Boden werfen lassen wollte von dem härtesten Stoß, der sie getroffen hatte.

Es soll nicht heißen, daß es etwas gab, das den Lüningen zerbrochen hat!

„Juno! Pfui! Hierher!" Seine Stimme war dröhnend und von rostigem Klang wie altes Eisen. Er stieg den Feldweg hinauf, der zum Vorwerk führte. Ein frischer Wind ging über die Ebene daher. Er zerriß die Wolken in Fetzen und trieb sie vor sich her, daß es war, als wäre der Himmel selbst in Bewegung gekommen. Über die Felder liefen die Schatten, und hie und da leuchtete ein goldener Streifen, wenn die Sonne heruntersah.

Und sie schaute nieder auf ein gesegnetes Land, das in diesem Jahr eine gute Ernte getragen hatte. Mannshoch, mit schweren Ähren, stand noch vor Wochen das Korn und war bis auf wenige Fuhren geborgen, ehe der Regen kam. Für ein ganzes Jahr hatte Deutschland Brot.

Der alte Lüningen dachte daran auf seinem einsamen Weg. Er blieb hie und da stehen, zog eine Kartoffelstaude aus der Erde, griff mit prüfender Hand in die Bohnen. Es war sonst wohl in ihm der glückliche Stolz des Landmannes gewesen, der mit seiner Hände Arbeit mitgeschaffen hatte an dem Nötigsten für ein ganzes Volk. Und nur aus diesem Gedanken heraus hatte er es ertragen können, daß er nicht draußen stehen durfte wie die Jungen, weil seine alten Glieder nicht mehr taugten zum Heeresdienst. „Altes Eisen," pflegte er zu sagen, „zum Schwert zu schartig, zum Pflug noch gerade recht."

An diesem Tage aber schob er sein Inneres gewaltsam weit von sich ab. Er hielt seine Gedanken wie mit stählernen Klammern gefaßt, daß sie nicht Herr über ihn werden konnten. Er zwang sich mit qualvoller Energie zu nüchternen Überlegungen, berechnete die Kornpreise und schätzte die Erträge der Kartoffelernte ab. Der ganze Weizen ging als Saatgetreide fort. Das brachte ein gut Stück Geld.

Oben auf dem Vorwerk wurde gedroschen.

Das war zu allen Zeiten des alten Lüningen liebste Musik gewesen: das eintönige, behagliche Surren der Dreschmaschine, das die Stille des Nachmittags friedlich füllte. Darin lag ihm der Lohn für die Sorgen und Mühen eines Jahres, das war ihm die Erfüllung langgehegter Hoffnungen. Wenn es so weit war, daß die Dreschmaschine ging in ihrer taktmäßigen Unermüdlichkeit, dann fühlte er, daß Gott ihn wieder einmal gesegnet hatte.

Und wenn er in seinem Zimmer über der Post oder über den Büchern saß, dann ging ihm der Klang von draußen ins Ohr als die Melodie der Arbeit, der sein Leben gehörte. Der friedlichen Arbeit, die erhalten und aufbauen wollte. Die die Grundlage alles Gedeihens war und die Quelle aller gesunden Kraft. Und immer hatte er dann gedacht — und ein freundlicher Gedanke war ihm das gewesen — daß später, wenn er nicht mehr da war, doch jahraus, jahrein die Dreschmaschine ihr altes Lied weitersingen würde. Daß doch alles seinen Gang gehen würde auch ohne ihn. Später, wenn hier eine junge Faust die Zügel hielt und ein junges Herz über den alten Boden wachte mit derselben Ehrfurcht und derselben Kraft und derselben Liebe.

„Junge," hatte der alte Lüningen wohl einmal gesagt, und das Wort war halb Scherz und halb Ernst gewesen, „das Handwerk wirst du mir ja nicht verderben. Aber eins bitte ich mir aus: wenn du mich mal verscharrt hast, reiß nicht alles gleich ein und wirf nicht alles gleich um, um was ich mein Leben lang mich gemüht habe. Laß mir ein paar Jahre Zeit, bis ich mich in der Erde an den Gedanken gewöhnt habe."

Der Sohn hatte lachend erwidert: „Es bleibt alles stehn, Vater, nur der alte Schweinestall kommt sofort dran."

An das alles dachte Lüningen heute nicht, und wenn es ihm in den Sinn wollte, dann zwang er sich, es loszuwerden.

Die Dreschmaschine summte und surrte mit grausamer Unbekümmertheit in die Stille hinein. Er tat, als hörte er sie nicht, und ging doch dem Klang entgegen. Er ging aufrecht, mit großen Schritten über den Hof des Vorwerks und trat in die Scheune. „Guten Tag, Leute" — und sein Gruß klang kernig wie stets.

Ein paar Frauen halfen beim Dreschen, Frauen wie überall in dieser Zeit, die die Männer zu einem härteren Handwerk brauchte. Der alte Lüningen stand lange bei der Dreschmaschine. Er stand und sah das Korn aus den



Rinnen laufen, als hätte er das noch nie gesehen. Er griff in einen der Säcke und ließ die prallen, graugelben Roggenkörner aus der Hand zurückrinnen. „Schickt mir mal abends eine Probe herunter, Schmidtke."

Der alte Vogt stand schweigend neben ihm, eine Hand auf den Dreschkasten gelegt. So stand er immer. Er war kein Mann von vielen Worten, er sprach nur, wenn es nötig war. Und die Worte kamen ihm schwer und unbeholfen heraus.

„Ich hab gesehen, Schmidtke," sagte Lüningen, „mit der Gerste lohnt's noch nicht."

„Nein, gnädiger Herr."

„Werden wir morgen pflügen können?"

„Morgen nicht, gnädiger Herr."

„Na, dann übermorgen, wenn das Wetter sich hält. Die Stoppel muß doch herum, sonst kommen wir mit der Bestellung in Rückstand."

Der alte Schmidtke sagte nichts.

Und doch sprach Lüningen noch eine ganze Weile mit ihm. Er fragte dies und das und ordnete einiges an. Es tat ihm unbewußt wohl, dies alte, treue Gesicht zu sehen, das ihm vertraut war, wie kaum ein anderes. Uralt war der alte Schmidtke, klein und krumm. Er hatte keinen Zahn mehr, und sein Gesicht war wie vertrocknet. Als der alte Lüningen noch ein ganz kleiner Junge war, ging der August Schmidtke schon in Tagelohn. Der schnitzte Pfeifen aus Weidenrohr und machte die schönsten Peitschen. Der kannte keinen Fleck auf der Erde als den Lüningenschen Grund und Boden, der kannte keinen Herrn über sich als den lieben Gott und den Herrn von Lüningen. Der alte Schmidtke hatte fast drei Menschenalter hindurch alles miterlebt, was den Lüningens an Glück und Unglück beschieden worden war. Es war viel von beidem gewesen. Und manches liebe Mal stand der Herr von Lüningen — irgendwo auf dem Feld oder auf dem Hof — vor seinem Knecht und sprach sich eine Sorge oder einen Kummer von der Seele herunter. Der alte Schmidtke hatte dann mit dem Kopf genickt und geschwiegen und hatte doch alles begriffen und mitgetragen. Und darum blieb Lüningen an diesem Nachmittag so lange bei der Dreschmaschine auf dem Vorwerk.

Er hatte geglaubt, allein damit fertig werden zu können. Er zwang es nicht. Er fühlte, daß es ihm den Boden unter den Füßen fortzog. Er mußte reden. Sonst erstickte er dran. Er mußte es einem sagen. Wenn's auch nur der alte Knecht war, der sein Leben lang nichts gelernt hatte, als das Feld zu bestellen und Korn zu dreschen. Er wußte sonst keinen, dem er es hätte sagen können.

„Schmidtke," sagte er, „kommt mal mit, ich will noch mit euch reden wegen der Bestellung."

Und als er mit dem Alten dann draußen stand hinter der Scheune, wo der Blick frei war über die endlosen Felder: „Ihr fangt natürlich hier oben an — wenn's morgen nicht geht, dann also übermorgen. Und alle Mann heran. Mit dem Dreschen hat's nicht solche Eile."

„Jawohl, gnädiger Herr."

„Wie geht's denn eurem Gustav, Schmidtke? Hat er geschrieben?"

„Jawohl, gnädiger Herr, vorgestern."

„Er ist also gesund."

„Ich denk doch, gnädiger Herr. Aber man kann ja nie wissen."

„Nein, Schmidtke, das kann man nicht."

In seiner überragenden Größe stand Lüningen vor dem kleinen, alten Mann. Er stand und sagte nichts mehr. Er, der sein Leben lang nicht gewußt hatte, was Furcht war, fürchtete sich vor seinem eigenen Wort. Er bückte sich nach dem Hund und machte ihn an der Leine fest. „Na, guten Abend, Schmidtke."

„Guten Abend, gnädiger Herr."

Lüningen wandte sich zum Gehen, zog den Hund mit sich fort. Und blieb dann nach fünf Schritten wieder stehen: „Schmidtke!"

„Gnädiger Herr!"

Der Alte kam langsam heran. Und als Lüningen ihm ins Gesicht sah, hatte er das Gefühl, als wüßte der schon alles, als stünde in den alten, klaren Augen schon die Antwort auf das, was er erst sagen wollte. Und da wurde es ihm leichter.

„Schmidtke," sagte er — — „mein Sohn ist gefallen". . . .

Er sagte nicht: der junge Herr. Er sagte nicht: der Albrecht. Er sagte: mein Sohn. Als umfaßte nur dieses Wort allein alles, was er verloren hatte.

Stumm standen die beiden Männer. Lüningen sah über den kleinen, alten Vogt hinweg mit blicklosen Augen in die sinkende Sonne hinein. Sein hartes, braunes Gesicht war wie zu Stein geworden. Er sah nichts, er dachte nichts. Es war, als fühlte er erst in diesem Augenblick, da er es laut gesagt, den furchtbaren Sinn des Wortes: mein Sohn.

Das hieß: der Träger meines Namens, der Erbe meines Blutes und meines Willens, die Hoffnung und der Sinn und der Wert meines ganzen Lebens . . . .

Der alte Schmidtke sah zu seinem Herrn auf.

„Gnädiger Herr," sagte er. Weiter nichts. Was hätte er sonst auch sagen können? Und doch klang aus dem Ton der heiseren, alten Stimme das ganze grenzenlose Mitleid seines Herzens.

„Ja, Schmidtke," sagte Lüningen langsam, „wir haben manches miteinander durchgemacht, ihr und ich. Dies ist das Schwerste."

Er sah dem alten Mann in die Augen; in denen stand ein merkwürdiger Blick, ein stilles Forschen und zugleich ein tiefes, qualvolles Verstehen. Lüningen griff an den Hut und ging.

Der alte Schmidtke blieb stehen und rührte sich nicht. Er stand da, klein, krumm und uralt wie einer vom Geschlecht der Zwerge, ein Sagenwesen, das der Erde entstiegen war. Er folgte mit den Augen der mächtigen Gestalt, die straff und aufrecht, den Hund hinter sich, über die Felder abwärts schritt in die untergehende Sonne hinein.

Und endlich trat er mit unsicheren Schritten, wie stolpernd, durch die offene Tür zurück in die Scheune und stand wie vorher, eine Hand auf dem Dreschkasten, sah stumpfsinnig auf die rieselnden Körner und nickte ein paarmal mit dem Kopf.

Der alte Lüningen ging heimwärts über die Stoppeln.

Es war ein riesiger Schlag, der noch vor kurzem die Winterung getragen hatte. Der Fuß des Mannes sank schwer in den feuchten Boden, er achtete nicht darauf. Er machte den Hund wieder los. Der leckte ihm dankbar die Hand und blieb doch gehorsam hinter ihm, hob nur einmal neugierig die Nase, als ein Volk Hühner aufging.

„Ruhig, Juno," sagte Lüningen, „wir beide schießen keine Hühner mehr."

Wie abschiednehmend lag der Schein der tiefen, fernen Sonne auf dem geschorenen Feld, daß es noch einmal golden leuchtete wie in den Tagen seines Reichtums. Aber die Sonne wärmte nicht mehr. Es wurde doch Herbst.

Es war schon Herbst. Wenn die Stoppeln stehen, ist der Sommer vorbei. „Jawohl", sagte Lüningen halblaut, ohne es zu wissen.

Er sah die Sonne sinken und sah die Dämmerung heranschleichen und spürte den kühlen Hauch des Abends. Und sein fester Schritt wurde langsam und müde. Das große Feld dehnte sich endlos, und es war ihm, als wäre er schon durch Stunden so gegangen.

Er dachte: Das ist es, was mir geblieben ist von allem. Darum hab ich gelebt. Das ist das Ende von allem Mühen und allem Hoffen und allem Lieben: ein einsames Wandern am Abend über kahles Feld.

Ein Gleichnis ging ihm durch den Sinn: ich habe meinen Acker bestellt und habe ihm gegeben, was er brauchte. Ich habe meine Freude daran gehabt, als die Saat aufging. Und habe gesehen, wie sie wuchs, und wie sie in Ähren schoß, und wie sie reif wurde. Mein ganzes Herz hab ich dran gehängt, mein ganzes Leben hab ich dran gesetzt. Und nun sollte die Ernte kommen. Sie ist auch gekommen. Aber meine Scheunen sind leer. Und ich gehe über die Stoppeln meines Lebens. . . .

Er zog den Hut tief in die Augen, als er den Weg erreicht hatte. Irgendwo in der Ferne läutete eine Glocke den Abend ein, und die Leute kamen über die Felder nach Hause. Sie drückten sich an ihm vorüber und grüßten scheu. Die Kinder versteckten sich hinter der Mutter.

Lüningen war stehengeblieben. In dem schwachen Dämmerlicht schien seine Gestalt ins riesenhafte zu wachsen, und er stand am Wege wie einer der finstern, gewaltigen Dämonen der heidnischen Sage, die die Feldfrucht besprachen und das Vieh behexten.

Und war doch nur ein alter, einsamer, todtrauriger Mensch, der mit leeren Händen am Ende seiner Tage stand.

Er ging langsam ins Haus. Drin war es hell, und ihn fror. Er ließ sich vom Diener die Stiefel wechseln und den Kamin heizen. Und saß dann Stunde um Stunde an dem offenen Feuer.

Er brauchte lange Zeit, sich selbst zu überwinden. Und es war ein bitterer Kampf. Und es kam doch die Stunde, da er sich gezwungen hatte.

Er hat einen schönen Tod gehabt, dachte er. Den besten Tod. Ihn drückt keine Sorge mehr. Ich kann gar nicht um ihn trauern. Mein Schmerz geht nicht um ihn, daß er nicht mehr da ist. Mein Schmerz geht um mich, daß ich ihn nicht mehr habe. Um mich, daß Gott mir mein Leben zerbrochen hat.

Und dem alten, herrischen Mann, der nie einen wichtigeren Faktor gekannt hatte als sich selbst, kam langsam eine Erkenntnis, die all sein Denken umwarf. Und doch war darin etwas wie ein Trost für die bitterste Stunde seines Lebens: Was liegt an mir? Ich bin ein müder Gaul, der kaum sein Fuder mehr zwingt. Ein Mensch, dessen Zeit erfüllt ist, und über den die Zeit hinwegrollen wird. Auf mich kommt's nicht mehr an.

Und was gilt in diesen Tagen das Leben des einzelnen? Soviel wie eine Nummer, die steht und fällt und vergeht. Und die eben ausgelassen wird, solange bis eine andere die Lücke füllt. Ob ein einzelner bleibt oder geht, darauf kommt es auch nicht an. Nur daß jedes Leben und jeder Tod ein Saatkorn werde für die Sache des Vaterlandes.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 48. | Berlin den 25. November 1916. | 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 48.



Die sieben Tage der Woche.

14. November.

Beiderseits der Ancre spielen sich erbitterte Kämpfe ab. Durch konzentrisches Feuer schwerster Kaliber vorbereitet, erfolgen gegen unsere im Winkel nach Südwesten vorspringenden Stellungen starke englische Angriffe, bei denen es dem Gegner gelingt, uns aus Beaumont-Hamel und St.-Pierre-Divion mit den seitlichen Anschlußlinien in eine vorbereitete Riegelstellung zurückzudrücken. Zähe Verteidigung bringt auch uns erhebliche Verluste.

An anderen Stellen der Angriffsfront von östlich Hebuterne bis südlich Grandcourt werden die Engländer, wo sie eingedrungen sind, durch frische Gegenstöße unserer Infanterie hinausgeworfen.

Französische Angriffe im Abschnitt von Sailly-Saillisel scheitern.

Im Monat Oktober verlieren wir 17 Flugzeuge, unsere Gegner im Westen, Osten und auf dem Balkan büßen 104 Flugzeuge ein.

15. November.

Die Schlacht an der Somme dauert an. Hoffend, den Anfangserfolg ausnützen zu können, greifen die Engländer mit starken Massen erneut nördlich der Ancre und mehrmals zwischen Le Sars und Gueudecourt an. Zwar gelingt es ihnen, das Dorf Beaucourt zu nehmen, aber an allen anderen Punkten der breiten Angriffsfronten bricht die Wucht ihres Ansturms verlustreich vor unsern Stellungen zusammen.

In für uns erfolgreichen Wald- und Gebirgskämpfen längs der in die Walachei führenden Straßen büßen die Rumänen an Gefangenen 23 Offiziere und 1800 Mann, an Beute 4 Geschütze und mehrere Maschinengewehre ein.

In Archangelsk fliegen 7 Munitionsdampfer in die Luft.

16. November.

Teilvorstöße der Engländer an der Straße Mailly—Serre sowie östlich und südöstlich von Beaumont scheitern im Handgranatenkampf. Den Franzosen entreißen wir den Ostteil von Saillisel in hartem Häuserkampf.

Die Kampftätigkeit nördlich von Campulung hat sich verstärkt; auch an den über den Roten-Turm- und Szurduk-Paß nach Süden führenden Straßen verteidigt der Rumäne zäh seinen heimatlichen Boden.

17. November.

Westlich der Predeal-Straße brechen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen in die rumänischen Stellungen ein.

18. November.

Durch gewaltigen Artillerie-Einsatz vorbereiteter englischer Durchbruchsversuch auf beiden Ancre-Ufern ist fehlgeschlagen.

19. November.

Der Austritt aus den Gebirgsengen in die walachische Ebene ist trotz zähen Widerstandes der Rumänen von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen erkämpft worden. Starke rumänische Kräfte sind zwischen Jiul und Gilort in der Schlacht von Targu Jiu durchbrochen und unter ungewöhnlich hohen blutigen Verlusten geschlagen; Versuche des Feindes, mit neu herangeführten Kräften uns von Osten zu umfassen, scheiterten. Im Nachdrängen haben unsere Truppen die Bahn Orsova—Craiova erreicht; südlich des Roten-Turm-Passes ist der Weg Calimanesti—Suici überschritten.

Nachdem es dem Gegner gelungen ist, nordöstlich von Cegel Fortschritte zu machen, haben die deutsch-bulgarischen Truppen eine Stellung nördlich von Monastir eingenommen. Monastir ist damit aufgegeben worden

o o o

Bomben auf Yvocourt.

Fliegererlebnis im Westen.

Von Oberleutnant Heydemarck*)

Im Dämmerdunkel noch waren wir über die Front geflitzt — mit einer Affenfahrt, denn ein steifer Nord jagte uns vor sich her.

Fürs Hineingehen war das ja ganz angenehm — aber nachher kam die Kehrseite der Medaille: gegen einen Wind von 80 Kilometer sich zur Front zurückhaspeln müssen — prrr!

Auftrag: Fernaufklärung und im Vorbeigehen zwei Zwanziger auf Bahnhof Yvocourt. —

Blick nach vorn. Nur noch wenige Kilometer zum Ziel.

Zeit also, von unseren 2900 Kilometer herunterzugehen. Denn heut sollen die Dinger mal besonders gut sitzen — und — der Bahnhof ist schmal!

Klaps! kriegt Engmann einen gelinden Schlag auf den Kopf. Langsam nimmt er den Gashebel zurück — wir gleiten. Wie ich rechts am Motor vorbeisehe, erscheint zwischen den Spanndrähten schrägunten schon der verschwommene Umriß der Stadt. 2500, 2000, 1500 . .

Rechts dran vorbei — dann in großer Kurve das Flugzeug gegen den Wind gestellt und den Bahnhof angeflogen.

Auf einmal sehe ich mich erstaunt um. Nanu, was ist denn das: eben war noch Dämmerdunkel um uns

*) Wir entnehmen diese Schilderung dem demnächst erscheinenden Buche „Doppeldecker C 666" von Oberleutnant Heydemarck, der als Beobachter zu den erprobtesten Persönlichkeiten der Truppe gehört. Wenn er in der Vorrede des Buches in selbstloser Bescheidenheit die Bezeichnung „Heldentaten" für seine Flüge zurückweist und von dem „täglichen Brot" der Erlebnisse eines Fliegers spricht, so wird doch der Leser seiner Schilderungen unter dem Banne stehen, daß nur ein ganzer Mann, ein Held solche nervenaufpeitschenden Ereignisse überwinden kann. Wir hoffen, daß die nachstehende einen in den Berichten unserer Heeresleitung oft erwähnten Vorgang schildernde Darstellung unsern Lesern willkommen sein wird. Das Buch „Doppeldecker C 666" wird in Kürze im Verlage von August Scherl G. m. b. H. erscheinen und kostet geheftet 1 Mark, gebunden 2 Mark.

herum — und jetzt ist's auf einmal ganz hell! Die Lösung ist nicht schwer: in 2500 Meter hing eine dicke Dunstdecke, die uns die Sicht versperrt hatte. Jetzt waren wir aus ihr heraus — und daher auf einmal diese überraschende Helle.

In wunderbarer Körperlichkeit wachsen die Häusergevierte aus den weißen Straßen heraus. Herrgott — und wie die Häuser immer größer werden! Und wie sich die breite Brücke über die Avrelle immer mehr in die Länge und in die Breite streckt! Und wie das Wasser über das Wehr dort schäumt. Mir ist's, als klänge sein Rauschen durch das Pfeifen der Spanndrähte zu mir herauf.

Ein wenig unheimlich beinahe — im Gedanken, daß uns jetzt ein avion de chasse packt — denn zum Luftkampf ist eine ausreichende Höhe unsere Stärke. Und die Flaks werden uns wohl auch bald erkannt haben. Nein — berauschend ist diese überraschende Klarheit wirklich nicht!

1000 Meter.

Langsam schiebt sich der Bahnhof heran — viele Wagenreihen auf den Abstellgleisen — eine rangierende Lokomotive — große Lagerschuppen — — und dort die großen runden Dinger, aus denen weißer Rauch quillt, die Lokomotivschuppen — das wäre so ein Ziel!

Abziehen?! Nein, noch einige Sekunden — starker Gegenwind! — Ein wägender Blick — noch nicht — immer noch nicht — jetzt!

„Rumps! Rumps!"

Ich lehne mich über Bord.

Da — plauz! — plauz! Beide sitzen tadellos! Eine ist in den großen Lagerschuppen hinein, die andere auf die Gleise, mitten zwischen die Wagenreihen, gefallen. Hurra!

So nun wieder hinauf!

„Vollgas!" schreie ich Engmann zu.

Wie langsam, wie langsam! Dieser verdammte Nordwind! Und zu wissen, daß ich jetzt unser Flugzeug mit keinem zähneknirschenden Willen zur höchsten Leistung antreiben kann. Oh, das ist schlimm! Mit tatenloser Hand dahocken müssen — keinen Sporn am Stiefel, keine Peitsche in der Faust wie du, glücklicher Reiter! Dem Gaul die Flanken ritzen können, ihm die Peitsche auf die Schenkel klatschen lassen, bis er wie ein Pfeil gestreckt durch den Eisenhagel saust — Glück!

Immer noch über der Stadt! Es ist mir, als hängten sich die Wünsche ohnmächtigen Hasses, die tausend Fäuste uns jetzt von unten emporschleudern — als hängten sich die an unsere Flügel, solange wir noch über den Häusern der Stadt schweben. Als hätten diese Wünsche jetzt noch Gewalt über uns. Und so unendlich langsam schleichen wir nordwärts. Endlich ist die Avrelle wieder überflogen. Mühsam kämpfen wir gegen den Sturm an, der sich uns mit stiernackigem Körper entgegenwirft.

Ich sehe mich noch einmal um. Aus dem Schuppen quillt eine große Wolke von schwarzem Rauch — es scheint etwas zu brennen. Schade, daß es zum Photographieren noch zu dämmerig ist.

Da — ich zucke zusammen — Engmann hat den Motor abgestellt — im Augenblick fahre ich herum — was ist los? Aus seinem offenen Mund lachen mir im Spiegel die Zähne entgegen — und er zeigt nach oben und spreizt die geballte Faust: Flakfeuer!

Ich folge der Richtung seines ausgestreckten Armes: hoch oben im Dunstmeer platzen in schneller Folge Granaten und Schrapnelle. Wie das Aufblitzen von Taschenlämpchen sieht's aus, wie ein Feuerwerk. Nun heißt's vor allem: sie im angenehmen Glauben lassen, daß ihre Schüsse leidlich sitzen.

„Rechtskurve!" befehle ich Engmann mit einem Schlag auf die rechte Schulter. Und siehe da — gehorsam folgen die Sprengwölkchen unserer Bahn — aber immer um 1000 m zu hoch. Erfreut grinsen wir uns im Spiegel an.

Aber — aber — die Sache hat auch einen Haken. Nämlich: nach unserem Bombenabwurf sind sofort die Jagdstaffeln alarmiert worden — und jetzt sind die ersten avions de chasse wahrscheinlich schon gestartet. Gewiß, es ist schwer für sie, uns im fahlen Lichte des jungen Morgens zu finden — aber jetzt, wo ihnen die unverkennbare Reihe der Wattebäuschchen genau den Weg weist — da müssen wir uns bald auf unangenehme Überraschungen gefaßt machen. Doppelt unangenehm heute bei diesem üblen Gegenwind.

So unendlich langsam schleichen wir dahin.

Ich suche das Gelände ab.

Aus dem Bahnhof von Haye schiebt sich eben eine langgezogene weiße Rauchfahne heraus: ein Eisenbahnzug. Durchs Glas zähle ich 35 Wagen — geschlossene und offene. Einige mit helleuchtenden weißen Planen überspannt. Ich mache meinen Karteneintrag und suche dann mit dem Glas die Straßen ab — nichts.

Auf einmal ist's mir, als sei eben etwas Fremdes durchs Okular gehuscht. Schnell reiße ich das Glas herunter, um ein weiteres Gesichtsfeld zu haben — aha! Da ist das Etwas ja schon — ein Flugzeug. Es hat auf mich zugedreht, so daß ich es nur von vorn sehen kann.

Deutscher oder Franzose? — Nicht zu erkennen. Weder nach der Bauart noch nach den Hoheitsabzeichen. Auch durchs Glas kann ich's nicht feststellen: blauweißrote Kokarde oder weißes Kreuz?

Na — wenn der Vogel näherkommt, werd ich's ja noch zeitig genug sehen. Zweifünf zeigt mein Höhenmesser — und einsfünf höchstens schätze ich den Doppeldecker — also hab' ich noch fünf Minuten Ruhe vor ihm, denn so lange wird er wohl brauchen, um die 1000 Meter zu steigen.

Immerhin bin ich froh, daß ich ihn wenigstens schon gefunden habe. Denn dadurch nehme ich ihm sein hauptsächlichstes Kampfmittel: den Überfall. Ich mach's ihm unmöglich, sich unbemerkt auf zwanzig, dreißig Meter heranzupirschen und mir innerhalb von fünf Sekunden eine Serie von fünfzig Schuß in die Kiste zu setzen.

Ist's ein Franzose — dann mag er nur herankommen — ich werde ihm schon einen warmen Empfang bereiten. Ruhig beobachte ich weiter. Zwischendurch immer wieder einen schnellen Blick auf den Fremden, der rasch näherkommt.

Eine große Neugierde wird in mir wach — ist's nun Feind oder Freund? Na, wir werden ja sehen!

Jetzt bin ich überm Gleisdreieck, das ich photographieren soll. Schnell packe ich die Kammer — Belichtung ist eingestellt, Feder gespannt, Kassettenschieber herausgenommen — ritsch! — die Aufnahme ist gemacht. Tadellos senkrecht, wie sich's gehört. Nun schnell den Apparat wieder in sein Gestell zurückgeschoben und nach rückwärts gesehen. Auf 800 Meter etwa ist unser Begleiter heran.

Da durchzuckt mein Hirn plötzlich ein Verdacht: vielleicht soll der da nur Lockvogel sein, vielleicht soll er nur unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken, damit inzwischen ein anderer sich von unten unter unserem Schwanz hochschrauben und uns von da überraschen kann. Schnell hänge ich meinen Oberkörper über Bord und suche den



Raum unter uns ab — sorgfältig — einen Geländestreifen nach dem andern — — nichts!

Ich beobachte weiter. Ein rascher Blick zwischendurch: jetzt ist der Kerl schon auf 500 Meter heran. Nun wird mir die Sache aber doch zu bunt. Denn selbst wenn der stumme Gast nicht angreift — er stört mich doch ganz erheblich im Beobachten. Denn ich darf ihn ja nicht aus den Augen lassen. Jetzt soll er aber mal Farbe bekennen. Fragt sich nur: wie ihn dazu bringen?! — Soll ich ihn angreifen? Nein! Denn wenn's ein französischer Jäger ist, ist er uns dadurch überlegen, daß er uns schon als Feind erkannt hat und uns deshalb in einem günstigen Augenblick — in der Kurve zum Beispiel — abpassen kann. Dagegen wir — wir müssen so lange warten, bis er das Feuer eröffnet, wenn wir ihn nicht vorher an seinen Kokarden oder an der Konstruktion erkannt haben. Plötzlich kommt mir ein Gedanke. Rasch klopfe ich Engmann zur Front ein. Kaum sieht der Doppeldecker, daß wir abziehen, da schwenkt auch er ab. War es nun, daß er heute nicht sonderlich zu Luftkämpfen aufgelegt war, oder daß er mit unserer Verjagung seinen Auftrag erfüllt glaubte — kurz, er schwenkt ab. Im Nu habe ich das Glas vor den Augen: ah, ein Franzose, ein Nieuport! Hell leuchtet die Trikolore am Seitensteuer herüber. Mit dem starken Nordwind saust er nach Süden ab.

Geglückt!

Schnell gebe ich Engmann einen Klaps auf die rechte Schulter: wir kehren auch um und fliegen unseren Streifen weiter. Ehe der Franzose die List gemerkt hat und wieder auf uns zuwendet, habe ich schon die befohlenen Lichtbildaufnahmen gemacht und alle Beobachtungen von Straßen- und Eisenbahnverkehr in meine Karte eingetragen.

Nur den Bahnhof Douville muß ich noch knipsen.

Ich drehe mich um: noch einen Kilometer ist der „stumme Gast" ab. Was tut's! — da unten liegt schon der Bahnhof — jetzt bin ich senkrecht darüber — fünf Sekunden später ist die Aufnahme gemacht und der Kassettendeckel wieder vorgeschoben. — Fertig! Mit Wonne schlage ich Engmann auf die linke Schulter: nach Hause!

Noch einmal ein schneller Blick im Raum herum — nur der einsame Jäger, der sich so hartnäckig auf unsere Fährte gehängt hat — sonst reine Luft. Zum letztenmal suche ich das Gelände ab. Die Straßen sind frei von Kolonnen, nur einzelne Fuhrwerke. Auf den Eisenbahnen weit und breit keine Rauchfahnen — nur eine rangierende Lokomotive auf den Abstellgleisen zwischen spärlichen Wagenreihen.

Und unser Jäger? — Vierhundert Meter ist er inzwischen herangekommen. Ich werfe das Maschinengewehr herum und nehme ihn sorgfältig in mein Rahmenkorn herein. So — jetzt!

„Tacktacktacktack!"

Er stellt die Maschine auf den Kopf und stürzt sich ein paar hundert Meter herunter. Dann reißt er sie wieder hoch und jagt mir eine Garbe herauf. Fast gleichzeitig heulen unsere Maschinengewehre sich entgegen — ein manneswürdiger Akkord!

Da — vielleicht habe ich ihm eine Kugel in den Motor gesetzt — vielleicht ist er ein gebranntes Kind, das keine Lust hat, sich mit mir herumzuschießen — kurz — er biegt in scharfer Kurve nach Süden herum und geht im steilen Gleitflug herunter.

Ah!

Und wenn das Herz während des Luftkampfes noch so ruhig schlägt — welch wunderbares Gefühl, wenn er zu Ende ist!

Nun heißt es nur noch, sich gegen den starken Nordwind durchs Flakfeuer durchwinden — aber was machen wir uns jetzt auf dem Rückflug daraus! Maschine auf den Kopf gestellt, bis der Windmesser 200 Kilometer zeigt — es ist ja ganz egal, wie weit wir herunterkommen dadurch — es geht ja heimwärts!

In zwei Mille kommen wir über den deutschen Gräben an.

Der Auftrag war gelöst — trotz des „stummen Gastes"!

Fünf Tage später brachte der „Berliner Lokal-Anzeiger" eine Notiz, die mich interessierte:

„Fliegerangriff auf Yvocourt.

Paris, 2. Mai. Dem Temps zufolge hat am Sonnabend ein deutsches Flugzeug Yvocourt überflogen und zwei Bomben abgeworfen, die einigen materiellen Schaden verursacht haben."

Wirklich nur einigen, messieurs?

Die Aufbewahrung von Kartoffeln, Gemüse und Obst im Haushalt.

Von Geh. Reg.-Rat Dr. O. Appel.

Früher war die Aufbewahrung von Kartoffeln, Gemüse und Obst im Haushalt weit verbreitet. Die Entwicklungen unserer ganzen Lebensverhältnisse in den letzten Jahrzehnten haben die Aufbewahrung von größeren Vorräten zurückgedrängt. Einesteils dadurch, daß zu allen Jahreszeiten diese Nahrungsmittel in guter und frischer Form käuflich waren, anderseits dadurch, daß durch das immer engere Zusammenwohnen in den Wohnungen nicht mehr die geeigneten Räume zur Aufbewahrung größerer Mengen zur Verfügung standen.

Jetzt tritt unter dem Einfluß des Krieges die Notwendigkeit der Versorgung auf längere Zeit an den einzelnen heran. Da aber vielfach die Erfahrungen zur richtigen Behandlung dieser Vorräte verlorengegangen sind, entsteht die Gefahr, daß mehr verdirbt, als notwendig ist. Das schädigt nicht nur den einzelnen, sondern auch die Allgemeinheit. Es erscheint daher zeitgemäß, auf die einfachen Lagerungsarten hinzuweisen, durch die es möglich ist, die für die Versorgung der Familien auf längere Zeit nötigen Mengen in gebrauchsfähigem Zustand zu erhalten.

Für die Lagerung der genannten Vorräte sind zwei Grundbedingungen maßgebend:

1. Es dürfen nur gesunde Waren zur Lagerung kommen;

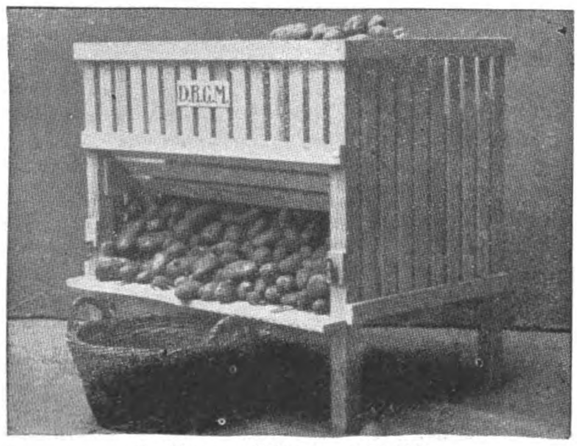
2. Die Aufbewahrungsräume müssen luftig und kühl sowie gegen Frost schützbar sein.

Die Kartoffeln sind vor dem Einlagern zu verlesen, dabei werden alle faulen und die Knollen, die irgendwelche Anzeichen beginnender Fäulnis zeigen, sowie alle verletzten Knollen ausgesondert und zu baldigem Verbrauch zurückgelegt. Wird diese Arbeit sorgfältig vor-



genommen, so ist damit schon eine große Gefahr für die Vorräte beseitigt. Die Kartoffeln halten sich am besten in Räumen, deren Temperaturen zwischen 2 und 8 Grad gehalten werden können. Unter 2 Grad werden die Kartoffeln bei längerer Zeit süß, fällt die Temperatur unter — 2 Grad, so erfrieren sie. Steigt die Temperatur längere Zeit über 8 Grad, so ist Gefahr vorhanden, daß Fäulnis eintritt. Soweit es angängig ist, vermeide man daher Keller, durch die Heizrohre laufen; ist es aber nicht angängig, so muß man suchen, durch Offenhalten der Fenster die Wärme herabzudrücken. Häufig kann man auch die Durchlüftung der Keller verbessern, indem man dort, wo Schornsteine vorhanden sind, in diese Lüftungsklappen anbringt. Das Offenhalten der Fenster hat aber noch den weiteren Vorteil, daß die in den Hauskellern meist vorhandene trockene Luft durch die etwas feuchtere frische Luft ersetzt wird, wodurch ein Schrumpfen der Kartoffeln nicht so leicht eintritt.

Ist der Boden des Kellers aus Erde oder mit Steinen belegt, so kann man die Kartoffeln einfach aufschütten. Doch tut man gut, an der Wand entlang einige quergebundene Latten so anzubringen, daß ein Luftkanal in dem Winkel zwischen Boden und Wand entsteht. Besser aber ist es, aus Latten, die auf einigen Steinen liegen, einen hohlen Boden herzustellen, so daß die Luft von unten nach oben durch die Kartoffeln aufsteigen kann. Dies ist immer nötig, wenn ein Zementboden vorhanden ist. Für kleinere Mengen eignen sich auch Kisten zur Aufbewahrung, bei denen man den Boden durch Latten ersetzt oder ihn durchlocht, diese Kisten werden auf einige Steine hohl aufgestellt. Beim Aufschütten achte man darauf, daß die Kartoffeln nicht zu hoch geschüttet werden. Im allgemeinen soll die Höhe der Haufen nicht mehr als 80 Zentimeter betragen. Im Handel gibt es auch besondere Kartoffelkisten. Die eine Art derselben hat einen schrägen Boden, der etwas über die nicht ganz herabreichende Vorderwand hervorragt und vorn mit einer Leiste abgeschlossen ist, so daß eine Art Krippe entsteht. Diese Kisten haben den Vorteil, daß die Kartoffeln von unten entnommen werden können, sie haben aber den Nachteil, daß zwischen Boden und Hinterwand ein toter Winkel ist, in dem die Kartoffeln leicht liegenbleiben und dadurch dort im Frühjahr eher keimen als die übrigen, immer in Bewegung bleibenden Knollen. Dieser Nachteil ist vermieden bei der anderen Art der Kisten, wie sie unsere Abbildung zeigt. Diese besteht aus zwei Teilen, einem oberen, in dem die Hauptmenge der

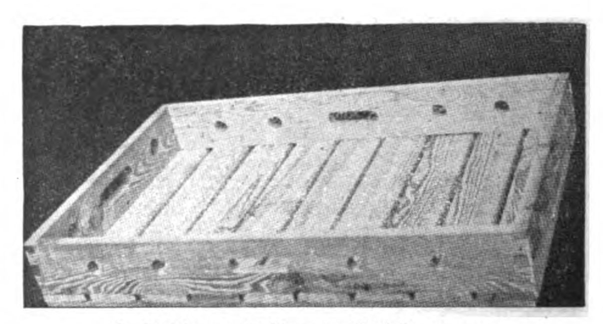



1. Eine praktische Kartoffelkiste.

Kartoffeln liegt, und der nach unten eine durch zwei schräg gegeneinanderliegende Bodenhälften gebildete Öffnung hat. Der zweite Teil besteht aus einem Boden, der nach beiden Seiten hin eine aufklappbare Leiste besitzt. Die Entnahme kann hier von beiden Seiten stattfinden, und die Kartoffeln rollen vollständig gleichmäßig nach. Diese Kiste stellt man entweder frei oder mit der schmalen Seite an der Wand auf.

Bei diesen verschiedenen Lagerungen werden die Kartoffeln nicht zugedeckt, nur wenn man wegen der Wärme des Kellers auch während größerer Kälte einmal lüften muß, werden sie durch eine Decke von Papier oder Stoff bedeckt, die gegen den direkten Frost schützt. Wohl aber ist es nötig, daß der Keller dunkel ist oder verdunkelt wird.

Erweisen sich Kartoffeln im Winter als süßschmeckend, so ist das ein Zeichen, daß sie zu kalt gelegen haben. Man beseitigt den süßen Geschmack, indem man sie für einige Zeit in die Küche oder an sonst einen wärmeren Ort


2. Dahlemer Kasten zur Apfellagerung.

bringt. Auch kommt es nicht selten vor, daß gegen das Frühjahr hin sich im Fleisch der Kartoffeln graue Stellen zeigen. Solche Kartoffeln legt man in Wasser, dem man etwas Essig zusetzt, und kann dadurch die Flecke zum Verschwinden bringen. Die auch manchmal vorkommenden gelbbraunen Flecke bringen die Kartoffeln schon vom Felde mit. Diese sind nicht wegzubringen.

Anders ist die Aufbewahrung des Gemüses. Im wesentlichen kommen hier in Betracht die Wurzelgemüse einerseits und die Kohlarten anderseits. Zu ersteren gehören hauptsächlich die Kohlrüben (Wruken), die Mohrrüben, Sellerie, Petersilie, Schwarzwurzeln u. a. Alle diese halten sich am besten im sogenannten Einschlag. Zu diesem Zweck sucht man sich entweder im Hausgarten eine Stelle aus oder bringt sie in den Keller oder benutzt eine Kiste mit Sand, die man auf den Balkon stellt. Die Wurzeln werden dann aufrechterhalten und so weit in Sand eingebettet, daß nur die obersten Teile hervorsehen. Der Sand soll dabei nicht zu trocken sein, aber auch natürlich nicht zu naß. Im Garten überdeckt man die Vorräte bei beginnendem Frost noch etwa mit 30 Zentimeter Erde. Hat man Kisten auf dem Balkon aufgestellt, so schützt man die Wurzeln gegen schwache Fröste mit einigen Lagen Zeitungspapier. Bei langandauernden Frostperioden muß man sie dann an einem frostfreien Ort unterbringen.

Die Kohlarten, also Weiß-, Rot- und Wirsingkohl, sind je nach der Ernte verschieden zu behandeln. Hat man sie im Hausgarten selbst gezogen, so nimmt man sie mit der Wurzel aus und schlägt sie in Sand im Keller ein, oder man reiht sie mit dem Kopf nach unten auf einen Bindfaden, den man an einem Ort, der vor schweren Frösten geschützt ist, aufhängt.

Da aber der Kohl meist ohne Wurzeln im Handel verkauft wird, ist für diesen ein etwas umständlicheres Verfahren zur Aufbewahrung nötig. Zunächst legt man die Köpfe für einige Tage einzeln an einen trockenen Ort, damit die äußeren Blätter noch etwas Feuchtigkeit abdunsten können und beschädigte Stellen austrocknen. Dann wickelt man entweder die Köpfe einzeln in Zeitungspapier, oder man legt sie neben- und übereinander in eine Kiste, wobei man zwischen die Lagen mehrere Schichten Zeitungspapier bringt. Obenauf legt man ebenfalls Zeitungspapier. Diese Kisten bleiben zunächst offen und werden auf dem Balkon oder an sonst kühlen Orten aufgestellt. Nur wenn Frost eintritt, wird der Deckel aufgelegt, und wenn es nötig erscheint, das Ganze mit einer Decke oder Matte zugedeckt.

Von Obst kommen im wesentlichen die Äpfel für längere Lagerung in Betracht. Für sie gilt ganz besonders ein gutes Durchsehen vor der Einlagerung, da die etwa vorhandenen Fallstellen sehr rasch um sich greifen und auch die Nachbarfrüchte leicht anstecken. Auf Bodenräumen und in kühlen Kellern kann man die Äpfel auf einer Unterlage von Stroh oder Holzwolle einfach nebeneinanderlegen. Ein Lüften der benutzten Räume, soweit die Witterung es irgend erlaubt, ist dabei zweckmäßig. Besteht für den Raum Frostgefahr, so bedeckt man die Äpfel, solange sie anhält, mit Strohmatten oder einem ähnlichen Schutz.

Hat man selbstgepflückte, sorgfältig ausgewählte Früchte, so kann man ein in Amerika weit verbreitetes, sehr einfaches Verfahren anwenden. Man schichtet sie nämlich in ein Faß oder in eine nicht zu dicht schließende Kiste auf eine Unterlage von Holzwolle vorsichtig übereinander, läßt sie dann einige Tage offen stehen, damit sie nicht zu schwitzen beginnen, schließt hierauf und verwahrt die Äpfel so an einem kühlen Ort. Sind die Äpfel sorgfältig behandelt, so daß keine zweifelhaften Früchte darunter sind, so kann man auf diese Weise die Äpfel sehr lange erhalten. Dasjenige Obst aber, das nicht ganz einwandfrei ausgesucht und gepflückt ist, darf man nicht höher als zwei Schichten übereinander lagern. Dazu sind die verschiedensten Gestelle im Handel. Eins der praktischsten und billigsten ist das von der Königl. Gärtnerlehranstalt in Dahlem eingeführte, das unsere Abbildung zeigt. Es besteht aus einzelnen Kasten, die entweder in Stellagen eingeschoben werden (Abb. 2), oder die einfach übereinandergesetzt werden. Will man letzteres tun, so ist es nötig, daß die Kasten zwei Längsleisten haben, um zwischen den Kasten genügend Luft durchzulassen. Die Kasten selbst sind, wie die Abbildung zeigt, aus starkem Holz, die Bretter des Bodens schließen nicht aneinander, und die Seitenwände haben außer einer Grifföffnung noch Luftlöcher.



3 Äpfellagerung in der Kgl. Gärtnerlehranstalt in Berlin-Dahlem.

Bei allen Einwinterungen im Haushalt ist es unbedingt nötig, daß man sich ab und zu von dem guten Zustand seiner Vorräte überzeugt. Man muß zu diesem Zweck von Zeit zu Zeit einmal alles durchsehen und vor allem dann, wenn sich irgend etwas Verdächtiges zeigt, die ganzen Vorräte umlegen und alles Verdächtige zu baldigem Verbrauch ausschalten. Hat man dabei irgendwelche Faulstellen gefunden, so muß man bald hernach noch einmal sichten, um sich zu überzeugen, daß keine Ansteckungen zurückgeblieben sind.

Verfährt man nach diesen Vorschriften, so lohnt sich die aufgewandte Mühe reichlich, denn man kann auf diese Weise genügend Kartoffeln, Gemüse und Obst lange Zeit erhalten und sich vor Verlusten schützen.

Neue Jugendbücher.

Die Frage, wie unsere Jugend sich mit den Ereignissen dieser Zeit innerlich auseinandersetzt, hat bereits zahlreiche Männer vom Fach zu Untersuchungen veranlaßt, deren Ergebnisse manchen wertvollen Einblick ins Seelenleben des Kindes und des heranwachsenden Menschen gestatten. Im allgemeinen läßt sich bei unserem Nachwuchs — gottlob! — ein überraschend gutes Verständnis für den Ernst der heutigen Weltlage feststellen, daneben ungekünstelte Vaterlandsliebe, Bewunderung kühner Taten und ein lebhaft entwickelter Hang zur Heldenverehrung. Aber da der jugendliche Geist zur Überschwenglichkeit neigt und die gesunde Abenteuerlust durch das Lesen schlechter, mit groben Reizmitteln arbeitender „Schmöker" leicht auf bedenkliche Bahnen gerät, muß ein Jugendschriftsteller, der an seine Aufgabe mit Ernst herangeht, jetzt doppelte Vorsicht und doppelten Takt walten lassen, um in seinen Darbietungen den richtigen Stoff und den richtigen Ton zu treffen. So unbegreiflich es wäre, wenn man unsere Knaben und Mädchen von der begeisterten Hingabe an die großen Taten der Gegenwart zurückhalten wollte, ebenso falsch wäre in der Jugendliteratur ein zu einseitiges, ausschließliches Verweilen bei kriegerischen Dingen. Man gebe der Zeit, was der Zeit gebührt, vernachlässige aber dabei keineswegs die anderen, friedlichen Gebiete der Geistes- und Herzensbildung und sorge auch durch das Heranziehen zeitentlegener Stoffe für eine wohltuende Entspannung.

Wer die neusten Jugendbücher nach diesen Gesichtspunkten mustert, kann unmöglich an „Scherls Jungdeutschlandbuch 1917" achtlos vorübergehen. Dieses Jahrbuch, herausgegeben von Major Maximilian Bayer, dem Vorsitzenden des Deutschen Pfadfinderbundes, ist unserer Knabenwelt kein Unbekannter mehr, denn es liegt bereits im vierten Jahrgang vor. Zwar ist der unvergeßliche Mann, der dem Unternehmen seine besondere Gunst zugewendet und die früheren Bände mit markigen Geleitworten versehen hat, Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz, inzwischen im Dienst des Vaterlandes dahingegangen und schläft am Bosporus den ewigen Schlaf, aber sein Geist wirkt auch hier, das Tüchtige fördernd, weiter und verleugnet sich nicht in dem erzieherischen Zuge zur Mannhaftigkeit, der für dieses Jugendbuch bezeichnend ist. Wir sehen hier eine Reihe der besten Erzähler und Fachschriftsteller vereinigt in dem Bestreben, die Mußestunden der jungen Leser mit Unterhaltung und unaufdringlicher Belehrung zu würzen. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis läßt die Reichhaltigkeit des Bandes und die bunte Abwechslung in der Fülle des Gebotenen erkennen. Da findet man größere und kleinere Erzählungen von Georg Freiherr von Ompteda, Ida Boy-Ed, Victor Ottmann und anderen, Aufsätze aus den Gebieten der Technik, der Naturkunde, der Kunstbetrachtung usw. von berufenen Männern, wie Wilhelm Bölsche, Hans Dominik, A. G. Hartmann, humoristische Geschichten und schöne Gedichte, Anleitungen zu allerlei unterhaltsamen Experimenten und Schnurrpfeifereien und was es alles sonst noch gibt, um einem richtigen deutschen Jungen Freude zu bereiten und auf die denkbar angenehmste Weise sein Wissen zu bereichern. Ein namhafter Teil der Beiträge knüpft wie schon aus dem eingangs gesagten hervorgeht, an die Ereignisse des Weltkrieges an, während die anderen Beiträge unmilitärischen, dafür aber nicht minder fesselnden Stoffen gewidmet sind. Die Anziehungskraft des schön ausgestatteten, so recht für den Weihnachtstisch geeigneten Buches wird noch durch den reichen Bilderschmuck verstärkt, der sich zum Teil aus Zeichnungen von Künstlerhand, zum Teil aus guten photographischen Aufnahmen zusammensetzt. Der Preis des gebundenen Bandes beträgt 4 Mark.

Ein Seitenstück zu diesem Knaben- und Familienbuche bildet „Scherls Mädchenbuch 1917", das unter der Leitung von Lotte Gubalke ebenfalls schon im dritten Jahrgang erscheint. Jeder Kenner der Jugendliteratur weiß, wie schwer es hält, für Mädchen von 12 bis 16 Jahren einen wirklich gediegenen, lebhaft anregenden Lesestoff ausfindig zu machen. Auf keinem anderen Gebiete der Schriftstellerei spreizt sich ein so oberflächlicher Dilettantismus, wie in der sogenannten „Backfischliteratur" mit ihrer faden Süßlichkeit. Scherls Mädchenbuch steckt sich höhere Ziele. Es bietet in würdiger Form eine gesunde geistige Kost, es will unterhalten und erfreuen, daneben aber geist- und gemütbildend wirken. Ein ganzer Stab auserwählter Kräfte vereinigt sich in diesem Bestreben; wir finden unter den Mitarbeiterinnen die besten Namen, wie Hermine Villinger, Ida Boy-Ed, Martha Renate Fischer, Adelheid Weber, Agnes Harder, Frida Schanz u. a. Gleich dem Knabenbuch bringt auch Scherls Mädchenbuch in bunter Abwechslung Erzählungen und Aufsätze, zum Teil an den Weltkrieg anknüpfend, gemütvolle Gedichte, heitere Bühnenspiele und Vortragstücke, Anleitungen zur Handarbeit und zu häuslichen Künsten, alles reich mit Bildern geschmückt und immer zwanglos, ohne alles „Gouvernantenhafte", den richtigen Ton treffend, den frische junge Menschenkinder lieben. Es läßt sich denken, mit welcher Freude unsere Mädchen das schöne Buch, dessen Preis 4 Mark beträgt, unter dem Christbaum vorfinden werden.

○ ○ ○

Hamster.

Der erste Hamster, dessen ich mich zu entsinnen vermag, war ein ausgestopftes Exemplar. Er war auf einem grünen Brettchen in aufrechter Stellung zu sehen; im rechten Vorderhändchen — beim Hamster darf man wohl von Händen sprechen — trug er einen Spazierstock. Ich hielt ihn zuerst für einen kleinen Bären, fand ihn reizend und konnte nicht begreifen, daß man von Hamstern verächtlich und gehässig zu reden pflegte.

Die Art, wie der Hamster erntet und seine Beute verwahrt, wie er wohnt, und wie er seinen Bau gegen viel kräftigere Gegner verteidigt, müßte bei rein sachlichen Betrachtern aufrichtige Bewunderung erwecken. Gewinnend ist seine Kleidung, gelb, schwarz und weiß, ein Harlekinsgewand; es gibt auch ganz schwarze Exemplare, denen die weiße Kehle sehr wohl ansteht, auch weiße Stücke, doch kaum richtige Albinos mit Rotaugen; wenigstens sah ich nie ein solches, fand auch nirgends eine Beschreibung davon.

Unser Hamster ist ein Eindringling aus der Steppe, was heute wohl allgemein bekannt ist; seinen Weg hat er nach neuesten Forschungen durch ein Gebiet genommen, das jetzt viel besprochen und geschildert wird: im Süden der Pripetsümpfe zog er entlang, und das erste deutsche Land, in dem er sich zeigte, wird Schlesien gewesen sein.



Noch eine andere kriegsgeographisch berühmte Gegend spielt auch in der Geschichte des Hamsters eine Rolle. Es ist die Dobrudscha. Dort lebt eine augenscheinlich viel ältere Hamsterart, der kleine Schwarzbrusthamster, der, nach Nehring, einen friedfertigen Charakter hat und auch landwirtschaftlich weniger unangenehm hervortritt. Unsere größere Hamstergattung hat sich indessen immer weiter verbreitet, und in Bulgarien scheinen beide Arten einander zu berühren. Der kleine Dobrudschahamster gilt als ein merkwürdiger Beweis für die vorzeitliche Landverbindung zwischen Kleinasien und dem Balkan.

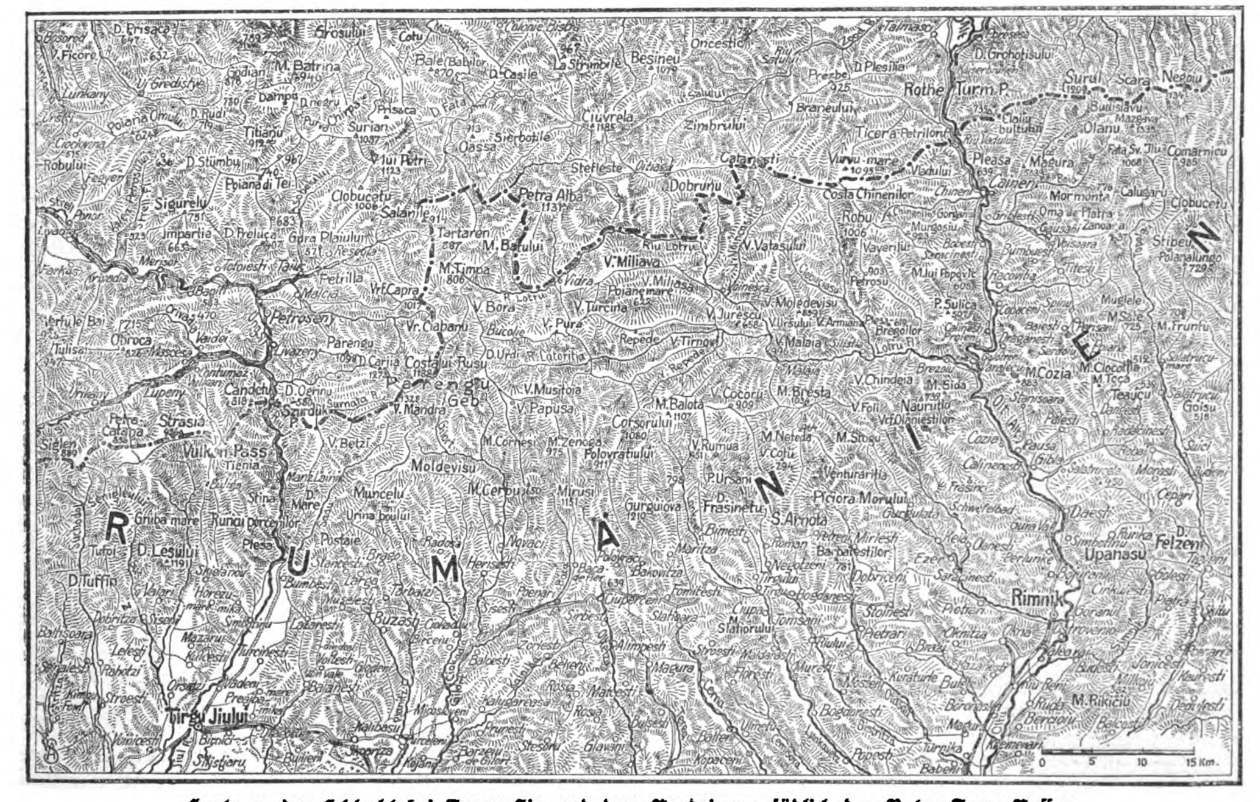
Jetzt ist gerade die Zeit, da die Hamster ihre Winterhorte zu beziehen pflegen. Lange vorher haben sie schon geerntet, haben sich ihre Speicher gegraben und gefüllt; sie bogen mit ihren zierlichen Händchen die Ähren um, bissen sie vom Halme und entkörnten sie mit anmutiger Geschicklichkeit. In den Backentaschen trugen sie ihren Raub zum Bau hin. Dann verstopfen sie den Eingang und legten sich in strohgepolsterter Kammer zum Winterschlafe zurecht.

Den Landwirt dürfte soviel Geschäftigkeit und Klugheit weniger erfreulich dünken. So sendet er ihm denn gern das Frettchen oder den Iltis in die Grube. In Thüringen gibt es richtige Hamsterausgraber, die Kammerjäger des Getreidefeldes. Übrigens frißt der Hamster (nach Brehm) viel lieber Bohnen, Erbsen und Flachs als Brotfrüchte. Auch ist er nicht das einzige Tier, das solche Vorratskammern anlegt. Aber er ist eben im Lauf der Zeiten anrüchig geworden, und das Sprichwort hält seinen üblen Ruf auf immer fest.

In unserer Zeit haben die Neigungen des Hamsters besonders viel Kritik erfahren, und die selbstsüchtige Vorsorge gewisser Leute trägt ihnen den landläufigen Vergleich mit Cricetus vulgaris ein. Das Urbild wird unerbittlicher verfolgt denn in früheren Jahren. Was man in seinen Bauten findet, mag als Erntenachtrag nicht immer zu verachten sein. Wir lesen, daß sich in den Vorratskammern alter, gewitzter Rammler schon Kornmengen von 50 Kilogramm gefunden haben sollen. Man hält daher neuerdings die Schulkinder zum Ausgraben der Hamsterschätze an. Eifrige Jungen sollen in einem Sommer bis zu fünf Doppelzentner dem vorsichtigen Sparer entrissen haben. In einer Gemeinde Braunschweigs sollen neuerlich vierzig Doppelzentner Hamsterkorn aus dem Schoß der Erde heraufgefördert worden sein. Dem Hamster mag es, falls er diese Beschlagnahme überlebt, dabei ähnlich zumute sein wie jenen kapitalkräftigen Leuten, die zum Beispiel einen Glasbalkon mit Konserven aller Art oder ihre ausgedehnten Keller mit leckeren Schinken und Würsten anfüllten, um eines Tages zu entdecken, daß noch klügere und skrupellosere Staatsbürger den gemütsberuhigenden Hamsterbau über Nacht ausgeräumt hatten.

Bei der großen bunten Maus — der Hamster gehört nämlich zur Familie der Mäuse — ist es ein gesunder Instinkt, der sie antreibt, die Früchte des Feldes in ihre Scheuern zu sammeln. Beim modernen Staatsbürger, der die Gesamtheit in Zeiten wirtschaftlicher Bedrängnis durch seine Eigensucht schädigt, gewinnt der Hamstertrieb eine peinliche, widerliche, oft auch, wie Beispiele zeigen, lächerliche Färbung.

Manchem mag es unappetitlich erscheinen, daß man die im Hamsterbau vorgefundenen Getreidevorräte einfach abwäscht, um sie dann zu mahlen. Aber beim Backen des Brotes dürfte die Hitze alles Tierische aus dem Mehl wieder heraustreiben, und überdies darf man in



Karte zu der Schlacht bei Targu Jiu und dem Vordringen südlich des Roten-Turm-Passes.



solcher Zeit nicht allzu zimperlich sein. Keiner weiß, von was er stark wird, und das Brot, das wir gerade essen, braucht ja nicht gerade schon durch die Backentäschchen unseres Freundes, der übrigens ein sauberes und meist auch kerngesundes Tierchen ist, hindurchgegangen zu sein. Nimmt er doch meistens auch dem Schnitter die Arbeit des Dreschens ab, indem er die Körner, bevor er sie in seinen Bau bringt, mit artiger Mühe von ihren Hülsen befreit. Wg.

▽ ▽ ▽

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern).

Die weiteren Ereignisse, welche der Lauf der Tage an der Westfront mit sich gebracht hat, schließen sich den vorhergehenden in gleicher Form an. Sie erwiesen sich als ebensowenig geeignet wie diese, an der bestehenden Lage das geringste zu ändern.

Jede Woche bringt aufs neue den Beweis, daß alle Anstrengungen unserer Feinde an dieser Front nichts weiter als belanglose Kleinigkeiten erreicht haben, die nur als gelegentliche örtliche Ergebnisse bezeichnet werden können ohne einen strategischen Wert.

Weder die neue Offensive im Bannkreis von Verdun noch die Riesenschlacht an der Somme, noch die Schlacht in der Champagne haben etwas daran ändern können, daß wir die Kriegslage fest in der Hand haben. Wirkliche Schwierigkeiten haben uns die opferreichsten Angriffe und Kämpfe an der Westfront nicht bereiten können. Wohl haben auch wir in diesen blutigen Kämpfen Verluste auf unserer Seite zu beklagen,aber es ist, wie mit Recht von unseren Kriegsberichterstattern hervorgehoben wird, immer dasselbe Spiel: mit ungeheurer Materialverschwendung ist ein Offensivstoß stets imstande, eine Schützengrabenstellung zu überrennen, die durch die Technik der Artillerie dem Erdboden gleich gemacht worden ist. Gewonnen wird dabei nichts, denn derartig vereinzelte und örtlich bedeutungslose Besitznahmen wertlosen Geländes sind selbstverständlich ohne jeden Einfluß.

Nur so ist es zu betrachten, wenn wir den Engländern eine vorspringende Ecke unserer Front auf einer kleinen Strecke überlassen haben.

Wir ersehen aus den Berichten aus der Ancre-Schlacht, daß der Angriff mit der rücksichtslosesten Preisgabe von Menschenleben von den Feinden ausgeführt wurde, und wir dürfen stolz sein auf die Haltung unserer Truppen, die trotz der übermächtigen artilleristischen Erschütterung mit größter Standhaftigkeit aushielten.

Die Erfolge von Beaumont und St.-Pierre-Divion, deren sich der Feind rühmen darf, ändern gar nichts an der Lage.

Haben wir das letztemal hervorgehoben, daß der Luftkrieg Dimensionen angenommen hat, die eine wesentliche Rolle neben den Kämpfen spielen, so wird dies noch durch die Tatsache erhärtet, daß unsere Heeresleitung es für angezeigt gehalten hat, unserer gesamten Luftflotte einen Führer zu geben.

Mit Spannung verfolgen wir die Meldungen vom Luftkriege, den Kämpfen unserer Flugzeuge mit den feindlichen, und den planmäßigen Operationen unserer Bombengeschwader auf allen Fronten.

Die Beschießung von Nancy aus der Luft ist besonders erwähnt worden, als Vergeltung für das Bewerfen mit Bomben lothringischer Orte.

Auch auf anderen Teilen der Front wird der Luftkrieg so hoch bewertet, daß er besonderer Erwähnung in den Berichten für wert gehalten wird. So ist es gewiß nicht ohne Bedeutung, daß das Bombardement von Bukarest in besonderer Meldung hervorgehoben wird.

Die Heeresgruppe des Generalfeldmarschalls v. Mackensen ist nach wie vor sparsam mit Meldungen. Um so mehr dürfen wir annehmen, daß der Gang der Ereignisse dort seinen Weg geht. Gemeldet wurden kleine Gefechte vorgeschobener Abteilungen in der Dobrudscha. Gemeldet wurde ferner, daß an mehreren Punkten der Donaulinie Feuer von Ufer zu Ufer stattgefunden hat.

Aus den Gebirgskämpfen kam die Meldung der österreichischen Heeresleitung, daß österreichisch-ungarische und deutsche Truppen die feindlichen Linien östlich der Predealstraße durchbrochen haben. Auch sonst ist die Lage in der nördlichen Walachei günstig.

Die Kämpfe in Rumänien haben ihre eigenen Schwierigkeiten. Ähnlich wie früher in Serbien bietet das zerklüftete Gelände und der ganze Charakter des Landes Schwierigkeiten, die an die Leistungsfähigkeit unserer braven Truppen besondere Anforderungen stellen. Welcher Art diese Schwierigkeiten sind, darauf wirft der Umstand ein ganz besonderes Licht, daß die Rumänen den Franktireurkrieg zu entfachen für gut gehalten haben.

Die Folgen des Umstandes, daß die rumänische Zivilbevölkerung unseren Truppen bewaffneten Widerstand leistet, werden nicht ausbleiben. Es steht zu erwarten, daß die Konsequenzen, die wir daraus ziehen müssen, den üblichen heuchlerischen Entrüstungsschrei in den feindlichen Lagern wecken werden.

Auch noch eine andere Art von Klagen gibt es bei unseren Feinden. Wir wissen längst, daß, wenn der Engländer in der Öffentlichkeit ein Klagelied anstimmt, er damit nur einen Zweck verfolgt. So nur ist es aufzufassen, wenn jetzt aus England geflissentlich nur trübe Betrachtungen über die Schwierigkeiten, die Großbritannien aus unserer U-Boot-Tätigkeit erwachsen, angestellt werden. Sie dürften wohl nur berechnet sein auf die Neutralen, in der Absicht, einen Druck auf Deutschland auszuüben, damit der U-Boot-Krieg seine Wirkungen nicht weiter verschärfe. Uns kann es nur recht sein, wenn wir wahrnehmen, wie die Anwendung unserer Kampfmittel ihre Wirkung nicht verfehlt.

Die Meldung, daß eins unserer U-Boote 80 Seemeilen westlich von Malta einen feindlichen Transportdampfer von etwa 12 000 Tonnen inmitten seiner zahlreichen Schutzbegleitung von Zerstörern und bewaffneten Fischdampfern durch einen Torpedoschuß versenkt hat, fällt schwer ins Gewicht.

Die schwierige Lage, in welche sowohl Frankreich, wie England in wirtschaftlicher Beziehung geraten sind, konnten wir schon in voriger Woche feststellen. Bestätigt werden diese Tatsachen durch weitere Meldungen. In Frankreich herrscht geradezu eine Kohlenkrisis, als deren Ursache unser U-Boot-Krieg französischerseits geradezu bezeichnet wird. Wie bereits hervorgehoben, kommt zu dem Kohlenmangel ein verhängnisvolles Versagen der Transportmittel. Nicht daß das Material abgenutzt ist und die Eisenbahnen abgewirtschaftet haben, vor allem zeigt sich der Mangel an Menschenkräften in Frankreich auch hier in einer lähmenden Form.

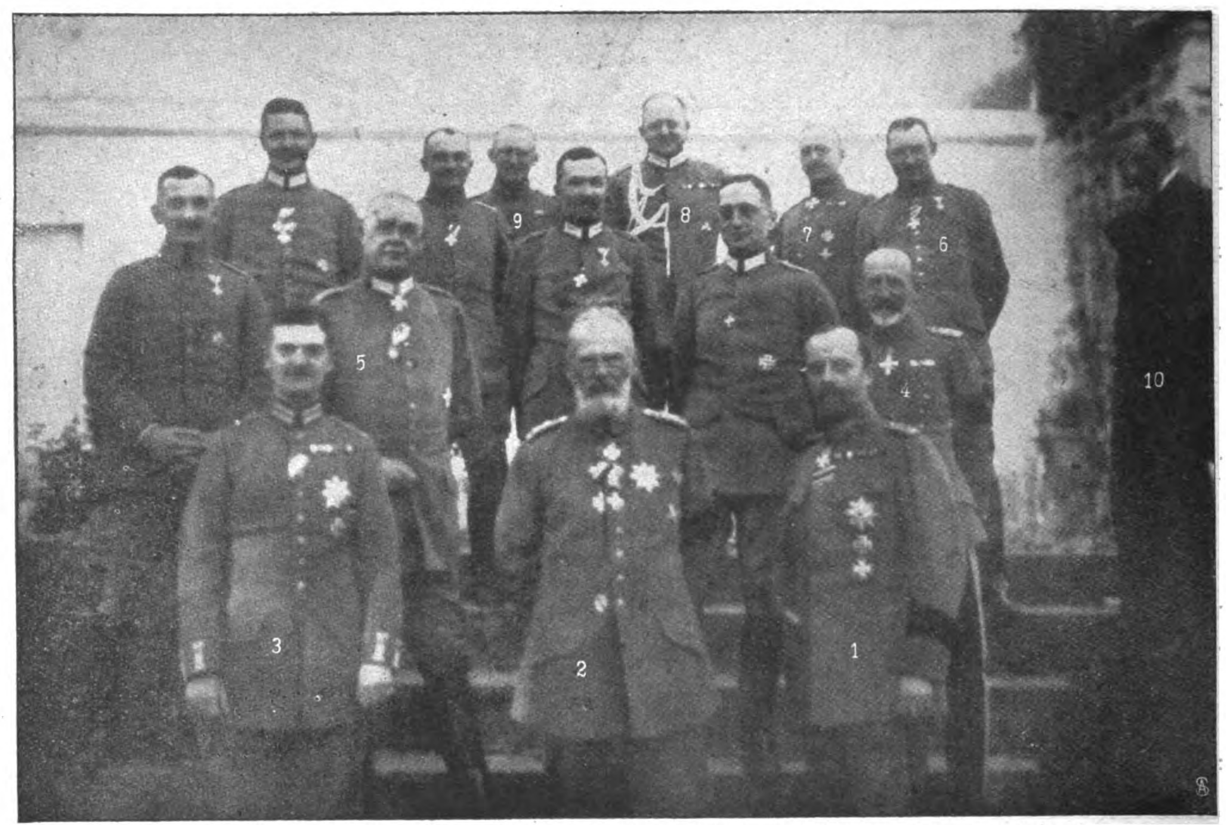
Daß England sich entschließen muß, den Mangel an Lebensmitteln und der Teuerung mit Maßnahmen zu begegnen, die es von uns gelernt hat, ist für seine Selbstherrlichkeit ein ebenso schwerer Schlag wie die Nötigung zur Wehrpflicht. Wir hoffen, daß England noch manches kennenlernt, was ihm noch unangenehmer sein dürfte. X.





Oberst Frhr. v. Oldershausen,

der neue Chef des Feldeisenbahnwesens.



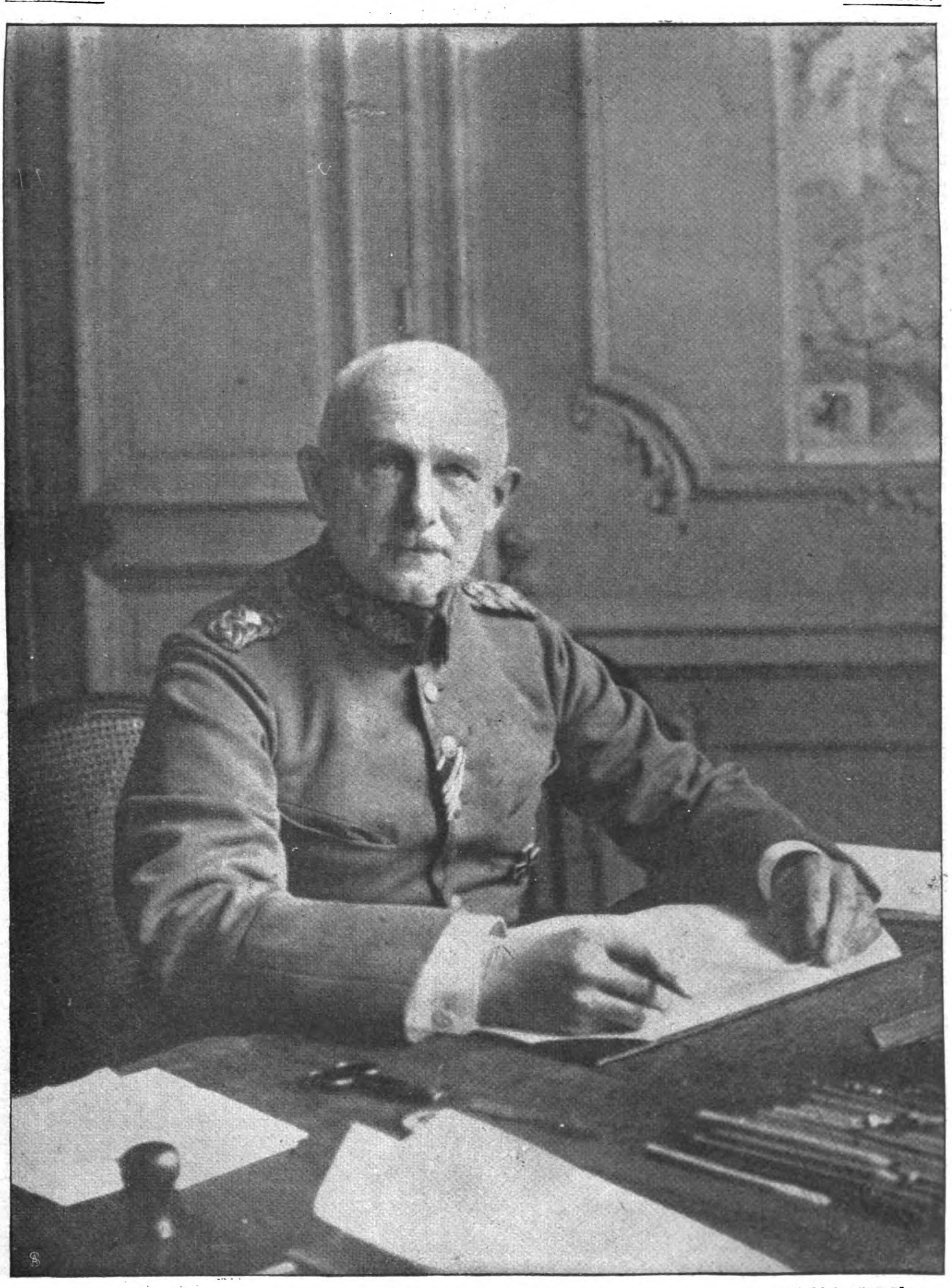
1. Fürst Leopold zur Lippe. 2. Prinz Leopold von Bayern. 3. Prinz Christian von Sachsen. 4. Hofmarschall Frhr. v. Perfall. 5. Oberst Hoffmann. 6. Rittmeister de la Croix. 7. Geh. Kabinettsrat v. Eppstein. 8. Flügeladjutant Major v. Natzmer. 9. Hauptmann v. Schweinitz. 10. Professor Maaß-Berlin

Fürst Leopold zur Lippe beim Prinzen Leopold von Bayern an der Ostfront.



1. v. Korff, Vorsitz. des deutschen Schulvereins. 2. Schulrat Laczko. 3. Gen.-Gouverneur von Beseler. 4. Schulrat Otto. 5. Gouverneur v. Etzdorff. 6. Professor Dr. Herold. 7. Verw.-Chef von Kries. 8. Oberregierungsrat Schauenburg. 9. Professor Dr. Paszkowski. 10. Schulrat Dr. Rzesnitzek.

Eröffnung der deutschen Schule in Warschau am 26. Oktober 1916.



Phot. Leipziger-Presse-Büro.

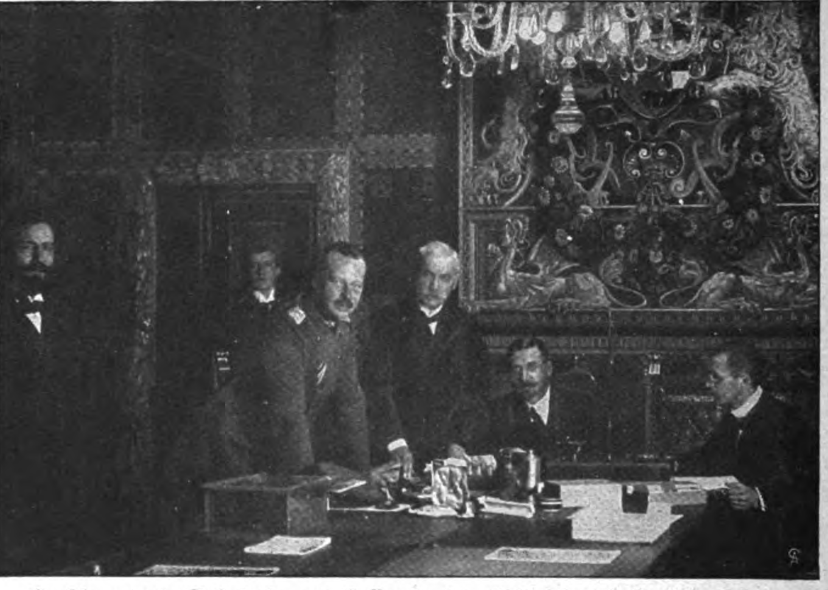
Generalleutnant v. Höppner,

der neuernannte Kommandierende General der Luftstreitkräfte.

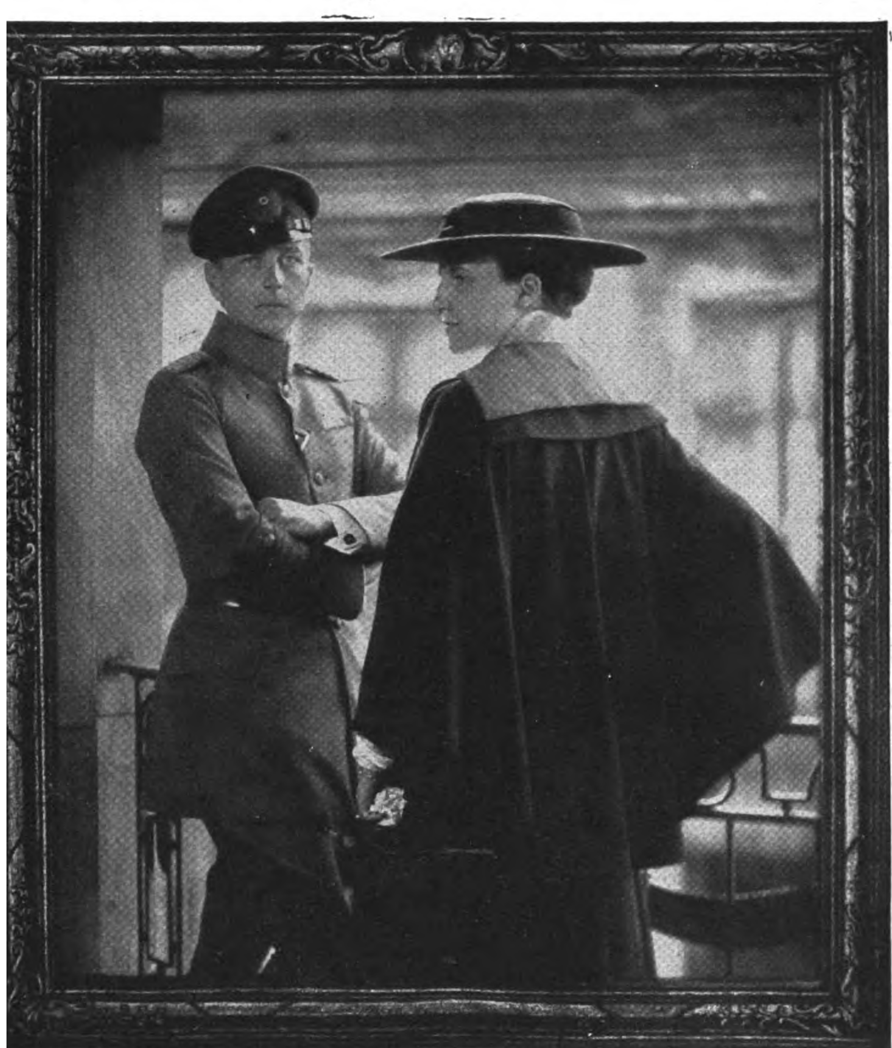


Phot. Lechner.

H. L. v. Tschirschky u. Bögendorff †
Deutscher Botschafter in Wien.



Großherzog Ernst Ludwig von Hessen in der Goldankaufsstelle Darmstadt.



Hofphot. F. Grainer.

Prinz und Prinzessin Adalbert von Preußen.
Neuste Aufnahme.

Prof. Friedrich Kallmorgen,
Leiter der Landschaftsklasse an der Berliner Akademie, feierte den 60. Geburtstag.

B. I. G.

Henryk Sienkiewicz †
Hervorragender polnischer Dichter.





Phot. Gottheil & Sohn.

Alexander Wyneken,
Chefredakteur der Königsberger Allgem. Zeitung, feierte das Jubiläum vierzigjährigen Dienstes an diesem Blatte

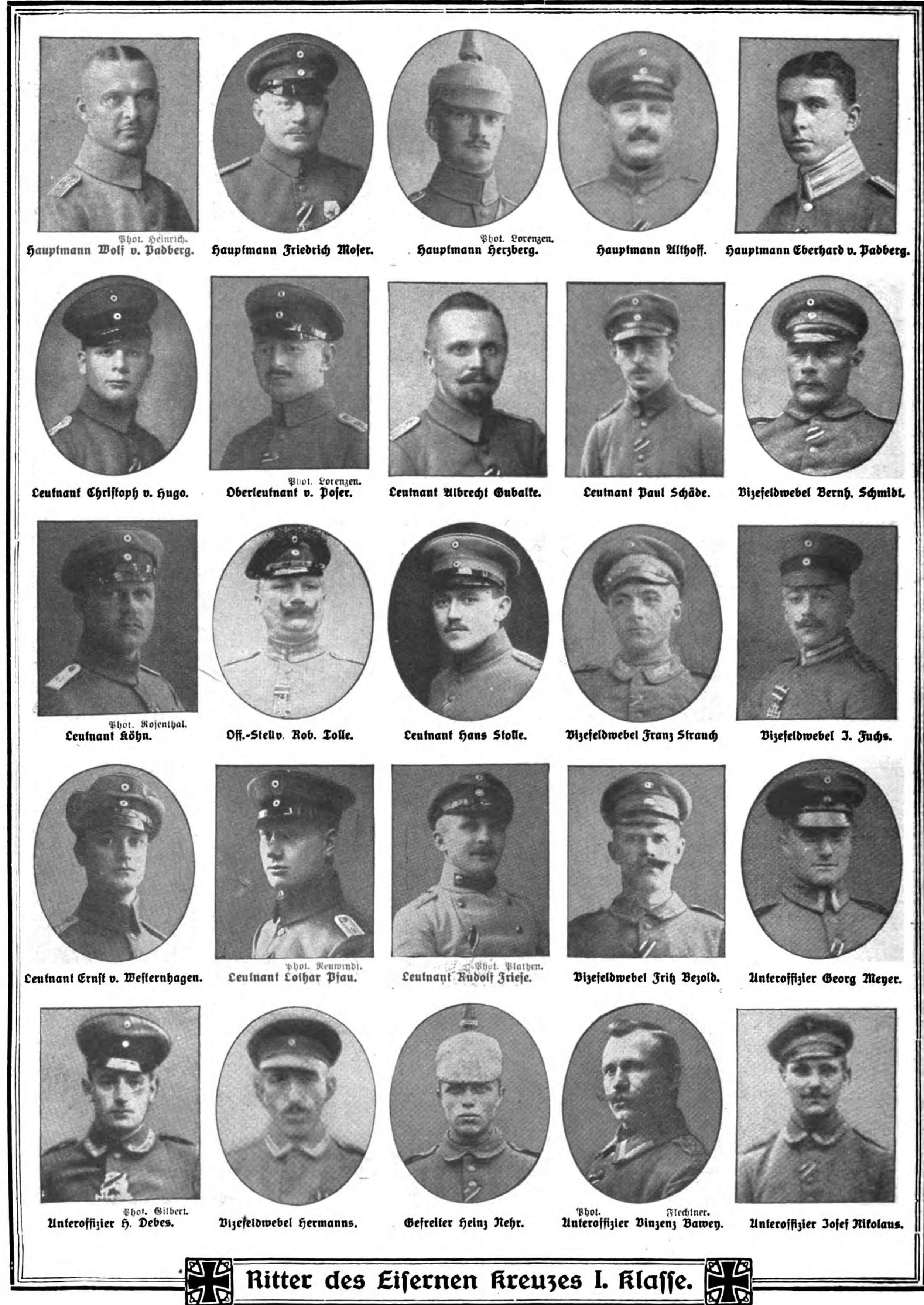




Phot. Sennecke.

Rückkehr des Kaisers von einer Hafenrundfahrt.

Der Kaiser in Zeebrügge.



Phot. Heinrich. Hauptmann Wolf v. Padberg. — Hauptmann Friedrich Moser. — Phot. Lorenzen. Hauptmann Herzberg. — Hauptmann Althoff. — Hauptmann Eberhard v. Padberg.

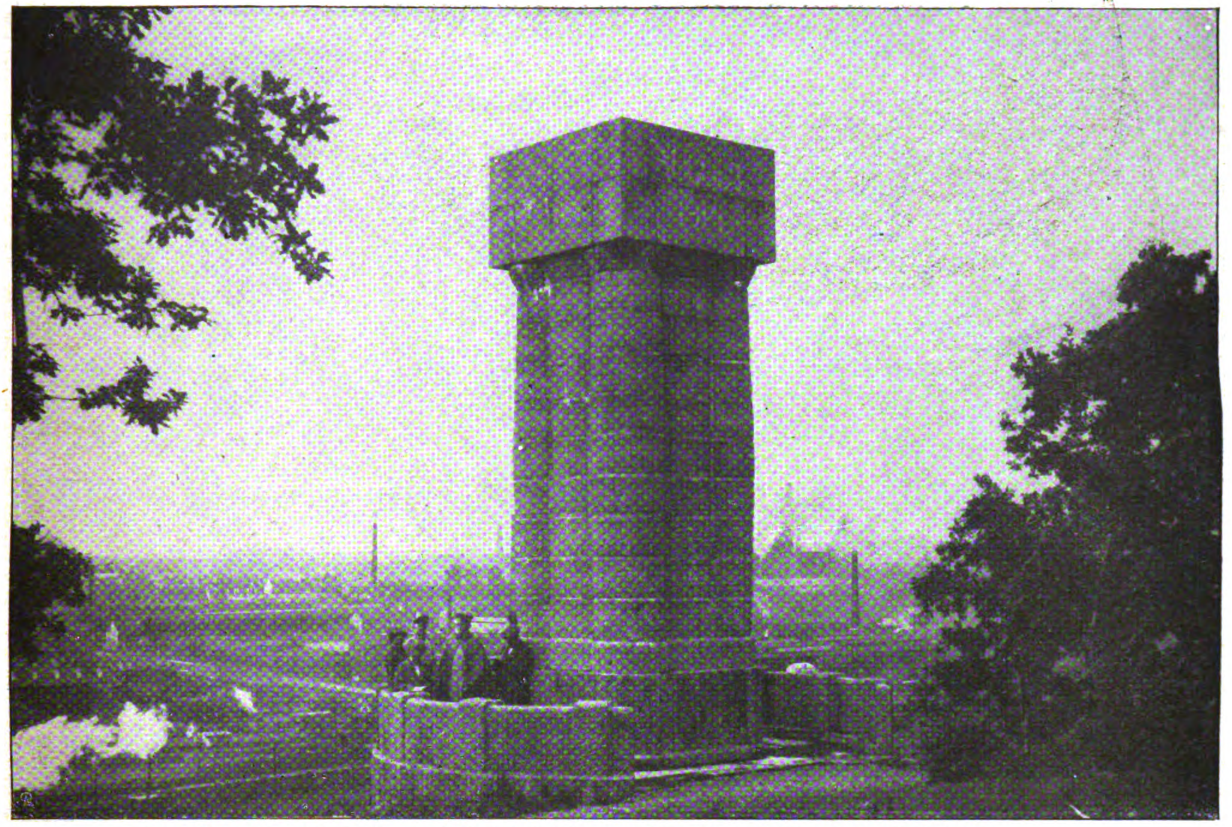
Leutnant Christoph v. Hugo. — Phot. Lorenzen. Oberleutnant v. Poser. — Leutnant Albrecht Gubalke. — Leutnant Paul Schäde. — Vizefeldwebel Bernh. Schmidt.

Phot. Rosenthal. Leutnant Köhn. — Off.-Stellv. Rob. Tolle. — Leutnant Hans Stolle. — Vizefeldwebel Franz Strauch. — Vizefeldwebel J. Fuchs.

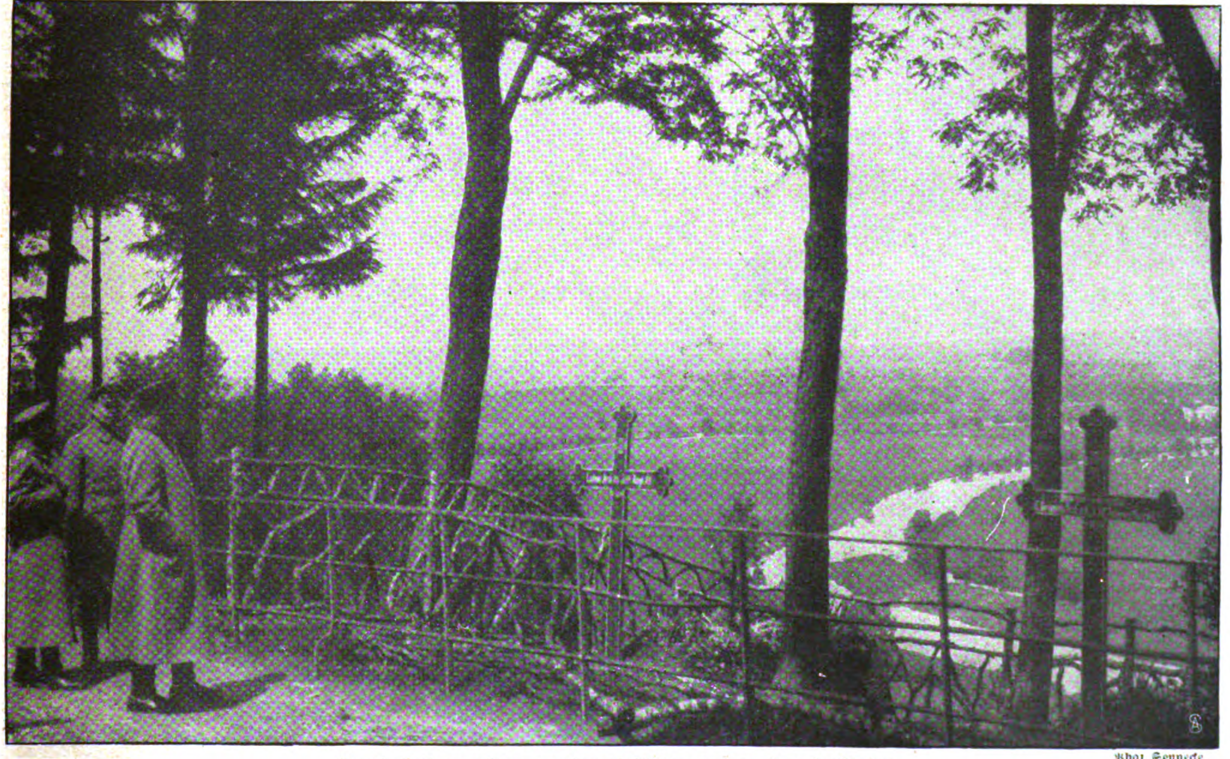
Leutnant Ernst v. Westernhagen. — Phot. Neuwindt. Leutnant Lothar Pfau. — Phot. Plathen. Leutnant Rudolf Friese. — Vizefeldwebel Fritz Bezold. — Unteroffizier Georg Meyer.

Phot. Gilbert. Unteroffizier H. Debes. — Vizefeldwebel Hermanns. — Gefreiter Heinz Nehr. — Phot. Flechtner. Unteroffizier Vinzenz Bawey. — Unteroffizier Josef Nikolaus.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



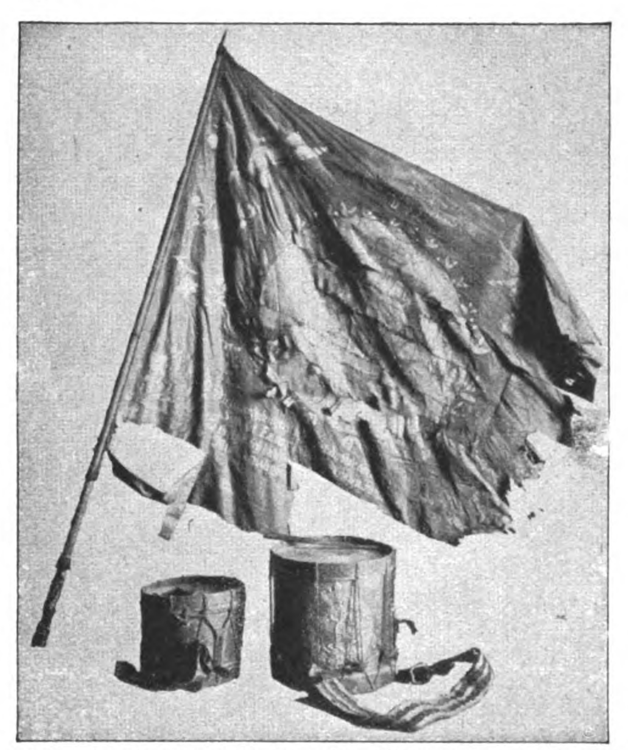
Das Kriegerdenkmal auf den Höhen der bekannten belgischen Kohlen- und Erzstadt Charleroi,
das auf dem Punkte errichtet ist, an dem unsere Truppen seinerzeit über die Höhen nach Charleroi eindrangen.



Phot. Sennecke

Zwei Heldengräber an den Abhängen des Senois-Tales,
das seinerzeit bei dem Vorrücken in unsere heutigen Stellungen vor Verdun heftige Kämpfe gesehen hat.

Heldendenkmäler im Westen.



Fahnen und Trommeln der alten Bürgergarde in Libau.



Die Gemahlin Herzog Jakobs, Schwester des Großen Kurfürsten.



Phot. Bödecker.

Im Jahre 1561 wurde der letzte Ordensmeister der Schwertritter, Gotthard von Ketteler, als Herzog von Kurland und Semgallen von Sigmund II. August, König von Polen belehnt. Seine Gemahlin war Anna von Mecklenburg.

Kurländische Erinnerungen im Museum in Mitau.

Im Winde rauschen . . .

Im Winde rauschen, hoch und rot, Standarten,
Und Adler kreisen um die steile Firne.
Die Augen starren Haß, die stählern harten,
Macht und Gewalt trotzt auf der bleichen Stirne.
Blut schreit empor. Zerrißnes Sturmesläuten.
Die Türme stürzen. Wilde Wünsche klimmen,
Die sonst den Tag und seine Fesseln scheuten.
Die Nacht verschlingt zertretnen Glückes Stimmen.
Wird nimmer Licht mehr? Ist der Tag gekommen,
Der Tag, dem jeder Morgen wird genommen?
Wo eine Hand sich reckt aus Weltenferne,
Den seidnen Baldachin der Himmelsdecke
Zusammenfaltet und die ewgen Sterne,
Ein glitzernd Spielzeug, schüttet in die Ecke?
Der Tag, an dem sich alle Wege trafen,
Und der für immer schließt des Lebens Wunde?
— O Nacht! O Traum! — Im dunklen, tiefen Grunde
Die Toten murmeln leis: Wir wollen schlafen!

Gustav Renner.

Generalgouverneur von Lublin Feldzeugmeister Karl Kuk.

Von A. Hemberger-Wien. — Hierzu 6 Abbildungen.

Das Königreich Polen ist wieder erstanden durch den Siegerwillen der Zentralmächte. Es ist natürlich, wenn in diesen in höchstem Maß weltgeschichtlichen Tagen sich das Interesse auch den Persönlichkeiten zuwendet, die in den beiden Generalgouvernements des eroberten Königreichs der jubelnden Bevölkerung die Proklamation der beiden Kaiser verkünden konnten, die Kongreßpolen Freiheit und Selbständigkeit wiedergibt. Im Generalgouvernement Lublin, das das österreichisch-ungarische Okkupationsgebiet umfaßt, hat Generalgouverneur Feldzeugmeister Karl Kuk sich der historischen Aufgabe unterzogen, als Künder der frohen Botschaft zu fungieren; sein Name ist mit dem Beginn der Geschichte des wiedererstandenen Königreiches unlösbar verknüpft. Aus diesem Grunde mag es angebracht erscheinen, seiner Persönlichkeit hier einige Worte zu widmen.

Generalgouverneur Feldzeugmeister Karl Kuk, Geheimer Rat des Kaisers, hat den typischen Werdegang des österreichisch-ungarischen Offiziers durchgemacht, dessen Leben sich auch im Frieden nicht allzu gradlinig abzuspielen pflegt. Es ist bei uns das Uebliche, daß unsere Offiziere die ganze Monarchie aus eigener Anschauung kennen lernen, daß sie mit fast allen Nationalitäten in engste Berührung kommen, ihre Sprachen und Eigenheiten kennen lernen, sich mit ihnen im Frieden so weit vertraut machen, daß sie im Kriege ihre Führung übernehmen können. Es gibt auf der Welt kein Land, in dem so viele Sprachen gesprochen werden wie in Oesterreich-Ungarn, und es gibt auf der Welt wohl auch kein Offizierkorps, das mit so vielen Sprachen vertraut ist wie das unsere. Es ist keine leichte Schule, durch die unsere Offiziere in dieser Hinsicht gehen — daß sie diese Schule bestanden haben, das haben sie in diesem Kriege gezeigt. Herumgewirbelt im Reich, von einer deutschen Garnison in eine kroatische, in eine tschechische, in eine slowenische, in eine polnische, kennen sie keine Heimat im engeren Sinne, sondern nur das Reich, das große Vaterland. Auch dem Generalgouverneur von Lublin ist dieses Schicksal nicht erspart geblieben.

Generalgouverneur Feldzeugmeister Karl Kuk ist im Jahre 1853 als der Sohn eines Beamten der kaiserlichen Kriegsmarine geboren; seine früheste Jugend ist durchtränkt vom Geiste von Lissa, von der großen Tradition Tegetthoffs, die nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist. Im Jahre 1876 verließ er als Leutnant der Ingenieurabteilung die Militärakademie und nahm bereits zwei Jahre später an dem Okkupationsfeldzug in Bosnien Anteil, wo er sich die Allerhöchste Anerkennung erwarb. Der junge Offizier hatte sich bereits ein reiches Wissen besonders in bezug auf die Fortifikationslehre errungen, und er kam bald in die Lage, dieses Wissen entsprechend zu verwerten. Nach kurzem Garnisondienst wurde er berufen, in der Kriegschule Vorträge über Befestigungen zu halten; unsere jüngeren technischen Offiziere haben ihn zum Lehrer gehabt. Er verstand es, sein reiches Wissen auch mitzuteilen; seine Schüler rühmen seine ausgezeichnete Lehrbefähigung. Stufe um Stufe stieg er auf der militärischen Leiter empor, wurde Kommandant eines Eisenbahn- und Telegraphenregiments, war dann zwei Jahre hindurch Kommandant einer Brigade in Agram, wurde im Jahre 1908 Festungskommandant in Peterwardein, zwei Jahre später Festungskommandant in Komorn und 1912 Festungskommandant in Krakau.

Auf diesem letzten Posten war es ihm vergönnt, während des Krieges sich glänzend zu bewähren. Nach den ersten Siegen, die unsere Truppen bis vor Lublin führten, setzte sich die russische Dampfwalze in Bewegung, und es ist noch in zu frischer Erinnerung, wie vor dem Andrang der Masse unsere Truppen Galizien preisgeben und sich in die Karpathen, den natürlichen Schutzwall Oesterreichs und Ungarns, zurückziehen mußten. Die Festung Krakau hatte in der Zeit vom November 1914 bis zum Mai 1915 eine schwere Zeit, und es ist mit das Verdienst des Festungskommandanten, daß die russischen Massen, die sich bereits in bedrohliche Nähe herangeschoben hatten, aufgehalten werden konnten, bis dann Deutschlands und Oesterreich-Ungarns Kraft und strategische Ueberlegenheit bei Gorlice die russische Linie durchstieß und in beispiellosem Siegeszug das Millionenheer des Zaren vor sich her trieb. Die Festung Krakau war die Zentrale der Verteidigung im Westen, war der Ausgangspunkt der großartigsten Offensive aller Zeiten, und Feldzeugmeister Kuk war der Kommandant dieser Festung.

Der ungeheure Erfolg der verbündeten Truppen stellte auch ihn vor eine andere Aufgabe. Als am 21. April 1916 der bisherige Generalgouverneur von Lublin, Generalmajor von Diller, seinen Posten verließ, um die Statthalterschaft Galiziens zu übernehmen, entsandte das kaiserliche Vertrauen den bisherigen Kommandanten von Krakau nach der neuen Gouvernementshauptstadt und legte das Geschick des österreichisch-ungarischen Okkupationsgebiets in seine bewährten Hände. Am 8. Mai war Feldzeugmeister Kuk zum Geheimen Rat mit dem Prädikat Exzellenz ernannt worden, am 14. Mai traf er bereits in Lublin ein, und er hat es verstanden, sich in der verhältnismäßig kurzen Zeit das Vertrauen der polnischen Bevölkerung zu erwerben. Die fünf Jahre in Krakau hatten ihn mit der polnischen Volksseele in Beziehung gebracht; er ist der Aufgabe, die ihm anvertraut wurde,





1. Erzherzog Friedrich. 2. Feldzeugmeister Karl Kuk.

Feierliche Eröffnung der neuen Weichselbrücke bei Deblin (Iwangorod) durch Feldmarschall Erzherzog Friedrich.

in hohem Maße gerecht geworden. War auch den furchtbarsten Schäden, die verzweifelnde russische Wut auf ihrem Rückzug angerichtet, zur Not bereits gesteuert, so blieb doch immer noch außerordentlich viel zu tun, die Verhältnisse erträglich zu gestalten. Generalgouverneur Kuk hat unermüdlich an der Aufgabe des Wiederaufbaues des Lebens im Okkupationsgebiet gearbeitet, und noch manches wird zu tun sein, bis das Königreich sich im eigenen Hause wohnlich eingerichtet hat und die Hilfe der beiden Mächte, die als Schöpfer des neuen Polen gelten müssen, völlig entbehrt werden kann.

Generalgouverneur Feldzeugmeister Karl Kuk ist der Typus des hohen österreichisch-ungarischen Offiziers. Grad, zielbewußt, von einem eisernen Pflichtbewußtsein und von einem Gerechtigkeitsgefühl, das sich in jeder Lage bewährt. Dabei von bezaubernder persönlicher Liebenswürdigkeit, von hoher Geistes- und Herzensbildung. Das hat ihm, der als Vorgesetzter stets der Abgott seiner Untergebenen war, die Herzen der polnischen Bevölkerung im Okkupationsgebiet erobert, hat ihm das Vertrauen auf allen Wegen erworben. Er hat gezeigt, daß er ein Herz für die Leiden eines Volkes hat, das vom Schicksal niedergedrückt ist wie kaum ein anderes, und es war gewiß auch nicht ohne Einfluß auf die Polen, daß seine Gattin, die seit langen Jahren seinen Lebensweg teilt, sich in ganz hervorragender Weise angelegen sein ließ mitzuwirken, daß die furchtbaren Kriegsschäden auch wieder ihre Heilung finden. Exzellenz Amalie Kuk hat sich im Fürsorgedienst ganz besonders hervorgetan; in Krakau sowohl wie später in Lublin stand sie an der Spitze der Verwundetenfürsorge und aller Einrichtungen zur Linderung der Kriegsschäden. Kaiser Wilhelm hat sie mit der Verleihung der preußischen Roten Kreuz-Medaille zweiter und dritter Klasse ausgezeichnet, Erzherzog Franz Salvator, der Generalinspektor der freiwilligen Sanitätspflege in der Monarchie, mit dem Ehrenzeichen vom Roten Kreuz zweiter Klasse mit der Kriegsdekoration.

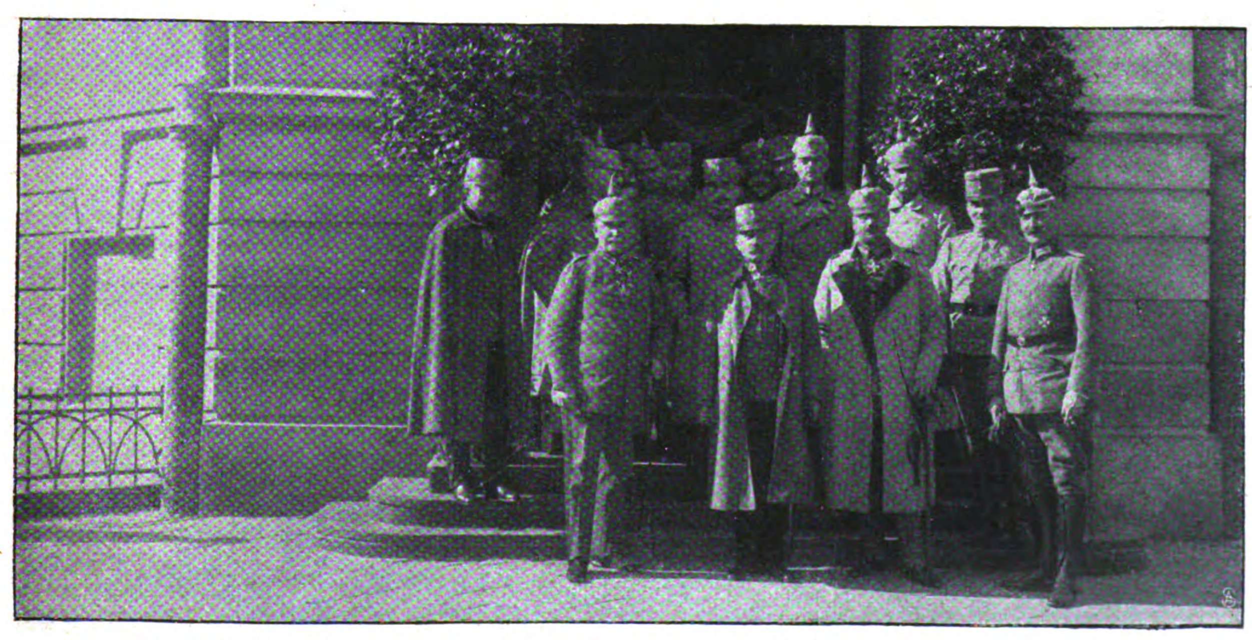
Generalgouverneur Feldzeugmeister Karl Kuk hat gezeigt, daß er der rechte Mann an der rechten Stelle ist. Ein ausgezeichneter Soldat mit gediegenstem Wissen, der seinem Vaterland in schwerster Zeit aufs beste gedient hat, ein warmfühlender Mensch, ein glänzender Organisator in fremdem Gebiet, hat er verdient, daß nicht nur sein engeres Vaterland, sondern auch das wiedererstandene Königreich Polen ihm dauernden Dank weiß, Dank, Anerkennung und Liebe.



Kathedrale und Bischofspalais in Lublin.



Generalgouverneur Feldzeugmeister Karl Kuk.



Von links Generalgouverneur von Beseler, Generalgouverneur Kuk, Generalmajor von der Esch.

Besuch des Warschauer Generalgouverneurs in Lublin.



Fronleichnamsprozession in Lublin,
seit über hundert Jahren die erste öffentliche Feier. (Im Hintergrund das Palais des Mil.-Generalgouverneurs.)



Krakauer Tor in Lublin.

Bilder aus Lublin. (Zu dem Artikel „Generalgouverneur von Lublin Feldzeugmeister Karl Kuk".)





Von links: Graf Blankenstein (Österreich), Graf Francken-Sierstorpff, Graf Szirmay (Ungarn), Minister Jablansky (Bulgarien), Graf Wurmbrand (Österreich), Fürst Hatzfeldt, Baron von Hoyningen-Huene, Major von Levetzow.

Der Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege, Fürst von Hatzfeldt Herzog zu Trachenberg, im Kreise der Delegierten der verbündeten Mächte in Sofia.





Kammersängerin Eva Plaschke v. d. Osten und Lili Petschnikoff (Violine),
Die Solistinnen des Festabends des Vereins Berliner Presse im Reichstag.



Frau Durieux als Judith.



Phot. Gerlach

Frau Mafalda Salvatini als Myrtocle in d'Alberts „Die toten Augen."



Daniel: Herr Kraußneck (links) und Assad: Herr Boettcher.



Holofernes: Herr von Ledebur.

Von der Aufführung von Hebbels „Judith" im Kgl. Schauspielhaus in Berlin.

Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

11. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.

Claire und Madame de Beaucourt waren da und mußten sogar — ihnen ein gelinder Triumph — auch noch zwei Minuten warten, denn es es galt, in der Eile die Ausweise auszustellen. Bei der Abfahrt erschienen allerlei Köpfe an den Fenstern, um das große Ereignis zu erleben, bei dem es nicht ohne Eifersucht abging: ja natürlich, Madame durfte fortfahren, und Jeanne hatte doch eine Freundin in Saint-André, Nicolette irgendeine dunkle Bekanntschaft in Wambrechies, Henriette Germallevoit aber ihre leibhaftige Schwägerin in Lambersart.

Major Rennhöfer setzte bei Bobines, an der Haltestelle der elektrischen Bahn, die Damen ab. Er scherzte: „Wenn man Sie mit einem deutschen Offizier sähe, würden Sie am Ende als verdächtig aufgeschrieben und, wenn der Friede wieder über diesen regenreichen Fluren lacht, im Namen der Gerechtigkeit und Zivilisation erschossen werden. Aber nun wollen wir mal ernst reden: Ich bitte Sie — gestatten Sie, daß wir die Uhren regeln — heute nachmittag Punkt fünf Uhr nach deutscher, also Punkt vier Uhr nach französischer Zeit hier zu sein. Aber Punkt. Bei uns klappt's. Wir sind Soldaten. Wir sind — boches!"

Mit diesem Worte, das nur er sagen durfte, ohne sich etwas zu vergeben — klang es doch in seinem Munde fast schlimm für jenes Volk, das den Gegner beschimpfte, statt ihn zu besiegen — war er lachend davon.

Er fuhr zum Sägewerk, um das er jetzt zu kämpfen hatte als Großindustrieller, wie er sich stolz nannte, der über Werte und Betriebe im Namen der Armee gebot, wie er, der wenig begüterte Artillerieoffizier, sie bis dahin nie in der Hand gehabt hatte. Denn dieses war einer der Gründe, weshalb er einst den Kunstgelehrten mit dem Soldaten vertauscht: Ihm hatten die Mittel gefehlt, jene Reisen ins Ausland zu unternehmen, die zum Studium der Kunst unentbehrlich schienen. Und er, der hier für den Staat sparte, alles mit eigener Arbeit herzustellen versuchte, jedes Drahtstück auflas, war — vielleicht weil ihm die Welt immer voll Wunder und Rätsel schien — für sich nicht eben ein großer Redner.

Im Vorbeifahren ließ er am Pionierpark, den die Division eingerichtet hatte, halten. Den überschlanken jungen Leutnant, der sich meldete, faßte der Major unter den Arm und ging mit ihm allerlei Notwendiges in seiner liebenswürdigen Art eilig besprechend auf und ab. Hier im Kriege gab es keinen Druck, keinen Kommiß, gerade hier, wo niemand hinter einem saß, trieb nur eins: die Pflicht mit dem dumpfen anspornenden Gedanken: wenn unsere Sache geht, geht es dir selber gut. Alles arbeitete: da flochten welche in endlose Drähte mit selbstgebauten Maschinen jene scharfen Stacheln ein, die dem Gegner jedes Anfassen draußen am Hindernis verwehrten. Dort wurden spanische Reiter gezimmert, hundert Hände luden sie auf Wagen. In einem Bauernhaus, von flachsblonden flämischen Kindern umspielt, saßen Feldgraue, Handgranaten füllend. Behelfsmäßige Minenwerfer wurden gebaut. In der Scheune lagen ganze Stöße von Stahlschilden gestapelt, Öfen für die Gräben, Wasserpumpen, Fußangeln, die Spitzen grausam derart aufgebogen, daß, wie man sie auch warf, immer eine nach oben schaute, den Fuß bedrohend, der dort schritt.

Der Major scherzte mit den Leuten, und ihm folgten lachende Augen. Einem blickte er ins Gesicht, der ganz besonders die Knochen zusammenriß: „Wir kennen uns doch? Was? Richtig, Tümpelmann. Oller Schwede, was machen Sie denn hier? Sie sind's doch, der selige Tümpelmann von meiner Batterie."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, ich bin's!"

Strahlend sah er seinen einstigen Batteriechef an. Da er nun aber nicht die gelben Knöpfe der Artilleristen trug, sondern weiße wie ein Pionier, fragte Major Rennhöfer: „Wie kommen Sie denn zu den Knöppen?"

„Et jab keene andern, Herr Hauptmann. Den Rock habe ick mir selber jemacht. Ick bin ja Schneider von Profession."

„Tümpelmann, sagen Sie ruhig ‚Beruf'."

„Beruf, Herr Hauptmann."

„Und dann können Sie ruhig ‚Major' sagen."

Erst jetzt sah er die geflochtenen Achselstücke seines einstigen Hauptmanns: „Zu Befehl, Herr Major!"

„Na, es freut mich doch, daß wir uns wieder gesehen haben, Kanonier Tümpelmann mit den Pionierknöppen."

„Gefreiter, Herr Major!"

„Verflucht nochmal. Das hätte ich ja beinahe übersehen. Da sind ja die Gefreitenknöppe, aber die nu wieder gelb?"



Er wandte sich zum jungen Pionieroffizier und zuckte lächelnd die Achseln: „C'est la guerre!"

Aber die Sprachsünde fiel ihm ein: „Deutsch: ‚Das ist eben der Krieg!' Ich sagte Ihnen doch, Tümpelmann, wir wollen deutsch reden."

„Zu Befehl, Herr Major."

Während der Divisionsadjutant wieder in den Kraftwagen stieg, erklärte der einstige Kanonier seinen Nachbarn, der Herr Major wäre einst sein Batteriechef gewesen. Man vernahm deutlich: „Und Nachtzeichen jab's bei der dritten Batterie, jawoll, jleich 'n janzen Munitionskorb voll!"

Der Major wandte sich um: „Aber wer seine Sache nicht machte, dem habe ich auch die Hammelbeene grade gereckt, was?"

Er faßte den einstigen Kanonier genauer ins Auge: „Tümpelmann, Sie haben ja 'n Bart bekommen!"

Der strich unwillkürlich mit der Rechten den Schnurrbart, daß man den goldnen Trauring sah.

„Und verheiratet sind Sie ooch?"

„Zu Befehl, Herr Major. Die Mieze Eckert!"

„Mit der ‚gingen' Sie ja damals schon. Haben Sie denn Kinder?"

Der Gefreite Tümpelmann strahlte wieder: „Soll eens unterwegs sein."

„Großartig! Darf aber nur 'n Junge sein. Wir brauchen Soldaten. Wenn Sie schreiben, grüßen Sie Ihre Frau. Schreiben Sie nur ooch, daß sie 's zu Hause wissen: Trübsal wird hier nicht geblasen!"

Der Gefreite Tümpelmann trat einen Schritt vor und schmiß die Absätze zusammen: „Mir halten durch, Herr Major."

Der Pionierleutnant hatte unruhig nach dem Himmel geblickt und gelauscht nach allen Seiten. Auch ein paar andere erhoben den Kopf. Einer rief: „Flieger!" Der junge Offizier befahl über den Platz: „Alles decken, Flieger!"

In der offenen Scheune standen eine Reihe von Nähmaschinen, daran Leute Sandsäcke nähten. Dorthin fuhr der Kraftwagen. Alles, was gehobelt, gedreht, gebunden, getragen, war jäh verschwunden. Unter einem Holzstapel lagen sie, ins Haus waren sie gerannt. Der ganze Arbeitsplatz war verödet. In der unsichtigen Luft hörte man immer deutlicher das Surren eines Propellers. Die Offiziere hatten ihre Zeißgläser genommen und suchten den Himmel ab. „Engländer", sagte nur Major Rennhöfer. Er zog landeinwärts, noch unbeschossen. Vielleicht war er aus sehr großen Höhen gekommen, vielleicht hatten ihn Wolken verdeckt. Da krachte irgendwo eine Abwehrkanone. Bald antwortete der Donner des krepierenden Schrapnells. Der Flieger zog unbeirrt weiter. Eine Weile folgten ihm die weißen Wölkchen, dann war er verschwunden.

Die Begegnung mit dem Gefreiten Tümpelmann weckte auf der Weiterfahrt dem Major die Erinnerung an jene glückliche und wieder unselige Zeit, als er eine Batterie geführt, war doch eben jene Mieze Eckert einst Stubenmädchen bei Gutsnachbarn seiner kleinen Garnison gewesen, deren Tochter Erich Rennhöfer lieb, sehr liebgehabt. Eine schwermütige Geschichte! Heute hatte der Krieg, der Bringer, aber Ebner auch von Menschenleid, der gewaltige Glätter aller Menschenschwächen das längst verlöscht. Die kleine Gräfin stand wieder vor ihm, nun der Name Mieze Eckert gefallen war, jenes Mädchen, das einst dem Herrn Hauptmann immer mitgeteilt, wo er die Geliebte fände. Nicht mit der Mutter Willen, denn die hatte tausend Gründe gegen den Herrn Hauptmann Rennhöfer: Er war nicht recht gesund, war bürgerlich, sein Vater Kathedersozialist. Professor Rennhöfer, der Mann allein mit unwissenschaftlichem Mitleid, das er in wissenschaftliche Form gebracht! Und dann war der Herr Hauptmann Rennhöfer arm. Da hatte eines Tages die kleine Gräfin, als sie sich mit Hilfe eben jener Mieze Eckert zum letztenmal mit dem Hauptmann getroffen, ihm erklärt, sie könne nicht gegen den Willen ihrer Eltern. Und die beiden Menschenkinder, die einen Augenblick gedacht, die ganze Welt, dem Hauptmann immer voller Wunder und Rätsel, sei allein geschaffen für sie beide, hatten sich getrennt. Eine glückliche Geschichte! Denn wo wäre das Glück geblieben bei diesem Kampf zwischen Standesdünkel und Träumen über den Wolken? — Da hatte jener Prinz den Hauptmann Rennhöfer als Adjutanten sich erbeten. Ihm ging des Offiziers Schicksal, von dem er gehört, ans Herz. An jenes, das er einem einfachen Mädchen geschenkt. Eine selige Geschichte! Als dann jene, für die der Hauptmann bereitgewesen wäre, des Königs Rock auszuziehen, um irgend etwas zu beginnen in einem fremden Lande, einen Gardekavalleristen geheiratet hatte, führte der kleine Prinz ganz still sein unmögliches Mägdelein heim. Eine erstaunliche Geschichte! Aber Fürst und Adjutant waren glückliche Leute nun geworden. Der eine, daß er abgetan, was dem heimlichen Bürger wie ein fremdes Gewand angehangen: Großkreuz und Krönlein — der andere, daß er nicht jene an sich gekettet, die es kaum ertragen hätte, Frau Rennhöfer zu heißen. Zwei vernünftige Geschichten! Und nun war jener Gardekavallerist als eins der ersten Opfer des großen Krieges in Lothringen gefallen. Abermals eine schwermütige Geschichte! Nun war die einstige kleine Gräfin wieder frei. Vielleicht hätte gar jetzt eines Tages Major Rennhöfer wiederkommen dürfen, er, der doch den Franzosen so stolz gesagt hatte, es mache keinen Unterschied im deutschen Heere, daß der Generalleutnant bürgerlich sei. Es machte keinen: in diesem



Heer galt nur eins: tüchtig sein für sein Vaterland. Dazu stand er hier draußen, dazu fuhr er, jetzt nicht mehr der arme Artilleriehauptmann, nein einer der Großindustriellen der Front, zu „seinem“ Sägewerk. Und hier war er wieder bei der Wirklichkeit: als die Sägen durch die Stämme knirschten, um Bretter zu schneiden für die Unterstände, Balken für Decken, für Schrapnellbrücken. Es war ja auch nur ein Husch von Gedanken gewesen während kurzer Fahrt, die er dem Vaterlande nicht stahl. Erinnerungen, so nebenbei vom Kanonier — nein, Gefreiten — Tümpelmann geweckt.

Als die Schwestern Battaignies den Kraftwagen hatten verschwinden sehen, schwärmten sie unter dem Eindruck der Vergünstigung, die ihnen zuteil wurde, von Major Rennhöfer. Claire verstieg sich sogar zu der Behauptung, er habe eigentlich etwas Französisches. Die gute Beherrschung der Sprache, der dunkle Schnurrbart, alles deutete etwa auf „Emigranten“ oder „Réfugiés“. Madame de Beaucourt erklärte zwar den Namen für ganz deutsch, doch ihre Schwester blieb dabei, obwohl sie „Rennhöfer“ gar nicht aussprechen konnte.

Da näherte sich von Bobines her die Elektrische, rauschte, rasselte, wuchs, und Claire winkte ängstlich mit dem Muff, aus dem eine zusammengefaltete netzartige Markttasche sah. Der Wagen hielt. Ein Landstürmer mit grauem Haar und gewaltigem grauem Schnurrbart streckte Madame de Beaucourt helfend die Hand entgegen. In der Elektrischen saß allerlei Volk: einfache Frauen im bloßen Kopf, mit tief im Nacken geknotetem schwarzem oder blondem wirrem Haar, nicht allein die Arbeitshände schmutzig, nein, auch die modischen Blusen. Ein paar Mädchen, kleine, runde, umgestülpte Topfhüte auf dem Kopf, einen Schleier vorgebunden, darunter das Gesicht mit lila Mehlhauch, hatten die Beine übergeschlagen, wippten mit den Lackschuhen und winkten, als eine Elektrische von der Stadt entgegenkommend vorbeihuschte, jemand zu. In einer Ecke las ein Priester, wohlbeleibt, mit Schnallenschuhen und großem Hut im Brevier, das er in dicken, kurzen Fingern hielt. Zwei Herren, der eine im Schnurrbart mit Fliege, während der andere einen eckig geschnittenen Vollbart trug, führten eifrig, die Hände bewegend, ein Trauerspiel auf mit Augenbrauen-in-die-Höh-Ziehen, Blick gen Himmel, Achselzucken, Kopfschütteln, Mut-los-die-Hände-sinken-Lassen. Das alles immer mit einem Schielen zu einem Offizierstellvertreter, als wollten sie prüfen, ob er etwa verstünde. Ein Unteroffizier las den Matin. Seine feinen, klugen Züge blieben unbewegt bei all den Lügen, den Schimpfreden, aus denen ohnmächtige Wut klang. Claire aber neben ihm verrenkte sich die Augen, um mitlesen zu können. Zuerst in gebührender Entfernung, rutschte sie allmählich näher heran. Seit Monaten das erste französische Blatt! Es war ihr, als müsse sie das Papier streicheln. Sie dachte, wenn er doch jetzt ausstiege und es liegen ließe. Richtig, er erhob sich, aber sorgsam faltete er das Blatt zusammen und versenkte es in die Tasche. Da huschte Claire auf den Sitz ihrer Schwester gegenüber, und während der Wagen immer sausend weiterglitt, flüsterte sie ihre Augenbeute Lätitia zu: „Es geht ihnen schlecht. In Rußland sind sie überall geschlagen!“

Sie legte die Hände zusammen: „Und warum kann das bei uns nicht sein? Ah, wenn sie doch fort wären!“

Sie wollte von Lätitia eine Bestätigung haben. Doch die wich aus. Sie mußte auch schweigen, denn als der Wagen nach der Haltestelle eben weiterfuhr, nahm ein Ulanenstabsoffizier ihnen gegenüber Platz, ein hagerer Reitersmann. Die Damen blickten nicht hin und sahen doch alles. Er griff in die Tasche seines offenen Mantels. Auch er holte Zeitungen heraus. Aber deutsche. Nichts Neues für die

Schwestern, durfte doch Lätitia in Ralinghien immer die deutschen Zeitungen lesen.

Der Schaffner ging durch den Mittelgang des Wagens, aber an dem Offizier vorbei: die Deutschen fuhren frei. Der dicke, blonde Kerl, kragenlos, mit schmutziggrauem Halstuch, unrasiert, die Mütze auf einem Ohr, blieb nebenan stehen bei einem hübschen Mädchen. Sie hatte die Finger voll billiger Ringe gesteckt. An der seidenen Bluse fehlte ein Knopf, so daß man bei jedem Atemzuge den unsauberen Hals sah.

Als ein Hauptmann kam, der den Ulan grüßte, trat der Schaffner kaum zur Seite, und der eben Gekommene sagte, während er sich setzte: „Daß der Lümmel Platz machte!"

Der Ulan meinte: „Treten Sie ihm doch auf die Hühneraugen."

Der Hauptmann mit zartem, durchsichtigem Gesicht, aber luftgebräunt unter dem Reservekreuz der Mütze, lächelte mitleidig: „Herr Oberstleutnant, er weiß es wahrscheinlich nicht anders. Das ganze Volk ist unerzogen."

Dann gab er dem Stabsoffizier lachend allerlei Erlebnisse zum besten, welche Unordnung, ja Schweinerei sie in allen Quartieren vorgefunden hätten. Er sprach über minderwertige Einrichtungen, über Rückständigkeit der Franzosen, fehlende Wasserspülung bei den Abtritten, kein Badezimmer, auch in guten Häusern, schlechte Bauausführung, spielige, plemprige Beschläge und Schmutz, Schmutz, alles starrend vor Schmutz. Der Oberstleutnant zog sorgfältig den ausgezogenen Handschuh wieder über die Hand: „Wir sind im Kriege!"

Der andere schüttelte den Kopf: „Herr Oberstleutnant, im Frieden ist's genau so. Ich war durch meinen Beruf jahrelang in Frankreich. Die Franzosen sind in allen öffentlichen Einrichtungen, Hygiene, Volkswohlfahrt, Arbeiterschutz, in der Industrie, in ihren Maschinen, Einrichtungen, kurz in fast allem um Jahrzehnte hinter uns zurück. Es ist ein Volk, wo man den einzelnen lieben könnte, aber als Nation gräßlich. Sie lernen nichts Neues mehr. Sie sind verbraucht. Und diese Einbildung dabei! Die an der Spitze der Zivilisation marschieren? Die? Dinge, die vorwärts strebende Völker seit Jahren überwunden haben, gelten bei ihnen noch unumschränkt. Dies Volk war einmal. Es hat keine Zukunft mehr. Nach ewigen Gesetzen der Menschheitsentwicklung gehört es nicht mehr in die erste Reihe. Es ist müde, erledigt. Es wird nach dem Kriege eine Macht zweiten Ranges, die es kulturell schon vor dem Kriege war."

Lätitia sah scheinbar gleichgültig zum Fenster hinaus. Wenn sie auch nicht jedes Wort verstand, denn der Offizier sprach aus Artigkeit halblaut, so ahnte sie doch den Sinn. Und ein dumpfer Aerger stieg in ihr empor, daß sie im Muff nervös die Finger bewegte.

Der Schaffner schien sich um seine Fahrgäste nicht mehr zu kümmern, sondern schwatzte noch immer mit dem Mädchen. Es riß die Augen auf und blickte ihn mit den schwarzen Pupillen groß an. Endlich ging er, indem er sich während des ganzen Weges durch den Wagen nach ihr umblickte und ein Auge zukniff. Der Oberstleutnant hatte es bemerkt und fragte schmunzelnd den Hauptmann, was da vorgehe zwischen diesen beiden. Der gab zurück: „Wieder mal echt. Sie braucht nicht zu zahlen. Ich sage es ja, es ist eine Schweinerei in diesem Lande."

Jetzt kamen Befestigungswerke, Wall und Graben, in dessen Tiefe friedliche Gartenanlagen träumten. Sie glitten dunkel durch ein altes Tor unter dem Wall hindurch, und die engen Straßen Lilles taten sich auf, daran nichts war von Herrlichkeiten mittelalterlicher Städtebilder, nichts aber auch von neuer Baukunst, eine Entwicklung, die diesem, wie der Hauptmann gemeint, „stehengebliebenen" Volke nicht mehr beschieden sein mochte. Waren draußen die Häuser zerstört gewesen, die Bäume umgelegt, die Felder in der Feuerzone unbestellt, zeigten die Straßen Spuren der Granaten, standen am Horizont alte Wahrzeichen der Gegend zertrümmert oder gänzlich vom Erdboden getilgt, so schien hier nichts vom Kriege berührt. Ja die Stadt war auf den ersten Blick kaum verändert. Und doch: die Deutschen lehnten auf der Elektrischen, Kraftwagen wurden von ihnen geführt, Kolonnen ratterten vorüber; Wagen mit Planen, graugestrichen, auf den Sitzen deutsche Soldaten. Eine Schwadron trappelte mit klappernden Hufen vorbei, eng aufgeschlossen, die gefürchteten Lanzen am Arm. Die Elektrische mußte halten: Infanteriekolonnen querten den Weg. Deutsche Soldaten, grau an grau, Mann an Mann, Helm an Helm. Darüber das glitzernd wogende Meer der Gewehre. Hinter jeder Kompagnie kam die Feldküche, Gepäckwagen schwerbeladen und mit dem Hauptmann hoch zu Roß, die neue Kompagnie. Deutsche Soldaten, grau an grau, Mann an Mann, Helm an Helm, darüber das glitzernd wogende Meer der Gewehre. Und immer sangen sie, immer sangen sie! Die Feldgrauen waren aus der Elektrischen gestiegen. Sie standen nun auf der Straße und sahen dem Vorbeiziehen ihrer Kameraden zu. Die Franzosen im Wagen drängten nach vorn, starrten und staunten. Die Herren, die mit so lebhaften Gebärden gesprochen, flüsterten miteinander. Immer neue Truppen zogen vorüber. Wo die nur alle herkamen? Ein stämmiger junger Kerl sagte: Haha, die Deutschen müssen zurück, und mit dem unvorsichtig lauten Worte lebte in allen wieder einmal

die Hoffnung auf: der Durchbruch kam, der große Durchbruch! Man blickte sich um: Kein Feldgrauer war mehr da. Und doch sahen die Franzosen sich mißtrauisch an: ein Deutscher konnte unter ihnen sein, ein Händler, ein Kriegsberichterstatter, irgendeiner, den sie an die Front gebracht. Hier wimmelte so allerlei. Und man prüfte die Gesichter, wie Tiere zusammengepreßt einander beschnoppern. Der stämmige junge Mensch sagte in seiner Mundart der Liller Gegend: „Sie gehen alle in den Tod und quieken dazu, die Boches, wie Schweine, ehe sie geschlachtet werden."

Aber der eine alte Franzose, der gleichsam traurig, bewegt und heimlich vorhin gesprochen, sah den jungen Kerl von der Seite an, als wollte er fragen: Was machst du denn hier mit deinen gesunden Knochen? Dann sagte er ernst und scharf: „Diese Soldaten da sind höchst ehrenwert, sie tun ihre Pflicht gegen ihr Vaterland. Aber es gibt hier auch junge gesunde Franzosen, die in die Gräben gehören, in die Gräben, in die Gräben!"

Der Kerl drehte mit finsterer Miene an seinem kleinen Schnurrbärtchen: „Ich bin herzkrank, mein Herr!" Damit stieg er plötzlich aus.

Herzkrank schien auch der Schaffner zu sein, denn er geleitete eben das Mädchen, dessen Fahrgeld er seiner Gesellschaft unterschlagen hatte, zur Tür. Dort kniff er sie freundschaftlich in ihre Fülle, daß sie einen kleinen Schrei ausstieß. Aber die vorn hörten es nicht, ihre Aufmerksamkeit war auf die deutschen Truppen gerichtet, die noch immer singend vorüberzogen. Sie waren bestaubt. Man sah ihnen die Spuren langen Marsches an. Alle trugen sie schweres Gepäck: Dachs, Patronentaschen, Gewehr, Seitengewehr, Kochgeschirr, Spaten und noch über den Mantel geschnallt eine Decke. Die blonden großen Krieger schienen fremd hier zu sein, denn sie blickten an den Häusern empor, während ihre Lieder klangen. Aber der einzelne war bald vorüber, er verschwand im grauen Heerwurm, der sich endlos hinwälzte, kein Mensch, sondern eine Masse, von einem einzigen Willen getrieben: dem, zu siegen.

Ein paar der Leute im Wagen schimpften über das lange Warten, wieder ein Eingriff in Rechte und Freiheit. Das hätte mal zu französischen Zeiten geschehen sollen! Inzwischen hatten sich die Elektrischen gestaut, aber sie mußten warten, bis der letzte Mann vorüber war. Dann erst fuhr man weiter.

Die Schwestern ließen die Leben und städtischem Treiben entwöhnten Augen eindruckshungrig wandern über die Läden, vor denen wie im tiefsten Frieden Damen standen und Kinder, auch einmal an der Auslage deutsche Soldaten, die sich mit der Verkäuferin zu verständigen suchten. Halbwüchsige Mädchen und Bengel boten Streichhölzer an oder riefen die Gazette des Ardennes aus. An der neuen Oper, die mit ihrer wirren Giebelplastik äußerlich vollendet, aber doch wie ein Rohbau dastand, denn vor der Eröffnung war der Krieg ausgebrochen, tat sich jetzt die Bahnhofstraße auf. Die Battaignies hatten von all der furchtbaren Zerstörung durch die Beschießung gehört, wie sie sich herumsprach im Land. Nun fühlten sie sich fast enttäuscht, nicht viel anderes zu gewahren als jenes Bild, das der Krieg rund um Ralinghien allmählich hervorgezaubert hatte. Eine Ruinenstraße zog zum Bahnhof hinauf. Abenteuerliche Giebel ragten, Eisenträger, wie Draht gekrümmt, starrten zum Himmel oder lagen verstreut, gleich hingeschütteten Streichhölzern. Man sah in Farben der Tapeten, von Wand und Deckenlinien umrissen, die Stockwerke abgezeichnet, Herdstellen geschwärzt, Vierecke frischer erhalten, wo Möbel gestanden hatten: alle Heimlichkeiten eines Hauses plötzlich fremden Augen aufgetan. An der Schauseite eines Cafés stand noch die Säulenreihe. Schilder mit Inschriften hingen, schwebten, Balkone bogen sich unerreichbar ohne Treppe oder Hinterland schwindlig frei in die Luft hinaus. Ganze Straßenblocks lagen niedergelegt nun übersichtlich dem Auge da, das frei wandern konnte und mit einem Mal Grundriß und Zusammenhang der Gassen, ja den ganzen Stadtplan erriet.

Die Schwestern waren ausgestiegen und starrten nun wie Mädchen vom Lande auf Bild und Treiben. Damen trippelten vorüber in ihren fußengen Röcken, eine Tasche in der Hand, Mädchen schleppten irgend etwas. Dazwischen gingen ältere Herren, die sie von der Straße her kannten, mit den gleichen Hüten und Röcken, ja sogar ein verschämtes schmales Ordensbändchen im Knopfloch. Man besah sich. Bekannte begrüßten einander. Die Sergeants de ville standen in ihren kurzen Mäntelchen an den Ecken, als sei gar kein Krieg. Claire, die vor der Zeit gealterte, die nichts Modisches hatte, um so weniger als aus ihrem Muff das Netz lugte, das sie für die Einkäufe mitgenommen, griff hastig nach ihrer Schwester Arm und flüsterte ihr zu: „Sieh nur die schöne französische Uniform. Ah, es ist doch gleich was ganz anderes!"

Und es war anders, denn zwischen all den Franzosen schritten Offiziere aller Regimenter und Waffen, ohne Säbel, den Gurt mit Revolver oder Seitengewehr umgeschnallt. Grau waren sie, unscheinbar, doch ihre großen Gestalten überragten alle die französische Polizei, die sie grüßte, die Handfläche nach vorn gekehrt. Dazwischen war ein Gewimmel von Leuten in abgebrauchten Kriegsröcken, bisweilen von englischen Granaten gelb gefärbt, manche mit schwerer Männerhand geflickt, wo ein Dreieck herausgesetzt worden, vielleicht gar beim Angriff vom feindlichen Stacheldraht. Sie gingen schnell allein auf



einem Dienstwege oder schwer und lässig zu zweit, in sich umblickenden Gruppen. Man sah ihnen den Schützengraben an, aus dem sie einmal beurlaubt gestiegen waren, wo kein anderes Auge sie erblickte als das der Vorgesetzten und ihres Schöpfers, der hoch vom Himmel hereinschaute in die tiefeingeschnittenen Gräben und Maulwurflöcher, mit denen der Krieg das französisch-flandrische Land übersponnen hatte wie mit einem Netz. Die Leute waren entwöhnt der Stadt. Erstaunt starrten sie die geputzten welschen Weiber an, gleich fremden Wesen. Nicht viel anders als die Schwestern Battaignies, die nun an der alten schwarzgrauen Barockbörse mit ihrer bewegten Architektur vorüber auf einen rechteckigen weiten Platz traten, Lilles Grande Place. So des Verkehrs entfremdet in ihrer Einsamkeit da draußen im Feuerbereich waren sie, daß Claire, sich umblikkend nach all den lieben alten Gebäuden, als sähe sie sie zum erstenmal, ein dickes Weib anrannte. Die Alte übergoß sie sofort mit einer Flut von Worten, die zu verstehen man im Lande hier geboren sein mußte. Ein Herr in schneeweißem Bart, nach Heinrichs des vierten Stil, blieb bedächtig stehen und erklärte mit bekümmertem Gesicht der Aufgeregten, jetzt sei wohl nicht die Zeit, daß Franzosen untereinander sich befriegten.

Claire und Lätitia wanderten umher. Sie lasen Firmenschilder. Da war das Café Bellevue. Stand da wie immer. Und was hatte doch die alte Vandamme für grausige Geschichten erzählt, ganz Lille läge in Trümmern! Die alte Cathérine Vandamme, die damals den Brief gebracht, im Unterrock versteckt, den Brief über die Neutralen gekommen oder durch einen Flieger abgeworfen, wer sollte es wissen — man gab fünf Frank und fragte nicht danach. -- Er war von Jules, Lätitias Stiefbruder, und enthielt nur Hoffnung, ja Sicherheit des Sieges, aber von Alfred kein Wort, wußte er doch selber nichts, als was in seinem eigenen Abschnitt geschah. Und die Sicherheit, daß das Altbekannte noch unversehrt stand, kam über die Schwestern, als ob einer nach einem Erdbeben wenigstens sein Haus noch unerschüttert findet. Nur einmal noch blieben sie gebannt stehen, als sie mitten auf dem Platze das Wahrzeichen Lilles, die bewegte Bronzegestalt der Göttin, auf ihrer Säule einsam ragen sahen.

„La Déesse!" sagten sie in einem Atem vor sich hin. Wie sie hinaufblickten, hörten sie Musik. Nun erst wurden sie gewahr, daß der weite Platz auf der einen Seite durch deutsche Posten abgesperrt war, während rechts und links von der Göttin ganze Reihen von Pferde- und Kraftwagen warteten. Musik klang. Feldgraue begannen sich zu sammeln. Mädel, Burschen, einfache Leute, allerlei niederes Volk blieb stehen. Deutscher Landsturm kam, mit den schwarzen Wachstuchmützen, darauf das eiserne Kreuz. Sie traten fest auf, die reifen Krieger, sie marschierten tadellos gerichtet, wie sie es in ihrer Jugend gelernt bei Pfeifen- und Trommelklang. Als sie nun einschwenkten auf den freien Teil des Platzes und die Musik von neuem klang, traten die Schwestern vor und ließen sie an sich vorbei „Tritt gefaßt", daß das Pflaster dröhnte. Als eben ein Hauptmann in langem, weißem Bart die blonden nordischen Riesen mit weithin schallender Stimme präsentieren ließ, legte eine Hand sich auf Claires Arm. Eine stattliche große Frau in tiefer Trauer küßte die Schwestern bewegt auf beide Wangen. Sie nahm die beiden mit. Es sei traurig genug, daß die Deutschen hier an der „Grande-garde", wo einst französische Soldaten marschiert, auf Wache zögen, da sei es nicht Stil unter besseren Leuten, sie auch noch zu bewundern. Claire, ihr im Alter näher, faßte sie unter den Arm, während auf der anderen Seite Lätitia ging, und sie bogen um den Platz herum in die breiteste Straße ein, die im rechten Winkel herabführte: die Rue Nationale. Sie schwatzten, steckten die Köpfe zusammen, und für Lätitia war für den Augenblick alle deutsche Sehnsucht versunken. Madame Dallarmes fürchtete schon, Ralinghien sei zerstört und die Battaignies deshalb hier, denn vor sieben Wochen hatte man sich die letzte Botschaft geschickt. Vor einer Anlage, wo die Büste des Liller Chansonniers Desrousseaux mit ihrem starren Marmorangesicht über die veränderte geliebte alte Stadt blickte, blieb ein Herr stehen und lüftete feierlich den runden Hut. Es war ein schlanker Mann mit feinem Gesicht und schwarzen, immer langsam wandernden und wieder ruhenden Augen. Der kleine kurzgeschnittene Schnurrbart schien gefärbt in seiner stumpfen Schwärze. Eine Perle trug er im Schlips, er, ein Mann, während man bei all den Damen hier keinen Schmuck sah. Es war nicht Mode. Es paßte nicht in die Zeit. Man dachte vielleicht auch an Unsicherheit, obwohl deutsche Zucht sie längst eines anderen hätte belehren können.

Herr Dallarmes hatte seine Frau ebenso feierlich begrüßt wie die Battaignies, mit denen er entfernt verwandt sich nannte. Als er neben Madame de Beaucort hinter den beiden anderen herschritt, war sie jäh gewandelt. Sie wiegte sich in den Hüften, sie zeigte lächelnd die Zähne, wie er sprach, und dabei übersah sie nicht all das Neue dieser kriegsveränderten Stadt. Bisweilen mußte man grüßen, blieb stehen, immer mit dem gleichen Gespräch: „Was, Ihr hier? Wie geht es denn da draußen? Ist denn Ralinghien nicht ganz hin? Wie könnt Ihr nur dort leben? Ist es nicht furchtbar?" Dann staunten sie, wenn sie vernahmen, von der Ferme sei nicht ein Ziegel entzwei.



Als Lätitia, diesmal unter Claires Zustimmung, erklärte, die Deutschen bei ihnen benähmen sich tadellos, bewegte Herr Dallarmes ungläubig den feinen, hübschen Kopf hin und her: nun, es gäbe ja Ausnahmen. Der Gruppe Franzosen, die nun an der Ecke des Boulevard de la Liberté zusammenstand, war alles erklärt, als Lätitia sagte, ein General läge bei ihnen.

Herr Dallarmes zuckte die Achseln: „Nun ja, ein General, ein General."

Aber seine Frau erzählte Claire, sie hätten einen Stabsarzt als Einquartierung, der nicht nur gut Französisch und Englisch spräche, sondern jede Woche ins Museum ginge. Herr Dallarmes zuckte wieder die Achseln: „Ja, ein Arzt, ein Arzt." (Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reich der Bulgaren.

Von Dr. C. Mühling. — Hierzu 14 Porträtaufnahmen von Hofphot. Kosel.

Die Geschichte Bulgariens seit seiner Wiederaufrichtung durch den Berliner Kongreß im Jahre 1878 ist im wesentlichen die Geschichte seines Kampfes gegen die russische Vormundschaft. In diesem Kampfe ist sein erster Fürst, Alexander von Battenberg, unterlegen und sein klügerer und tatkräftigerer Nachfolger, Ferdinand von Koburg, Sieger geblieben. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Ferdinand schon mit der festen Absicht, Bulgarien aus der unwürdigen Abhängigkeit von Rußland, aus der es sein Vorgänger vergeblich zu befreien versucht hatte, der vollkommenen Selbständigkeit entgegenzuführen, den bulgarischen Thron bestiegen hatte. Er ist dabei aber mit der größten Vorsicht zu Werke gegangen und war zu solcher Vorsicht um so mehr genötigt, als in Bulgarien selbst eine starke russophile Partei von diesen Emanzipationsbestrebungen nichts wissen wollte. Er hat jede sich ihm darbietende europäische Konstellation benutzt, um diesen Plan schrittweise der Verwirklichung entgegenzuführen. Es ist ihm zwar auf dem Wege zu seinem Ziel ein großer Mißerfolg nicht erspart geblieben, als ihn der Frieden von Bukarest, der ihm aufgezwungen wurde, um die Früchte des ersten opferreichen Balkankrieges betrog. Aber er hat selbst diese Niederlage, die unter der lebhaften Mitwirkung Rußlands, das kein starkes Bulgarien auf dem Balkan dulden wollte, herbeigeführt worden war, in meisterhafter Weise benutzt, um den jahrelangen Kampf um Bulgariens Selbständigkeit zum siegreichen Ende zu führen. Denn diese Niederlage erst gab ihm die Möglichkeit, die tief in der bulgarischen Volksseele schlummernde Dankbarkeit für die Befreiungstat des Zaren zu ersticken und durch unwiderlegliche Tatsachen den Beweis zu führen, daß Rußland das Recht auf die Dankbarkeit der Bulgaren durch sein Verhalten nach dem ersten Balkankriege verwirkt hatte.

Gegen den Widerstand Rußlands hat er die europäische Krisis, die durch die Annexion Bosniens und der Herzegowina entstanden war, benutzt, um sich die Königskrone aufs Haupt zu setzen und die letzte Spur des durch den Berliner Kongreß geschaffenen Abhängigkeitsverhältnisses von der Türkei zu beseitigen. Und wenn er in den unter Rußlands Aegide gebildeten Balkanbund eintrat, um die von Bulgaren bewohnten Gebiete der Balkanhalbinsel zu erobern, so war er doch weit davon entfernt, innerhalb dieses Bundes ein gehorsames Werkzeug der russischen Politik zu werden. Schon wenige Tage nach dem Sturze Stambulows, der den Kampf gegen Rußland als seine heilige Lebensaufgabe betrachtete, der ihn aber in einer seinem Fürsten gefährlich erscheinenden Weise führte, sagte er in einem Gespräch, das sich Alexandre Hepp, sein damals von rückhaltloser Begeisterung für ihn erfüllter, jetzt aber in einen seiner wütendsten Feinde verwandelter französischer Biograph in sein Tagebuch schrieb: „Und was Rußland anlangt, so ist es trotz allem nicht möglich, die Rücksicht außer acht zu lassen, die man ihm schuldet. Aber wenn es den Geist der Institutionen Alexanders II. verleugnet, so können wir diese Institutionen doch nicht verachten, da wir dem Zaren ein Denkmal in Sofia errichtet haben. Wir werden uns bemühen, in achtungsvollen Beziehungen zu Rußland zu leben. Aber haben wir nicht das Recht, frei zu bleiben und zu verlangen, daß man uns keine Bedingungen stellt und sich in unsere Angelegenheiten einmischt? Bulgarien ist kein Land, wo der Weizen der Kaulbars blühen kann. Man täuscht sich über den Charakter dieses Bauern, der seine Scholle liebt und an seiner eben erworbenen Unabhängigkeit unerschütterlich festhält. Bulgarien den Bulgaren, dieses Wort wird immer die Richtschnur meiner Politik bleiben. Das übrige wird die Zeit tun." Und dieses Wort ist auch seine Richtschnur gewesen, als er den folgenschweren Entschluß faßte, an der Seite der Zentralmächte in den Weltkrieg einzutreten, um die Schmach des Friedens von Bukarest abzuwaschen. Der nie wiederkehrende Augenblick, den ihm die europäische Lage bot, um das längst gesteckte Ziel, die vollkommene Befreiung von dem russischen „Beschützer", der nur ein kleines, fügsames Bulgarien gebrauchen konnte, zu erzwingen, durfte nicht ungenutzt gelassen werden. Ein besonderes Glück war es in dieser Lage für ihn, daß an seiner Seite ein Staatsmann stand, in dem sich die entschlossene Tatkraft Stambulows mit der klügsten Besonnenheit paarte, der Dr. Wassil Christo Radoslawow, der Führer der liberalen Partei. Dieser Mann, der schon als Dreißigjähriger unter der Regentschaft Stambulows Ministerpräsident war, hat seit seinem ersten politischen Auftreten sich immer ganz offen zu den Grundsätzen bekannt, die Fürst Ferdinand weise in seinem Busen verbergen mußte. Mit Meisterschaft hat er das Eingreifen Bulgariens in den Krieg so lange hinausgezögert, bis der Zeitpunkt gekommen war, in dem der Erfolg unausbleiblich erschien, und hat die um seine Gunst buhlenden Gesandten der Entente bis zum letzten Augenblick im unklaren über seine Absichten gelassen. Nachdem er aber einmal die Brücken, die nach Rußland führten, abgebrochen hatte, hat er mit unbeugsamer Energie das ins Auge gefaßte Ziel weiter verfolgt. Er ist wohl der meist ausgefragte Staatsmann während der Zeit des Krieges gewesen und hat doch keine Äußerung getan, die ihn bloßstellen konnte. Alle seine offiziellen und offiziösen Kundgebungen legen Zeugnis von der





Eleonore Königin (Zarin) der Bulgaren.

Ferdinand König (Zar) der Bulgaren.

ungewöhnlichen Überlegenheit seines Geistes ab. Er ist zum größten Staatsmann des Balkans emporgewachsen; er ist der einzige von den politischen Leitern der Balkanstaaten, der einen weit vorausschauenden Blick besaß und, dessen Rechnung richtig war.

Zur Vertretung seiner Politik im Auslande hat Radoslawow gerade in den kritischen Zeiten der Vorbereitung vor Bulgariens Eintritt in den Weltkrieg sehr hervorragende Mitarbeiter gefunden. Unter ihnen den Dr. Tocheff, der Bulgarien seit 1914 in Konstantinopel, seit Ende Januar 1915 in Wien vertrat, und auf dem sehr wichtigen Posten in Belgrad und später in Nisch den Dr. Tschapraschikoff, der wohl der einzige Gesandte einer am Kriege beteiligten Macht war, welcher den Ort, aus dem ihn der Krieg vertrieben hatte, schon wieder betreten konnte. Er kehrte als Führer der ausländischen Kriegsberichterstatter schon wenige Wochen, nachdem er seine Pässe erhalten hatte, wieder in die Hauptstadt Serbiens zurück. Das wichtigste Werkzeug zur Durchführung seiner Pläne aber war dem Fürsten Ferdinand seine Armee. Unter den hervorragenden Führern von Heeresabteilungen sind die Generale Stefan Michailoff Neresoff, der in Sevlievo im Jahre 1867 geboren wurde, und der drei Jahre ältere General Sava-Savow aus Schumen zu nennen. In besonders engen Beziehungen zum Herrscher steht der Oberst Alexi Stojanow, der jetzt 48 Jahre alt und Flügeladjutant des Zaren ist. An der Spitze dieser ebenso tapferen wie wohlgeschulten Armee aber steht seit dem Ein-

Ministerpräsident Dr. v. Radoslawow.



Generalissimus Schekow.



Exz. General Savow.



Kronprinz Boris.



Prinz Kyrill.



Prinzessin Eudoxie.



Prinzessin Nadeschda.



Oberst Stojanow.



Hausmarschall des Königs Herr Weich.

tritt Bulgariens in den Krieg der Generalissimus Schekow, der während des ersten Balkankrieges Chef des Generalstabes der zweiten, vom General Iwanow befehligten Armee war. Der schlanke, elegante Generalissimus mit dem knochigen Rassengesicht hat — noch ist es in aller Erinnerung — die bulgarischen Fahnen von Sieg zu Sieg geführt und in kurzer Zeit das ganze, den Serben durch den Frieden von Bukarest zugesprochene Mazedonien samt der neuen Hauptstadt des feindlichen Landes erobert und jene glorreiche Vereinigung seines Heeres mit dem des Generalfeldmarschalls Mackensen vollzogen, durch die der Weg von Berlin nach Konstantinopel geöffnet wurde. In Gemeinschaft mit Mackensen hat er sich dann auf die Rumänen gestürzt und an der Seite der deutschen und türkischen Truppen das letzte der Gebiete, auf das Bulgarien Anspruch erhebt, die Dobrudscha, in unwiderstehlichem Ansturm gewonnen und die bulgarische Fahne auf den Zinnen von Konstanza aufgepflanzt.

Es ist besonders bemerkenswert, daß die großen und schnellen Erfolge des bulgarischen Heeres diesen ebenso kühnen wie besonnenen Führer, der wie Moltke den Wahlspruch: „Erst wägen, dann wagen" zu dem seinigen hätte machen können, niemals berauscht haben. In einem Interview mit einem österreichischen Schriftsteller, der ihn etwas indiskret fragte, ob nicht bei den erstaunlichen



Exz. Steph. G. Tschapraschikow.

Erfolgen des bulgarischen Heeres die Gefahr vorläge, daß Bulgarien die Gelegenheit benutzen würde, auch die ihm entrissene Dobrudscha wiederzugewinnen und darum einen Bruch mit Rumänien herbeizuführen — das Interview fand Ende 1915 statt — antwortete er: „Wir haben alles Interesse, mit dem Nachbar auszukommen. Ein neutrales Rumänien nützt zuerst sich und dann auch seinen Nachbarn, Oesterreich-Ungarn und — ich betone es — uns. Wir sind ein hartes Volk. Aber auch unsere moralische Kraft hat Grenzen. Wir haben nicht das Bedürfnis, Streit zu suchen."

So hat dieser General in vollkommenster Uebereinstimmung mit dem politischen Leiter seines Vaterlandes vorsorglich alles unterlassen, was Rumänien als feindseligen Akt hätte betrachten können. Auch er ist ein Zeuge dafür, daß die Kriegserklärung Rumäniens ein verräterisches, durch nichts provoziertes Verbrechen war. Als sie aber erfolgte, hat er nicht einen Augenblick gezögert, ihr mit allen Mitteln und mit einer Schnelligkeit zu begegnen, die das Erstaunen der Welt erregte.

Von so trefflichen, zielbewußten Männern unterstützt, steht nun der Zar der Bulgaren wieder an der Spitze des größten unter den Balkanstaaten. Er hat seinem Lande wieder den Platz erobert, den es bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts eingenommen hat. Wie vor tausend Jahren wird es fortan das vermittelnde Glied zwischen Mitteleuropa und Asien sein.





General Neresoff.



Exz. Andrés Tocheff.

Segen in Not.

Von Wilhelm Lennemann.

Ich geh durch die Heimatwälder, und neben mir schreitet die Not;
Keins spricht ein kleines Wörtlein, mein Wald, auch du bist tot!
Ich schreite, — da steh ich und lausche; es raunt im Königsholz:
Wenn dich die Nöte umbranden, Seele, sei stark und stolz!

Sei stark und stolz und glaube, die Wetter müssen vergehn,
Gnadend ob deiner Heimat wird wieder die Sonne stehn.
Stell dich in die reifenden Aecker, in des Himmels segnenden Schein;
Willst du wohl mehr denn ein Körnlein der Heimaterde sein!

Da werden dir zu Schwestern die Gräslein auf blühender Au,
Du trinkst die Stille der Nächte und in der Frühe den Tau,
Du lauschest der atmenden Erde geheimem Herzenschlag;
Es bietet zur Morgengabe sich schämig der knospende Tag.

Du stehst als wie ein Wunder mit frommen Augen da,
Die Erde wird in dir mächtig, und alle Himmel sind nah,
Die Sterne gar und Sonnen haben sich um dich gestellt;
Da glaubst du an die Liebe der Erde und Güte der Welt!

Von allen Aengsten und Nöten wirst du tiefinnerst gesund,
Und fühlst du Reife und Schwere, da lacht wieder dein Mund;
Und stehst im Herbste da, dem reifen Acker gleich:
Nun nehmt, ihr meine Brüder, meine Seele ist überreich.

Die Glocken ziehen in den Krieg.

Tiroler Skizze von Hermann Greinz.

Das Burgele vom Rofnerbauern läuft im hellen Sonnenschein über den Dorfplatz. Die Schultasche schlenkert auf seinem Rücken, daß die Schiefertafel, die Griffel und die Fibel darin zu raufen beginnen. Das Burgele ist ganz aufgeregt, hat knallrote Backen und ruft: „Buab'n, kommt's mit, die Glock'n tuan's aber!"

Bald steht auch das Burgele mitten unter der neugierigen Menge, die vor der Kirche dem Abseilen der Glocke aus dem Turm zusieht. Vor Wochen schon war der würdige Herr Pfarrer selbst hinaufgestiegen, trug ein Rollmaß bei sich und nahm peinlich und gewissenhaft der Glocke das Maß.

Fast wollte es scheinen, der Glocke werde ein Kleid geschneidert, so genau ging es dabei her, und fein säuberlich machte sich der Pfarrer Notizen in seinem Brevier. Die Glocke schwankte dabei kaum merklich an ihrem braunen Gebälk. Sie war ordentlich eitel geworden über das Maß von Fürsorge, das man ihrem ehernen Leib entgegenbrachte. Aber nach Wochen kam der Bescheid der Bezirksbehörde und brachte den Aufschluß des rätselhaften Beginnens. Die Glocke wurde tauglich befunden, der oberste Kriegsherr hatte plötzlich Interesse genommen an der alten Glocke im Dorf und rief sie zu den Waffen.

So stieg sie langsam und würdig aus ihrem luftigen Kämmerlein zur Erde nieder, und als sie breit und stattlich auf dem Brückenwagen ruhte, schmückte man sie zum Abschied mit Tannenreisig, Blumen und bunten Fähnlein. Geradeso, als wäre sie ein blutjunger Rekrut, den die Musterungskommission tauglich befunden hat.

Nein, so jung war die Glocke nicht mehr. Sie trug unter dem Reliefbild des Gekreuzigten in einem Spruchband die Worte: „Durchs Feuer bin ich flossen, Peter Scheidle hat mich gossen. 1716." Fast wollte sich die Glocke schämen, als ihr Alter, das wohl kaum jemand mehr gewußt, ganz plötzlich allen kundgemacht wurde. Zweihundert Jahre lang hatte sie schon ihre Stimme über die reifenden Felder gesendet, und die Wellen ihres Klanges kündeten Geburt, Hochzeit und Tod, sie erhob bang ihre Stimme, wenn die Gewitter unheildrohend über den Kamm des Gebirges stiegen, und brach die Blitze.

Da sollte nun die Glocke hinausziehen aus dem Tal mit den vielen anderen auch, genau so wie es vor nicht allzu langer Zeit die Väter und Söhne taten, sollte die strengen Kommandoworte hören und über Rauch und Dampf der Schlacht ganz ihrer friedlichen Stimme vergessen. Soll dem Feuer wiedergegeben werden, und aus der flüssigen Lohe, in die sie sich wandelt, zischt in gleißenden Funken sprühend und tückisch das Wort: Krieg!

Der Krieg machte auch vor der altehrwürdigen Glocke nicht halt. Mochte der Pfarrer trauern und am Abend still die Hände über dem abgegriffenen Brevier falten, indem immer wieder das Schicksal der Glocke ihn beim Beten störte, mochte der Meßner finden, daß die zwei kleineren Glocken, die zurückblieben, einen recht ärmlichen Klang gaben, als er sie heute das erstemal allein zum Abendgebet läutete, die Zeit ist eisern und schreitet achtlos über Blut und Wunden.

Da ist aber noch jemand im Dorf, der von Herzen um die Glocke trauert. Das ist die Kreutzner Vef. Ein altes Weiblein, sie zählt bald achtzig Jahre, verschrumpft und eingedörrt, mit gebeugtem Rücken, die zitternde Hand auf einen Krückstock gestützt, wandert sie durch das Dorf, um die Leichen „anzusagen". Mit ihrer dürren Nase, die sie wie einen Habichtschnabel in die Luft hebt, wittert sie den Tod. Sie ist die würdige Gevatterin des Totengräbers. Denn dort, wo ein Leben zu Ende geht, huscht die Vef wie ein Schatten der Mauer entlang, und wie unwillkommen sie auch sein mag, sie nistet sich breit und behaglich wie ein schwarzer, düsterer Vogel in der Stube ein, aus der eben der Tod sein Opfer geholt. Die Vef läßt die schwärzlichen Kugeln des Rosenkranzes durch ihre welke Hand rollen und hält die Totenwache.

Die Vef hat schon mit stolzen, herrischen Bauern gesprochen, wenn sie bleich auf dem Schragen lagen, hatten sie auch im Leben verächtlich über sie die Nase gerümpft, jetzt mußten sie dem alten Weiblein willfährig ihr Ohr leihen, der Tod macht alle gleich. Lag aber ein unschuldig Kindlein auf der Bahre, dem erzählte die Vef die wunderschönsten Geschichten von Gottvaters himmelblauem Mantel, auf dem unzählige Sterne gestickt sind, und von der Gottesmutter, die ihr Kindlein in den Schlaf singt.

Durch viele Jahre hatte die Kreutzner Vef ihr Amt getreulich besorgt, so war sie alt geworden. Die Leute sehen sie gar nicht mehr als ihresgleichen an, sie denken



nicht daran, daß die Vef auch einmal sterben könnte. Daran denkt auch sie selbst nicht, sie steht doch im Dienst eines mächtigen Herrn und genießt von Todes Gnaden ihr karges Brot. Im schwarzen Rock, ein zerschlissenes Tuch um die schmalen Schultern geknüpft, huscht sie weiter durch die Gassen, ihres Amtes treue, beharrliche Verweserin.

Als die Glocke auf der Bahre lag, durfte die Vef nicht fehlen. Sie hat nicht umsonst ihre dürre Nase in die Luft gehoben und witterte den Tod. Der beleuchteten Fenster im Dorf werden immer weniger, sie schließen sich wie Augen, vom Schlafe schwer, die Vef aber trippelt durch die einsamen Gassen und ruht nicht eher, bis sie die tote Glocke auf dem Brückenwagen stehen sieht. Mit dem Krückstock klopft sie an das Metall, der Ton, den sie vernimmt, ist schwach und von banger Trauer. In ihrem alten Kopf regt sich der Gedanke, der lieben Glocke Totenwache zu halten, und liegt in lächerlichem Kampf mit dem Bestreben, den steilen Brückenwagen zu erklettern. Aber endlich sitzt das Weiblein droben, schnauft tief auf, streicht mit der zitternden Hand über das rauhe Erz, duckt sich zusammen, zieht den alten Rosenkranz aus der Kitteltasche und läßt gar eifrig die schwärzlichen Kugeln durch die Finger rollen. Es liegt kein Großbauer auf der Bahre, dem die Vef, bevor er in die Grube fährt, Maß und Vernunft predigt, auf daß er auch schön sittsam und bescheiden vor Gottes Richterstuhl tritt, kein Kind faltet die kleinen Händchen über Blumen und Kreuz, die Leiche, die die Vef heute betreut, ist besonders vornehm, rechtschaffen stolz ist sie ihres würdigen Amtes.

Die Glocke und die Vef könnten einander viel erzählen. War doch auch das alte Weiblein einmal jung, trippelte in die Schule und horchte auf, wenn die Glocke aus ihrem luftigen Kämmerlein rief. Heute will es sie dünken: die Vögel sangen nicht so hell, so lieb und vertraut war ihre Stimme. Die Vef seufzt tief: jetzt wird man Kugeln aus ihrem Leib gießen. Die alte Glocke aber tröstet: trifft eine Kugel in das Herz, und ist es der schwärzeste Feind, er ist doch Mensch wie wir, hat Weib und Kind daheim, dann ist es wie ein leises, leises Singen, dann klingt der Ton der Glocke wieder . . .

Die Nacht ist lang. Der Tod geht mit Riesenschritten über die Erde, auf der sich die Leichen häufen, ein Gedanke blitzt auf in seinem Kopf, und er erinnert sich, daß da fern und weit, in einem vergessenen Tiroler Dorf, ein altes Weiblein in seinen Diensten steht und sein karges Brot ißt. Müde ist es geworden in den langen Jahren, da es dem stolzen Herrn so getreulich gedient hat, möchte sich auch einmal zur Ruhe setzen.

Und da der Tod seine Sense schwingt weit über die Erde, trifft ein Blitzen des blanken Stahls auch das kleine Häuflein, das so vertrauenselig sich zur alten Glocke gehuschelt hat. Trifft die alte Vef ganz sanft wie ein Hauch des Nachtwindes, und das müde, flackernde Flämmlein ist erloschen, bevor noch der erste Sonnenstrahl die Wolken färbt.

Die alte Glocke kann der Vef nicht mehr den Abschiedsgruß läuten. Aber in aller Morgenfrühe treibt der Hirt seine Herde auf die Bergweide, und ein jedes der stattlichen Rinder trägt am ledernen Gurt eine Glocke. Die klingen durch die dünne, kühle Morgenluft, die Sonne steigt strahlend aus dem Wald. Gottes Welt ist schön!

Die Glocken ziehen in den Krieg . . .

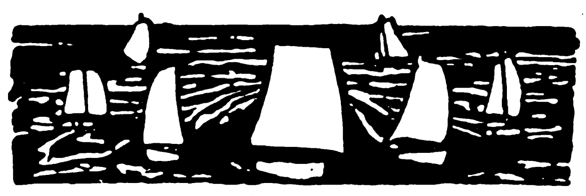
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 49. **Berlin den 2. Dezember 1916.** **18. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 49.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

21. November.

Eine Extra-Ausgabe der kaiserlichen Wiener Zeitung meldet: Seine k. und k. Apostolische Majestät Kaiser Franz Josef I. sind heute, 21. November, 9 Uhr abends im Schloß Schönbrunn sanft im Herrn entschlafen.

Der neue Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn, Kaiser Carl, gibt in einem Handschreiben an den Ministerpräsidenten von Koerber bekannt, daß er die Regierung übernommen, und beauftragt den Ministerpräsidenten mit der Veröffentlichung eines Manifestes „An Meine Völker!“

22. November.

West- und ostpreußische Infanterie und Eskadrons Ihrer Majestät Kürassierregiments Königin dringen als erste deutsche Truppen in Crajova ein.

23. November.

In der Walachei plangemäßer Fortgang der Operationen. In der Dobrudscha und an mehreren Stellen der Donau lebhaftes Feuer von Ufer zu Ufer.

24. November.

Orsova und Turnu Severin sind genommen. Kräfte der Heeresgruppe Mackensen haben die Donau an mehreren Stellen überschritten.

Der russische Staatssekretär Trepow wird zum Ministerpräsidenten ernannt.

25. November.

Südlich des Alt-Durchbruchs durch die Transsylvanischen Alpen entreißen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Rumänen mehrere Ortschaften. Die bei Sviftov übergegangenen Teile der Heeresgruppe Mackensen gewannen Boden.

26. November.

Im Alt-Tal ist Ramnicu Valcea genommen. Auf den Höhen nördlich von Curtea de Arges leistet der Rumäne noch hartnäckigen Widerstand.

Unter den Augen des Generalfeldmarschalls von Mackensen ist der Uferwechsel der für die weiteren Operationen in Westrumänien bestimmten Donau-Armee plangemäß durchgeführt. Wir stehen vor Alexandria.

27. November.

In der Monastir-Ebene und den Bergen im Cerna-Bogen schwere Niederlage der Entente durch Scheitern eines großen Angriffs von Trnova (nordwestlich Monastir) bis Makovo.

Die beiderseits des Alt von Norden vordringenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen des Generalleutnants Krafft von Delmensingen haben den Feind hinter den Topologo-Abschnitt geworfen. Der Vedea-Abschnitt ist oberhalb und unterhalb Alexandria erreicht, die Stadt selbst genommen.

Von Turnu Severin her drängten unsere Truppen den Rest der rumänischen Orsova-Gruppe nach Südosten ab. Der geschlagene Feind hat neben blutigen Verlusten 28 Offiziere, 1200 Mann, 3 Geschütze, 27 gefüllte Munitionswagen und 800 beladene Fahrzeuge eingebüßt.

○ ○ ○

Kaiser Franz Josef †

Von Universitätsprofessor Dr. Paul Herre, Leipzig.

Kaiser Franz Josef ist nicht mehr. Erschüttert tritt der Historiker an die Bahre des toten Herrschers, überwältigt von dem unerhörten Reichtum dieses Lebens, das nun seinen Abschluß erreicht hat und ganz der Geschichte angehört. Welch eine Fülle von Wechsel umfaßt diese Gestalt, die nahezu 68 Jahre die Geschicke der Donaumonarchie bestimmt hat. Welch ein Wandel ist überhaupt in diesen zwei Menschenaltern von 1848 bis 1916 beschlossen mit ihrer Entwicklung von den Anfängen der Eisenbahn bis zur Beherrschung der Luft, von der Kerze und Petroleumampel bis zur elektrischen Bogenlampe; und all diesen Wechsel und Wandel der Technik mit den umstürzenden Folgen für unser gesamtes Leben hat Franz Josef in dem gebieterischen Amt eines Kaisers und Königs miterlebt: Grund genug, um seiner Persönlichkeit ein innerstes Interesse entgegenzubringen, auch wenn sie sonst nicht vermöchte, die Blicke auf sich zu lenken. Aber der heimgegangene Herrscher ist der geschichtlichen Beachtung in ganz besonderer Weise sicher. Wie nur irgendein Mensch hat er als Träger alter und neuer Kräfte im Mittelpunkt seiner Zeit gestanden, nicht nur passiv von ihnen getrieben und geleitet, sondern im Sinn fortschrittlicher Weiterentwicklung durchaus schöpferisch einwirkend und bestimmend. Die Überführung eines alten Österreich in ein neues Österreich-Ungarn ist der Inhalt seiner Regierung; der Kaiser selbst hat daran entscheidenden Anteil.

Als Franz Josef sein schweres Herrscheramt antrat, war das alte Oesterreich zusammengebrochen, und es harrte seiner die ungeheure Aufgabe, auf den Trümmern des geborstenen Baues ein neues Staatswesen zu errichten. Vom ersten Tag an ist er sich der Verantwortung, die er damit auf sich nahm, voll bewußt gewesen, und es muß uns ergreifen, wie pflichteifrig er damals am 2. Dezember 1848 zu Olmütz Krone und Zepter aus den matten Händen seines zurücktretenden Oheims entgegennahm. Ans Herz greift uns auch der kindliche Segenswunsch, mit dem Kaiser Ferdinand dem jugendlichen Neffen in dieser Zeit des Gärens und Wogens den Herrscherplatz einräumte: „Gott segne dich. Sei nur



brav, Gott wird dich schützen. Es ist gern geschehen." Der achtzehnjährige Erzherzog Franz, der als Kaiser den populären Namen Josef dem seinen hinzufügte, war bis dahin ein völlig unbeschriebenes Blatt, aber die Grundeigenschaften seines Wesens, aus denen allmählich die geschlossene Persönlichkeit herausreifte, lagen schon klar zutage.

Zwei Weltanschauungen hatten um die Seele des Jünglings gerungen. Durch seine Erzieher hatte die Idee des Klerikalismus und Konservativismus ebenso zu ihm gesprochen wie der freiheitliche Geist des Josefinismus: auf der einen Seite ein Graf Heinrich Bombelles, der überzeugungstreue Schüler Metternichs, und ein Kardinal Rauscher, der hochgebildete, aber doch streng kirchliche Prälat; auf der anderen Seite modern denkende Soldaten, wie Graf Coronini und Oberst Hauslab, und erfahrene Beamte, wie die Staatsräte Pilgram und Lichtenfels. Zwischen diesen gegeneinanderstehenden Kräften des alten Österreich verstand der Herrscher, den rechten Weg vorwärts zu finden. Gewiß konnte Franz Josef das nicht in der souveränen Stellungnahme eines Kraftmenschen, der seinen zielbewußten starken Willen seiner Umgebung aufzwingt; dies Wesen hatte ihm die Natur versagt. Doch war ihm von seiner charaktervollen, energischen Mutter, der Erzherzogin Sophie aus dem Wittelsbacher Haus, das hohe Pflichtbewußtsein in die Wiege gelegt worden, das stets eine der wichtigsten Voraussetzungen für die Ausübung des Herrscheramts bleiben wird, und es fand seine Ergänzung in einem nüchternen und klaren Verstand, der ihn schließlich doch meist das sachlich Richtige und Notwendige erkennen ließ. Und diese kühle Urteilsfähigkeit verband sich ihm von vornherein mit einer echten Menschlichkeit und Gemütstiefe, auch einem kostbaren Erbstück seiner ausgezeichneten Mutter. Mit diesem Charakter, mit diesen Bildungsvoraussetzungen hat der junge Monarch voll Eifer seine Aufgabe ergriffen, hat der reifende Herrscher, hat der greise Kaiser um ihre Lösung unermüdlich bis zum letzten Atemzug gekämpft und gerungen.

Und so steht uns die Persönlichkeit vor Augen, klar und unverrückbar in ihren Grundzügen: der anmutige und elegante junge Monarch der vierziger und fünfziger Jahre, der kraftvolle und männliche Herrscher der sechziger bis achtziger Jahre und der greise Kaiser, der, gebeugt vom Alter, doch mit der immer gleichbleibenden Bereitwilligkeit, auch den repräsentativen Pflichten seines Herrscheramts nachkommt. Und stets ist er der liebenswürdige, trotz des gravitätischen Hofzeremoniells der Habsburger allem Prunk fremde, die großen und kleinen Sorgen seiner Untertanen mitfühlende Herr, der leutselig und schlicht auch mit dem niedersten Bauern und Arbeiter zu verkehren vermag. Wie gütig und ernst zugleich schauen uns die Augen an, welch echte Majestät spricht aus der freundlich entgegenkommenden und doch fürstlich reservierten Haltung. Wie haben Maler und Bildhauer gewetteifert, diese Verbindung natürlicher Hoheit und wahrer Menschlichkeit festzuhalten. Welch eine Fülle von Erzählungen und Anekdoten sind im Volk über ihn im Umlauf, und immer mit dem Bestreben, das warmherzige Mitempfinden des erlauchten Herrn darzutun. Kaum einem andern Monarchen dürfte es in diesem Maß gelungen sein, sich die Zuneigung des Volkes zu erwerben. Franz Josef stand zu seinen Untertanen in direkter Beziehung, sei es, wenn er in den geliebten Bergen sich dem Weidwerk hinab, sei es, wenn in der Wiener Hofburg dem schlichtesten Untertanen sich die Pforten zur Audienz auftaten, sei es, wenn er in Gastein und Ischl Erholung suchte von den Anstrengungen der Regententätigkeit. Neben diesem freundwilligen Eingehen auf die Volksart ein echter Wiener Humor und Witz, der auch vor schärferen Pointen nicht zurückschreckte: und all das zusammengeschlossen zu der vollharmonischen Gesamtwirkung einer liebenswert einfachen Persönlichkeit. Vollends die harten Schicksalschläge, die den Kaiser als Menschen und Herrscher betroffen, haben ihn den Völkern Österreichs ans Herz wachsen lassen, und es muß einen jeden gefangennehmen, wie er mit all dem Tragischen, das ihm ein wechselvolles Leben beschert hat, weitergewachsen ist zu dem ganz abgeklärten Menschen, der überall zu begreifen sucht, und der sich auch scheut zu verurteilen, wo andere eilen, den Stab zu brechen. Und dabei blieb er der nimmermüde arbeitsame Regent, der in fest geregelter Tätigkeit sein Tagespensum erledigt wie nur irgendein pflichteifriger Beamter, dem in den Tagen des Alters die Ärzte kaum die für den Körper notwendigen Ruhepausen haben abringen können.

So kennen wir alle Kaiser Franz Josef. So kennen und lieben ihn nicht nur die Völker der Donaumonarchie, die jetzt um den Heimgegangenen trauern; so kennen und verehren ihn auch die Deutschen des Reichs, die an dem schweren Verlust mittragen, als habe er sie selbst betroffen; so kennt und schätzt ihn die gesamte gesittete Welt. Selbst in diesen Tagen schwerer Kriegsnot und grausigen Sterbens überkommt uns etwas von der Stimmung der Märztage des Jahres 1888, da unter dem herzlichen Anteil aller Völker des Erdenrunds Kaiser Wilhelm I. zu Grabe getragen wurde. Ja, der Tod Franz Josefs bedeutet — wenn es erlaubt ist, diese Parallele weiterzuziehen — für die Donaulande fast mehr als seinerzeit Wilhelms I. Hinscheiden für das Reich, hat doch neben ihm nie eine überragende Persönlichkeit wie Otto v. Bismarck gestanden, zu dem, von dem verehrten Herrscher weg, immer wieder das Auge des Volkes gleiten wird. Was der Hohenzollernkaiser seinem großen Diener abgeben muß, behält der habsburgische Kaiser für sich. Er trägt ganz allein Schuld und Verdienst; niemand hat, auch für sein politisches Tun und Lassen, die Verantwortung als er selbst.

Es ist außerordentlich schwer, den Staatsmann Franz Josef zu beurteilen; er hat manches Lob, aber auch viel Tadel erfahren. Am meisten wird ihm sein Schwanken vorgeworfen, und tatsächlich hat er sein Vorgehen ja etwa ein dutzendmal gewechselt. Von nicht entscheidender Bedeutung ist dabei der Einfluß seiner Umgebung gewesen. Allerdings sind in den ersten zwei Jahrzehnten einzelne Persönlichkeiten, wie des Kaisers Mutter Erzherzogin Sophie, Kardinal Rauscher, der Freiherr von Kübeck, der Generaladjutant Graf Grünne und Graf Moritz Esterhazy, nicht ohne Einwirkung auf ihn gewesen. Wie begreiflich bei einem jungen unerfahrenen Herrscher, der den Dingen des Staats fremd gegenüberstand, und der sich nun plötzlich in der Zwangslage befand, mit lastender Verantwortung über sie zu entscheiden. Indessen unverdrossen sich in die Staatsgeschäfte hineinarbeitend, ist er mehr und mehr selbständig geworden, zumal gegenüber den Ministern. Und in allem entschied sein redlicher und sachlicher Wille, auch bei den jähen Wendungen. Unsicherheit und Unverläßlichkeit sind Franz Josef nicht abzusprechen, aber sie haben mehr ihren Ursprung in den überaus schwierigen Verhältnissen als in der Persönlich-

keit des Herrschers. Österreich-Ungarns Entwicklung schloß Probleme in sich, die schlechterdings keine Analogie in Europa hatten; ihre ganze Logik drängte in eine Richtung, die jeder andern gleichzeitigen zuwiderlief. Nicht die Idee des nationalen Einheitstaats, die im 19. Jahrhundert Genies, wie Bismarck und Cavour, geboren hat, wies der Donaumonarchie das Ziel ihrer staatlichen Zukunft, sondern ihr gerades Gegenteil. Nationalitäten von durchaus verschiedener Sprache, Kultur und Rasse galt es zu gemeinsamer Kulturarbeit und zu friedlichem Zusammenleben in einem Staatsverband zu erhalten, und das gegenüber allem leidenschaftlichen Streben nach Trennung und Selbständigkeit. Was sollte da anders geschehen, als daß man alle erdenklichen Mittel anwandte, die Staatseinheit zu bewahren?

Franz Josef tat daher nur, was er konnte: Erfahrung sammelnd probierte er. Freilich schwankte er ein wenig allzuviel, seine Wendungen waren manchmal allzu jäh. Aber der Kaiser fühlte sich diesen außergewöhnlichen Schwierigkeiten nicht gewachsen. Er war in seinem Wesen auch zweifellos stark Deutsch-Österreicher und teilte so mit seinen Landsleuten den Mangel an kraftvoller Initiative und zugreifender Energie wie an geduldigem Festhalten. Mit seiner Neigung, von der Hand in den Mund zu leben, gab er den schwierigen Verhältnissen vielfach allzu bereitwillig nach. Zudem lebte, was freilich selbstverständlich ist, in seiner Persönlichkeit die dynastische Tradition besonders stark fort. So ging er seinen Weg, so gut er konnte und wie die Lage der Dinge ihm vorzuschreiben schien. Für den grandiosen Versuch Schwarzenbergs und Bachs, ein zentralisiertes österreichisches Staatswesen im Sinne der absolutistischen Staaten des 16. bis 18. Jahrhunderts zu schaffen und so die modernen Kräfte niederzuringen, trägt er nicht die geschichtliche Verantwortung; es waren das seine unselbständigen Lehrjahre. Dagegen hat er die traditionelle habsburgische Politik in Deutschland und Italien, wenn nicht wieder aufgenommen, so doch bewahrt und mit innerem Anteil weitergeführt; an den Katastrophen von 1859 und 1866 hat er die volle Mitschuld des bestimmenden Herrschers. Wer wollte ihm daraus einen Vorwurf machen! Am wenigsten vermag da der Historiker zu verurteilen, der die unwiderstehliche Macht geschichtlicher Überlieferung einzuschätzen gelernt hat, der weiß, welche wertvollen menschlichen Kräfte in der nachwirkenden Tradition beschlossen sind. Vielmehr muß er mit rühmendem Nachdruck darauf hinweisen, wie der Kaiser mit staatsmännischer Einsicht die Folgerungen aus dem Zusammenbruch der alten Staatsidee gezogen hat, wie er mit seelischer Größe unter Hintansetzung aller persönlichen Gefühle und Wünsche nach einer kurzen Zeit des Zauderns daran gegangen ist, den Boden für das grundsätzlich Neue zu schaffen.

Vollends seit den kritischen Tagen von 1870-71, da eine Kriegspartei Deutschlands Kampf mit Frankreich dazu benutzen wollte, den verlorenen Boden wiederzugewinnen, hat Franz Josef über alles Schwanken und Tasten hinweg sicher und klar sein Ziel verfolgt. Immer greifbarer gestaltete sich ihm die Erkenntnis, daß die Zukunft Österreichs-Ungarns in der Entwicklung des Gesamtdonaustaates mit dem Blick gen Osten begründet liegt; immer offenbarer wurde dies der Inhalt seiner politischen Praxis. Diesem Ziel nachstrebend, hat er allen Einwirkungen getrotzt und auf eine Revision des Ergebnisses von 1866 verzichtet. Ja, er hat, als ein Dutzend Jahre ins Land gegangen waren, nicht gezögert, die ihm gereichte Hand des alten Gegners zu engem Bund zu ergreifen. Mag ihm der Schritt schwer, bitterschwer geworden sein: er hat ihn als heilsam erkannt, und er hat ihn nie zu bereuen gehabt. Das Bündnis der Donaumonarchie mit dem Deutschen Reich hat durch ein Menschenalter segensreich gewirkt und ist geradezu zur unentbehrlichen Daseinsgrundlage Österreich-Ungarns geworden. An seinem Zustandekommen und an seiner dauernden nachhaltigen Geltung, die auch das große, gegen Deutschland gerichtete Einkreisungswerk überdauert hat, gebührt dem Kaiser ein großer Teil des Verdienstes.

Aber auch für die innere Gestaltung Österreichs hat seit 1866 Franz Josef die notwendig gewordene Schwenkung vollzogen: die zugunsten des Nationalitätenstaates. Mag an der Ordnung der Verhältnisse im einzelnen noch soviel ausgesetzt werden: an der Notwendigkeit der Gesamtrichtung, die die kaiserliche Politik seitdem eingeschlagen hat, ist heute nicht mehr zu zweifeln. Das Vordringen der slawischen Nationalitäten in sozialer wie politischer Hinsicht sprach ebenso nachdrücklich wie die Wandlung der Staatsidee. Niemand mag mehr bedauert und mehr darunter gelitten haben als der Herrscher, daß ihm dabei die Gefahr erwuchs, seinen deutschen Untertanen entfremdet zu werden. Es läßt sich bei ruhiger Betrachtung der Entwicklung gar nicht verkennen, daß der Regent der Donaumonarchie aus der staatlichen Notwendigkeit heraus darauf gewiesen wurde, zum Deutschtum eine veränderte Stellung zu nehmen, das seine alte Rolle als Staatsvolk nicht aufrechtzuerhalten vermochte. Eine besondere Bedeutung für die Wandlung dieses Verhältnisses kommt der kurzsichtigen Stellungnahme der Deutschen zur Frage der Okkupation Bosniens und der Herzegowina zu; es ist deutlich zu erkennen, wie mit der Erprobung des politischen Unverständnisses seiner deutschen Untertanen, mit ihrem Versagen gegenüber den Notwendigkeiten des neuen Staatswesens der Kaiser sicherer und sicherer wurde in der beschrittenen Bahn. So ist er seinen Weg gegangen, mit den beiden gegeneinanderstehenden Staatstendenzen sich abfindend: den zentralistischen Bestrebungen, die aus der Tradition heraus in dem Deutschtum der 60er und 70er Jahre die wirksamste Verkörperung hatten, und den dezentralistisch-föderalistischen, die, vorwiegend von den slawischen Nationalitäten getragen, mächtiger und mächtiger zur Geltung gelangten. Franz Josef hat in diesem leidenschaftlichen und erbitterten Ringen, das zeitweilig alle staatlichen Bande zu zersprengen drohte, seine kühle Ruhe behauptet; nicht zum mindesten ist es seiner vorsichtigen, ausweichenden Zurückhaltung zu verdanken, wenn immer wieder durch Provisorien und ausgleichende Maßnahmen der rettende Ausweg aus schier unlösbaren Verwicklungen gefunden wurde.

Gleichzeitig wurde das seit der Katastrophe von 1859 konstitutionell gewordene Staatswesen dem sozialen Entwicklungsprozeß entsprechend ausgebaut. Der Kaiser hoffte durch eine schrittmäßige Erweiterung des Verfassungslebens den bösen Folgeerscheinungen des Nationalitätenkampfes entgegenwirken zu können, um auf diese Weise die Staatseinheit aufrechtzuerhalten, die ihm bei aller Rücksicht auf die nationalen Sonderinteressen vor allem am Herzen lag. So ist er von der engen Basis des Februarpatents von 1861 und ihrer Erneuerung von 1867 durch die Reformen der Jahre 1873, 1885 und 1896 vorwärts geschritten bis zur Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts im Jahre 1906. Aber die Erwartung, daß zumal sie hinsichtlich einer Gesundung der



Parteiverhältnisse den heilenden Ausgleich schaffen werde, hat sich nicht erfüllt. Die Gegensätze der Nationalitäten blieben unabgeschwächt bestehen, und der staatliche Gesichtspunkt trat nicht beherrschend in den Vordergrund. Ja, das ungebärdige Tschechentum entzog sich immer wieder dem nationalen Ausgleich in Böhmen, der im staatlichen Interesse so dringend erforderlich war, und gab vielmehr staatsfeindlichen Einflüssen nach. Unter dem Eindruck der großen Vorgänge des Weltkriegs tat deshalb noch der greise Herrscher den Schritt, der die endgültige Heilung zu bringen verspricht: ohne den berechtigten Interessen der Nationalitäten zu nahe zu treten, suchte er wieder einen stärkeren Rückhalt am Deutschtum, das sich als der unerschütterlich zuverlässige Träger der Staatsidee erwies. Mit Maßnahmen, deren innerer Zusammenhang wohl zu erkennen ist, hat er dem neuen staatlichen System den Boden bereitet, das sich in der Zukunft erheben wird. Schon lebt auch das Schlagwort, das der Vollendung des inneren Ausbaus die Wege weist: Durchführung der nationalen Autonomie und Selbstbesteuerung zur Deckung der kulturellen Bedürfnisse der einzelnen Nationalität. Man darf dem Optimismus Ausdruck geben, daß die innerstaatlichen Schwierigkeiten in Österrenich der Entwirrung entgegengehen.

Mit der Lösung der schwierigen österreichischen Verhältnisse beschäftigt, hat Franz Josef die ungarischen Dinge ein wenig lässig behandelt. Aus der Verbindung, die 1867 unter seiner entscheidenden Anteilnahme zustande kam und in der damaligen Lage vielleicht unvermeidlich war, weitgehende Folgerungen ziehend, ließ er es zu, daß die Entwicklung jenseit der Leitha die entgegengesetzte Richtung nahm als diesseit derselben. Was in Österreich zugunsten der Nationalitäten zu viel geschah, geschah in Ungarn zu wenig, während die mittlere Linie zwischen der Stellung der Deutschen in Österreich und der Madjaren in Ungarn die gegebene Richtung für die zukünftige Gestaltung des staatlichen Zusammenlebens hätte sein sollen. Aber aus mancherlei Anzeichen läßt sich schließen, daß der in Serajewo hingemordete Erzherzog Franz Ferdinand, der sich bereits angeschickt hatte, mit starker Hand das Lebenswerk seines Oheims fortzusetzen und zu vollenden, mit dessen ausdrücklichem Anteil an die Erfüllung der schweren Aufgabe zu gehen gewillt war: einen dauernden Ausgleich zwischen den beiden Reichshälften herzustellen. Sie bleibt nun dem jugendlichen neuen Kaiser Carl überlassen.

Daß eine dauernde Ordnung der innerstaatlichen Verhältnisse Österreichs und Ungarns und ihres Verhältnisses zu einander die Vorbedingung ist für die Stellung der Monarchie im europäischen Staatensystem, hat die Geschichte der letzten Jahrzehnte aufs klarste bewiesen und stand Franz Josef deutlich vor Augen. Indem er die Ausweisung aus Deutschland und Italien als historische Gegebenheit anerkannte, vollzog er die Wendung nach dem Osten, die allein der Staatsidee des Gesamtdonaustaates entsprach. Wohl war die Okkupation Bosniens und der Herzogewina, die Österreich-Ungarn zum mächtigsten Balkanstaat machte, das Werk Julius Andrassys, aber das Wort, das dieser über seinen Herrscher prägte, er sei sein eigner auswärtiger Minister und nicht der schlechteste, wirft ein helles Licht auf Franz Josefs Anteil an der bedeutungsvollen Entscheidung. Trotz aller inneren Hemmnisse hielt der Kaiser an der 1878 eingeschlagenen Richtung entschlossen fest, und die 1908 vom Grafen Aehrenthal durchgeführte Annexion der beiden ehemaligen türkischen Provinzen betonte, bei aller gleichzeitig bewiesenen Nachgiebigkeit, ebenso wie das Verhalten des Grafen Berchtold in der schweren Balkankrise der Jahre 1912-13 nachdrücklich die ostwärts gerichteten Interessen der Monarchie. Diese Politik richtete sich mit gleichbleibender Entschiedenheit namentlich gegen die Bestrebungen Rußlands, durch den Balkan hindurch nach Konstantinopel sich auszubreiten, von der klaren Einsicht getragen, daß das Dasein des Völkerstaates in dem Fortbestehen der selbständigen slawischen Nationalitäten begründet ist. Indem sie mit zugleich staatsmännischen und kulturellen Erwägungen ihre Aufgabe dahin verstand, in friedlicher Arbeit die „Mission" Österreich-Ungarns auf dem Balkan zum Siege zu führen, verzichtete die Kaiserliche Regierung auf alle weitere territoriale Eroberung. Um so mehr war sie freilich darauf gewiesen, den Nationalitäten ihres Doppelstaates ein erträgliches Leben zu sichern. Um so größer war aber auch ihr Recht, über die Erhaltung dieser Grundlagen zu wachen, und es ist angesichts des maßvollen Charakters des von Franz Josef verfolgten politischen Ziels wahrhaft tragisch, daß es dem greisen Herrscher nicht erspart blieb, gegenüber den unersättlichen Machtinstinkten des Panslawismus den Kampf um das Dasein aufzunehmen. Schon heute jedoch läßt sich sagen, daß die von dem Heimgegangenen verkörperte Staatsidee in dem großen Ringen ihre Kraftprobe bestanden hat. Österreich-Ungarn bewährt sich, trotz mancher Gegenäußerungen, die aus der langen Minierarbeit nur zu erklärlich sind, als der Doppelstaat, der auf der Basis der nationalen Sonderheiten und einer wahren Kulturgemeinschaft die Völkersplitter an der Pforte des Orients zusammenschließt. Freilich sind in alledem noch Zukunftsaufgaben beschlossen, deren Erfüllung unsere Generation nicht erleben wird, aber sie wachsen mit unbedingter Folgerichtigkeit und Notwendigkeit aus der Entwicklung der letzten Jahrzehnte heraus, und der sie einmal errichtet, wird als der Erbe Franz Josefs bezeichnet werden.

Die Gestaltung des modernen Österreich-Ungarn, das so zukunftsfroh wieder der Gegenwart angehört, ist das Werk Kaiser Franz Josefs I.; das ist gewiß schon heute ein begründetes historisches Urteil. Seinen Anteil im einzelnen festzustellen, muß späteren Geschlechtern vorbehalten bleiben. Fürsten haben es wahrlich nicht leicht, wenn sie ihr Amt mit ernstem Verantwortungsgefühl ausüben, am wenigsten die Herrscher Österreich-Ungarns. Wir wissen, mit welchem Bewußtsein der Pflicht, mit welcher Hingabe an das von ihm übernommene Amt der Kaiser seinen Herrscherberuf erfüllte. Denken wir auch daran, wie der Heimgegangene über diesen drängenden und schwierigen Erfordernissen staatlich-politischer Gestaltung auch niemals die weiteren Aufgaben und Pflichten des Regenten vernachlässigte, wie er als Mensch und als Fürst in engster Verbindung zu bleiben suchte mit den treibenden Kräften der Zeit, wie er den Bedürfnissen des Wirtschaftslebens das gleiche Interesse entgegenbrachte wie den geistigen und religiösen Regungen und Bewegungen! In der Persönlichkeit wie im Wirken erinnert uns der Kaiser an seine große Ahnfrau, die Kaiserin Maria Theresia, während er mit dem lodernden und ungestüm vorwärts drängenden Josef II. nicht verglichen werden kann; neben den Namen dieser beiden hervorragendsten Habsburger der neueren Zeit wird der seinige stets warm und achtungsvoll genannt werden. Franz Josef hat eine schwere, wahrhaft schwere Aufgabe zu erfüllen gehabt, und was er geleistet hat, wird die Geschichte als durchaus nicht gering anerkennen.



Zum 60. Geburtstag des Reichskanzlers.

Hierzu das Porträt von Olaf Gulbransson und 3 Abbildungen.

Auf dem Höhepunkt des Weltkrieges überschreitet unser Reichskanzler das sechzigste Lebensjahr. Als Fürst Bismarck als Begründer der deutschen Reichseinheit aus Frankreich zurückkehrte, war er ein Fünfundfünfzigjähriger, dessen Kraft noch wenig berührt war von der gewaltigen Summe an Arbeit und Schaffen, die der Krieg seinen Schultern auferlegt hatte. Die größere Arbeit stand ihm noch bevor, als es für ihn hieß, das neugefügte Reichsgebäude in all seinen Einzelheiten innerlich wie äußerlich auszubauen. Nur eine Titanennatur wie die des ersten Kanzlers konnte daran denken, in seiner Person ein Amt zu vereinigen, in dem in so ausgesprochener Weise sämtliche Fäden der Regierungsgewalt vereint sind, wie in dieser höchsten Spitze des deutschen Staatsbaues. Wie schwer dieses Amt auf den Schultern des Siebzigjährigen häufig gelastet hat, wissen wir aus seinen eigenen Bekenntnissen.

Dem fünften Kanzler des Deutschen Reiches ist das Erbe zugefallen, die Schöpfung seines ersten Vorgängers in einem Völkerringen, gegen welches der deutsche Einheitskrieg vor 45 Jahren wie ein harmloses Waffenspiel anmutet, zu schützen und gegen einen Ansturm von West und Ost, wie ihn die Welt nicht gesehen, zu verteidigen. Was damals in wenigen wuchtigen Schlägen fast spielend aufgebaut worden, muß heute mit dem Aufgebot unserer gesamten nationalen Kräfte gegen feindlichen Vernichtungswillen gehalten und gewahrt werden. Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Dimensionen in diesem einen Menschenalter das Reichsgebäude angenommen, wird man sich auch ein Bild von der Summe der Arbeit und Pflichten, die sich seitdem auf den Schultern des ersten Reichsbeamten gehäuft haben, machen können. Auch heute vollzieht sich an der Wirkungstätte Bismarcks eine Titanenarbeit, die nur der zu ermessen vermöchte, der einmal Einblick in das Getriebe dieses unseres politischen Generalstabes gehabt, dessen Chef der nunmehr sechzigjährige Herr von Bethmann Hollweg ist. In einem Diplom, das den fünften Reichskanzler im vorigen Jahre zum Ehrendoktor der Gießener Universität ernennt, heißt es: „Dem Staatsmann, der dem Kriege ehrlich zu wehren strebte, auf reines Gewissen im deutschen Handeln hält, in erzwungenem Kampf der sittlichen Kraft des Volkes fest vertraut, in starkem Glauben deutscher Zukunft die Wege bahnt.“ Wer diese Worte schrieb, hat, so möchten wir meinen, einen tieferen Blick in das Wesen des Mannes getan, der heute die politischen Geschicke eines um sein Dasein kämpfenden Volkes leitet als jener, der das Schlagwort vom „philosophischen“ Kanzler prägte. Daß Bethmann Hollweg alles andere als ein unpraktischer Philosoph ist, dafür nur ein Beispiel aus früherer Zeit. Als er seinem Vater als Landrat von Freienwalde folgte, hat der junge Anfänger dort mehr praktische Arbeit als je einer auf diesem Posten geleistet. Seiner Initiative verdankte es der Kreis, wenn in verhältnismäßig kurzer Zeit die von



Spezialaufnahme der „Woche“.
Von links: August Felix v. Bethmann Hollweg; Isa Gräfin v. Zech-Burkersroda, geb. v. Bethmann Hollweg; Graf Julius v. Zech-Burkersroda.

Die Familie des Reichskanzlers.

Friedrich dem Großen begonnene Entwässerung des Oderbruches vollendet wurde, daß selbst die für Neuerungen wenig zugängliche Bauernschaft ihr Geld aus dem Strumpf zog und sich an dem Ausbau des Landes beteiligte, so daß weite Strecken fruchtbarer Wiesen und Äcker entstanden, wo bisher saure Weiden und Unland brachgelegen, und neue Chausseen und Wege das Gebiet durchkreuzten, wo sich bis dahin elende Dorfstraßen durch das Land gewunden. Daß der junge Landrat

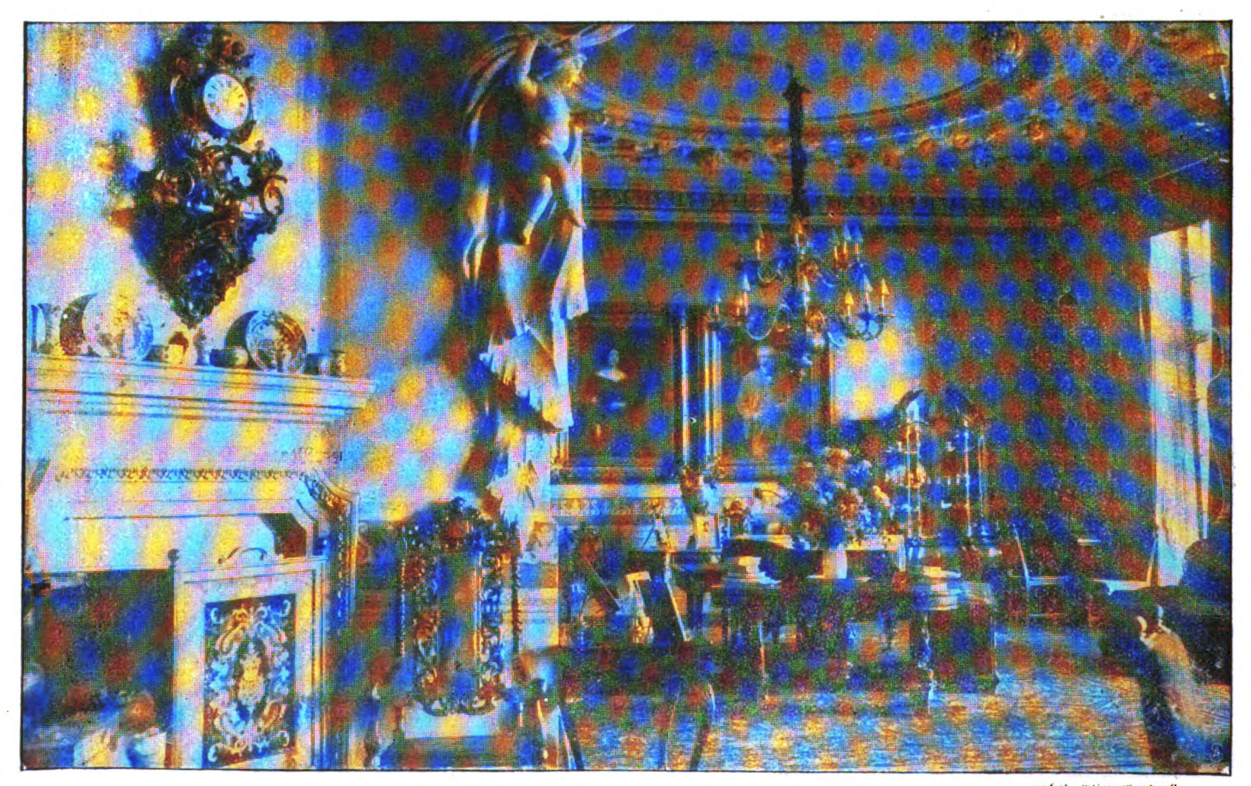
praktischen Sinn besaß und kein philosophischer Träumer war, zeigte der Vermögenschatz, den er einige Jahre später trotz solch gewaltiger Aufwendungen dem dankbaren Kreis hinterließ: aus einer Schuldsumme von mehreren hunderttausend Mark war mit der Zeit ein Aktivbestand in gleicher Höhe geworden. Der Kreis gehört seitdem zu den ertragreichsten der ganzen Provinz. Was aber schon damals den jungen Landesbeamten auszeichnete, nämlich der gesunde Sinn für reale Wirklichkeit, kann dem in einer mehr als fünfunddreißigjährigen Staatspraxis Ergrauten nicht mehr fehlen. Wenn aber etwas an den Philosophen alten Schlages erinnert, so ist es vielleicht der stoische Gleichmut, mit dem der fünfte Reichskanzler von der Stätte seiner Arbeit über die Schar seiner Kritiker hinweg auf das Endziel seiner staatsmännischen Aufgaben zu blicken pflegt.



Phot. Alice Matzdorff.

Schloß Hohenfinow.

Der Arbeitstag des ersten Staatsbeamten beginnt bereits in früher Morgenstunde, und des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr hört er nicht minder oft schlagen, wie der letzte kleine Kanzleibeamte in der Provinz. Pünktlichkeit und kluge Zeiteinteilung allein können ein so umfangreiches Tagewerk, wie es der Kanzler zu vollenden hat, fördern helfen. Um sieben in der Frühe besteigt Herr von Bethmann Hollweg bereits sein Pferd, um in Begleitung seines Adjutanten, des Legationssekretärs Grafen Zech, der bekanntlich seit



Phot. Alice Matzdorff.

Zimmer in Hohenfinow. (Im Hintergrund die Bilder der Eltern des Reichskanzlers.)

zwei Jahren mit der einzigen Tochter des Kanzlers verheiratet ist, seinen Morgenritt im Tiergarten zu machen. Auch Wind und Wetter haben ihn von dieser ihm liebgewordenen Gewohnheit fast nie abzubringen vermocht. Ins Palais zurückgekehrt, beginnt sofort der eigentliche Arbeitstag des Kanzlers. Depeschen, Briefe Aktenstücke in großer Zahl werden gleich bearbeitet und über sie Verfügungen getroffen. Bereits zwischen 10 und 11 Uhr werden die ersten Vorträge von Ministern und Staatssekretären gemeldet, und es beginnt dann ein Kommen und Gehen aller der Ressortchefs, die wichtige Angelegenheiten vortragen oder auf deren Entscheidung harren. Schon hier zeigt sich das staatsmännische Geschick des großzügigen Praktikers, mit dem er aus der großen Summe des Gelesenen oder Gehörten die Details auszuscheiden und nur das Wesentliche aus dem Komplex der ihm vorgelegten Fragen ins Auge zu fassen pflegt. Nur diese Kunst des Festhaltens an der großen Linie ermöglicht ihm den klaren Überblick über das Ganze und Wichtige. Erst um halb zwei vereinigt ihn ein Frühstück mit seiner Familie, das aber von kurzer Dauer ist, denn schon eine Stunde später weilt der Kanzler wieder an seinem Arbeitstisch, der ihn, abgesehen von einer flüchtigen Pause in der Teestunde, bis gegen 8 Uhr abends an sich fesselt. In dieser Zeit pflegen bereits die ersten Gäste, die der Kanzler zur Abendmahlzeit geladen, einzutreffen. Herr von Bethmann ist im allgemeinen kein Freund großer Gesellschaften und zieht eine Tafelrunde von drei bis vier Gästen um des innigeren Gedankenaustausches willen vor. Sobald die Besucher die gastlichen Räume des Kanzlerhauses verlassen, zieht sich der Hausherr noch einmal in sein Arbeitzimmer zurück, um die Stille der Nacht der Bearbeitung noch unerledigt gebliebener Sachen zu widmen.

Unser Reichskanzler ist bekanntlich ein hervorragender Meister auf dem Klavier, aber in den Kriegsjahren sah man ihn des Abends nur selten am Flügel seinen geliebten Beethoven oder Bach spielen. Ein freies Stündchen widmet er gern der schönen Literatur, in der Goethe für ihn obenan steht, wie denn überhaupt sein Sinn stark auf das Klassische gerichtet ist. Hand in Hand damit geht freilich auch seine große Vorliebe für historische Sachen, an denen seine Bücherei besonders reich ist. Entgegen vielfachen Annahmen soll hier nur kurz erwähnt sein, daß Herr von Bethmann Hollweg während seiner Studienzeit, die in Straßburg und Leipzig vor sich ging, sich dem Korpsleben nicht angeschlossen hat, wenn auch anderseits ihn heute noch treue Freundschaftsbande mit diesem oder jenem Zeitgenossen aus jenen Tagen sowohl wie auch aus der vorherigen Schulzeit in Schulpforta verbinden.

Wie mit seinen Vorgängern im Amt, so hat sich auch mit dem fünften Kanzler der Stift des Karikaturisten vielfach und gern beschäftigt. Bismarcks historische drei Haupthaare oder Bernhard Bülows lächelnde Grübchen reizten die Zeichner, auch in Bethmann Hollwegs äußerer Erscheinung ein typisches Merkmal herauszusuchen. Ob aber die dünn aufgeschossene Gestalt, wie man ihr in so manchem Witzblatt begegnet, gerade das Eigenartigste an der Person dieses Mannes ist, wird bezweifeln müssen, der nur einmal die breite und massig angelegte Figur des einstigen Gardedragoners gesehen hat.

Für seinen ihm vom Vater überkommenen Besitz trägt der Kanzler die gleiche Liebe und Anhänglichkeit im Herzen, wie für seine Gutsleute und Bauern. Freilich, dieser Krieg raubt ihm die Möglichkeit, mehr als einige Nachmittage in Hohenfinow zu weilen. Aber wöchentlich erscheint der erste Beamte bei seinem Gutsherrn in Berlin, um ihm über die laufenden Fragen zu berichten. Der Kanzler pflegt ihn hierbei eingehend über das Ergehen dieser oder jener Arbeiter oder Beamtenfamilie auszufragen und sich besonders über die Schicksale der vom Kriege Betroffenen berichten zu lassen.

Daß der fünfte Kanzler eine tief religiöse Natur ist, dürfte auch Fernstehenden nicht verborgen geblieben sein. Mit Stolz führt er daher in dem ihm von Friedrich Wilhelm IV. verliehenen Adelsbrief das Wort Josuas als Wahlspruch: „Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen“.

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern).

Die Fortschritte unserer Streitkräfte auf dem rumänischen Kriegschauplatze, über welche in der verflossenen Woche Meldungen einliefen, bestätigen vollauf das zuversichtliche Vertrauen, mit dem wir dem Fortgang der Ereignisse entgegensahen. So wenig die Schwierigkeiten zu erkennen sind, die dem Vorwärtsdringen unserer Armeen sich entgegenstellen, so folgerichtig entwickeln sich die Operationen Zug um Zug zu unseren Gunsten, und es ist in Würdigung des schweren Standes, den unsere Truppen bei der Durchführung ihrer Aufgabe unbestreitbar haben, ihre Leistungsfähigkeit hoch anzuschlagen. Sowohl für die Armee Mackensen wie für die Armee Falkenhayn ist die Lage so günstig wie nur möglich.

Wurde durch die siegreiche Schlacht von Targu-Jiu der Durchbruch erreicht, so wurde dieser Vorteil, ganz abgesehen von der Vernichtung erheblicher feindlicher Streitkräfte, auf frischer Tat ausgebeutet. Unaufhaltsam stießen unsere Truppen durch die Bresche nach, den Resten des fliehenden Feindes auf den Fersen. Trotz großer Schwierigkeiten des Geländes und der Witterung gewannen sie ausgedehnten Raum und bemächtigten sich der Linie Orsova—Crajova. Der Gegner war derartig im Schach, daß ihm die Fähigkeit zu einem Gegenstoß aus der Flanke verging. Beiderseits des Schyl treiben unsere verbündeten Streitkräfte ihn mit vereinten Kräften vor sich her. Crajova wurde genommen.

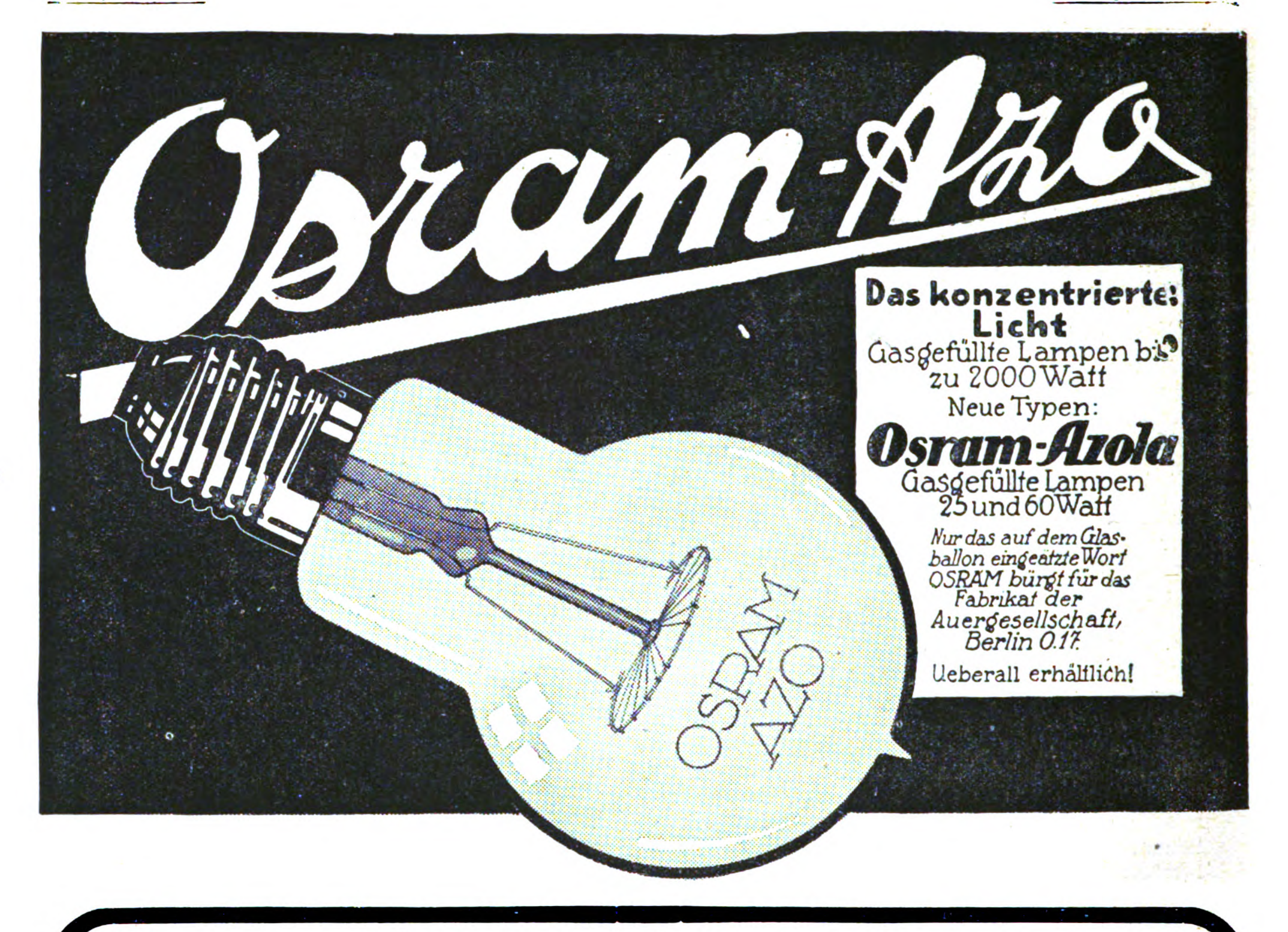
Das Zusammenwirken unserer Heeresteile bei dem Einbruch in die Walachei, die Gleichzeitigkeit der einzelnen Vorstöße, die sich gegenseitig unterstützten, machten den unwiderstehlichen Druck aus, der seinem Ziel von Fall zu Fall entgegeneilt. Die Meldungen von stetigem Raumgewinn, von dem stückweisen Zusammenbruch des feindlichen Widerstandes bleiben an der Tagesordnung.

Der Übergang über die Donau vollzog sich planmäßig unter den Augen des Marschalls Mackensen. Die Arbeit, die unsere braven Pioniere, unterstützt von Motorbootabteilungen und der österreichischen Donauflottille, leisteten, wird mit Auszeichnung besonders erwähnt.

Unmittelbar hinterher folgte die Meldung, daß unsere Truppen vor Alexandria stehen.

Die Kämpfe an der Westfront bieten in ihrem weiteren Verlauf dasselbe Bild wie zuletzt. Die Kontingente der feindlichen Kräfte liegen im Bannkreise von Verdun und an der Somme festgebunden. Unser Widerstand hat eine Form angenommen, die dem Gegner nicht nur die Aussicht auf Erfolg benimmt, sondern ihn ständig bedroht.

X.



Bulgarisches Staatsadreßbuch

mit amtlicher Unterstützung des Königlich Bulgarischen Handelsministeriums und der Handelskammern.

Herausgegeben von Dr. Jwan Parlapanoff

Ehrenmitglied der Handelskammer in Sofia.

Erstes und einziges Adreßbuch Bulgariens in bulgarischer und deutscher Sprache und daher zu Anzeigen vorzüglich geeignet.

Inhaltsübersicht des Werkes:

1. Verfassung und Verwaltung Bulgariens,
- a) Auszug aus dem bulgarischen Verfassungsgesetz und der Verwaltungsorganisation.
- b) Der Königliche Hof.
- c) Die Parlamentsmitglieder.
- d) Die Ministerien mit ihren Abteilungen.

2. Adressenteil.
Alle Adressen mit Fernsprechnummern von Bulgariens Handel, Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft sowie die der wichtigsten nichtkaufmännischen Berufe (Aerzte Rechtsanwälte usw.) nach Plätzen und Branchen geordnet. Ausgenommen hiervon sind nur die Plätze unter 2000 Einwohnern, in denen keine kaufmännisch wichtigen Adressen vorhanden sind. — Bei jedem Orte sind folgende Angaben enthalten: Einwohnerzahl, Kreis, Behörden, Schulen, Gerichte, Post, Telegraph, Entfernung von der nächsten Bahnstation sowie von der betr. Kreisstadt, wirtschaftliche Eigentümlichkeiten des Platzes usw.

3. Branchenregister.
Registrierung der im Teil 2 genannten Adressen nach Branchen und Orten. Im Anschluß daran eine bulgarische und eine deutsche Branchenübersicht.

4. Bulgarische und deutsche Handelskorrespondenzen.
Die gebräuchlichsten Geschäftsbriefe in bulgarischer und deutscher Sprache nebeneinander, um den Bulgaren zu ermöglichen, auch ohne wesentliche Kenntnis der deutschen Sprache Deutsch zu korrespondieren.

5. Volkswirtschaftlicher Teil.
Wirtschaftliche Bedeutung Bulgariens für den auswärtigen Handel. Einzelhieten über Zölle, Stempelabgaben, Handelsorganisationen, Verkehrswesen, statistische Angaben usw.

6. Anzeigenteil.

Dem Buche ist eine Karte von Bulgarien und ein Stadtplan von Sofia beigefügt.

Vorbestellungspreis 10 Mark

(postfrei in Deutschland und Oesterreich-Ungarn 10,50 Mark), Ladenpreis nach Erscheinen 15,— Mark.

Das Werk erscheint Anfang 1917. — Man verlange Anzeigenangebot!

Bei Angabe von Text und Branchen stehen wir mit unverbindlichem Entwurf gern zu Diensten.

Bulgarisches Staatsadreßbuch Dr. Jwan Parlapanoff & Co., Leipzig.



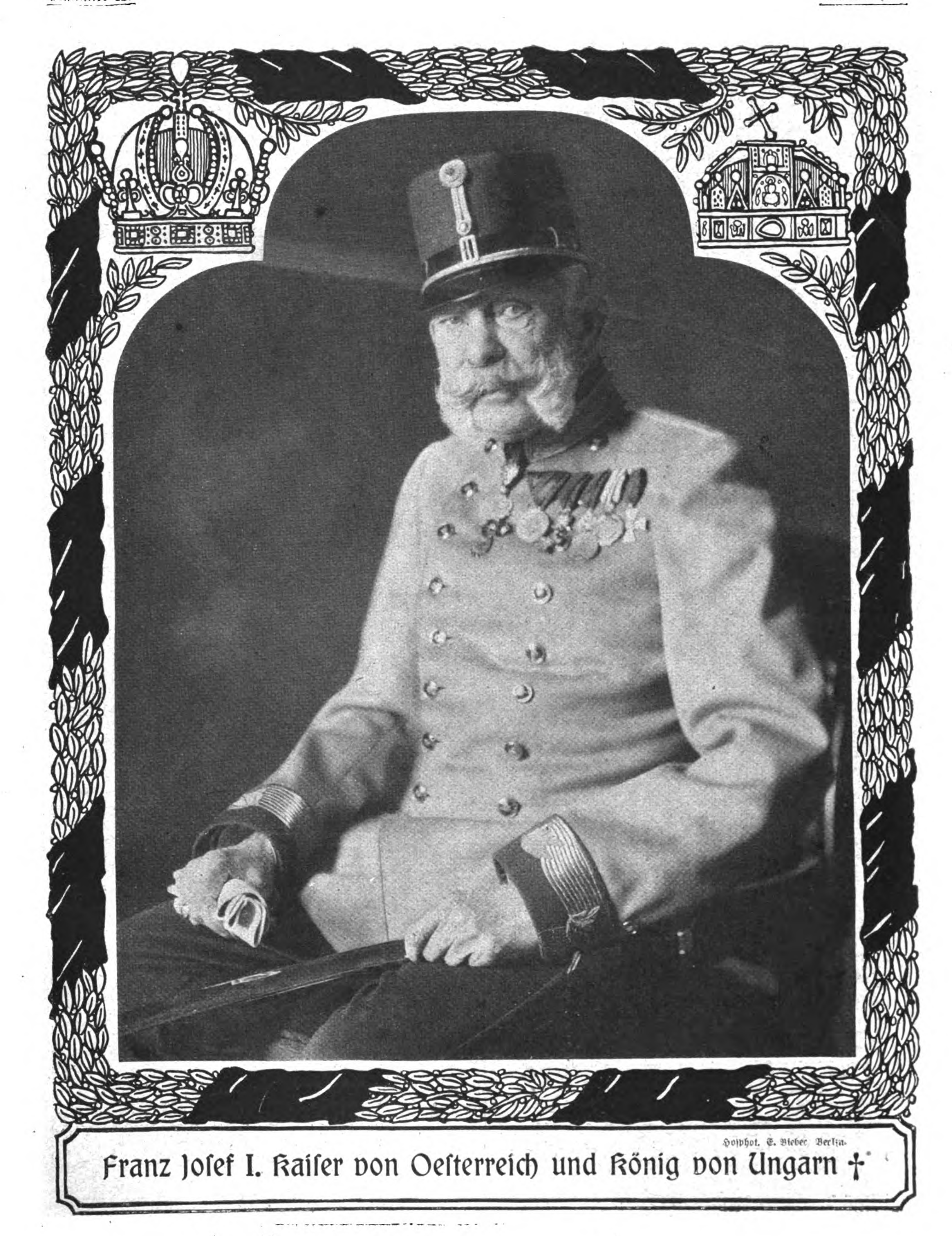
Hofatelier Adele.

Carl Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn.



Hofphot. Pietzner

Zita Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn.



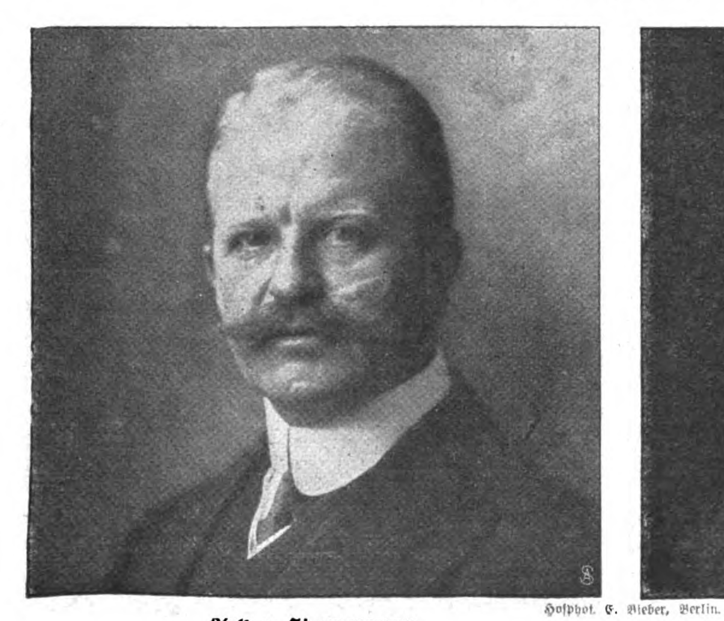
Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Franz Josef I. Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn †



Phot. d'Ora.

Kronprinz Erzherzog Franz Joseph Otto.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Arthur Zimmermann,
der neue Staatsekretär des Auswärtigen Amts.



Graf Botho Wedel,
Kaiserlicher Botschafter in Außerordentlicher Mission in Wien.





Phot. Lechner.

Kaiser Franz Josef auf dem Totenbett.



Phot. Bartels. Major Engler. — Hauptmann v. Plathen. — Oberleutnant v. Gaza. — Hofphot. Hensemann. Hauptmann Schreck. — Phot. Hofmann. Hauptmann Schulz-Welchhausen.

Oberleutnant O. Rosenhauer. — Leutnant Wünnenberg. — Leutnant Erich Hanschmann. — Leutnant Josef Tinschert. — Leutnant Süpfke.

Leutnant Herm. Schneider. — Leutnant Maas. — Leutnant Mierisch. — Leutnant Erich Neumann. — Off.-Stellv. Mellenthin.

Off.-Stellv. G. Lenz. — Off.-Stellv. Oder. — Phot. Hermann. Off.-Stellv. Manzelmann. — Flugmeister Ponater. — Vizefeldwebel Rich. Drehmann.

Phot. Hannig. Unteroffizier Wilh. Schimdt. — Unteroffizier Depping. — Unteroffizier Kurt Leber. — Unteroffizier Jendreika. — Unteroffizier Klein.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.


Chef des Kriegsamts: General Groener.


Chef des technischen Stabes: Dr. Sorge.


Abteilung für Ein- und Ausfuhr:
Oberstlt. Gießler.


Ersatzabteilung und Arbeitsamt:
Oberst Marquardt.


Chef des techn. Stabes des Kriegsarbeits- und Ersatzdepartements:
Richard Sichler


Ersatzamt:
Oberst Ritter und Edler von Braun.


Waffen- und Munitionsbeschaffungsamt und Feldzeugmeisterei:
General Coupette.


Arbeitsamt:
Oberst Frodien.

Das neue Kriegsamt.

Spezialaufnahmen der „Woche".





Hofphot. F. Schilling.

Großherzogin-Großmutter Adelheid
von Luxemburg †



Phot. Dührkoop

Geh. Leg.-Rat W. v. Stumm.



Frhr. v. d. Busche-Haddenhausen,
Kaiserl. Gesandter z. D.

Die beiden neuen Unterstaatssekretäre des Auswärtigen Amts.



Generaloberst Erzherzog Josef,
übernahm den südlichen Teil der Ostfront.



Wilhelm Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen (×) in Predeal. Phot. Zelsʼn.

Von der Eroberung von Predeal.



Breslau=Midilli.

Ein Jahr unter türkischer Flagge.

Selbsterlebtes nach Tagebuchblättern von W. Wath.

Von Kiel nach Konstantinopel.

Die Räder rollen. Hinaus geht's — einer ungewissen Zukunft entgegen. Der Zug ist überfüllt. Feldgraue, Blaujacken, Kriegsfreiwillige, Reservisten — alles bunt durcheinander.

Eine ewig lange Eisenbahnfahrt. Stunden um Stunden. Aus= und Einsteigen, langer Aufenthalt auf jeder Haltestelle. Ein unaufhörliches Kommen und Gehen.

Endlich lande ich in Kiel und werde noch am selben Tage in die I. Matrosendivision eingestellt.

Da die Kasernen und die zur Unterbringung der Truppen zu Hilfe genommenen anderen Gebäude überfüllt sind, wird mir erlaubt, ein Privatquartier zu beziehen — mir nicht gerade unangenehm, wie man sich denken kann.

Des Abends füllen sich die Wirtshäuser bis zum letzten Platz. Und Menschen, die das Leben in die verschiedensten Windrichtungen erfreut hat, finden sich hier auf dem kleinen Fleckchen Erde zusammen. „Der König rief, und alle, alle kamen".

Doch jeder von uns weiß, daß gerade wir von der Marine es mit einem übermächtigen Gegner zu tun haben, aber wir sind doch stolz darauf, Mitglieder unserer jungen Flotte zu sein, der es in diesem Kriege hoffentlich vergönnt sein wird, die ersten Lorbeern vorm Feinde zu erringen.

Als ich an einem der nächsten Tage in der Kaserne erfahre, daß noch 60 Mann für S. M. S. „Breslau" gefordert werden, melde ich mich sofort und werde auch genommen.

Leider erfahren wir nichts Näheres, wo wir an Bord kommen sollen; denn nach dem glücklichen Durchbruch der „Breslau" und „Goeben" aus dem Hafen von Messina, wodurch sich die Schiffe schon in den ersten Augusttagen einen Namen gemacht haben, ist keine Nachricht über deren Verbleib in die Öffentlichkeit gekommen, und so können wir nur annehmen, daß es ihnen gelungen ist, sich nach Pola, dem österreichischen Kriegshafen, durchzuschlagen und sich mit der Flotte unserer Verbündeten zu vereinigen.

Jedenfalls gibt es zunächst eine schöne Reise von ziemlicher Dauer. Und wo auch die „Breslau" liegen mag, für ein deutsches Schiff ist doch überall mehr Aussicht vorhanden, in den Kampf einzugreifen, als gerade in der Heimat.

Der Tag vergeht mit allerlei Reisevorbereitungen. Wir, mit 30 Mann von unserer Kompagnie abgeteilt, erhalten außer unserer Löhnung das Verpflegungsgeld, das zunächst bis Berlin reichen soll. Hier erwarten uns weitere Befehle.

Am nächsten Morgen in aller Frühe ziehen wir, nur mit dem Notwendigsten für eine längere Reise ausgerüstet, singend durch die noch stillen Straßen Kiels nach dem Bahnhof. Hier und da öffnet sich ein Fenster — ein munterer Zuruf — eine kurze Frage über das Wohin, die wir selbst nicht beantworten können — eine Blume fliegt aus einem Fenster, und manche Hand winkt einen Abschiedsgruß.

Auf dem Bahnhof stoßen noch einige Kameraden der Werft= und Torpedodivision zu uns, und nachdem wir uns an einer Tasse Kaffee und Brötchen, die uns liebenswürdige Rote=Kreuz=Schwestern reichen, gestärkt haben, besteigen wir die Wagen, und der Zug verläßt die Halle.

Nur langsam geht die Fahrt. Mitunter bleibt der Zug minutenlang auf der offenen Strecke liegen. Doch wir haben ja keine Eile. Sehen wir doch die Gefilde der Heimat, über die das Auge früher mitunter so gleichgültig hinwegglitt, jetzt mit ganz anderen Blicken an. Wer weiß, wann und ob wir sie wiedersehen — !?

Um Mitternacht fährt unser Zug endlich in die Halle des Lehrter Bahnhofs ein, wo wir wieder vom Roten Kreuz bewirtet werden. Dann werden wir zunächst auf die Stadtbahn übergeführt, um auf dem Schlesischen Bahnhof wieder ausgeschifft zu werden. In großen Festsälen finden wir vorläufige Unterkunft. Am nächsten Morgen erfahren wir dann, daß unser Reiseziel Konstantinopel heißt und wir zunächst auf dem Schlesischen Bahnhof eingekleidet werden sollen.

Abermals marschieren wir unter Gesang durch Berlin nach dem Schlesischen Bahnhof, und Berliner Mädels sorgen dafür, daß die Blaujacken nicht ohne Blumen des Reiches Hauptstadt verlassen. Noch ein Händedruck, ein Abschiedswort, und die Bahnhofshalle nimmt uns auf.

Neue Anzüge, Hemden, Mützen usw. liegen bereit, und nachdem jeder das Passende gefunden und ausgesucht hat, geht es ans Verpacken und Umkleiden.

Dann verlassen wir endgültig unsere schöne Hauptstadt und dampfen Breslau entgegen. Über Brieg, Oppeln, Ratibor, Oderberg kommen wir nach ununterbrochener Fahrt in das schöne, gastfreie Ungarland. Auf irgendeiner Haltestelle ist es bekannt geworden, daß ein Zug Verwundeter durch den Ort kommt, und groß ist das Erstaunen der mit Blumen, Getränken, Zigaretten auf dem Bahnsteig wartenden Bevölkerung, als statt ihrer eine ganze Anzahl deutscher Matrosen aus den Wagen springen, die eher verwundert über den Empfang aussehen und dankend die so herzlich dargebotenen Liebesgaben entgegennehmen.

Als man dann von unserer wahren Aufgabe erfährt, werden sofort einige Faß Bier aufgelegt, und wir dürfen nicht weiter, ehe wir nicht ein warmes Mittagbrot ungarischer Küche zu uns genommen haben. Und auch die kleinen Ungarinnen sorgen dafür, daß keiner von uns zu kurz kommt. Mit einem Hoch auf die gastfreie Bevölkerung, unter Tücherschwenken und Segenswünschen rollen wir weiter.

Der Draht gibt es weiter von Haltestelle zu Haltestelle, daß deutsche Marine im Anzug ist, und war auch die Begeisterung in der Heimat groß, im Ungarland gleicht unsere Fahrt einem Siegeszug ruhmreicher Krieger. Streichkapellen, die ganze Bevölkerung jeder Ortschaft erwarten uns, und man überbietet sich in Beweisen herzlichen Willkommens. Obst, belegte Brötchen, Kuchen, Milch, Wein, Bier, Kognak und Zigaretten werden so freundlich gereicht, daß uns nichts übrigbleibt, als zu nehmen und immer wieder zu danken. Von naheliegenden Gütern kommen die Herrschaften selbst gefahren, und ihre Wagen sind voll flüssiger und fester Liebesgaben, und



immer wieder bringen die hübschen kleinen Ungarinnen Blumen und stecken uns Bänder mit ihren Nationalfarben an die Brust. Bald sind die Außenseiten unserer Wagen vom ersten bis zum letzten von duftenden Rosen eingehüllt, und von der Lokomotive flattern zwei Fahnen in deutschen und ungarischen Landesfarben. Rührend ist es, wie alte Mütterchen von den Dörfern herbeieilen und in schweren Eimern frisches Wasser zum Trunk und trockenes Brot als Gabe bieten. Mehr kann man nicht geben, aber man will doch so gern etwas geben!

Unsere Ausrüstung ist aus Sicherheitsgründen in Budapest zurückgeblieben, und so treten wir am Sonntag, dem 23. August, die Weiterreise nach der rumänischen Grenze an. Die Leitung hat jetzt der Kapitän zur See Freiherr von Meerscheidt-Hüllessem übernommen, ein Führer, wie wir ihn besser nicht wünschen können.

Und überall dieselbe Begeisterung, derselbe festliche Empfang und ein wahrer Wetteifer im Verteilen von Liebesgaben.

Am Tage sitzen wir meist auf den Dächern unserer Wagen und genießen den Anblick der wundervollen Natur Siebenbürgens. Über Fülek, Fogoras, Ofinka und Kronstadt führt uns der Zug, bis wir gegen 7 Uhr abends die ungarisch-rumänische Grenze bei Predeal überschreiten.

Aber hier weht ein ganz anderer Wind. Fast feindselig mustert man uns. Zwar verhalten sich die Menschen auf dem Bahnhof ruhig und zurückhaltend. Doch nur verstohlen, heimlich winkt uns hier und da eine Hand, und leise klingt es manchmal herüber: „Viel Glück und gute Reise! Deutsche!“ Und eine Männerhand ballte sich zur Faust: „Gebt's ihnen da draußen ordentlich!“ Nun, an uns soll es nicht fehlen, wenn wir erst an Ort und Stelle sind. —

In Bukarest ein kurzer Aufenthalt. Als wir am andern Morgen aufwachen, steht unser Zug in Giorgew, wo die Donau eine natürliche Grenze zwischen Rumänien und Bulgarien bildet. Hier müssen wir unsere Wagen, die uns von Deutschland bis hierher Wohn- und Schlafraum boten, verlassen, und in einzelnen Gruppen werden wir auf Fährdampfern über die Donau geschifft.

Viel liebenswürdiger kommt man uns gleich wieder im Lande der Bulgaren entgegen. Hier ist es uns auch möglich, für deutsches Silbergeld und gute Worte wenigstens einige der so sehr begehrten Zigaretten zu erhalten.

Nachdem wir uns in Gruppen in dem fast durchweg aus Viehwagen bestehenden Zug zusammengefunden haben, wird ein reichlicher Vorrat von Brot, Butter, Speck, Wurst und Milch in die einzelnen Wagen verteilt. Matratzen, die wir mitführen, bieten eine ganz bequeme Lagerstätte, und wer Lust hat, sitzt in den aufgeschobenen Türen und läßt seine Beine zum Wagen hinausbaumeln.

Je näher wir der türkischen Grenze kommen, desto mehr kann man die Spuren des letzten Balkankrieges merken. Öde, verlassen und unbebaut liegen noch weite Felder da, und die oft recht arm und dürftig aussehende Landbevölkerung setzt sich meist aus alten Leuten männlichen Geschlechts zusammen. Die Jugend hat entweder ihr Leben gelassen in der Verteidigung ihres Vaterlandes oder war wieder zu den Fahnen gerufen, um abermals die Grenzen des Reiches zu schützen.

In der Nähe Banjas läßt unser Transportführer auf offener Strecke halten, und am Fuß des Bahndamms, in dem nicht allzu tiefen Wasser eines ziemlich breiten Flusses — der Name ist mir entfallen — wird uns gestattet, zu baden. Diese Gelegenheit nimmt jeder gern wahr, und bald wälzen sich fast sämtliche Insassen unseres Zuges in den süßen Wassern des bulgarischen Flüßchens. Erfrischt rollen wir weiter und kommen gegen Mittag an die bulgarisch-türkische Grenze bei Mustafa-Pascha.

Abermals heißt es umsteigen, damit wir nun endgültig in türkischen Wagen die Fahrt bis zu unserem Ziele zurücklegen.

Jetzt, im Lande unserer neuen Freunde, ist man über unser Eintreffen sehr erfreut, und wenn der Morgenländer auch seine Freude nicht in lautem Jubel zu erkennen gibt, so begegnet man uns doch überall mit freundlichen Blicken, und Deutsche auf dem Bahnhof Adrianopels lassen es sich nicht nehmen, ihre durchziehenden Landsleute mit allerlei Erfrischungen zu bewirten. Auch einige türkische Offiziere beteiligen sich lebhaft an dem Spenden von Liebesgaben und freuen sich, ihre „Papyros“ an den Mann zu bringen.

Überall treffen wir Feldlager, und an den eifrigen Übungen kleinerer und größerer Truppenverbände kann man merken, daß etwas in der Luft liegt.

Endlich nach einer Eisenbahnfahrt von zehn Tagen langen wir am 29. August um 6 Uhr morgens glücklich in Konstantinopel an und laufen langsam in Stambuls offene Bahnhofshalle ein. Neugierig mustert uns die Menschenmenge, die sich immer dichter ansammelt.

Sofort geht es an das Verladen unseres Gepäcks und des überschüssigen Proviants auf bereitstehende Wagen. Wir werden nach dem Strand gefahren, von wo uns einige kleine Dampfer auf den auf der Reede liegenden Reichspostdampfer „General“ übersetzen.

Fern am Horizont des Marmarameeres sehen wir die beiden Schiffe, die uns von nun an die Heimat ersetzen sollen. Auf deren Boden uns der Befehl unseres Herrschers zur Verteidigung des Vaterlandes gestellt hat.

Noch am selben Vormittag lichtet unser schwimmendes Haus die Anker, und die Stunden vergehen im Betrachten der uns neuen Umgebung. Hier und dort werden die für verschiedene Zwecke vorgesehenen Gruppen unseres Transports ausgeschifft, und erst gegen 8¼ Uhr abends gehen wir längsseit der vor St. Stefano ankernden „Breslau“ und nach ein paar herzlichen Abschiedsworten unseres Transportführers an Bord.

Hier empfängt uns der Erste Offizier. Er hält eine kurze Ansprache, in der er uns willkommen heißt und uns auffordert, von nun ab wieder als Soldaten unsere Pflicht zu tun. Dann können wir unter die Back gehen, wo trotz der späten Stunde noch Abendbrot mit Tee, Brot und Wurst für uns bereitsteht. Voller Herzlichkeit werden wir von den Kameraden der Stammbesatzung aufgenommen, und bald ist ein allgemeines Fragen und Antworten im Gange.

Wir müssen erzählen, wie es in der Heimat aussah, als der Mobilmachungsbefehl das Volk zu den Waffen rief, und allgemeine Freude erhellt die Gesichter, wie wir von der großen Begeisterung sprechen, die jung und alt, hoch und niedrig mitfortriß; von dem Vertrauen, das die Zurückgebliebenen in ihre Kämpfer gegen eine Welt von Feinden setzten, und von der festen Zuversicht aller auf den Sieg unserer gerechten Sache.

Dann aber sprechen unsere Kameraden von all dem, was sie selbst schon erlebt haben: wie der elektrische Funke die Kunde von dem Weltenbrand auch auf zwei einsame, abgeschlossene deutsche Kreuzer ins Mittelmeer trug, wie die Granaten dieser beiden Schiffe schon am grauenden Morgen des 4. August in den französischen Häfen Alge-



riens, Bone und Philippville, Schrecken und Entsetzen verbreiteten; wie man dann, als auch „das perfide Albion" uns den Fehdehandschuh zuwarf, den eisernen Ring seiner „Fürchtenichts" vor Messina sprengte; wie die „Breslau", von gieriger Meute verfolgt, bei Kap Matapan den Kampf mit dem an Stärke überlegenen englischen Kreuzer „Gloucester" aufnahm und ihn zum Abbruch des Gefechts zwang, und wie endlich der Tag kam, an dem von der Gaffel die stolze deutsche Kriegsflagge sank und die rote Flagge des Propheten aufstieg.

Bei diesen Erzählungen geht die Zeit hin. Es wird spät und später, und wir müssen an die Ruhe denken. Nachdem jeder von uns ein paar wollene Decken erhalten hat, suchen wir uns in der ersten Nacht einen Schlafplatz, wo sich gerade die Gelegenheit bietet. Doch in dieser Beziehung sind wir ja von der langen Bahnfahrt her nicht allzusehr verwöhnt, und so ist Mitternacht längst vorbei, als ich in einem leeren Hängemattenkasten ein Plätzchen für mich finde.

*

Übung- und Vorbereitungzeiten.

Der geregelte Dienst an Bord eines Kriegschiffes erlaubt kein allzu langes Faulenzen, und so wecken schon um 5 Uhr morgens die Maatenpfeifen zum Aufstehen. Mit 26 Mann bleiben wir an Bord, um die vorhandenen Lücken zu ergänzen, während die übrigen Reisegefährten anderweitig Verwendung finden sollen und gleich wieder ausgeschifft werden.

In den nächsten Tagen wird zunächst eifrig Schiffskunde getrieben, damit wir mit den Räumlichkeiten unseres neuen Heims bekannt und vertraut werden. Die Stationen bei den verschiedenen Manövern werden uns gezeigt, die Verteilung auf die einzelnen Korporalschaften erfolgt, und erst nachdem wir Schiffsnummern und Erkennungsmarken erhalten haben, zählen wir zu vollwertigen Mitgliedern unseres Schiffes.

Und da ich annehmen muß, daß manche „Landratte" die „Breslau" nur dem Namen nach kennt, will ich nicht versäumen, etwas von den Weisheiten auszuplaudern, die mir in jenen ersten Vormittagstunden eingeflößt wurden.

Also unser Schiff, das jetzt den türkischen Namen „Midilli" führt, ist ein moderner kleiner Kreuzer, der im Jahre 1910 auf der Vulkanwerft in Stettin erbaut und am 15. Mai 1912 in Dienst gestellt wurde. Er ist mit Turbinenmaschinen von 30,000 Pferdekräften ausgerüstet, und seine Armierung besteht aus zwölf 10,5-Zentimeter-S. K.-Geschützen und zwei Unterwasser-Torpedo-Ausstoßrohren. Um sie auch für nächtliche Unternehmungen in Angriff und Abwehr auf die erforderliche Höhe zu bringen, hatte man ihr vier Scheinwerfer gegeben, die gemäß der Aufstellung ihre großen Augen sowohl nach vorn wie nach achtern richten konnten. Die Größe des Schiffes beträgt 4550 Tonnen, seine größte Länge 136 Meter und seine größte Breite 13,3 Meter.

Das Kommando lag in den Händen des Fregattenkapitäns z. S. von Kettner, der durch einen Stab von elf Seeoffizieren, drei Ingenieuren, zwei Ärzten und einem Zahlmeister unterstützt wurde. Die übrige, jetzt kriegstarke Besatzung besteht aus 15 Deckoffizieren und rund 500 Unteroffizieren und Mannschaften, einschließlich ungefähr 30 Türken, die zur Ausbildung an Bord kommandiert sind. Soviel zur Erläuterung des Schiffes, über dessen verwegene Fahrten ich in folgendem erzählen möchte.

Die ersten Septembertage vergehen bei dem wenig beliebten „Rollenbolzen", Übungen mit „Alle Mann" und dem Einüben der vielseitigen Tätigkeiten, die der Dienst vom Wissen und Können einer gut ausgebildeten Kriegschiffbesatzung erfordert.

Einzelne Geschützbedienungen üben sich im Schießen mit sogenannten Abkommrohren nach einer Klingscheibe. Befehlsübermittler üben das deutliche Weitergeben von Kommandos vom Vor- nach dem Achterschiff oder umgekehrt, während andere Gruppen vom technischen Personal Anweisungen über Lecksicherung und andere Fächer erhalten.

Auf der Brücke findet für das Signalpersonal vorläufig fast jeden Tag Übungsignalisieren mit den übrigen Schiffen der türkischen Flotte statt. Der Krieg, der vermutlich auch die Türkei in das allgemeine Völkerringen mithineinziehen wird, erfordert gerade in bezug auf das Zusammenarbeiten einer in Bewegung befindlichen Flotte eine gute Verständigung der einzelnen Schiffe und Verbände untereinander durch Signalmittel. Und da unsere Freunde, abgesehen davon, daß uns ihre Sprache und Schrift fremd ist, nur über ein veraltetes System verfügen, ist besonders für Gefechtzwecke und Manöver eine hübsche Reihe von Neuerungen eingeführt worden, die zur leichten und schnellen Verständigung dienen sollen.

Übrigens weht seit dem 1. September nun auch der türkische Kommandowimpel vom Großmast. Dem feindlichen Dreiverband zur Beruhigung, daß die beiden deutschen Schiffe „Goeben" und „Breslau" tatsächlich in türkische Hände übergegangen sind.

Der Abend dieses Tages bringt uns eine kleine Abwechslung. Mit den türkischen Torpedobooten laufen wir zu einer Nachtübung ins Marmarameer, und erst die späten Abendstunden sehen uns wieder auf unserem alten Ankerplatz. Auch am 2. September unternehmen wir, aber diesmal allein, eine kleine Übungsfahrt ins Marmarameer, und während dieser Zeit wird an Bord eifrig „Klar Schiff zum Gefecht" geübt. So vergehen die folgenden Tage unter dauernden Vorbereitungen, Schiffe und Besatzungen in möglichst hohen Angriffs- und Verteidigungzustand zu bringen.

Und not tut es. Denn unsere Vorgänger — Mitglieder des welt- und meerbeherrschenden Albions — haben das Menschenmögliche getan, die osmanische Marine auf allen Gebieten seemännischen Wissens auf niedrigster Ausbildungstufe zu erhalten. Ja, in der Vorausahnung, daß das Land und die Anhänger des Propheten dereinst vielleicht über das ränkische Spiel John Bulls aufgeklärt werden und sich zum offenen Feind ihres angeblichen Wohltäters bekennen würden, hat man englischerseits nichts verabsäumt, diesem Zeitpunkt für eigene Zwecke gehörig vorzuarbeiten.

So hat man z. B. die Minensperren, die das Eindringen feindlicher Seestreitkräfte durch die Dardanellen und den Bosporus verhindern sollen, auf eine Tiefeneinstellung von elf Meter gelegt. Ungehindert hätten dann im Kriegsfall die Engländer oder ihre Verbündeten mit den Schiffen größten Tiefgangs darüber hinwegsegeln können. Dem alten Linienschiff „Messudie" hat man, kaum möchte man es glauben, im vorderen Turm die stählernen Rohre schweren Kalibers durch solche aus — Holz ersetzt, diese äußerlich mit Blech verkleidet und fein säuberlich in der Farbe der übrigen Geschütze überstrichen. Der kleine Kreuzer „Hamidie" mußte, als die



Wolken des Weltkrieges sich immer drohender zusammenballten, seine Lancierrohre zur Aufbesserung nach England senden und — sah sie niemals wieder.

Und den Maschinisten auf den von Deutschland gekauften flinken kleinen und modernen Torpedobooten hatte man einfach erklärt: Wenn ihr diese Ventile weiter aufdreht, fliegt ihr mitsamt den Booten in die Luft, und unsere guten Schichauboote liefen nie mehr als — 19 Seemeilen die Stunde.

So hatte man die Flotte des „Freundes und Schülers" Englands heruntergearbeitet. Bekannt ist ja in der ganzen Welt, daß sich das meerumspülte England nicht scheute, zwei bereits fertige und von der Türkei bar bezahlte Überdreadnoughts einfach für eigene Zwecke zurückzubehalten.

Doch das hilft vorläufig alles nichts. Da heißt es eben mit dem vorhandenen Material arbeiten, Fehler und Mißbräuche nach Kräften gutmachen und ausbessern.

Das Feld unserer augenblicklichen Tätigkeit ist somit nicht klein. Deshalb werden auch besonders an die deutschen Besatzungen des „Javus Sultan Selim" und der „Midilli" — so heißen unsere Schiffe jetzt — die größten Anforderungen gestellt, weil diese beiden modernsten Schiffe der osmanischen Flotte, kommt es zum Klappen — und das ist doch wohl anzunehmen — aus Mangel an allem Fehlenden den Kernpunkt der Unternehmungen zur See bilden müssen.

Da die englische Marinekommission noch in Konstantinopel weilt und es auch zu unserem Besten ist, den Aufenthaltsort und die Bewegungen unserer Flottenübungen nach außen hin geheimzuhalten, verlegen wir unsere Ankerplätze, sooft es die Umstände erfordern. Perama-Bucht, Gemlik, Paulo Burnu und wieder St. Stefano sahen uns tageweise oder des Nachts, teils nach Anbruch der Dunkelheit mit abgeblendeten Lichtern, in ihren Häfen. Und wenn wir uns auch alle danach sehnen, endlich mit in den tobenden Weltkrieg eingreifen zu dürfen, heißt es doch immer wieder abwarten, üben und vorbereiten.

Am 12. September flaggen wir anläßlich des Geburtstags des Sultans über die Toppen, und des Mittags feuern unsere Geschütze 21 Schuß zu Ehren des Herrschers.

So geht es in täglich gleichbleibendem Dienst, bis am 17. sich sämtliche Schiffe der osmanischen Flotte vereinigen, um vor den Augen des Padischa die erste Parade abzulegen. Kurz vor 4 Uhr nachmittags sammeln sich die Schiffe, und als hinter der kleinen Insel Oxö im Marmarameer die weiße Jacht „Etrogul", mit dem Herrscher und den höchsten militärischen Würdenträgern an Bord, auftaucht, begleitet von einer Unmenge buntbewimpelter kleinerer Dampfer, Privatjachten und Motorboote, fahren die Kriegschiffe, den einzelnen Verbänden nach geordnet, in langer Kiellinie vorüber.

Abermals bringen die Geschütze den Ehrengruß aus ehernem Mund, und begeistert schallen die Hurras der spalierbildenden Mannschaften über die Wasserfläche.

Ernst und sinnend betrachtet der Fürst seine Schiffe, die werdende Macht der schwimmenden Wehrkraft seines Landes, und mit militärischem Gruß bringt er den einzelnen Schiffen seinen Dank zum Ausdruck. Nicht endenwollende Beifallsrufe, Händeklatschen, Dampfpfeifen und Sirenengeheul der Begleitschiffe bezeichnen die Freude des osmanischen Volkes und seiner Freunde, als wir langsam an ihnen vorüberdampfen. Und den beiden ehemaligen deutschen Schiffen, deren Besatzungen zum erstenmal den landesüblichen Fes tragen, erweist man besondere Aufmerksamkeit: sie werden stürmisch begrüßt. Allmählich lösen sich die einzelnen Verbände auf, und wir dampfen mit der „Midilli" nach Haidar-Pascha, um in Sicht Konstantinopels zu ankern.

(Fortsetzung folgt.)

Instandsetzung von Militärausrüstungsgegenständen

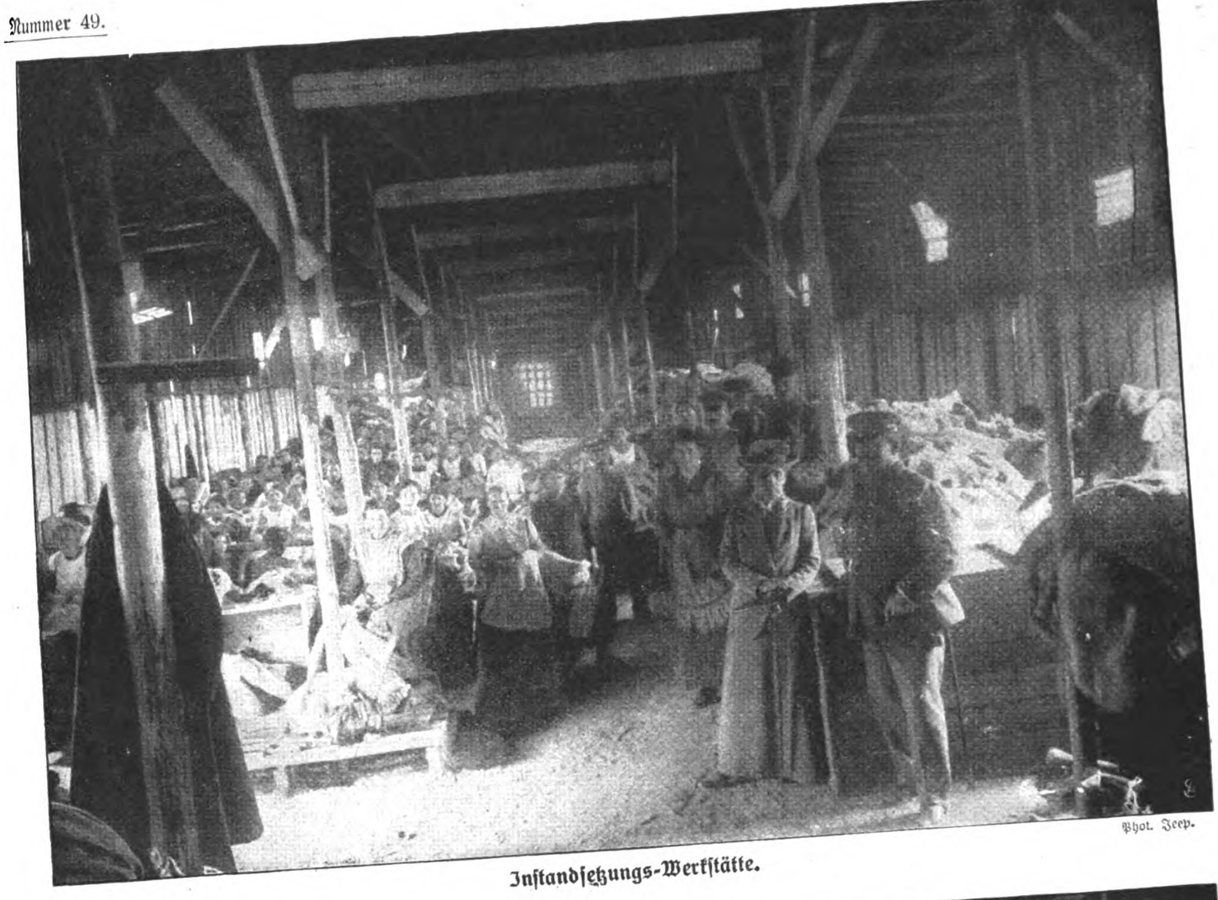
in der Kriegsnähstube in Graudenz.

Von Bürgermeister Dr. Peters. — Hierzu 3 Aufnahmen.

Es bedarf keiner weiteren Erörterung, daß der Verbrauch an Militärausrüstungsgegenständen in dem uns aufgezwungenen Volkskriege ein ganz enormer ist, und daß deshalb die Militärverwaltung auf Mittel und Wege bedacht sein muß, die gebrauchten Gegenstände wieder instand setzen zu lassen. Werden doch durch die Maßnahme Millionen und über Millionen dem deutschen Volksvermögen erhalten. In zweiter Linie wird damit den Frauen in der Heimat Gelegenheit zur Arbeit und zu lohnendem Verdienst geboten und damit einer etwa drohenden Arbeitslosigkeit entgegengetreten. Diese Zeilen sollen einen Einblick in eine derartige Instandsetzungwerkstätte geben, wie sie in der Stadt Graudenz im Sommer 1916 bestanden hat.

Der Kriegsausschuß für Heimarbeit in Danzig fragte im Frühjahr bei der zuständigen Stelle an, ob es möglich sein würde, in Graudenz Militärsachen aus der Front, insbesondere Pelze, wieder instand zu setzen. Nach kurzer Überlegung entschloß man sich, auf das Anerbieten einzugehen, verhieß es doch eine gute Arbeit während der Sommermonate für eine Anzahl Frauen, die sonst beschäftigungslos gewesen und der Kriegswohlfahrtspflege anheimgefallen wären. Im Mai 1916 rollten nach und nach 23 Eisenbahnwagen mit Bekleidungsachen an, die von der Front kamen und nach Instandsetzung wieder dorthin zurückgehen sollten. Für die Stapelung der Sachen wurden mehrere Pferdebaracken, welche seit längerer Zeit nicht mehr in Benutzung waren, in Anspruch genommen. Das eine Bild veranschaulicht die Art und Weise, wie die Sachen dort aufbewahrt wurden. Für Bewachung wurde durch die Militärverwaltung gesorgt, denn es lagerten dort Werte im Betrage von mehreren Millionen. Die 23 Eisenbahnwagen enthielten etwa 11 000 Pelze, 5500 Pelzjacken, 7—8000 Wolldecken, Schneemäntel, 6000 Paar Handschuhe, Strümpfe, Pelzschuhe u. a. m., welche instand gesetzt werden sollten. Der Betrieb wurde anfangs Juni mit zunächst 35 Frauen eröffnet. Die Zahl wurde allmählich auf 170 erhöht, weil die Heeresverwaltung darauf drängte, daß die Arbeiten bis Anfang September fertiggestellt wurden. Erwähnt sei an dieser Stelle, daß die Sachen bereits vor dem Übergang über die Grenze entlaust worden waren. Um einen geordneten Betrieb der Arbeit zu gewähr-





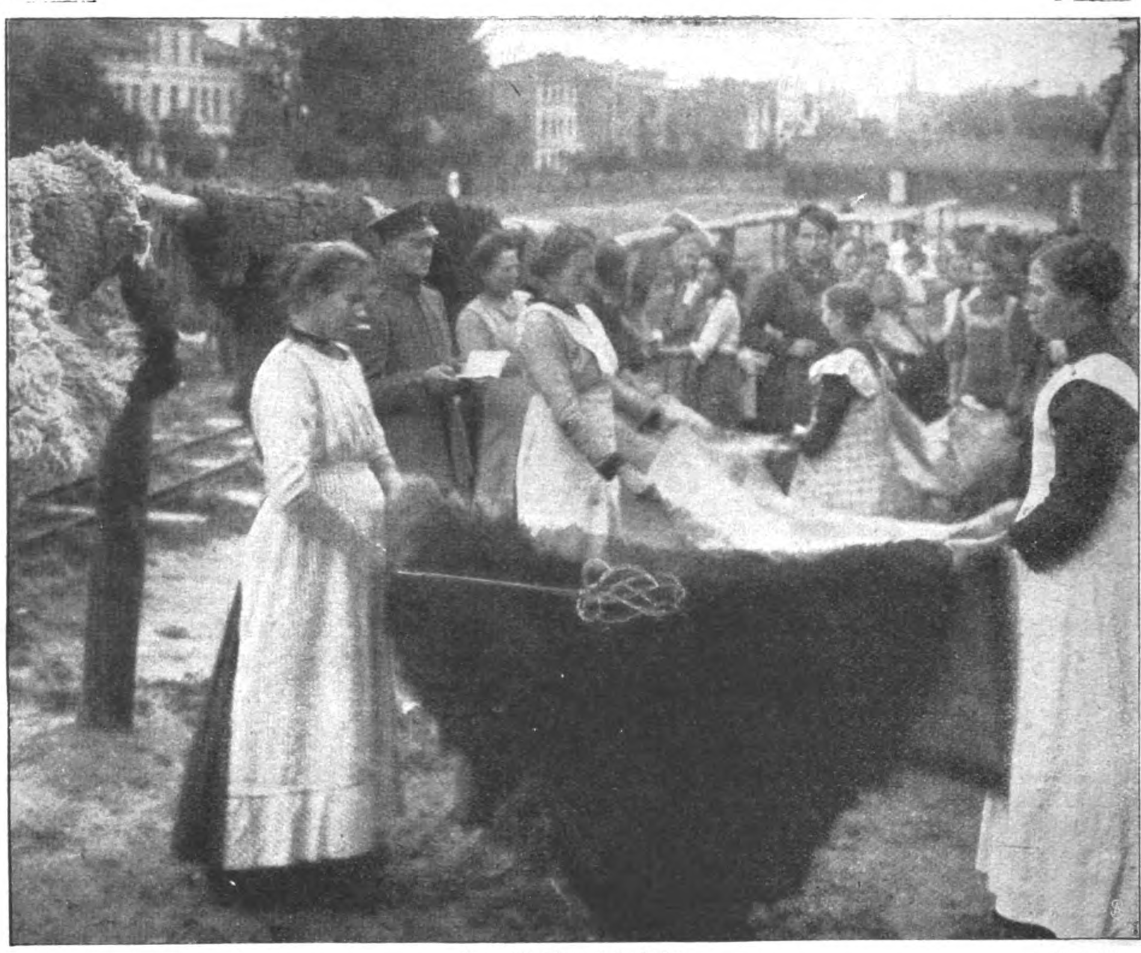
Phot. Jeep.

Instandsetzungs-Werkstätte.



Phot. Jeep.

Aufbewahrungsraum für die Pelze.



Das Klopfen der Pelze. Phot. Jeep.

leisten, wurde der Grundsatz der Arbeitsteilung durchgeführt. Ein Teil der Frauen wurde mit Klopfen und Bürsten der Pelze und Schuhe außerhalb der Baracke beschäftigt. Die 2. Gruppe besserte die Pelze, Schuhe, Hemden, Wollwäsche usw. aus, und zwar in einem passenden Raum der früheren Pferdebaracke, der durch Aufstellen von Tischen und Bänken für diesen Zweck eingerichtet war. In der warmen Jahreszeit konnte der Betrieb in diesem Raum ohne Schwierigkeiten durchgeführt werden. Die 3. Gruppe wurde mit dem Einmotten der ausgebesserten Sachen und Verpacken beschäftigt. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung war ein Unteroffizier und ein Gefreiter von der Garnisonverwaltung kommandiert. Über die Arbeiterinnen führten 2, später 3 Vorarbeiterinnen die Aufsicht. Die Leitung der ganzen Instandsetzungswerkstätte führte die Garnisonverwaltung. Die Annahme der Frauen erfolgte durch die Vorsitzende der Kriegsernährungstuben, Fräulein Prinz. Die Frauen — es wurden nur Kriegerfrauen beschäftigt — erhielten einen Tagelohn von 2,25 Mark. Die Arbeitszeit war von früh 7—11 Uhr und nachmittags von 2—6 Uhr festgesetzt, und zwar deshalb, um den Frauen Gelegenheit zu geben, in der Zwischenzeit das Mittagessen für ihre Familie zu besorgen. Die Garnisonverwaltung zahlte der Stadt für jede Frau 2,40 Mark. Für den Überschuß von 15 Pfg. wurden die hohen Unkosten gedeckt, denn es mußten für die Reinigung der Pelzsachen einige Dutzend Klopfer und Bürsten und für die Ausbesserungsarbeiten das nötige Material (Zwirn, Band, Knöpfe geliefert werden. Außerdem bezahlte die Stadt für die Frauen die Krankenkassenbeiträge.

Die Frauen haben die Arbeit im allgemeinen gern übernommen, denn es handelte sich um eine Arbeit in gesunden luftigen Räumen. Dank des Fleißes der Frauen war es möglich, den Wünschen der Intendantur nachzukommen und die Pelze bis zur vorgeschriebenen Zeit und zur vollsten Zufriedenheit fertigzustellen.

Diese Instandsetzungswerkstätte für Pelze bildet indessen nur einen kleinen Teil der in der Stadt Graudenz vorhandenen Kriegsnähstuben. Schon im September 1914 wurde Näharbeit an die Angehörigen der zum Kriege Einberufenen abgegeben. Mit dem Wachsen der Zahl der Arbeitsuchenden mußten besondere Räume für eine Ausgabestelle der Sachen für die Heimarbeiterinnen geschaffen werden. Für die Ausgabestelle ist jetzt eine Wohnung in der Stadt gemietet. Von hier werden die Arbeiten für die Heimarbeiterinnen vergeben, deren Zahl von anfangs 30 jetzt auf über 600 gestiegen ist.

Daneben bestehen noch 2 Kriegsnähstuben, in denen Wäschestücke und Uniformen wieder instand gesetzt werden. In diesen beiden Nähstuben werden 300—350 Personen beschäftigt; bis zum 30. September 1916 wurden z. B. hergestellt: rund 110 000 Strohsäcke, 140 000 Handtücher, 154 000 Sandsäcke, 45 000 Deckenbezüge, 25 000 Gefangenenhemden, 5000 Tuchhosen und Tuchjacken. Diese Zahlen mögen beweisen, daß auch hinter der Front im Deutschen Reiche tüchtig gearbeitet wird, daß tatsächlich Millionenwerte dem Volksvermögen erhalten werden.

Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

12. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.

Die Dallarmes wohnten auf dem Boulevard de la Liberté, und die Schwestern, die sie hatten besuchen wollen, nahmen ihre Einladung zum Frühstück gern an. Die Töchter Dallarmes, die der Mutter entgegengekommen waren, zwei nette Dinger mit langen Haaren, um so länger, je kürzer die Röcke waren, wurden vorausgeschickt, denn in diesen knappen Zeiten mußte die Köchin vorher unterrichtet sein. Während der Verhandlung über das Essen schielte Herr Dallarmes in die Spiegelscheibe einer Bäckerei, wo ein ungewöhnlich hübsches Mädchen verkaufte. Es war nichts als Gewohnheit, doch Gewohnheit auch, daß er, als hätte er die Scheibe nur als Spiegel benutzt, am Schlips rückte.

Das Haus der Dallarmes war eins der schönsten des Boulevards, mit dem steingehauenen Namen des Pariser Erbauers gleichsam wie mit einer Künstlermarke versehen. Durch die hohen Scheiben der großen Einfahrt ahnte man im Frieden eines stilisierten Hofgartens Garage oder Stall. Eine Halle tat sich auf, in deren Mitte eine Bronze stand: eine unbekleidete Dame, der irgendeine völlig wertlose Tätigkeit den Vorwand bot, ihren etwas mageren Akt zu zeigen. Die kleinen Mädchen führten die Verwandten in den Salon, während ihre Mutter ablegte und Herr Dallarmes den Pförtner rief, um ihn bei allerlei Bekannten herumzusenden mit der Botschaft, „die aus Ralinghien“ wären da. Möbel, Spiegel, Bilder waren verhängt; die Dienerschaft hatte man einschränken müssen während des Krieges, und die Familie lebte nun im Eßzimmer und in den Schlafzimmern oben.

Die jungen Mädchen, still in Anwesenheit der Eltern, fragten jetzt, mit den Tanten allein, nach tausend Dingen und erzählten aus Lille, von den Deutschen, von ihrem Leben im Keller während der Beschießung, und sie müßten nachher einmal hinaufgehen, um das Loch zu sehen, das die Granate in den Dachboden gerissen hatte. „Die Granate.“ Von „der“ Granate sprachen sie immerfort. Die hatte ihrem kindlichen Sinn den gewaltigsten Eindruck des Krieges gemacht. Von den Deutschen erzählten sie mit einem Kindergemüt, noch nicht vergiftet vom Haß der Völker, ja, sie fingen an, mit Lätitia Deutsch zu sprechen. Ihr geliebtes „Fräulein“, deren Vater städtischer Beamter in Hannover war, hatte bei der Kriegserklärung fortgemußt. Fräulein Lüders war das einzige Wesen, das sich um die Mädchen gekümmert. Papa hatte seine Fabriken in Halluin, und Papa hatte überhaupt immer zu tun. Mama besaß aber zu viel Bekannte: der Verwandtenkreis war zu groß. Auch die Schneiderin und der Zahnarzt kosteten Zeit. Als sie nun unbefangen, ja glücklich Deutsch redeten, erklärte Claire, das schicke sich nicht in dieser Zeit. Schon fing die Jüngste, deren empfindliche Seele keine Zurückweisung vertrug, an zu weinen, als die Eltern kamen, und es ging zu Tisch. Madame entschuldigte das „einfache und mißlungene“ Essen. Es war jedoch ausgezeichnet.

Die Dallarmes fragten, wie es draußen stünde, und die Battaignies mußten die Ortschaften nennen, die zerschossen wären. Daß Opendaele so gelitten hatte, beschäftigte Herrn Dallarmes sehr, waren die Besitzer doch gute Freunde von ihm gewesen. Als nun Lätitia erzählte, man wisse nicht, wo die Opendaeler sich jetzt befänden, ereiferte sich Herr Dallarmes sofort: „Ihr“ General in Ralinghien müsse das doch wissen; wenn er nicht darüber spräche, so würde wohl etwas zu verstecken sein. Doch Lätitia erklärte: als der Divisionstab gekommen sei, hätten von Opendaele längst nur noch die Mauern gestanden. Sie ereiferte sich dabei, die Deutschen verteidigend, und man sah sie erstaunt an. Das gab Anlaß, das Schicksal aller Verwandten und Bekannten durchzusprechen: Die einen hatte der Krieg im Seebad überrascht, in Etretat, in Boulogne-sur-mer oder in Trouville, die anderen waren gerade in England gewesen oder auf Landsitzen bei Freunden in der Normandie, Bretagne, Touraine. Viele Familien hatte der Krieg getrennt, nun befanden sich die Eltern hier in Lille, während die Kinder, die nicht mehr durchgekonnt durch die Linien, jenseit der Gräben in Frankreich weilten. Madame Chenouillard hatte ihren Mann verloren, zwei Brüder und ihren Schwager. Monsieur Crécy war wegen Versteckens von verbotenen Waffen zum Tode verurteilt und zu einer riesigen Geldstrafe begnadigt worden. Dann flüsterte man, sah sich um, ob man auch allein war, denn nicht einmal in Gegenwart des Mädchens, das bediente, wurde es gesagt: Der junge Huyghe war hier in Lille. Er hatte die Uniform abgelegt, und die dummen Boches merkten es nicht. Im gleichen Atem jedoch behauptete jene der beiden Töchter mit der empfindlichen Seele: aber Madame Leroy hätte doch neulich erzählt, sie hätten in Haubourdin sechs junge Leute festgenommen, Soldaten. Also könnten sie doch



nicht so dumm sein. Aber der liebenswürdige Papa, der mit seinen Töchtern wie mit Damen verkehrte, meinte wieder: „Ja, ein Ausnahmefall!"

Als man beim schwarzen Kaffee war, tat sich die Tür auf, eine Anzahl Damen waren gekommen, den Besuch von Ralinghien zu begrüßen. Und die Gesellschaft ging in die Bibliothek hinauf im ersten Stock. Oben fühlte man sich sicherer. — Und immer mehr Menschen erschienen, die der Pförtner benachrichtigt hatte. Man küßte sich auf beide Wangen, besah, betastete sich, ob man auch noch ganz sei, dann saß man im Kreise dicht beisammen, ließ sich erzählen, tauschte Meinungen aus. Von Schlössern wußten welche zu berichten, die als Lazarett eingerichtet wären oder als Erholungsheim, andere wieder schienen verschont zu sein. Bis tief nach Belgien hinein und bis Arras, Péronne, Soissons war man unterrichtet. Während die älteren von der Zukunft Frankreichs redeten, den Sicherheiten der Alliierten, der Gewißheit endlichen Sieges, von nahe bevorstehendem Durchbruch, und daß die lateinische Schwesternation doch nun endlich einsehen müsse, auf welcher Seite ihr Vorteil läge, sprachen die Jüngeren mehr von Menschen. Lätitia fragte mitleidig eine junge Frau, der ihre tiefe Trauer bei dem Blondhaar gut stand, weshalb sie in Schwarz sei, ihr Henri sei doch nicht etwa gefallen? Sie antwortete mit wundervollem Augenniederschlagen und Neigen ihres schönen Kopfes: „Non ma chère, mais c'est très chic."

Man sprach mehr von Geldschwierigkeiten, Aerger, Bedrückungen, Langweile, sagte aber nichts allzu Böses über die Deutschen, ja einzelne lobten sogar ihr tadelloses Verhalten. Als nun aber Lätitia einstimmte, warf man ihr wieder erstaunt Blicke zu, und Herr Dallarmes nannte die Barbaren mit einem gemeinen Schimpfwort, so daß sie geärgert schwieg. Die Verstimmung über ihre Landsleute ließ das Bild des ruhigen deutschen Generalstabsoffiziers vor ihrer Seele erstehen, und er kam ihr neben der Gehässigkeit ihres Vetters so vornehm vor, so stolz zugleich, daß ihr empörte Scham bei dem Gedanken an die Unanständigkeit jener Worte das Blut ins Gesicht trieb. Sie mochte Monsieur Dallarmes nicht, und alle Damen ihres Kreises schwärmten doch von diesem hübschen, liebenswürdigen Mann. Nun klang ihr das Urteil ihres Schwagers Josèphe in den Ohren: „Dallarmes soll lieber gegen seine Frau zuvorkommend sein, statt gegen gewisse Damen!"

Madame de Beaucourt fing mit auftrumpfender Absichtlichkeit an, von Generalleutnant Greger zu erzählen, von Major Rennhöfer fast zu schwärmen; der Name Esserte kam nicht über ihre Lippen. Die Verwandten sahen sie betroffen an, und der Vetter Dallarmes, der doch gegen Damen immer schwach und nett war, sagte gereizt, ja verletzt in seinem französischen Gefühl: „Die Boches haben wohl schon abgefärbt, Lätitia? Wollen Sie nicht lieber Deutsch sprechen? Freilich verstünden wir uns dann nicht. Ich glaube aber fast, wir verstehen uns schon jetzt nicht mehr!"

Alle mochten die junge Frau gern, so lachten sie nur harmlos. Lätitia aber traten die Tränen in die Augen, und sie rief mit zuckenden Mundwinkeln: „Nun, diese ‚Boches' in Ralinghien würden nie so mit einer Dame sprechen. Aber es sind eben Barbaren! Sie haben allerlei Ansichten, die offenbar aus einer niederen Kulturstufe stammen. Sie halten zum Beispiel ihre Ehre rein!"

Claire richtete sich plötzlich auf und klatschte in dem peinlichen Schweigen wütend in die Hände: „Bravo, bravo, bravo!" Dann sank sie auf ihren Stuhl zurück und starrte Monsieur Dallarmes mit so haßerfüllten Augen an, daß die eine kleine Nichte die Tante ganz erschrocken ansah.

Die Stunde des Abschieds nahte. Claire, schon gut gezogen von den Deutschen, hatte mehrmals nach der Uhr gesehen — nur noch 10 Minuten blieben ihnen. Man redete wieder über den Krieg; den Krieg, der ihnen allen wie Gift im Blute saß. General Joffre, den keiner kannte, von dem auch eigentlich niemand Genaues wußte, wurde für jenen Feldherrn erklärt, der als Organisator, als Heerführer unerreichbar sei für die Deutschen, die doch hier standen und nicht er bei ihnen. Von der unvergleichlichen französischen Armee wurde erzählt, von den Siegen, zu denen sie sich rüsteten. Welche schwärmten, wie die Gefangenen, die die Deutschen nun täglich fast auf die Zitadelle brachten, stolz, unerschüttert ausgesehen hätten. Die liebe, liebe, schöne, schöne, französische, französische Uniform! Einigen der alten Herren traten Tränen in die Augen, und sie wärmten sich an Hoffnungen, die nie aufgegeben waren. Mit ihrem gallischen Temperament erhitzten sie sich an Dingen, von denen keiner etwas wußte. Die unbegründetsten Behauptungen fanden Ohr und Beifall. Sie rückten die Stühle zusammen wie Verschworene und sprachen mit gedämpfter Stimme von dem Durchbruch, dem großen Durchbruch, der alles wenden werde. Bei Lille müsse er erfolgen. Wenn dann der letzte Deutsche hinausgeworfen sei, kämen sie wieder in den alten lieben Uniformen und den treuen feinen Gesichtern, die Ehrenlegion auf der Brust, kämen wieder mit flatternden Fahnen, daß alles auf der Straße niederknien müßte vor den Befreiern des unterjochten Artois und Flandern, nicht anders, als zöge die Gottheit selber ein. Sie flüsterten mit roten Wangen. Sie drückten einander dankend die Hand für jedes besonders herrliche patriotische Wort, das einer gefunden hatte. Und sie saßen da in ihrer armen, bedrückten, nicht immer sehr hochgemuten Franzosenseele, und wie sie sich die Köpfe erhitzten, meinten



sie schon die Clairons draußen zu vernehmen, die Marseillaise, das „Vive la France".

So groß war die Verzauberung, daß, als draußen Lärm klang, einer das Fenster aufriß. Wirklich, man hörte Marschschritte. Man sah etwas blitzen, Helme, Seitengewehre, rund um einen Haufen, der langsam vorwärts schlenderte, waffenlos, ungleich, einer im Mantel, ein anderer nicht, barhaupt einzelne, die übrigen in Tellermützen, flachen, grüngrauen der Engländer, in roten Käppis der Franzosen, dazu die Turbane großer, hagerer, brauner, ernster Inder.

Langsam schlossen sich die Fenster. Keiner sprach mehr ein Wort.

Vorm Abschied legte Madame Dallarmes ihren Arm um Claires Nacken und flüsterte ihr zu, mit warmem Ton: „Claire, laß einmal Ruhe in deine Seele kommen. Glaubst du, was er dir angetan hat, hätte er mir nicht viel schwerer angetan, mir, der Frau? Und du mir auch? Claire, ich habe dir doch längst verziehen. Er ist nicht schlecht. Er ist nur so schwach, so entsetzlich schwach!"

Claire de Battaignies neigte den Kopf, dann umarmte sie stürmisch die beiden kleinen Mädchen und eilte mit Lätitia davon. Immer sahen sie beide nach der Uhr, daß sie die Zeit nicht versäumten.

Als sie vor Bobines ausstiegen, wartete schon der Kraftwagen. Hatte nun auch die Begegnung mit den Verwandten ihre französisch bedrängte Seele erfrischt, so wirkte doch die Gewohnheit bereits derart, daß auch Claire freundlich lächelte, als sie den breiten schweren Klostermann in seiner schwarzen Lederuniform vor sich stehen sah, der militärisch Madame de Beaucourt meldete: „Der Herr Major läßt sich entschuldigen, er hat dringend zu tun. Aber der Herr Kriegsgerichtsrat wird die Damen geleiten." Dabei erzählte er wichtig tuend, im Kriege müsse man eben jede Gelegenheit wahrnehmen, nicht unnütz zu fahren, so sei der Herr Kriegsgerichtsrat gefahren, der in Bobines eine Vernehmung habe, da könne es eine Weile dauern, bis er wiederkäme. Inzwischen möchten doch die Damen Platz nehmen. Er öffnete den Wagenschlag und wickelte die Schwestern vorsorglich in Decken ein. Jedesmal, wenn nun Elektrische vorbeifuhren, renkten sich die Franzosen den Hals aus, immer irgend etwas witternd, sei es, hier geschehe eine Unregelmäßigkeit, oder es wären wieder einmal Landsleute von den Deutschen festgenommen worden. Aber auch ein Hauptmann wurde aufmerksam, der, vom Burschen auf einem zweiten Pferde gefolgt, vorbeiritt. Er rief Klostermann heran und fragte, was er hier zu tun habe. Der seit kurzem zum Gefreiten Ernannte erklärte, wer die Damen wären. Der Hauptmann ritt um den Wagen herum, las die Bezeichnung 347 J=D. auf dem Kühler, grüßte kurz und setzte seinen Weg fort.

Die Sonne, die sich gegen Mittag durch die Dünste gekämpft, war in blutigen Nebelschleiern wieder versunken, dort drüben, wo zwei Gegner miteinander rangen Tag um Tag und Nacht um Nacht. Da es zu dunkeln begann, zündete Klostermann die Scheinwerfer an. Die Schwestern verkrochen sich fröstelnd unter den Decken und sprachen leise von dem Besuch in Lille, ihnen wie ein Traum. Was wußten die Liller vom Kriege. Während der Beschießung hatten sie in den Kellern gesteckt. Und jetzt, wo es so friedlich war in der Stadt, daß man nur ab und zu von Ferne den Kanonendonner hörte, jammerten sie auch noch. Da hätten sie einmal draußen in der Feuerzone, in Ralinghien, sein sollen. Und die Schwestern fühlten sich den Verwandten überlegen, gleichsam bessere Franzosen, die mehr litten für ihr Vaterland. Sie erinnerten sich des reichbestellten Tisches. Ja, so konnten sie nicht essen. Wenn nicht Major Rennhöfer dafür gesorgt hätte, daß ihnen der Vizewachtmeister mal etwas mitbringen durfte, wie hätten sie denn leben sollen. Und eine gewisse Dankbarkeit be-

herrschte auch Claire de Battaignies, so daß sie, als der Kriegsgerichtsrat endlich aus Abenddunkel und Nebel auftauchte, abenteuerlich im Lichtspiel der Scheinwerfer, sie ihm liebenswürdig entgegenkam. Er verstand jedes französische Wort, nur das Sprechen war ihm nicht geläufig. Vorn neben dem Fahrer sitzend, drehte er sich herum und erzählte den Damen. Er hatte Balzac gelesen, Mérimé und Flaubert. Er schwärmte für Alfred de Musset. Und halb erfuhren die Damen Dinge über Erd- und Gesteinskunde, Geschichte und Rechtswissenschaft ihres Landes, die ihnen nie ein Franzose gesagt hatte.

Da klang wieder das Grollen, Rollen, Donnern, Krachen, Schmettern der Artillerie. Als ob die beiden, nur auf Stunden dem ernsten Gesange der Front entzogen, seiner schon ein wenig entwöhnt wären, zuckten sie zusammen, und Lätitia griff unter der Decke nach der Hand ihrer Schwester. Der letzte Einschlag konnte gar nicht weit gewesen sein, aber der Kriegsgerichtsrat erzählte ruhig fort, mit immer größerem Mut Französisch sprechend. Vergessene Wendungen stiegen ihm herauf, aus Antworten entnahm er einen Redeteil, den er zurückgab, und die Artigkeit der Französinnen, mit der sie seine Fehler überhörten, nie ein Lächeln auf den Lippen, erhöhte seinen Mut.

Nun bogen sie von der Yperstraße ab auf den Feldweg, nicht schlechter gehalten als in Friedenzeiten, denn Herr de Battaignies hatte kein Geld hergegeben, ihn zu verbessern, und der Maire, mit dem er ständig in Fehde lag, wollte nichts tun. Als nun der Hof sich auftat, man die erleuchteten Fenster sah, sie wieder in der alten Ferme de Ralinghien waren, fühlten die Schwestern sich sicherer als in Lille, mit jener Heimatliebe, die den Älpler auf seinem Eigen hält, auch wenn es die Lawine bedroht, und den Halligenbewohner auf seinem armseligen Eiland, und leckte auch die Sturmflut daran.

Auf Claires Zimmer packten sie, nachdem sie vorsichtig zugeriegelt, das Netz aus, in dem allerlei sich befand, das Madame Dallarmes für sie hatte besorgen lassen: Konserven, Schokolade, Toilettengegenstände, Rasierseife für den Papa, ein paar Bücher und heimlich dazwischengesteckt eine Anzahl französischer Zeitungen. Alten Datums waren sie. Aber die beiden Schwestern stürzten sich darüber, und nun saß jede stumm in einem Stuhl und las mit hungrigen Augen, was drüben in ihrem Vaterlande geschah. Claire schüttelte den Kopf und reichte ihr Blatt der Schwester: „Sieh nur. Aber das ist doch . . .“

Sie deutete auf eine Stelle, wo gesperrt gedruckt stand: „Neuer großer Erfolg. An der französisch-belgischen Grenze haben unsere unvergleichlichen Truppen bei einem Vorstoß einige Gräben genommen und einen Stützpunkt dazu, der die besten Hoffnungen gibt, daß die Boches bald aus dem von ihnen unter schmählichem Bruch garantierter Neutralität okkupierten unglücklichen Belgien hinausgeworfen sein werden. Der festeste Punkt der dortigen Gegend, das Schloß Opendaele, ist von uns mit stürmender Hand genommen worden. Unsere Linien sind weit vorgeschoben. Wie weit, dürfen wir aus leicht begreiflichen Gründen nicht sagen. Aber der Wert dieses Vorstoßes mag daraus ersehen werden, daß die Boches sich bereits in Bobines nicht mehr sicher fühlen, denn, wie Flieger melden, hat dort schon der Abtransport von Vorräten und Kriegsmaterial begonnen. Bald wird dort überall die Trikolore wieder wehen.“

Lätitia sah ihre Schwester stumm an. Endlich sagte sie: „Aber sie sind ja immer in Opendaele gewesen und sind noch da!“ Die Stirn in Falten, die Augen gesenkt, fügte Claire hinzu: „Und w i r sind ja gar nicht hier, drüben sind ja E n g l ä n d e r.“

Abermals blickten die Schwestern sich an. Und sie legten stumm die Zeitungen beiseite, über die sie doch so glücklich gewesen waren.

Claire entriegelte die Tür und ging an ihres Vaters Zimmer. Sie kam sofort zurück: er sei noch nicht wiedergekehrt. Das machte sie ein wenig ängstlich, denn draußen klang ohne Ende der Kanonendonner. Nun war die ganze gehobene Stimmung dahin. Die Schwestern saßen in karger Beleuchtung; auch Licht mußte gespart werden. Drüben glomm das Feuer im Kamin. Lätitia nahm die Zeitungen und stand auf: „Es ist nicht schön, das Volk so zu belügen. Das arme französische Volk. Ich habe es dir immer vorgelesen in dem deutschen Blatt. Was soll man nun noch glauben?“

Claire meinte dumpf: „In der Monarchie wäre so etwas nicht möglich. Wer Gott leugnet und die heilige Jungfrau verhöhnt, wer das Vermögen ihrer Diener einzieht, um es zu verprassen, von dem kann man auch nicht erwarten, daß er die Wahrheit spricht.“

Lätitia stand mit den Zeitungen am Kamin, lässig auf den Marmorsims gelehnt, wie immer in schönen Linien, wie sie die Natur ihrem schlanken Körper geschenkt und die Erziehung sie gelehrt hatte, sie nicht zu verbergen. Sie beugte sich nieder: „Ich will es verbrennen.“

Aber Claire fiel ihr in den Arm: „Laß doch, laß! Wir wollen wenigstens das andere lesen.“

Da nun aber der Kanonendonner immer zunahm, so ging Lätitia hinunter, um nach ihrem Vater zu fragen. Sie hätte es dem Vizewachtmeister, den sie im Gange traf, sagen können, doch in ihr lebte die Sehnsucht, Herrn von Efferte zu sehen. Sie meinte, sie habe ihn seit Tagen nicht erblickt. Der Vizewachtmeister erklärte: der Herr Major von Efferte habe wahrscheinlich zu arbeiten, aber er wolle Major Rennhöfer rufen. Doch Lätitia blieb dabei, Herrn von



Efferte zu sprechen. Verstört trat er ihr entgegen wie einer, der ganz in seiner Arbeit vergraben ist und sich nun ärgert, herausgerufen zu sein. Als er Lätitia sah, wurde sein ernstes Gesicht freundlicher. Immer ein wenig steif, verbeugte er sich und beruhigte sie über ihren Vater, und während er sprach, klirrten leise die Scheiben. Seit heute mittag läge schweres Feuer auf Ralinghien, dem Dorf. Oberleutnant von Gereck hätte telephoniert, Herr de Battaignies säße im Unterstand. So habe Exzellenz, da das Feuer besonders auf den Ausgängen des Ortes lag, befohlen, sie sollten den alten Herrn dort behalten, bis die Engländer sich etwas beruhigt hätten. Lätitia fragte ängstlich, ob ihr Vater in Gefahr sei. Der Generalstabsoffizier sagte kurz: „Nein, ganz gewiß nicht." Mit der Versicherung, sie könne unbesorgt sein, verbeugte er sich und kehrte zu seiner Arbeit zurück. Die junge Frau hatte das Gefühl, als sei sie zu ungelegener Zeit gekommen. Sie hätte ihm erzählen mögen, daß sie die Deutschen verteidigt habe bei den Verwandten in Lille. Sie trug das Herz auf der Zunge. Mit beiden Händen hätte sie es ihm dargebracht. Und nun fühlte sie eine grausame Ernüchterung, wie jeder, dessen Seele erfüllt ist, und dem der andere, dem er sich mitteilen möchte, kalt begegnet.

Drin, knapp vor der Befehlsausgabe, saßen die Herren über die Papiere gebeugt, schrieben, blätterten in Akten und Befehlen. Hauptmann Giese zeichnete auf der Karte etwas ein. Major Rennhöfer stand an der Tür und sprach mit dem Unteroffizier Rosenthal.

Major von Efferte fragte einen der jüngeren Herren: „Hat Gereck telephoniert? Ist Ralinghien noch so stark belegt?"

Der wollte aufstehen, doch der Major drückte ihn auf seinen Stuhl zurück.

In dem Augenblick klingelte es, und der Leutnant sagte: „Brigade Flurschütz. Gereck ist eben fortgegangen."

Der Generalstabsoffizier nahm den Hörer. Oberleutnant von Bißwang sprach, in der Meinung, daß noch der Leutnant da sei, in der Weise, wie er immer zu reden pflegte: „Die Engländer hätten den alten Patrioten fast zur Strecke gebracht. Da haben wir ihn bei uns behalten. Im Unterstand. Daß ihm nur ja nichts passiert. Sonst heißt's noch, die Boches hätten ihn umgebracht. Wir haben dem alten Rhinozeros Lebkuchen gegeben, pommersche Gänsebrust, Kaffee, Hasenpain, Quittenkompott, Sardinen, Gorgonzola, Tee, Leberwurscht, Baumkuchen, Schnaps, Appetitsilds. Wenn der sich nu den Magen verdorben hat, dann waren's die Barbaren wirklich. Hat kolossal gefressen. Man denke sich doch, ganz allein. Der General wollte ihn nich sehen. Hasenclever hatte zu tun. Ich bin mit Gereck währenddessen zu Kreuzmacher gegangen, dem Hauptmann, nicht dem Leutnant. Bißchen Gesellschaft leisten. Hatte gestern Streifschuß bekommen. Linker Oberschenkel. Wir haben dem alten Marquis, oder was er sonst ist, sogar noch 'ne französische Zeitung gegeben. Das Staunen! Die Freude! Aber „L'homme enchainé". Die Hälfte zensurweiß. Die andere Hälfte .... Na, der alte Patriot wird sich aber gewundert haben, was da seiner Regierung gesagt wird. Das Blatt kann er ruhig lesen. Na, und nun, wo's ruhiger geworden ist, ist also Gereck mit ihm abgeschrammt!"

Major von Efferte fragte: „Wie lange kann das her sein, lieber Bißwang? Ja — Efferte. Jawohl, ich bin da — Efferte."

„Ach so, Herr Major. Nun, keine halbe Minute."

„Ist denn kein Feuer mehr?"

„Augenblicklich ganz still. Was man hört, muß vor uns sein. Vielleicht in Belvoorde. Uebrigens war's hauptsächlich Schrapnell. Noch gar nicht dagewesen. Soviel Stunden lang. Wer weiß, was die Flieger denen da drüben aufgebunden haben. Jetzt sind sie offenbar zum Dinner gegangen. Gute Nacht, Herr Major."

Der Generalstabsoffizier legte den Hörer weg, trat an seinen Tisch und blieb eine Weile stehen. Er fühlte sich herausgerissen aus seiner Arbeit, die er übrigens genau so gut unterbrechen konnte, da sie nichts Dringendes betraf. Die Karte der Champagne lag aufgeschlagen, daneben Gefechtsberichte und Tagebuch. Er, dem Arbeit Lebensnotwendigkeit war, benutzte die zeitweise Ruhe dieser langen Wochen des Stellungskrieges zu einer Darstellung dessen, was die Division während des ganzen Feldzuges getan. Dann packte er zusammen und sagte zum Adjutanten: „Auf Wiedersehen bei Tisch, lieber Rennhöfer. Wenn nicht etwa was Besonderes kommen sollte. Ist Exzellenz oben?"

„Er sagte mir, er schriebe an seine Frau."

„Hat er Nachrichten von seinem Schwiegersohn?"

„Ja. Es scheint ihm ganz leidlich zu gehen. Aber er hat eine neue Nachricht bekommen. Fragen Sie ihn nur danach, Efferte. Es tut ihm wohl. Sein ältester Sohn ist gefangen."

„Im Osten?"

„Jawohl. Er lag verwundet in einem Lazarett. Ich weiß im Augenblick nicht, wie der Ort heißt. Wir haben ihn gegen zehnfache Uebermacht räumen müssen. Mußten aber die Verwundeten liegen lassen. Als wir'n dann am Abend wiedergenommen haben, hatten die Russen unsere Verwundeten weggeschleppt. Und dann fragen liebenswürdige Leute zu Haus, die in Sicherheit hinterm Ofen sitzen: „Ja, wie kann sich einer nur überhaupt gefangennehmen lassen!"

Major Rennhöfer ging mit bis zur Tür und sagte leise: „Efferte, nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich Sie mal auf was aufmerksam mache?"



Der blickte ihm ehrlich und warm in die Augen: „Ich bin ja von Herzen dankbar!"

„Zeigen Sie doch mal Exzellenz, daß Sie ein Herz haben. Bitte, nicht böse sein. Wir arbeiten nun so lange zusammen. Ich weiß es. Aber es wissen nicht alle."

Major von Esserte schien doch gekränkt: „Wer sagt das?"

Rennhöfer zog den Generalstabsoffizier in das Billardzimmer nebenan. Da nun dort kein Licht brannte, gingen sie weiter bis ins Eßzimmer, wo bereits gedeckt wurde. Der Major gab den Ordonnanzen einen Wink, sie allein zu lassen, und als die Tür sich geschlossen hatte, fuhr er fort: „Nicht wahr, Sie wissen, daß ich's gut meine. Und wenn Sie an mir etwas auszusetzen haben, so würde ich dankbar sein, wenn Sie damit nicht hinterm Berg hielten. Ich glaube, Exzellenz würde sich sehr freuen, wenn Sie ihm ein Wort über seine Kinder sagen wollten!"

Major von Esserte blickte den Kameraden scharf durch seine Kneifergläser an: „Wie hätte ich ihm denn etwas sagen sollen, wo er's selbst eben erst erfahren hat."

Aber Rennhöfer behielt seine lächelnde Liebenswürdigkeit: „Ja, der Sohn. Aber der Schwiegersohn ist doch schon seit acht Tagen verwundet."

„Ich habe ihn gefragt!"

„Aber nur einmal."

„Man kann doch nicht immer davon reden. Und wie viele werden nicht verwundet. So was verarbeitet man mit sich selbst."

Major Rennhöfer legte ruhig dem Kameraden die Hand auf den Arm: „Die Menschen sind verschieden. Nicht jeder kann das wie Sie. Als Sie damals Ihre Frau verloren hatten und ihren lieben Jungen, haben Sie durch Ihre Fassung allgemeine Bewunderung erregt!"

Herr von Esserte blickte auf das Tischtuch und machte eine Gebärde wie: Gott, was ist dabei. Rennhöfer hakte ihn unter und ging mit ihm langsam zum Kamin: „Wirklich, das hat mir mehr als einer gesagt. Sie sind eine Natur, die sich nicht anzulehnen, sich nicht mitzuteilen braucht. Der geborene Generalstäbler. Nee, das ist gar keine Schmeichelei, das sagt ja grade Exzellenz von Ihnen. Er selbst ist eben anders. Wie vornehm ist dieser Mann, wie gut und wie gerecht, wie streng gegen sich. Und diese Erscheinung. Dieses Auge. Die kurze, scharfe Sprache. Und innerlich ist er doch so weich. Ich glaube, es würde ihm gut tun, wenn Sie ihm irgendein Wort sagten."

Major von Esserte hielt den Blick gesenkt: „Hat er sich beschwert?"

„Nein, das würde er ja nie. Aber es tat ihm leid. Er hat's nicht grade gesagt. Ich hab gefühlt. Ich habe eine verflucht gute Nase. Bei meinem Prinzen habe ich alles nur immer gerochen. Der sagte ja nie ein Wort. Und als er dann das Mädel heiraten wollte, nahm er es als selbstverständlich an, daß ich alles wissen müßte."

Sie waren die Stufen in den Erker hinaufgetreten und standen nun in halber Dunkelheit, denn weder das leise knisternde Feuer im Kamin noch die auf der Anrichte stehenden Kerzen erleuchteten genügend den Raum. Unvermittelt sagte der Major: „Rennhöfer, was ich Sie längst mal fragen wollte. Glauben Sie eigentlich, daß Exzellenz mit mir einverstanden ist?"

Der Adjutant antwortete leise und eindringlich: „Mir hat Exzellenz mal gesagt, Sie wären einer der tüchtigsten Generalstabsoffiziere, mit denen er je zu tun gehabt hätte. Das hat er auch beim Korps wiederholt. Dem Stabschef."

Major von Esserte hatte wie beschämt den Kopf sinken lassen. Nun war es, als ob seine Seele sich öffnete, und er sagte gleich einem Geständnis: „Rennhöfer, ich denke immer, es ist ja doch alles Schwindel. Wer etwas fühlt, sagt es nicht. Meine arme Frau und ich wären beinahe nicht zueinander gekommen, denn ich konnte es ihr nicht sagen. Ich kann's, ich kann's nun mal nicht. Da sagte sie: wenn du nicht kommst, muß ich kommen. Ich fand das ganz natürlich. Ich denke immer, ich will mich nicht aufdrängen. Nur das nicht, lieber zehnmal zu wenig als einmal zu viel. Aber ich will mir Mühe geben. Ich werde also Exzellenz ein Wort sagen. Ich danke Ihnen, Rennhöfer. Dank! Dank!"

Er schüttelte ihm dreimal mit festem Druck die Hand. Dann trat er die Stufen hinab, ging zur Tür, machte aber kehrt, kam zurück und sagte, als sollte es der erste Beweis sein der Wandlung: „Rennhöfer, ich habe es Ihnen längst mal sagen wollen, fand nur nicht den Mut. Wir arbeiten hier so lange zusammen, und Kriegsjahre zählen doppelt, ja sollten zehnmal zählen. So anders wird man. Wollen wir Brüderschaft machen?"

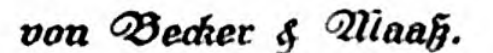
Sie gaben sich stumm die Hand. Dann eilte Herr von Esserte hinaus, und in seiner immer gepreßten Seele schwebte leicht ein Glück. Er wollte auf sein Zimmer gehen, um zum Abendessen die Litewka anzuziehen, aber als er auf dem Treppenabsatz stand, fiel ihm ein, wie er Madame de Beaucourt vorhin kurz abgefertigt, die vielleicht in Sorge um ihren Vater war, genau wie der Generalleutnant um seinen Sohn. So bog er links ab und klopfte.

„Entrez!"

Es war dunkel im Zimmer. Nur der Kamin warf einen hellen Lichtkreis auf den Boden. Neben seinem Feuerschein saß Lätitia. Er zog die Tür hinter sich zu und war erstaunt über die halbe Dunkelheit, die im Raume herrschte. (Fortsetzung folgt.)



Die einfache Mode.

Hierzu 5 Aufnahmen  von Becker & Maaß.

In ausgeprägtem Maß trägt die Mode dem Zeitgeschmack Rechnung. Und zwar beeinflussen die äußeren Verhältnisse nicht nur den Geschmack. Sie fördern einen Stil, der sich den veränderten Bedürfnissen mit Geschick und Verständnis anpaßt. Man verlangt heute eine Kleidung, die den verschiedensten Zwecken gleich gut gerecht wird, und die nicht die eingehende Pflege beansprucht, wie es die vielen Zierlichkeiten der vorangegangenen Moden taten. Das Gesamtbild hat einen kräftigen, entschlossenen Charakter angenommen.

Die neue Form, die aus der Zeit erwuchs, ist das Mantelkleid, eine Art, deren Grundlinien sich gleich bleiben. Ein wenig Phantasie und kunstvolles Beiwerk beleben den zweckmäßigen Neuling in erfreulicher Weise. Er besteht hauptsächlich aus nicht zu schweren schmiegsamen Wollstoffen oder aus Samt, durch Stickereien und Pelz verschönt. Dem Mantelkleid nahe verwandt ist der Kleidmantel, meist in schlichten Formen gehalten, der ebensogut als Mantel über einem Kleid wie als selbständiges Kleid getragen werden kann. Als Mantel bleibt das Rockteil offen, als Kleid wird mit Hilfe von Druckknöpfen das Rockteil geschlossen.

Ein maßgebendes Vorbild dieser neuen Richtung, die wegen ihres guten Einfalls der Beachtung wert ist, zeigt das Modell aus pflaumenfarbenem weichem Wollstoff (Abbildung 1). Dieses Mantelkleid oder Kleidmantel ist in einem Stück gearbeitet und wird von einem Gürtel umschlossen, der auch die breiten Quetschfalten zusammenhält. Die Falten sind vorn und rückwärts auf die gleiche Art angeordnet. Sein Ausputz beschränkt sich auf den Kolinskykragen. Die Taschen sind unumgänglich nötig, wenigstens sieht man sehr wenige Kleider, die darauf verzichten. Sie passen aber auch recht gut zu dem ganzen Stil dieser neuartigen Kleider.



1. Blaues Mantelkleid
aus weichem Wollstoff.



2. Brauner Flauschmantel
mit hohem Pelzkragen.



3. Lila Cheviotmantel
mit umgelegtem Kragen.



4. **Marineblaues Straßenkleid**
mit kreuzweis geschlossenem Kragen.

Der schwarzseidene Mantel mit dem hohen Samtansatz (Abb. 5) vertritt die gleiche Richtung und ist über einem Kleid und ohne Kleid tragbar. Das seidene Teil fällt gerade herunter, die Falten werden durch die Gürtelung erzeugt. Der hohe Samtansatz harmoniert mit dem breiten Kragen und den Ärmelaufschlägen. Der lose geschlungene Gürtel zeigt eine beliebte Art, die sich der allgemein gewordenen Neigung zu allem Zwanglosen anschließt.

Da über die anspruchslosen Kleider bei sehr kaltem Wetter Mäntel getragen werden, mußte eine große Mantelmode entstehen. Die Mäntel fallen meist sehr weit, haben eigenartige Gürtel und hohe, reizvoll geformte, den Hals fest umschließende Kragen. Eine hübsche Art der Halsumrahmung zeigt der lila Cheviotmantel (Abb. 3). Der umgelegte Kragen ist kreuzweise geschlossen. Vorn und im Rücken wirken die Gürtelteile wie durchgezogen. Sie sind so angebracht, daß sie die ungekünstelte Faltengebung geschickt regulieren.

Der braune Flauschmantel (Abb. 2) verzichtet auf jede Gürtelung. Weit und flott, in vollen Glockenfalten fließt er herab. Der Pelzkragen ist charakteristisch für die Mode von heute. Hoch hinaufführend, umrahmt er das Gesicht in kleidsamer Weise. Zu diesem Mantel fand Seal Verwendung.

Sehr viel wird jetzt Biber getragen. Auch Waschbär sieht besonders an Mänteln sehr gut aus. Ohne Taschen ist solch ein Mantel undenkbar. Man könnte ihn gar nicht richtig tragen, sie ersparen auch den Muff. Ein beträchtlicher Teil der Straßenkleider schließt sich der ungezwungenen Richtung an. Ein Gürtel umschlingt die lose Form, seine Ausgestaltung überrascht durch Mannigfaltigkeit. Auch hier spielt die Tasche eine große Rolle. Der Kragen, fast ausnahmslos aus Pelz, hat die schätzenswerte Eigenschaft, nicht nur schmückend, sondern auch wärmend zu sein. An dem marineblauen Straßenkleid (Abb. 4) aus „Affenhaut" sieht der kreuzweis geschlossene Kragen sehr gut aus.



5. **Schwarzseidener Mantel**
mit hohem Samtansatz.

Südseezauber.

Stimmungsbild von Hans-Wilhelm Hollm.

Wir hatten uns nach einer dienstlichen Sitzung der Kommandanten des Verbandes auf dem Flaggschiff im kleinen Kreise zu einem Plauderstündchen in der Kajüte zusammengefunden. Dienst und Krieg, Heeresbericht und Zukunftsaussichten waren wieder einmal gründlich erörtert. Da sprang das Gespräch plötzlich auf ein anderes Thema über: Auf Jugenderinnerungen, die schöne Auslands-Leutnantszeit und anderes, was die Seefahrt und den Seeoffiziersberuf so reizvoll macht. So kam es, daß der eine von uns folgendes erzählte:

Viele Jahre ist es nun schon her, daß wir mit S.M.S. „Seevogel" die weite Südsee durchkreuzten. Es waren damals noch einfache Zeiten. Salzfleisch und Hartbrot spielten auf unserem Küchenzettel eine große Rolle. Kein elektrisches Licht erhellte unsere Kammern. Keine Windfänger kühlten die Tropenglut der kleinen Offiziersmesse. Die geschmolzene, präservierte Butter strichen wir oft mit dem Pinsel auf den Schiffzwieback, aus dem gelegentlich erst die Maden herausgeklopft werden mußten. Frischbrot gab es nur zweimal in der Woche. Die kleine, mangelhafte Eismaschine arbeitete nur, wenn ein schwerer Krankheitsfall die Eiserzeugung rechtfertigte. Der Schiffsarzt hielt das zufällig gerade oft Sonntags für dringlich. Dann fiel wohl auch ein Stückchen Eis für uns ab. Das gab dann die Basis für den „cocktail", der der Kirche folgte wie das Amen der Predigt. Sonst kühlten wir unsere Getränke durch die Verdunstungskälte nasser Strümpfe, die wir über die Flaschen zogen. Es ging auch so und ist unseren Magen gut bekommen.

Wie köstlich aber dann der Gegensatz, wenn wir in einem australischen oder neuseeländischen Hafen einliefen, der Bumbootsmann als Erster, noch ehe der Anker fiel, an Bord kam und frische Butter und Erdbeeren als Gastgeschenk an Bord brachte! Dann gab es an Stelle des ledernen „Huhn mit Reis", der ewigen Präserven oder des süßlichen Bratens des mit Kokosnuß gefütterten Südseeschweins veritable Hammelkoteletten und Beefsteaks von geradezu unwahrscheinlicher Größe. Alle Entbehrungen der Seefahrt waren sofort vergessen. Ging es dann nach erquickungsreichen Hafentagen wieder in See, leer

am Beutel, reich am Herzen und frischen Eindrücken, dann freuten wir uns der neuen Abwechslung und staunten immer von neuem die Wunderwelt der Südsee an.

Wir waren an Bord eine junge, fröhliche und — was wichtig ist — verträglich zusammengesetzte Gemeinschaft junger Offiziere, hatten eine geradezu vortreffliche Mannschaft und genossen aufnahmefreudig mit vollen Zügen die Freuden des Seefahrens. So hatten wir uns als Schüler und Seekadetten das Berufsleben als Seeoffizier gedacht! Unsere jüngeren Offiziere kamen früher ja noch öfter ins Ausland wie in späteren Zeiten. Die damalige Zeit nötigte noch nicht zu jenem harten, arbeitsreichen und entsagungsvollen Ausbildungsdienst in der Heimat, der aber die Grundlage dafür war, wenn die deutsche Flotte den jetzigen schweren Krieg mit Ehren besteht.

Wir hatten gleich zu Beginn unserer Reise in Sydney ein kleines Jachtklavier billig eingehandelt. Das und die Zupfgeige des Schiffsarztes sowie der frische Tenor eines der Leutnants haben nicht wenig dazu beigetragen, die Stimmung auf der Höhe zu halten trotz tropischer Hitze, körperlicher Erschlaffung und gelegentlicher Eintönigkeit des Daseins. Das Klavier, in dem auch einmal eine Schiffsratte ihre Wochenstube hielt, haben wir später sogar noch „mit Nutzen" an einen Landsmann auf einsamer Südseeinsel verkaufen können. In dessen Ausschank hat es noch jahrelang das Musikbedürfnis der wenigen Deutschen am Orte und der anspruchsloseren Angehörigen „des Landes ohne Musik", sowie der Südseeinsulaner befriedigt.

Zur Erläuterung dessen, daß es manchmal bei langem Hafenaufenthalt in öder Gegend eintönig wurde, will ich hier nur eine kleine Episode einflechten, die aber auch zeigt, daß und wie wir des Stumpfsinns Herr wurden. Eines Abends war ich zum Festessen bei meinem Kommandanten eingeladen. Ich war gerade „dran" gewesen. Als ich gegen neun Uhr abends in die Offiziersmesse kam, bot sich mir folgender Anblick: Auf dem Tisch der kleinen Messe stand eine große Waschbalge, eine trübe Kerze ließ mich das übrige erst nach und nach erkennen. In der Balge schwammen mehr oder minder lebhaft einige Fische, über ihr schwebten vier Angelruten, deren Spitzen von Zeit zu Zeit monoton an die niedrige Decke klatschten. Sie wurden gehalten und bedient von drei Leutnants und dem Schiffsarzt, die mit verschränkten Armen in je einer Ecke des rings um die Messe laufenden Wandaufbaues saßen, jeder eine Pulle Sekt neben sich, und so sich mit Fischfang die Zeit vertrieben. Ab und zu wurde mit leiser Stimme „Fischerin du kleine" gesungen. Ich bekam einen Lachanfall und begriff bald, daß das Ganze mir zuliebe arrangiert war. Wir haben dann den lustigen Abend noch ziemlich lange ausgedehnt.

Wir hatten lange in Apia auf Samoa gelegen. Damals stritten sich noch Deutsche, Engländer und Amerikaner um „die Perle der Südsee". Wer dort gewesen ist, wird die tropische Schönheit der Inseln, die Wunderwelt der sie umgebenden Riffe, die Eigenart ihrer Bewohner nicht vergessen.

Ehe Samoa deutsch bzw. amerikanisch wurde, lagen dort fast ständig Kriegsschiffe der rivalisierenden Nationen. Das kleine Volk der Samoaner, für die ihre Inseln den Nabel der Welt bedeuteten, befehdete sich — meist mit Worten, gelegentlich auch mit Taten — fast ständig. Auch wir mußten einmal eingreifen und unsere Kanonen sprechen lassen, was uns von unseren zahlreichen samoanischen Freunden und Freundinnen als „unfair" recht übelgenommen wurde. Sie fanden es wirklich nicht anständig, daß wir mit unseren Granaten zwischen sie funkten, wo sie doch nur alte Gewehre hatten, gegen die ihre Palmenstämme immerhin noch Deckung boten. Ganz unrecht hatten sie ja auch nicht. Den ortsansässigen Kaufleuten war der ständige Aufenthalt der Kriegschiffe im Hafen natürlich durchaus angenehm. Sie lieferten zu recht angemessenen Preisen Kohle und sonstige Schiffsbedürfnisse. Im „Soll" und „Haben" ihrer Bücher spielte diese Einnahme, glaube ich, eine große Rolle, und das oft betonte „Schutzbedürfnis" stand wohl hiermit nicht ganz außer Zusammenhang.

Wir waren gern in Apia zu Anker. Das liebenswürdige Völkchen der Samoaner beiderlei Geschlechts immer besser kennen zu lernen, veranlaßte uns auch zu samoanischen Sprachstudien. Unser Schiffsarzt sammelte ihre Lieder und dichtete wohl auch selbst eins, das dann gar bald von Mund zu Mund um die ganze Insel lief. Auch der Verkehr mit den ansässigen Deutschen brachte uns angenehme Anregungen. Gemeinsame Reitpartien, Bälle an Bord und Land verkürzten uns die freien Nachmittage. Jeden Nachmittag badeten wir im quellklaren Wasser des Vaisigano.

In dieser Zeit weilte für einige Zeit in Apia ein verwitweter amerikanischer Gelehrter, den der Wunsch, Land und Leute kennenzulernen, nach Samoa geführt hatte. Seine Ankunft war ein Ereignis für uns Leutnants. Die in der Südsee sehr schnellfüßige „öffentliche Meinung" — dort „Kaukalla" genannt — war ihm vorausgeeilt und hatte von zwei bildschönen Töchtern erzählt, Vollblutamerikanerinnen, die den Vater begleiteten. Als der Postdampfer im Hafen ankerte, standen wir alle mit langen Ferngläsern auf der Hütte und musterten die von Bord gehenden wenigen Passagiere. Die „Töchter" hatten wir bald herausgefunden. Wir gingen an Land und stellten dort noch genauer fest, daß der Ruf der Schönheit für beide wirklich berechtigt war. Die ältere eine voll erblühte Rose, die jüngere eine duftige Knospe, beide voll Anmut und Grazie, wie sie die Töchter der Vereinigten Staaten sooft auszeichnen. Es war nur zu natürlich, daß diese beiden jungen Damen nicht gerade zur Freude der in Apia beheimateten Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts sehr bald den Mittelpunkt der dortigen „Gesellschaft" bildeten. Der Fixeste von uns hatte die erforderliche Anbahnung der Bekanntschaft sehr bald zuwege gebracht. Unter den jungen Offizieren der im Hafen liegenden Schiffe und den jungen deutschen Kaufleuten am Ort entstand alsbald ein scharfer Wettbewerb um die Gunst der beiden Schönen, wobei die Ansichten über die Anziehungskraft jeder der beiden je nach Geschmack sofort zwei Lager zustande brachten, von denen jedes darauf bestand, daß der Preis der Schönheit der von ihm verehrten jungen Dame gebühre. Von mir muß ich bekennen, daß es vom ersten Moment ab für mich keine weitere Wahl gab und ich bis über beide länglichen Ohren in die jüngere, Annie, verliebt war. Das kindlichknospenhafte in Gesicht, Haartracht, Figur und Wesen hatte es mir sofort angetan. Die verschiedenen Parteien überboten sich in der Veranstaltung von Festen und Partien. Und da die übrigen Schönen Apias, Weiße, bräunlich Angehauchte und ziemlich Braune, soweit sie „hoffähig" waren, von diesen Festen auch profitierten, so herrschte schließlich allgemeine Zufriedenheit. Allmählich wurde der Kreis der Bewerber um die beiden schönen Schwestern wieder kleiner, wechselseitige Sympathien



schufen einige bevorzugte Favoriten unter uns. Das eine oder andere Schiff verließ den Hafen. Wir aber blieben. Kurzum, es kam dazu, daß ein Kamerad und ich recht oft — sooft es der nicht sehr strenge Tropendienst gestattete — mit den beiden Schwestern zu Pferd oder zu Wagen Land und Leute studierten, Tennis spielten oder auf Tanzabenden ihre Partner waren. Die Frau des deutschen Konsuls fungierte gelegentlich als Ehrendame, unser braver Erster Offizier als deren Kavalier und Elefant. Erziehung und Sitte gaben den jungen Amerikanerinnen nebenbei jene bei aller Fröhlichkeit doch gemessene Zurückhaltung, die auch mutterlosen Töchtern größte Freiheit der Bewegung gestattet. Unser Verkehr war durchaus harmlos, wir genossen die Stunden, ernsthafte Bindungen lagen uns allen vieren meilenfern. Natürlich hatten wir uns sehr gern, was wäre das Leben auch ohne Liebe! Wir zeigten es uns auch ein klein wenig, kleine Erinnerungstücke gingen von einem zum andern, Blumengaben erfreuten die Schwestern, wir tauschten Bücher mit angestrichenen Stellen, genossen zusammen die schattige Kühle stiller Veranden und wandelten Seite an Seite unter Palmen durch die monderhellte Tropennacht. Wir waren ja alle noch so köstlich jung, und um die beiden Schwestern wehte ein Hauch keuscher Unnahbarkeit und Reinheit, der jeden Händedruck für uns zum Ereignis werden ließ.

Aber alles Gute im Leben geht vorüber wie alles Häßliche, wie auch dieser Krieg vorübergehen wird. Auch für uns kam die Stunde des Abschieds. Und zwar gleichzeitig und doppelt für uns alle. Unser Kreuzer sollte auf erhaltenen Befehl hin nach einem entfernter gelegenen neuseeländischen Hafen gehen. Der Amerikaner wollte mit dem nächsten Dampfer, der Apia anlief, seine Reise nach Auckland in Neuseeland fortsetzen, um dort das Gebiet der heißen Quellen und seltsamen Schlammseen sowie die Sitten der Mahoris zu studieren. Natürlich begleiteten ihn die Töchter auch dorthin. Der Dampfer „Roturua", der alle vier Wochen Apia anlief und gerade jetzt fällig war, sollte zufällig nur wenige Stunden vor uns den Hafen verlassen. Das aber machte das Abschiednehmen nicht überflüssig. Und Abschiednehmen hält bekanntlich schwer. Mein Kamerad hatte sich, durch Wachtdienst behindert, schon am Tage vorher von der Dame seines Herzens verabschiedet. Ihm fiel es etwas leichter als mir, der ich gern das letzte Lebewohl so lange wie möglich hinausschob. So ließ ich mich am Morgen dieses kritischen Tages an Bord der eben eingelaufenen „Roturua" rudern, die nur wenige knappe Stunden im Hafen bleiben wollte. Die Amerikaner waren auch soeben an Bord gekommen. In der Unrast der Stunde sprachen Annie und ich allerlei Torheiten, die man in solchen Zeiten spricht. Fast glaube ich, daß uns beiden schließlich das Abschiednehmen schwerer wurde, als wir eigentlich gedacht hatten. Ein ganz klein wenig haben unsere Stimmen beim letzten Lebewohl doch wohl gezittert. Das Blau in Annies Augen kam mir an diesem Tage viel tiefer vor wie sonst vorher, obwohl ihre Augen häufiger nach unten sahen, als es sonst ihre fröhliche Art war. Wir trösteten uns, obwohl wir selbst nicht daran glaubten, daß wir uns unterwegs oder in Neuseeland vielleicht noch treffen würden. Reisegeschwindigkeit, Kursrichtung und Abfahrtzeit machten das allerdings wenig wahrscheinlich. Dann erklang mißtönend die Heulsirene des Dampfers. Die Ankerwinde knarrte. Es war Zeit, von Bord zu gehen. Ein Händedruck, ein letzter langer Blick. Dann stieg ich ins wartende Boot. Der Dampfer ging an. Ich sah noch lange ein kleines Taschentuch über der Reling winken. Gesprochen haben wir zuletzt nicht mehr viel. Dann steuerte der Dampfer aus den Korallenriffen in die blaue, endlose Südsee. Daß dies kleine Erlebnis ein schönes Stückchen Jugend, das beste vielleicht, darstellt, ist mir erst später ganz klar geworden. Ich fuhr an Bord. Mich rief der Dienst. Als Navigationsoffizier hatte ich unsere eigene Abfahrt vorzubereiten. Zu dumm! Die Gedanken flogen immer wieder auf die „Roturua". Und als wir später Anker lichteten und selbst in See gingen, hätte ich beinah einen Kunstfehler beim Absetzen des Kurses gemacht, wenn der brave Steuermann nicht noch durch einen vorsichtigen Hinweis eingegriffen hätte. Der Kommandant hat nichts gesagt, als er es bemerkte. Er war „im Bild" und dachte der eigenen Jugendzeit. Die „Roturua" und ihre Rauchfahne war natürlich längst hinter dem Horizont verschwunden, als wir aus den von der Brandung umtosten Riffen hinaus und in die freie See steuerten.

Wir hatten eine etwa achttägige Reisezeit vor uns. Am vierten Tag, abends gegen 6 Uhr, als der sonnenhelle Tag nach kurzer Dämmerung in eine sternklare Mondnacht überzugehen begann, meldete der Ausguckposten auf der Back plötzlich: „Ein helles, weißes Licht rechts voraus." Ich hatte die Wache auf der Brücke und sah alsbald durch mein Glas, daß wir uns ziemlich rasch dem hellerleuchteten Heck eines Dampfers näherten. Mir blitzte es sogleich durch den Kopf, daß es sich in dieser einsamen Gegend, wo selten Schiffe fuhren, nur um die „Roturua" handeln könne. Mich wunderte nur, daß wir dem Schiff so überraschend schnell näherkamen. Funkspruch gab es damals noch nicht. So ließ ich, um zu erkennen, um was es sich handle, einen Kurs steuern, der uns recht nahe an das gesichtete Schiff führte. Der Scheinwerfer wurde klar gemacht. Bald sah ich, daß der Dampfer gestoppt lag. Als wir in seine Nähe kamen, brannte er ein Blaufeuer ab und gab so den Wunsch zu erkennen, mit uns zu verkehren. Wir stoppten längsseit. Im Scheinwerferlicht las ich am Heck „Roturua". Auf dem Promenadendeck standen Gruppen von Passagieren. Ich sah Damenkleider und wußte, daß Annie dabei war. Der Kommandant war an Deck gekommen. Mich löste mein Nachfolger gerade auf der Wache ab. Ich erbat sofort die Erlaubnis, mit dem Kutter herüberfahren zu dürfen, um zu erfragen, was man von uns begehre. Der Kutter rauschte zu Wasser. Wir fuhren hinüber. Zuerst kam der Dienst. Der Kapitän der „Roturua" erbat unsern Ingenieur und technische Hilfe. In der Maschine war ein Defekt, den er mit seinen halfcast Heizern nicht beseitigen konnte. Ich schickte den Kutter mit der Meldung über das Gewünschte an Bord des „Seevogel" zurück und bat, bis zur Beendigung der Reparatur drüben bleiben zu dürfen. Dann begrüßte ich Annie, die Schwester und den Vater. Unser braver Ingenieur kam mit seinem Personal und Handwerkzeug. Drei Stunden werde er wohl gebrauchen, meinte er. Ich wünschte, es möge viel länger dauern.

Da haben wir beide, Annie und ich, nochmals Wiedersehen und Abschied gefeiert und dem Gott des Zufalls für diesen kleinen Maschinenschaden, der sie vorher etwas geängstigt hatte, von Herzen gedankt. Der Vater und die Schwester ließen uns ziemlich ungestört. Sie zeigten ein merkwürdiges Interesse für die Arbeiten unseres Maschinenpersonals. Es war eine herrliche Nacht. Wind-



still fast, nur eine leichte Dünung bewegte ganz sanft die beiden nebeneinander treibenden Schiffe. Über uns das südliche Kreuz, der Vollmond und der klare Sternenhimmel und die Herzen so weit und die Freude des Beisammenseins so groß. Was wir gesprochen, wir wissen's wohl nicht mehr, aber viel Liebes war sicher dabei.

Um elf kam unser Ingenieur, tippte mich leise auf die Schulter und sagte, daß er nun gleich fertig sei und wir wohl an Bord zurückmüßten. Der Kutter lag schon längsseit. Auch der Kapitän der „Roturua" kam, um sich auch bei mir für die Hilfe zu bedanken. So mußten Annie und ich recht plötzlich und in Gegenwart von Zeugen Abschied nehmen. Recht formell ging's daher dabei zu. Nur die kleine, liebe Hand Annies habe ich etwas länger festgehalten, als die Etikette vorschreibt, und an die Lippen gehoben, leise geküßt. Dann holte sie mir noch schnell die neueste an Bord gemachte Photographie. Wir stiegen in das wartende Boot, das der Scheinwerfer des „Seevogel" mit der Bordwand der „Roturua" hell beleuchtete. Nach oben sehend, erblickte ich, gerade noch im Kegel des blendenden Scheinwerferlichtes, das liebliche Oval des Gesichtchens von Annie, die, sich über die Reling beugend, wortlos auf mich herabsah und mir freundlich zunickte. Da schien es mir, als fiele plötzlich ein kristallheller Tautropfen, der fast wie eine Menschenträne aussah, im Scheinwerferlicht hell aufleuchtend und wie ein Diamant funkelnd, auf mich herunter. Ich weiß nicht, ob es ein Irrtum war. Wir Deutsche sind ja immer ein bißchen sentimental und denken, was wir hoffen. Von mir selbst brauche ich ja nicht weiter zu reden. Ich wußte ja, daß die Augen von zwölf neugierigen Matrosen beobachtend auf mir ruhten.

Auf der achtersten Ducht des Kutters saßen an den Schlagriemen zwei Leute, deren Gespräch hatte ich neulich einmal von der Brücke aus zufällig belauscht. „Ganz verrückt ist unser Leutnant in diese amerikanische Puppe", hatte der eine gemeint. „Er wird doch nicht so dumm sein und so eine fremdländische heiraten", hatte der andere erwiedert. Dann war dem einen die Pfeife ausgegangen, und er holte sich Feuer bei dem andern. Ihr Gespräch stockte. Viel zu reden ist dieser Leute Art ja nicht, ich aber wußte Bescheid. Die ganze Kutterbesatzung kannte ich nebenbei sehr gut. Als wir zuletzt in Melbourne lagen, hatte ich sie eingepullt. Es war eine Regatta aller im Hafen liegenden Kriegsschiffkutter in Aussicht gewesen. Sie hatten mich gebeten, dafür zu sorgen, daß die Racestrecke recht lang gemacht würde. Dann wollten sie es schon holen! Auf kurzen Strecken seien die andern ihnen über. Mattutat, der am Steuerbord-Schlagriemen saß und seit seinem 14. Lebensjahr oben bei Cranz in Ostpreußen Tag und Nacht im Fischerboot gesessen hatte, kannte sich und seine Kameraden. Ausdauer war ihre Stärke. Er war der Wortführer der Kutterbesatzung bei mir gewesen. Er hatte auch recht behalten. Mit vier Bootslängen schlugen wir die Amerikaner, die mit einem extra leichten Rennboot am Start erschienen waren. Ein Stück dahinter folgten zwei Engländer und ganz am Horizont ein matter Italienerkutter. Vor diesen Bundesbrüdern hatten wir ja auch die wenigste Angst gehabt. Das „blaue Band" von Melbourne war uns geblieben. Stolz fuhr unser Kutter das silberne Ehrenschild am Heck.

Knapp und kurz gab ich selbst das Kommando zum Ablegen.

Das Boot schor ab. Die Riemen tauchten in die glitzernde Flut. Hinter dem Boot zog ein Streifen hellen Meerleuchtens her. Der Scheinwerfer erlosch, wir legten an Bord an und stiegen aus. Die „Roturua" zog ihres Weges dahin. Dann schlugen auch unsere Maschinen an. Verschiedenen Zielen dampften wir zu.

Ich blieb an Deck, solange die Lichter der „Roturua" noch in Sicht waren. Dem neckenden Spott der Kameraden ging ich vorsichtig aus dem Wege.

Um vier Uhr morgens bekam ich die Wache auf der Brücke. Ein bißchen elegisch und katzenjämmerlich war mir nach diesem Abschied und der fast schlaflosen Nacht zumute. Das Trompeterlied „Behüt dich Gott, es wär so schön gewesen" wollte mir gar nicht aus dem Sinn. Ich summte es immer vor mich hin, wenn ich auf der Brücke auf und ab stampfte.

Als die Sonne nachher aufging und das Deckwaschen begann, haben mich die Reinschiffleute mit ihren Wasserfluten und Besen sehr bald in die rauhe Wirklichkeit zurückgebracht. So ein Deckwaschen, bei dem einem das klare, kalte Seewasser um die Füße flutet, hat überhaupt viel Abkühlendes! Und das war gut so!

Ein paar Briefchen haben wir dann noch gewechselt. Scheu und zart die ihren. Dann kam für uns eine neue Rundreise durch die Südsee. Ich saß oft im Topp und navigierte von dort aus das Schiff durch die Korallenkanäle. Dabei vergehen einem die Abschieds- und Liebesgedanken ganz und gar. Neue Sterne erschienen uns dann am südlichen Himmel. Es gibt der Eindrücke da unten so viele, und dabei wird man vergeßlich.

Nach sechs Jahren so etwa erreichte mich auf allerlei postalischen Umwegen in der Heimat eine Einladung zur Teilnahme an der Hochzeit der Miß Annie mit einem — wie ich später gehört habe — recht wohlsituierten Mister Green, der nebenbei auch noch eine politische Rolle in seinem Vaterlande der unbegrenzten Möglichkeiten spielte. Ich dankte und gratulierte. Wie man eben so schreibt in solchen Fällen. An die Heineschen Verse dachte ich:

„Und freundlich gratuliert ich
Und lispelte liebevoll,
Daß man sie von mir recht herzlich
Viel tausendmal grüßen soll."

Die liebe Erinnerung an die schöne Südseezeit bin ich nie ganz los geworden. Es schwebt für mich immer ein Hauch von Jugend und Reinheit um das kleine Erlebnis.

* * *

Wir hatten schweigend zugehört. Unsere Gedanken folgten dem Erzähler in alte, fernliegende Zeiten. Eine Art Heimweh, eine Sehnsucht nach der freien See, nach dem Ausland kam über uns alle. Aus den dicken Wolken, die unseren Zigarren entstiegen, tauchten mit einem Male freundliche Bilder auf. Die blaue Südsee, die wir fast alle kannten, lag mit ihren unendlichen Weiten vor uns. Und aus ihren Fluten stiegen vor unseren Augen die Berge der Inseln empor mit ihrem merkwürdigen, anziehenden, vielseitigen, von der Kultur noch sehr wenig beleckten Völkergemisch. Unter ihnen Samoa, die Perle der Südsee, seit vielen Jahrzehnten die Stätte deutscher Kulturarbeit, mit den Gräbern tapferer deutscher Seeleute, die dort ihr Blut im Kampfe mit den Wilden vergossen hatten oder mit ihren Schiffen im Wirbelsturm den Elementen erlegen waren.

Dann fiel es uns plötzlich ein, fast wie ein körperlicher Schmerz wirkte es: Dort, über Apia, weht heute ungestraft die Flagge des verhaßten Gegners, der dem ehrlichen Kampfe mit uns bewußt aus dem Wege geht.

Unsere Fäuste ballten sich unwillkürlich. Wehe dir, England!



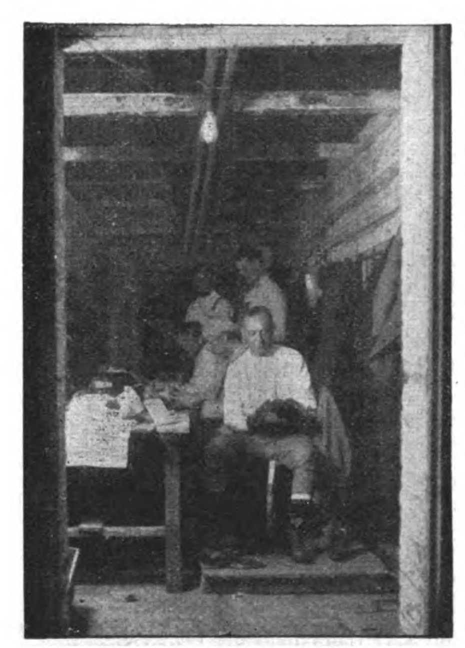
Deutsches Theater an der Westfront.

Hierzu 8 Aufnahmen.



Ein „Foyer".

Seit Anfang Februar dieses Jahres gastiert eine deutsche Künstlerschar an der Westfront. Die Leitung hat es sich zur Aufgabe gemacht, nicht nur in den Etappengebieten, wo feststehende Theater vorhanden sind, zu spielen, sondern dicht an der Front in den kleinsten Dörfern wurde gespielt und auf diese Weise den Truppen, die ganz vorn im Schützengraben liegen, Gelegenheit geboten, deutsche Kunst zu genießen. Wie oft war kein Theater da, aber mit Hilfe unserer Feldgrauen wurden Räume ausfindig gemacht und diese in Zeiträumen von 3—4 Tagen in Theater verwandelt. Zuschauerräume von 16- bis 1800 Personen gehörten in diesen Orten nicht zu den Seltenheiten. Die Bühnen wurden mit auswechselbaren Dekorationen versehen, Zuschauerraum und Ankleideräume sogar mit elektrischem Licht ausgestattet, und abends, oft sogar am Vormittag und Nachmittag wurde gespielt. Mit welcher Begeisterung unsere Feldgrauen dem Spiel folgten, läßt sich nicht beschreiben. Solche Lachsalven kann man nur an der Front zu hören bekommen, wo man vor einem so dankbaren Publikum spielt wie vor unseren Feldgrauen. Wenn auch unsere darstellenden Künstler nicht immer eine gute Unterkunft finden konnten, so gingen sie doch mit dem Gefühl ins Theater, einen guten Zweck verfolgt zu



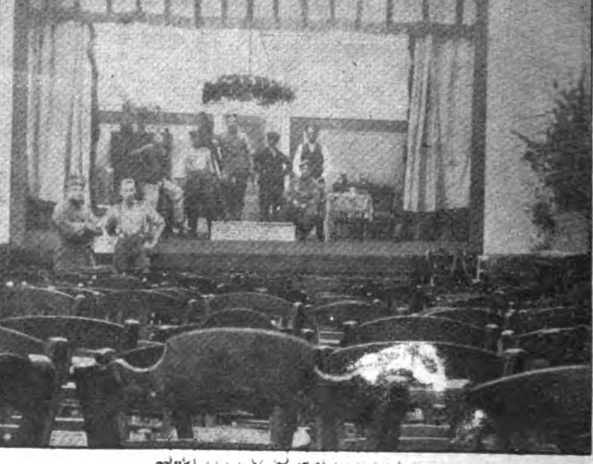
In der Herrengarderobe.



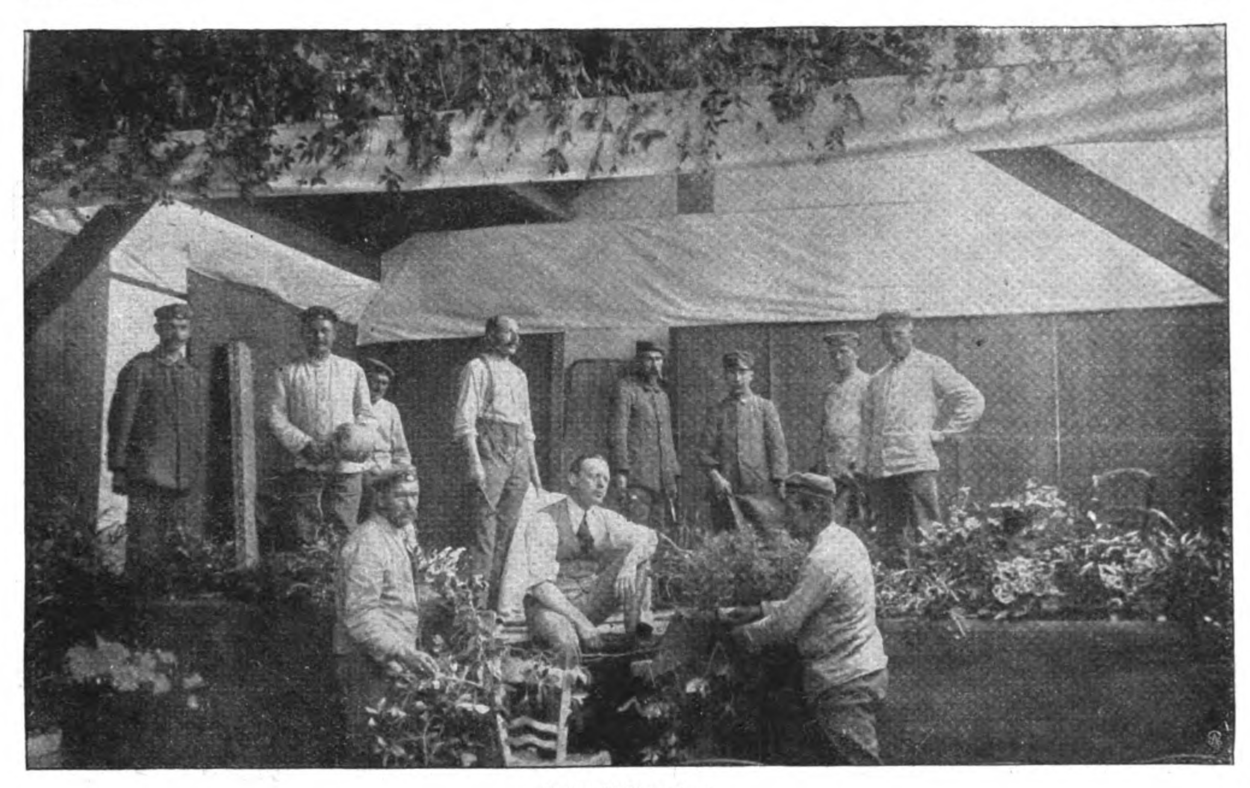
In der Damengarderobe.



Pause während einer Probe.



Bühne und Zuschauerraum.



Beim Bühnenbau.



Der Zuschauerraum des Speichers der Zuckerfabrik, in dem 1100 Feldgraue Platz fanden.



Obere Reihe: Hanna Marbach, Direktor Fritz Grunwald, Adele Menzel.
Untere Reihe: Oberspielleiter Ludwig Colani, Else Gattig, Joh. Walter Steinbeck, Sonya G. Boys, Rob. H. Marx, Else Rabe, Otto Birkhahn.

Nach der Vorstellung des Lustspiels „Herrschaftlicher Diener gesucht".

haben, und mehr als einmal wurden sie von den anwesenden kommandierenden Generalen belobt, die deutsche Kunst zur Front gebracht zu haben. Wo auch gespielt wurde, sei es in einer Scheune oder in einem Speicher oder in Fabrikräumen, stets fanden die Vorstellungen eine begeisterte Aufnahme. Dem Leiter Unteroffizier Fritz Grunwald, der vom Oberspielleiter Ludwig Colani unterstützt wurde, gebührt Dank, dieses Unternehmen, das in diesem Winter weitergeführt wird, ins Leben gerufen zu haben.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 50. Berlin den 9. Dezember 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 50.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

28. November.

An der siebenbürgischen Front ist der Alt überschritten. Curtea de Arges ist in unserem Besitz. Die Donauarmee hat Gelände gewonnen. Giurgiu ist gestern genommen worden.

Heftiges Feuer leitet starke Angriffe ein, die zwischen Trnova (nordwestlich von Monastir) und Makovo (im Cerna-Bogen) sowie bei Grunişte von Russen, Italienern, Franzosen und Serben gegen die deutsch-bulgarischen Linien geführt werden. Der große gemeinsame Angriff der Entente-Truppen ist völlig gescheitert.

In der Nacht zum 28. November haben mehrere Marine-luftschiffe Hochöfen- und Industrieanlagen Mittelenglands mit gutem Erfolg mit Bomben belegt. An verschiedenen Orten konnten Brände beobachtet werden. Die Gegenwirkung war außerordentlich stark. Ein Luftschiff ist der feindlichen Abwehr zum Opfer gefallen und in der Nähe von Scarborough abgestürzt; ein zweites ist nicht zurückgekehrt, so daß mit seinem Verlust zu rechnen ist.

29. November.

In den Waldkarpathen und an der siebenbürgischen Ostfront führt der Russe gestern an vielen Stellen gegen die deutschen und österreichisch-ungarischen Linien Angriffe. Er erlitt eine Niederlage; kleine örtliche Erfolge hat er mit blutigen Opfern erkauft.

Die Armee des Generals der Infanterie von Falkenhayn ist auf der ganzen walachischen Front in siegreichem Vordringen; vor ihr weicht der geschlagene Feind in Unordnung nach Osten. Pitesti ist genommen.

Balfour teilt im Unterhause mit, daß Admiral Jellicoe an Stelle von Sir Henry Jackson zum ersten Seelord und Präsidenten der Marineakademie in Greenwich ernannt worden ist. Beattie wird zum Befehlshaber der großen Flotte ernannt.

30. November.

Campulung ist genommen und dadurch der Weg über den Törzburger Paß geöffnet worden. Dort fielen 17 Offiziere, 1200 Gefangene, 7 Geschütze und zahlreiche Bagagen in die Hand bayrischer Truppen. Von ihrer Majestät Kürassier-Regiment Königin nahm die Eskadron des Rittmeisters von Borcke (Portr. S. 1760) bei Ciclanesti eine feindliche Kolonne mit 17 Offizieren, 1200 Mann gefangen und erbeutete dabei 10 Geschütze und 3 Maschinengewehre.

In Wien findet die Bestattung Kaiser Franz Josefs statt. Die rumänische Regierung ist nach Jassy übergesiedelt.

1. Dezember.

An der Zlota Lipa weisen ottomanische Truppen mehrere russische Angriffe ab, stoßen dem zurückflutenden Feinde nach und bringen ihm dabei schwere Verluste bei.

Die Donauarmee erkämpft den Übergang über die Neajlov-Niederung und nähert sich dem Unterlauf des Argesul in Richtung auf Bukarest.

2. Dezember.

Der Reichstag nimmt das Gesetz über die Hilfsdienstpflicht in dritter Lesung an.

Am Argesul, südöstlich von Pitesti, ist die sich zum Kampf stellende 1. rumänische Armee von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen nach zähem Ringen durchbrochen und geschlagen worden.

Weiter unterhalb, bis nahe der Donau ist der Argesul im Kampf erreicht.

3. Dezember.

Die Schlacht am Argesul dauert an; sie hat bisher den von unserer Führung beabsichtigten Verlauf genommen.

4. Dezember.

Die Schlacht am Argesul ist gewonnen. Die unter Führung des Generals der Infanterie Kosch kämpfende Donauarmee von Sviştov her, die durch die westliche Walachei über Craiova vordringende Armeegruppe des Generalleutnants Kühne, die nach harten Kämpfen längs des Argesul aus dem Gebirge heraustretende Gruppe des Generalleutnants Krafft von Delmensingen und die unter dem Befehl des Generalleutnants von Morgen (Portr. S. 1760) über Campulung vorbrechenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen vollziehen ihre Vereinigung zwischen Donau und dem Gebirge.

○ ○ ○

Die deutschen Schweizer.

Von Professor Dr. Paul Eltzbacher (Berlin).

Die Stimmung der Völker ist in diesem Kriege für uns nicht so wichtig, wie sie manchem erscheint, und es hat für uns wenig Bedeutung, ob die zur Erhaltung unseres Daseins notwendige, im Vergleich zur gegnerischen so menschliche Kriegführung von der neutralen Presse eine gute oder schlechte Zensur erhält. Die neutralen Regierungen würden pflichtwidrig handeln, wenn sie ihre Politik statt nach dem Wohl ihrer Länder nach der so häufig irregeleiteten Volksstimmung einrichten würden. Wenn man heute bei uns wissen möchte, wie die deutschen Schweizer uns gesinnt sind, so ist dies also keine Frage des Nutzens, sondern eine Herzensursache.

Wir Deutschen haben seit Jahrzehnten am Vierwaldstätter See, im Berner Oberland, im Engadin Naturgenuß und Erholung gefunden und dabei auch manchen Einblick in das frische und kraftvolle Staatsleben der Schweiz getan. Wir zählen die männliche und kristallklare Dichtung Gottfried Kellers zu unserem liebsten Besitz. Böcklin und Hodler haben uns manches Mal über den Alltag hinausgehoben. Jakob Burckhardt, Heinrich Wölfflin haben uns weite Horizonte eröffnet. Wir

lieben die uns stammverwandten deutschen Schweizer und möchten wissen, ob unsere Gefühle erwidert werden.

Letzthin sind in den Zeitungen hier und da Notizen erschienen, die von einer uns unfreundlichen Stimmung in der deutschen Schweiz berichteten. Ich habe Gelegenheit gehabt nachzuprüfen, was an solchen Behauptungen ist. Ich war seit Beginn des Krieges zweimal längere Zeit im Engadin und bin dort viel mit deutschen Schweizern zusammen gewesen. Die Kurorte des Engadin sind jetzt ziemlich leer, und die deutschen Schweizer verschwinden dort nicht so sehr wie im Frieden unter der Ueberzahl der Fremden. So ergaben sich ganz von selbst mancherlei zum Teil herzliche Beziehungen zu Familien aus Basel, Zürich, St. Gallen, die gleichfalls im Engadin Erholung suchten. Diese neusten Eindrücke haben meine alten Anschauungen nur bestätigt.

Was jedem Deutschen auffallen muß, der die deutschen Schweizer oder auch nur ihre Literatur näher kennen lernt, das ist die große innere Verwandtschaft. Die deutschen Schweizer weisen die eigentlichsten Züge deutschen Wesens geradezu gesteigert auf: die Tiefe und Gründlichkeit des Denkens, den Ernst und die Tüchtigkeit im Handeln, das Gemüt und auch die Schwerfälligkeit. Man kann sich kaum Bücher denken, die in diesem Sinne von echterem Deutschtum erfüllt sind als Pestalozzis Lienhard und Gertrud, Jeremias Gotthelfs Erzählungen und die Dichtungen Gottfried Kellers.

Wenn wir das Leben der deutschen Schweiz betrachten, so treten uns ausgesprochen deutsche Züge entgegen. Es fehlt das Blendende, die formale Gewandtheit, die leichte Eleganz. Aber wir finden überall die gediegene gründliche Leistung, ob wir nun einem Schweizer Prediger zuhören oder uns einem Schweizer Arzt anvertrauen oder bei einem Schweizer Kaufmann unseren Bedarf decken. Die in der ganzen Welt bewunderte deutsche Organisation ist in der deutschen Schweiz genau so entwickelt wie in Deutschland selbst, für den Fremden besonders sichtbar z. B. im Hotelwesen, das mit seiner festen Einspannung der Gäste in eine ganz bestimmte, für sie kaum abänderbare Lebensweise schon etwas von deutscher Überorganisation hat.

Ganz besonders überrascht wird der ausgesprochene Norddeutsche, der Pommer, der Mecklenburger, der Holsteiner, sein, bei dem deutschen Schweizer, mehr als etwa beim Sachsen oder Rheinländer, die Wesenszüge seiner engeren Heimat wiederzufinden, die Zurückhaltung, die langsame Rede, das feste sichere Handeln, die Vorliebe für die Mundart; wie umgekehrt der Berliner, dies Erzeugnis eines rastlosen Großstadtlebens, mit seiner Raschheit, Lebhaftigkeit, Gewandtheit und auch wohl Oberflächlichkeit, sich am wenigsten mit dem deutschen Schweizer verstehen wird.

Alles dies ist kein Zufall. Die deutschen Schweizer sind eben mit den Deutschen eines Stammes. Gleich dem größten Teil der Deutschen leben sie auf einem Boden, der nicht zu ruhigem Genuß, sondern zu harter Arbeit auffordert. Eine Fülle von Schicksalen haben sie mit den Deutschen gemein, vor allem das einer innerlich erlebten Reformation.

Auf der anderen Seite ist freilich zwischen den Deutschen und den deutschen Schweizern auch ein tiefgehender Gegensatz. Jeder Deutsche ist erzogen zu unbedingtem Gehorsam gegen die Anordnungen der Obrigkeit und nicht gewöhnt, nach Gründen zu fragen. Jeder Mann hat längere Zeit im Heere gedient und bringt aus dem Dienst eine gewisse Straffheit des Wesens mit. Schon im Verhältnis von Lehrer und Schüler ist etwas von militärischer Zucht.

Dagegen fühlt sich der Schweizer sehr stark als Bürger eines Gemeinwesens, dessen Regierung im letzten Grunde mit auf seinem Willen beruht. Auch er zollt seinen Behörden und militärischen Vorgesetzten Gehorsam, aber der Gehorsam ist nicht blind, und die Art des Gehorchens hat eine gewisse Lässigkeit, in der das Bewußtsein zum Ausdruck kommt, nicht nur Regierter, sondern auch Regierender, Mitglied des souveränen Volkes zu sein. In diesem Zug steht der deutsche Schweizer dem Engländer und dem Amerikaner weit näher als dem deutschen Stammesgenossen.

Der Gegensatz gründet sich auf die geographischen Verhältnisse und die im engen Zusammenhang mit ihnen erwachsenen Schicksale. Deutschland, nach allen Seiten offen und dadurch dem Einbruch jedes Gegners preisgegeben, kam zur Ruhe, zum Zusammenschluß und zum Wohlstand nur durch blinde, rückhaltlose Unterordnung unter eine starke Monarchie. Die Schweiz hatte in ihren Bergen eine ähnliche, natürliche Sicherung wie England in dem umgebenden Meere, die Vereinigten Staaten im Atlantischen Ozean, und so konnte sie in der Form einer Republik alle ihre Aufgaben erfüllen.

Die Deutschen und die deutschen Schweizer stehen sich also zugleich nahe und fern. Verbunden sind sie durch Stammesgemeinschaft, verwandte Lebensbedingungen, gemeinsame Erlebnisse, getrennt durch die Verschiedenheit des Staatslebens. Daraus ergibt sich im wesentlichen die innere Stellung der deutschen Schweizer zu unserer Sache. Die Geister, denen das Allgemeinmenschliche im Vordergrunde steht, werden in der Regel die Zusammengehörigkeit stärker empfinden und warmen Anteil daran nehmen, wie Deutschland in einem Kampf gegen die halbe Welt seine besten Eigenschaften bewährt. Die mehr politisch gerichteten Geister werden in einem Kampf, der so laut als ein Kampf der Bürgerfreiheit gegen die Staatsallmacht ausgerufen wird, und in welchem uns als Hauptgegner das liberale England gegenübersteht, unsern Gegnern zuneigen. Daneben spielen natürlich noch allerlei Zufälligkeiten mit, die Besonderheit des einzelnen, ob er in höherem Maße dem Eindruck deutscher Tüchtigkeit, französischer Formvollendung oder englischer Rücksichtslosigkeit unterliegt, ja schließlich auch persönliche Beziehungen und Lebenserfahrungen. Zieht man die Summe, so darf man doch wohl sagen, daß die Stimmung der deutschen Schweizer uns ganz überwiegend zuneigt. Das ist am deutlichsten in dem Widerhall hervorgetreten, den die uns feindlichen Kundgebungen der französischen Schweizer in der deutschen Schweiz gefunden haben. Er war derart, daß man in Genf und Lausanne die deutschen Schweizer als Helvétoboches bezeichnete.

Diese Stimmung kommt freilich nicht sehr laut zum Ausdruck. Die deutschen Schweizer äußern während des Krieges ihre uns freundlichen Empfindungen nur mit großer Vorsicht. Dies beruht auf der überaus schwierigen Stellung der Schweiz im Weltkriege. Die Schweiz ist stark auf fremde Einfuhr angewiesen, jede der kämpfenden Gruppen kann einen wirtschaftlichen Druck auf sie ausüben, und mit Recht sind deshalb die Schweizer bestrebt, alles zu vermeiden, was als Parteinahme für den einen Teil erscheinen und also den andern verstimmen könnte. Noch wichtiger aber ist, daß die Schweiz deutsches, französisches und italienisches Volkstum in sich vereinigt und daher durch den Welt-



krieg sehr von innerem Unfrieden bedroht ist: es ist vollberechtigt, wenn die Schweizer auf jede Weise zu verhüten trachten, daß sich ihr Land in feindliche Heerlager spaltet. Die welschen Schweizer, ihrer Volksart gemäß etwas unbeherrscht, haben sich um diese Schwierigkeiten wenig gekümmert und lebhaft für Frankreich und seine Bundesgenossen Partei ergriffen. Die deutschen Schweizer, gleichfalls ihrer Volksart gemäß, haben mit Besonnenheit und Ruhe an das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes gedacht und sich deshalb sehr zurückgehalten. Daher kommt es, daß die gute Gesinnung der deutschen Schweizer nur so gedämpft zu uns herüberklingt.

Wie die deutschen Schweizer zu uns stehen, hat für den Krieg wenig Bedeutung, aber große innere Wichtigkeit. Deutschland und die deutsche Schweiz haben so viel miteinander gemein, die Beziehungen sind seit Jahrhunderten für beide Teile so fruchtbar gewesen und den Besten diesseit und jenseit der Grenze so sehr ans Herz gewachsen, daß sie durch Mißverständnisse nicht getrübt werden dürfen.

Bücher für den Weihnachtstisch.

Auch das gehört zu den tröstlichen Erscheinungen unserer Zeit: während draußen an den Fronten der deutsche Daseinskampf tobt, weiß sich das geistige Leben daheim so gut wie das wirtschaftliche allen Schwierigkeiten zum Trotz fest zu behaupten. Ein Blick auf die literarischen Neuerscheinungen beweist, wie Schriftsteller, Drucker, Verleger, Buchhändler unermüdlich geschäftig sind, damit auf dem Weihnachtstisch daheim gute neue Bücher liegen und auch ins Feld hinaus zu den Kriegern wandern können, die nach einem guten Buche oft nicht weniger lechzen als nach einer stofflichen Erquickung. Es sind friedliche, zeitabgewendete Bücher und dann wieder solche, in denen etwas vom Waffenlärm und von der Aufgewühltheit unserer Tage steckt. Freilich, es soll daheim manche zartbesaitete Seele geben, die „vom Kriege nichts mehr hören" will, geschweige denn etwas lesen. Nun läßt es sich wohl begreifen, daß die Sehnsucht nach Entspannung bisweilen übermächtig zum Ausdruck gelangt und man in solchen Augenblicken sich gern völlig anders gearteten Dingen zuwendet. Aber das sind vorübergehende Stimmungen, und es müßten schon traurige Seelen sein, bei denen die berechtigte zeitweilige Abkehr von dem, was unser Sinnen und Trachten erfüllt, in Gleichgültigkeit oder gar geflissentliche Nichtbeachtung übergeht. Wer es als Deutscher gut mit Deutschland und seinen Verteidigern meint, dem wird es geradezu ein Bedürfnis sein, sich in die Schilderungen zu vertiefen, die von den unerhörten Heldentaten unserer Krieger draußen handeln.

Er kann es um so lieber tun, als die deutsche Kriegsberichterstattung auf einer höchst achtbaren Stufe steht. Den sprechendsten Beweis für diese Behauptung liefern einige kleine, aber sehr inhaltreiche Frontbücher aus dem Verlag von August Scherl in Berlin. Karl Rosner, der feinsinnige Romandichter, hat sich auch in der Eigenschaft eines Kriegsberichterstatters trefflich bewährt und bietet in seinen Büchern „Vor dem Drahtverhau" (Bilder aus dem Grabenkriege im Westen) und „Der graue Ritter" (Bilder vom Kriege in Frankreich und Flandern) eine Auswahl seiner besten Schilderungen. Eindrücke von überwältigender Fülle sind hier von Meisterhand in tief empfundene, packende Skizzen gebannt. Rosner führt uns an die Aisne und vor Ypern, er schildert die große Herbstschlacht in der Champagne, das Leben der Tapferen in Unterständen und Höhlen, in Etappen und Quartieren; er gibt uns Kunde vom unbeugsamen Siegeswillen eines Volkes in Waffen. Auch ein anderer wohlbekannter Romanschriftsteller, Wilhelm Hegeler, hat als Samariter sowohl wie als Kriegsberichterstatter draußen im Westen und Südosten viel zu sehen bekommen und weiß in den beiden Büchlein „Bei unseren Blaujacken und Feldgrauen" und „Der Siegeszug durch Serbien" mit scharfer Beobachtungsgabe und höchst erquicklichem, frei aus dem Herzen fließendem Humor lebendig davon zu erzählen. Sein Serbienbuch ist die erste zusammenhängende Darstellung des ganzen serbischen Feldzugs, es atmet in jeder Zeile den Geist des Selbsterlebten. Nach Süden und Südosten führen auch zwei andere Frontbücher: „Kameraden vom Isonzo" von Otto König, eine treffliche Schilderung unserer treuen österreichischen Bundesgenossen im Kampfe gegen Italien, und „Gallipoli" von einem hohen Offizier aus dem Stabe des Marschalls Liman von Sanders, eine auf persönlicher Anschauung beruhende glänzende Darstellung des schweren Ringens um die Dardanellen und des englischen Mißerfolges. Zu diesen aus deutschen Federn stammenden Frontbüchern, von denen jedes 1 Mark kostet, gesellen sich einige andere von neutraler Seite. Von den „Frontberichten eines Neutralen", des schweizerischen Majors Tanner, deren erster Band „Polen und Karpathen" und zweiter Band „Galizien und Bukowina" bereits früher erschienen sind, liegt jetzt auch der dritte Band „Ostwärts" vor. (Jeder Band 3 M., geb. 4 M.) Es ist für den deutschen Leser sehr interessant, zu erfahren, wie sich der Gang der Ereignisse in den Augen eines neutralen militärischen Fachmannes widerspiegelt. Major Tanner berichtet schlicht, ohne Voreingenommenheit, was er erlebt und gesehen hat, und sein Zeugnis ist um so wertvoller, als es von völlig unparteiischer Seite kommt. Die drei Bände bilden mit ihrer zusammenfassenden Schilderung der Stellungskämpfe an der Ostfront in den beiden Wintern 1914—15 und 1915—16 sowie der dazwischen liegenden gewaltigen Offensive der Zentralmächte in Galizien und in den Karpathen einen höchst wertvollen Beitrag zur Kriegsgeschichte, daneben mit ihren mehr als 350 photographischen Aufnahmen auch ein reiches Anschauungsmaterial. — Ein kleines, aber gehaltvolles Büchlein mit dem ironischen Titel „Barbaren" gibt die Eindrücke wieder, die der Schwede Arvid Knöppel in Deutschland und an der Ostfront empfangen hat. (Preis 1 M.) Das Buch ist mit dem Herzen geschrieben, von strenger Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe diktiert und schleudert den Verleumdern deutscher Ehre ein vernichtendes Urteil ins Gesicht. Hoffentlich trägt es dazu bei, jene Neutralen, die immer schnell bereit sind, jeder deutschfeindlichen Schmähung ihr Ohr zu leihen, eines Besseren zu belehren.

Unserer neusten, so glänzend bewährten Waffe ist das Fliegerbuch „Doppeldecker C 666" von Oberleutnant Heydemarck gewidmet. Es schöpft aus dem



unmittelbaren Erleben jeglichen Tages und erfüllt seinen Zweck, uns in der Heimat sowohl wie den Kameraden im Feld ein Bild von den Aufgaben und der Tätigkeit der Fliegerei zu geben, in denkbar spannendster Form. (Preis 1 M., geb. 2 M.) Drei andere Bücher, ebenfalls aus dem Verlag von August Scherl, behandeln ein nicht minder fesselndes Thema, nämlich den besonders für England so fatalen Unterseе- und Torpedobootskrieg. Das „Kriegstagebuch U 202“ von Kapitänleutnant Freiherr von Spiegel, eine wahrheitsgetreue, packende Schilderung unserer geheimnisvollen submarinen Waffe in ihrer Tätigkeit vor dem Feinde, hat bereits zahllose Leser gefunden; dazu gesellt sich als neu erschienen: „V 188“ von Kapitänleutnant Callisen, worin der Verfasser, der Kommandant eines deutschen Torpedobootes, von seinen abenteuerlichen Erlebnissen im Seekrieg erzählt, von gefahrvollen Fahrten, die ihn bis an die Küste Englands und in der Ostsee nach Windau führten. Derselbe Geist unerschrockener Seemannschaft erfüllt das Büchlein „Im Torpedoboot gegen England“, Kriegserlebnisse von Fritz Graf, Aufzeichnungen von wahrhaft dramatischer Lebendigkeit. — Im Zusammenhang mit diesen Frontbüchern verdienen auch drei „Fluchtbücher“, wie man sie wohl bezeichnen darf, genannt zu werden; die Berichte von Deutschen, die sich aus der feindlichen Fremde unter Gefahren aller Art einen Weg in die Heimat zu bahnen wußten. In „Fremdenlegionär Kirsch“ erzählt Hans Paasche auf Grund verläßlicher Unterlagen von den Irrfahrten eines jungen Deutschen, der sich bei Kriegsausbruch in Kamerun befand, zuerst von den Engländern, dann von den Franzosen gefangengenommen wurde, in Marokko und Frankreich auf feindlicher Seite zu kämpfen genötigt war und sich endlich in die deutschen Schützengräben flüchten konnte. Das Buch beweist aufs neue, daß die spannendsten Romane doch von der Wirklichkeit gedichtet werden. Aus „Kriegsgefangen — über England entflohen!“ von Robert Neubau erfahren wir, wie der Verfasser, der jetzt als Offizier im Osten kämpft, in französische Gefangenschaft geriet, sich dann als Hafenarbeiter auf einen englischen Dampfer schmuggelte, nach England gelangte und von dort über Schweden in die Heimat entkam. Das dritte soeben erschienene Fluchtbuch: „Seine Hoheit — der Kohlentrimmer“, die Kriegsirrfahrten des Herzogs Borwin von Mecklenburg-Schwerin behandelnd, wird berechtigtes Aufsehen erregen. Nach eigenen Mitteilungen des Herzogs, der zur Zeit des Kriegsausbruchs im wilden Westen von Amerika seinen sportlichen Neigungen nachging, wird hier erzählt, wie der Herzog, beständig von englischen Spähern verfolgt, von Neuyork auf einem neutralen Dampfer in der Rolle eines Kohlentrimmers nach England und weiter über Skandi-



Heinrich Borwin
Herzog zu Mecklenburg



Herzog Heinrich Borwin als Kohlentrimmer mit seinen beiden Gefährten.

Von links: Frau Weißmann, Frau von Simson, Gräfin Perponcher, Frau von Hausmann, Frau Reichenheim.

Spezialaufnahmen der „Woche“.

Ein Ausstellungsraum. — Mittleres Bild: Spitzenklöpplerin.

Eine Ausstellung deutscher Spitzen in der Wohnung des preußischen Handelsministers in Berlin.

Mit dem Bruder.

Von Rudolf Herzog.

Still, Bruder, still.

Und den Schmerz würg nieder, den Schmerz um den Knaben —
Der liegt nun so stolz vor dem Feinde begraben;
Und als er verschied, da ward vor der Welt
Aus dem kleinen Fähnrich ein deutscher Held —
Still, Bruder, still.

Der preßte die Hand in die Herzgrube hart,
Als würgt er sein Herz, bis es stille ward.
Und wir saßen, wie schon als Kinder so gerne,
Schulter an Schulter, den Blick in die Ferne,
Und sprachen von einst und den Jugendjahren,
Und wie wir hinaus in die Welt gefahren
Ohne Geld und Gut, ohne Furcht und Graun,
Gleich reisigen Rittern um lachende Fraun,
Wie das Leben, das uns wütend bekriegte,
Uns wirbelte, bis es — ein jeder besiegte!
Und starb uns manch Röslein im Rossegestampf,
Das Schönste, was war's? Der Kampf war's, der Kampf!
Und ein Würgen, ein wildes, als wollt es dich morden:
„Mein Einziger — mein Einziger —
wär gerad so geworden!"

Still, Bruder, still

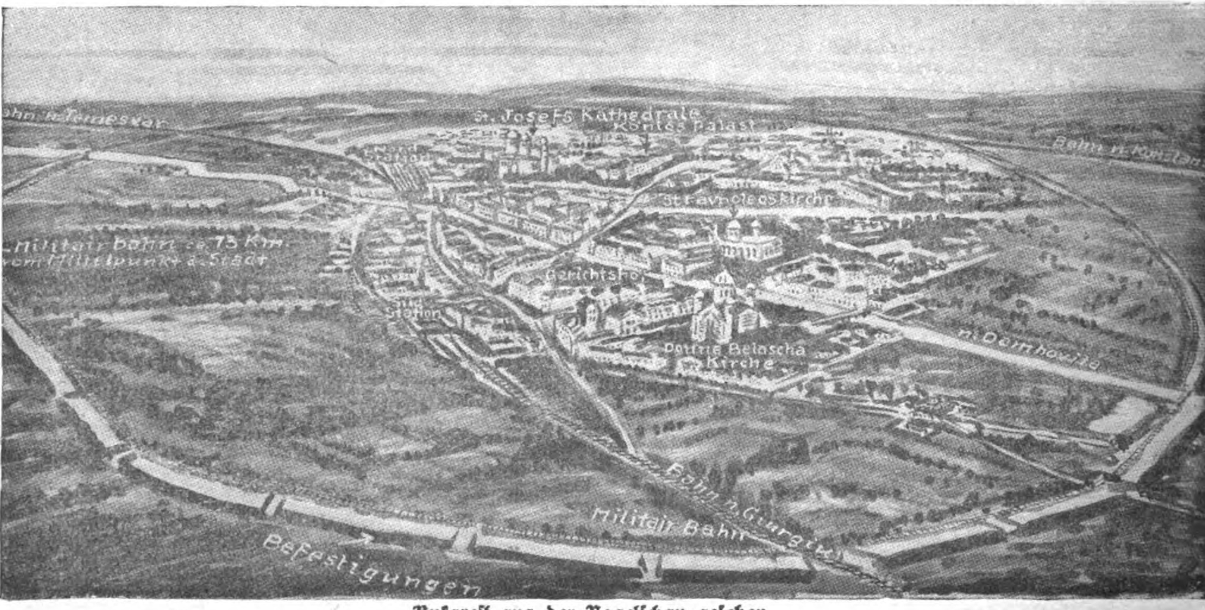
Den Himmel umrauschte ein Abendrot — —
Entzündet die Fackel der suchende Tod?
Entzündet die Fackel unsterbliches Leben?
Du sprachst: „Und hätt' ich mein eignes gegeben,
Mein abendgeneigtes für das des Jungen,
Das kaum in den Morgen hineingesprungen,
Wie wär ich doch reicher als je zuvor . . .
Ich trug wohl ein Lied, ein Lied im Ohr,
Daß, was ich nur leis mit der Sehnsucht berührt,
Was die Seele geplant und nicht ausgeführt,
Durch meinen Jungen Erfüllung fänd'
Wie Blüte und Frucht. Das Lied ist zu End — "
Still, Bruder, still.
Ein schmächtig Grab in galizischem Grund;
Ein Fähnrich drein mit blutjungem Mund;
Einarmig hat er hineingemußt,
Und die zweite Kugel zerriß ihm die Brust,
Doch keine Kugel zerriß ihm den Traum:
„Ich holte den Kranz mir vom Lebensbaum,
Es sah ihn der Vater, es sah ihn der Kaiser,
Ich starb — doch es blühen die Lorberreiser.
Komm, Vater, gib mir den letzten Kuß:
Dein schönes Lied fand den schönsten Schluß — — "

Komm, Bruder, komm.

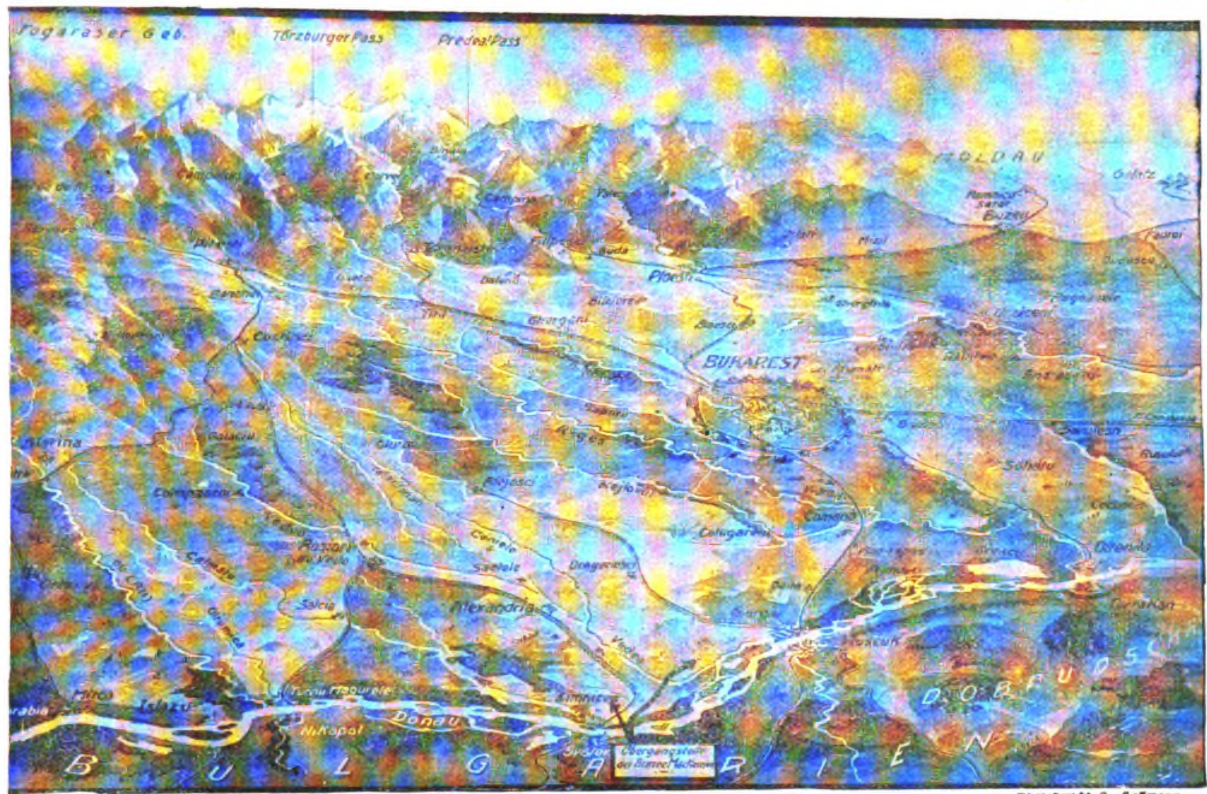
navien glücklich nach Deutschland gelangte, um zu den Fahnen zu eilen. Auch dieses Buch sprüht von lebendigstem Leben und gehört zu den spannendsten Erscheinungen der Kriegsabenteuerliteratur. (Alle vorher genannten Bücher kosten geheftet oder gebunden 1—2 Mark.)

Von dem rühmlichst bekannten „Kriegs-Album" der „Woche" ist jetzt zur Ergänzung der früheren drei Bände der vierte erschienen, der die Zeit von Anfang November 1915 bis Ende April 1916 umfaßt und eine Fülle von Dokumenten der photographischen Berichterstattung enthält. (Geb. 3 M.) Ferner ist von der Liedersammlung „Singendes Schwert" des vaterländischen Dichters Joseph von Lauff ein zweiter Band herausgekommen, der seinem Vorgänger in keiner Weise nachsteht. (Geb. 1,25 M.) — Die Sammlung von Lebensbildern: „Deutschlands Führer", die bisher die Biographien Hindenburgs, Mackensens, Ludendorffs und Emmichs enthielt, ist durch den neuen Band „Generalfeldmarschall von Bülow" bereichert worden; der Verfasser Dr. Otto Krack schildert darin, aus den Quellen schöpfend, den Lebensgang und das militärische Wirken des hochverdienten Heerführers bis zu den Schlachten an der Marne und den Stellungskämpfen an der Somme. (Preis 1 M.).

Es müßte mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn



Bukarest aus der Vogelschau gesehen.



Photobericht H. Hoffmann.

Blick aus der Vogelschau auf das Gelände zwischen der Donau und dem siebenbürgischen Grenzgebirge.

Das Kampfgebiet um Bukarest.

nicht auch die Erzähler, die sonst auf unkriegerischen Pfaden zu wandeln pflegen, sich im Banne des großen Erlebens von den Ereignissen des Weltkrieges anregen ließen. Eine unserer geschätztesten Romandichterinnen, Ida Boy-Ed, rollt in ihrer neusten Schöpfung „Die Opferschale“ (geb. 5 M.) ein Zeitgemälde von großartiger Kraft und Fülle auf. Es ist kein Kriegsroman im allgemeinen Sinn, aber die Verfasserin versteht es, die tiefbewegenden, spannenden Herzenskonflikte in ihrem Werke mit dem, was die Zeit beherrscht, harmonisch zu verschmelzen, und sie weist mit zwingender Logik nach, wie eben diese gewaltige Zeit die Frau, wofern sie im Grunde ein echtes Weib ist, von Irrwegen fort und an falschen Zielen vorbei wieder zu reiner Weiblichkeit zurückführt. Im fesselnden Gegensatz zu Ida Boy-Eds Roman steht das neuste Buch der süddeutschen Erzählerin Hermine Villinger: „Meine Tante Anna“. (Geb. 4 M.) Ein Familienroman im besten Sinne, das gemütvoll vertiefte, mit schalkhaftem Humor umschriebene Lebensbild eines überaus liebenswerten weiblichen Wesens aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Kein Ruf unserer aufgeregten Zeit dringt in dieses feine, stille und doch so lebhaft fesselnde Buch mit seiner köstlichen Kleinmalerei. — Unter dem Titel „Die das Leben zwingen“ faßt Sophie Kloerß zwei inhaltreiche Erzählungen zusammen, deren erste, „Niemand hat größere Liebe“, die Not der Franzosenzeit in Ostpreußen vor einem Jahrhundert schildert, während die zweite, ein Bauernroman: „Der Hoferbe“, an der mecklenburgischen Wasserkante spielt und mit großer Kraft einen schweren Familienkonflikt behandelt. Ein ganz vortreffliches Buch, das seinen Weg machen wird. (Geb. 4 M.) — „Hotel Gigantic“, der neuste Roman von Felix Philippi, führt wieder zur Gegenwart und ihren Stürmen zurück. Der beliebte Erzähler versetzt den Leser in ein schlemmerhaftes Riesenhotel der Schweiz bei Beginn des Weltkrieges und schildert in dem figurenreichen, überaus bunten und fesselnden Werk das Ränkespiel einer verführerisch schönen Spionin mit einem deutschen Diplomaten. (Geb. 4 M.) — Ein reizendes Büchlein ist der frisch-fröhliche Soldatenroman aus Österreich: „Das Barbiermädel“ von Johannes Thummerer. Die Gestalten in Hechtgrau, Deutsche und Slawen, und zwischen ihnen das tapfere Lieserl, das sich als Krankenpflegerin seinen Schatz wiedererobert — das ist alles so warm und natürlich erzählt, daß man seine helle Freude daran hat. (Preis 1 M.)

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß zwei bewährte und beliebte Hausbücher, der „Gartenlaube-Kalender“ (1 M.) und der „Kalender des Allgemeinen Wegweisers“ (75 Pf.) in neuen Jahrgängen 1917 erschienen sind und bei sorgfältigster Ausstattung wiederum in Wort und Bild eine erstaunliche Fülle des Unterhaltenden und Wissenswerten bieten.

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern.)

An der Westfront haben wir einen Erfolg unseres Verteidigungkrieges zu verzeichnen, der, an den Anstrengungen unserer westlichen Gegner gemessen, den schlüssigen Beweis liefert, daß diese uns nicht gewachsen sind. Die Gegner lassen ab, eine Pause ist eingetreten, die einen Abschnitt bezeichnet. Die gewaltsame Offensive ist an einem toten Punkt angelangt.

Sind auch an anderen Punkten der Westfront bis zuletzt vereinzelte Kampfhandlungen zu verzeichnen gewesen, so bildeten solche nur belanglose Nebenereignisse. Immerhin kosteten sie empfindliche Opfer für unsere Feinde. Bei Givenchy im Bezirk von Ypern wurde von den Engländern eine größere Sprengung unternommen; ein englischer Angriff im Anschluß daran endete mit einer Niederlage. Ebenso endeten Versuche, uns zu erschüttern, bei Arras und Armentières mit Mißerfolgen und nutzloser Aufopferung. Der Feind mußte auch bei diesen Unternehmungen erfahren, daß unsere Schutzwacht unerschütterlich standhält und mit erprobter Entschlossenheit jeden Vorteil zu wirksamem Gegenstoß auszunützen weiß.

Bedeutet die Kampfpause auch nicht einen Abschluß der feindlichen Durchbruchversuche, der Stillstand einer so energisch angesetzten strategischen Aktion ist ein Sieg der Verteidigung.

Aufhorchend reckt sich die Mannschaft in ihren Stellungen. Unsere Truppen leisten Außerordentliches in Erfüllung ihres schweren Dienstes. Ihre Zähigkeit im Ertragen harter Unbilden besteht eine glänzende Probe und berechtigt vollauf zu der Erwartung, daß sie sich weiter bewähren werden. Vollends, wenn das ersehnte Signal ertönen wird, das diesen Stellungskrieg in den Bewegungskampf hinüberführt.

Im Osten war wohl eine gewisse Verstärkung der feindlichen Tätigkeit zu spüren, die als geflissentliche Auffrischung eine Teilnahme an der Bedrängnis Rumäniens ausdrücken soll. Bei Dünaburg wurde die russische Artillerie merklich lebhafter. Bei Smorgon und an verschiedenen Punkten der Ostfront, so auch an der Zlota Lipa, setzten Bewegungen ein. Alles aber, was russischerseits unternommen wurde, verlief erfolglos. Es liefen Meldungen von den Karpathen und von der siebenbürgischen Front ein, die von abgeschlagenen Angriffen der Russen berichteten. Aus allen Meldungen aber geht hervor, daß kein Trieb hinter all diesen Aufwendungen steckt.

Wenn also Rumänien in seiner höchsten Not nach Entlastung ausschaute, so boten ihm die Ereignisse der verflossenen Woche kaum einigen Trost.

Auch der Ausblick auf die Verhältnisse der Entente an ihrem sogenannten Stützpunkt in Griechenland ist trübe genug. Was hat Sarrail mit Monastir erreicht? Neue Niederlagen und weiteres Versagen. Was bedeutet das Venizelos-Abenteuer? Haltlose Verwirrung.

In Rumänien wurde die neue Woche eingeleitet mit den vernichtenden Entscheidungskämpfen, mit dem siegreichen Verlauf der Schlacht am Argesul. Südöstlich von Pitesti hatte sich die 1. rumänische Armee zum Kampfe gestellt. Am 2. Dezember konnte Ludendorff schon melden, daß sie dort am Argesul von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen durchbrochen und geschlagen wurde. Es ist dieselbe Armee, die von Falkenhayn bei Hermannstadt geschlagen wurde, und die nun, neu wiederhergestellt, die Aufgabe erfüllen wollte, sich dem Ansturm auf Bukarest entgegenzustemmen. Die gegnerische Heeresleitung hatte den Befehl ausgegeben, „auszuhalten bis zum letzten Mann, bis zum Tode gegen die grausamen Barbaren zu kämpfen“, und gleichzeitig alle Feiglinge mit sofort zu vollstreckender Todesstrafe bedroht.

In fliegender Eile waren sich die Meldungen vom Vordringen unserer Armeen gefolgt. Vom Süden des Roten-Turm-Passes her war zunächst der Vorstoß unseres rechten Flügels erfolgt. Der Feind wich nordöstlich zurück, östlich vom Unterlaufe des Altflusses, bedrängt und verfolgt von der Armee Mackensen.

Soweit bis zu diesem Zeitpunkte die Entwicklung der Ereignisse beurteilt werden konnte, bedeutet die Meldung, daß die Schlacht am Argesul den von unserer Führung beabsichtigten Verlauf nimmt, mehr als nur örtliche Erfolge.

Wo der Feind etwa sonst noch einen Stützpunkt für seine äußerste Gegenwehr suchen will, ob ihm überhaupt eine solche Möglichkeit noch übrig gelassen werden wird, bleibt der Weiterentwicklung der im Fluß befindlichen Ereignisse vorbehalten. X.

„Seine Hoheit — der Kohlentrimmer“ lautet der Titel eines neuen Buches, das jetzt im Verlage August Scherl G. m. b. H. erscheint (Preis 1 Mark, Vorzugsausgabe 3 Mark, geb. 4 Mark) und die abenteuerliche Kriegsheimfahrt des Herzogs Heinrich Borwin zu Mecklenburg schildert. Ein Herzog als Kohlentrimmer! Wie so viele unserer Landsleute wird auch Herzog Heinrich Borwin drüben vom Ausbruch des Krieges überrascht. Die Engländer erschweren die Rückkehr des in Amerika wohlbekannten Fürsten, der als naturfreudiger Sportsmann alljährlich einige Wochen unter den Cowboys verbringt, durch Aussetzen eines Fanggeldes von 2000 Pfund, und zahlreiche Spione heften sich an die Fersen des kostbaren Wildes. Wie sich nun der Herzog mit eiserner Willenskraft durch Gefahren aller Art hindurchkämpft und als Kohlentrimmer über Neuyork, Kirkwall und Christiania glücklich in die deutsche Heimat und zu seinem Regiment zurückkehrt, das hat in dem neuen Buche Johann zur Plassow nach den Angaben des Herzogs ungekünstelt und anschaulich beschrieben.



SCHENKT BÜCHER!



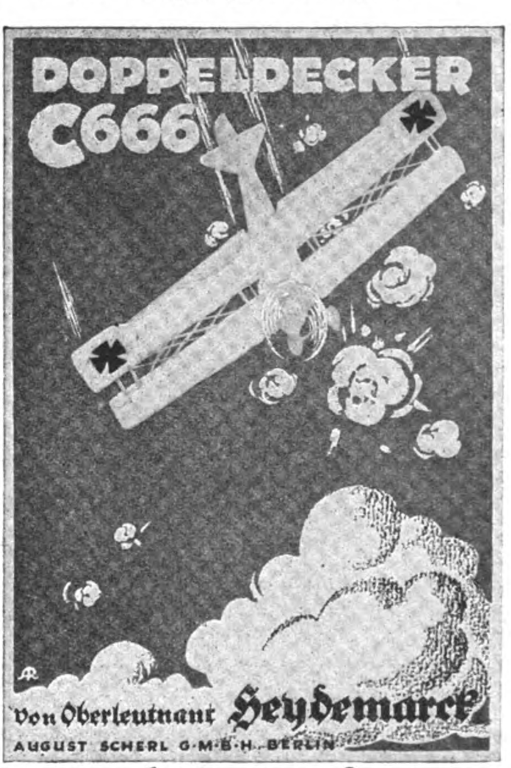
Preis 1 Mark



1 Mark. Vorzugsausgabe: 3 M., geb. 4 M.



Preis 1 Mark, gebunden 2 Mark



Preis 1 Mark, gebunden 2 Mark

Durch den Buchhandel und den Verlag August Scherl G. m. b. H. Berlin

SCHENKT BŰCHER!



Chef des Generalstabes Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf,
wurde zum Feldmarschall ernannt.

Nach einem Kunstblatt von Oskar Bruch aus dem Verlage August Scherl G. m. b. H.





Generalleutnant von Morgen.



Hofphot. Erdely.

Erzherzog Eugen,
wurde zum Feldmarschall ernannt.



Generalleutnant Kühne,
siegreich in der Schlacht am Argesul.



General Kosch,
siegreiche Führer
in der Schlacht am Argesul.



Rittmeister Alfred v. Borcke,
der mit seiner Eskadron 1200 Rumänen
gefangennahm u. 10 Geschütze erbeutete.

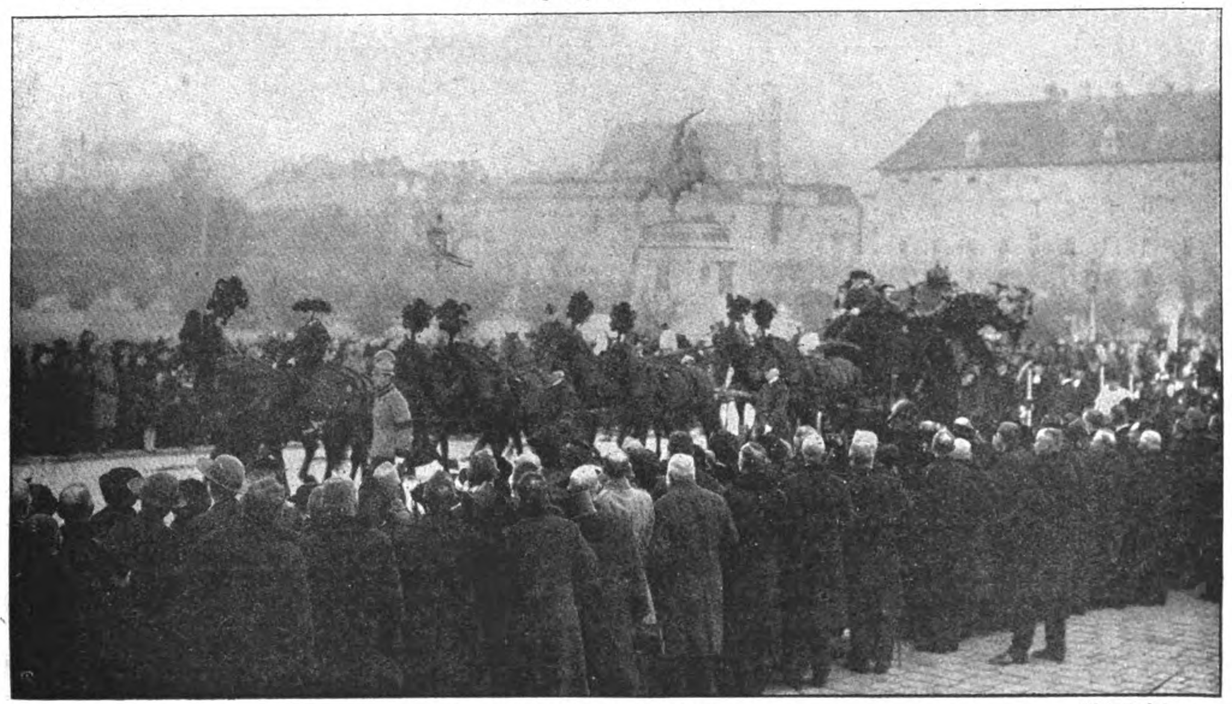
Phot. Gennecke.

Im Vordergrund Kaiser Carl und Kaiserin Zita mit dem Kronprinzen. Dahinter die Könige von Bayern, Sachsen und Bulgarien, der Deutsche Kronprinz, der türkische Thronfolger, der Kronprinz von Schweden und Infant Ferdinand von Spanien.

Die Bestattung Kaiser Franz Josefs: Das Gefolge der Monarchen.



Der Sarg vor dem Stefansdom.



Der Leichenwagen im Trauerzuge.

Phot. B. Lechner.

Die Bestattung Kaiser Franz Josefs.



Hauptmann Jahn. — Phot. Scholz. Hauptmann Wilh. Zernecke. — Phot. Louis Loos Nord. Rittmeister Buscke-Tannhofen. — Hauptmann Ullerich. — Hauptmann Ed. Crusius.

Pionierleutnant Walt. Reubert. — Hofphot. Brandt. Leutnant Alex Knorr. — Oberleutnant Fr. Nitzschke. — Phot. Rohr. Flugzeugführer R. Krone. — Phot. Mertens. Leutnant Heinr. Eisermann.

Leutnant Franz Kreyenborg. — Phot. Blumberg u. Herrmann. Leutnant Max Heyden. — Fliegerleutnant F. Kallir. — Leutnant Paul Hellweg. — Feldwebel Ernst Rickert.

Leutnant Fritz Strittmatter. — Vizefeldwebel Franz Keller. — Phot. W. Riege. Off.-Stellv. Heinr. Mennrich. — Phot. Hartung. Vizefeldwebel Kurt Hartmann. — Flieger A. Klein.

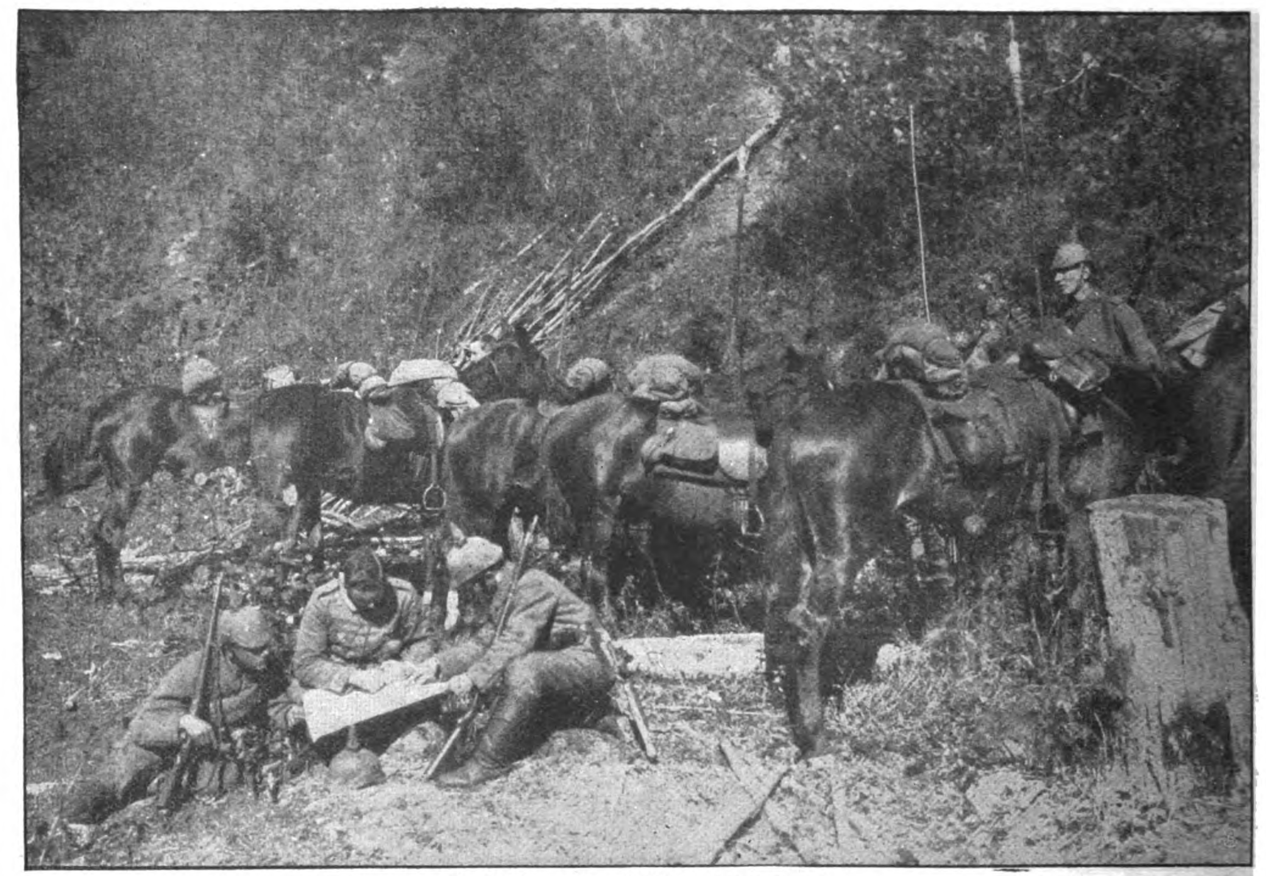
Vizefeldwebel Fritz Kosch. — Phot. Bischof u. Broel. Unteroffizier Ernst Linde. — Phot. Petersen. Unteroffizier Georg Lehmann. — Phot. Pfefferle. Gefreiter Butz. — Phot. Zernsdorf. Unteroffizier W. Müller.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.

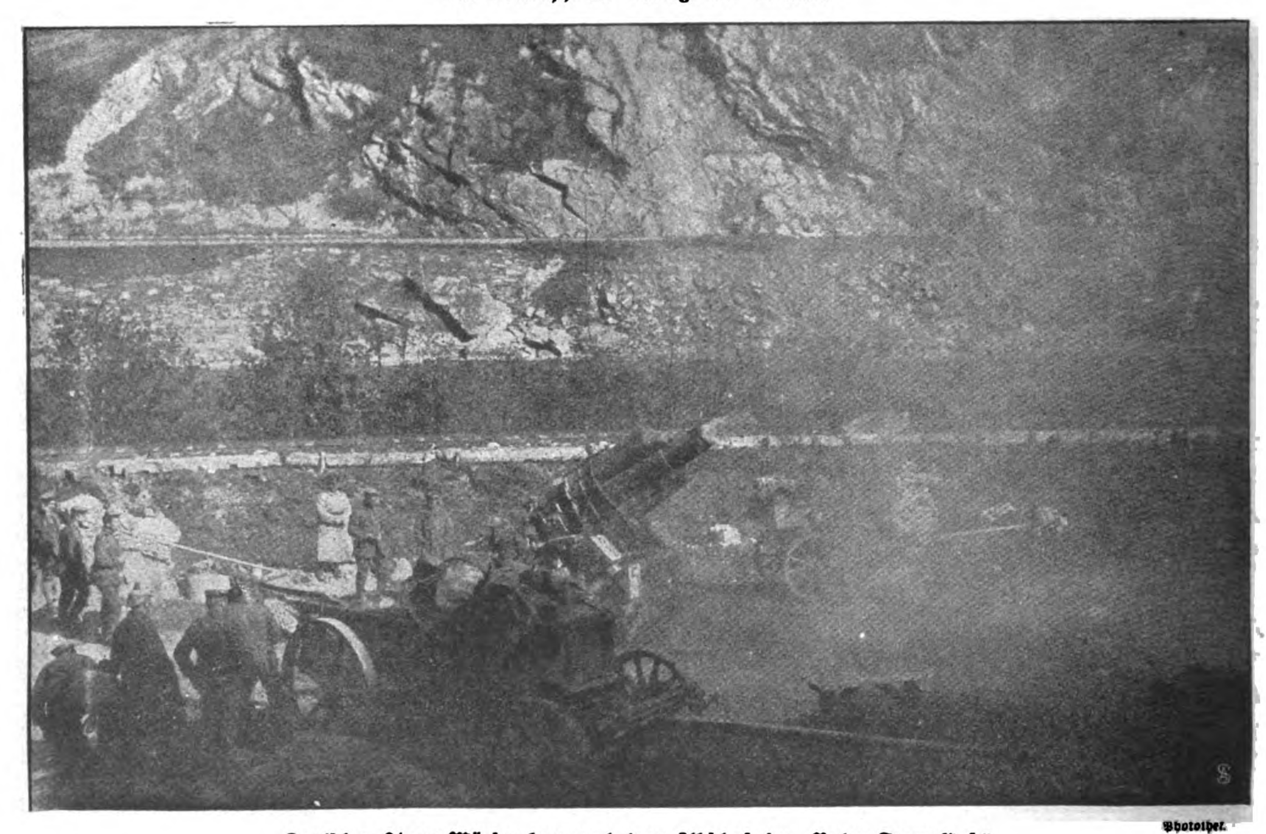


Phot. Sarjusz Wolski.

Zur Einführung der neuen Stadtordnung in Warschau: Versammlung der Mitglieder der 59 Wahlbureaus unter Leitung des Kaiserl. Kommissars Geh. Justizrats von Jaraczewski (X) im Großen Saal des Rathauses von Warschau.



Ein Vortrupp im Gebirge bei Cainani.



Photothek.

Deutscher 21-cm-Mörser kurz nach dem Abschuß im „Roten-Turm-Paß“.

Vom rumänischen Kriegschauplatz.

Breslau-Midilli.

Ein Jahr unter türkischer Flagge.

Selbsterlebtes nach Tagebuchblättern von W. Wath.

1. Fortsetzung.

Acht Tage später treten wir unsere Reise in das Schwarze Meer an, doch gilt es für diesmal nur eine kurze Aufklärungsfahrt: Feststellen, ob russische Kriegschiffe in der Nähe des Bosporus manövrieren, lautet unsere Aufgabe, und zwei Torpedoboote begleiten uns zu Aufklärungzwecken.

So steuern wir gleich nach dem Ankerlichten in den Bosporus ein, und während dieser Fahrt wird das Auge ganz von den Schönheiten der Meerenge gefesselt. Vorbei geht es an Stambul mit seinen unzähligen Moscheen, unter denen sich sofort der alte ehrwürdige Bau der ersten ehemals christlichen Kirche, der Hagia Sophia, scharf hervorhebt. Zur linken Galata. An und vor seinem Kai liegen einträglich nebeneinander Dampfer französischer, englischer, italienischer und russischer Herkunft, dazwischen auch einige deutsche. Und regt sich beim Passieren der ersteren auch unwillkürlich der Wunsch, sich diese großen Schiffe mitsamt der Schwefelbande ihrer Besatzung anzueignen, so verspürt man doch ein gewisses Gefühl der Befriedigung, als sich langsam ihre Flaggen senken, um unseren Kriegschiffen gebührenden Gruß zu erweisen.

Der prachtvolle weiße Marmorbau des Palastes des regierenden Herrschers, Dolma Bagsche, und das auf der asiatischen Seite liegende Schloß des Exsultans, Kriegschulen, Kasernen, das ausgebrannte Gebäude des alten Parlaments, der Palast Enver-Paschas, türkische Friedhöfe, das Schloß des Khediven von Ägypten, die schöne Villa des Freiherrn von der Goltz, europäische Prachtbauten, orientalische Gärten, armselige Holzhäuser und Ruinen jahrhundertalter Burgen ziehen in bunter Reihe wie Wandelbilder an unserem Auge vorüber.

Man winkt uns freundliche Grüße zu aus allen Häusern und von den Forts, die teilweise ebenso wie die der Dardanellen von deutscher Matrosenartillerie besetzt sind. Ein kleiner Lotsendampfer fährt uns durch die neuen, unter deutscher Leitung angelegten Minensperren hindurch, und zum erstenmal breiten sich die dunklen Wasser des Schwarzen Meeres vor uns aus.

Bekanntlich betrachtet der Russe das Schwarze Meer als ein Gewässer, das er allein mit seinen Kriegschiffen durchfahren darf, und da wir nicht wissen, wie er sich bei einem Zusammentreffen mit uns verhalten wird, haben auch wir es nicht an den nötigen Maßnahmen fehlen lassen, um im Notfall feindliche Absichten mit Waffengewalt abweisen zu können.

Bei der „Vorbereitung zu Klar-Schiff“ werden auf dem Oberdeck alle Relingstützen niedergelegt, damit wir ein möglichst freies Schußfeld bekommen. Von den Geschützen entfernt man die Mundpfropfen, und die Bedienungsmannschaften machen ihre Geschütze zum augenblicklichen Gebrauch klar. An den Munitionschächten werden die Beförderungseinrichtungen angebracht, und ruht auch die scharfe Munition noch in den Kammern auf ihren Lagern, so ist sie doch jederzeit zur Verwendung bereit.

Ärzte und Sanitätspersonal richten ihre Verbandsplätze ein, und im Torpedoraum setzt man auf die langen unheimlichen Fische die scharfen Köpfe auf, die bestimmt sind, im Gebrauchsfall dem Gegner unter Wasser die tödliche Wunde zu versetzen. So legt man überall die letzte Hand an, bis von sämtlichen Stationen an den 1. Offizier die Meldung gelangt: „Vorbereitungen zu Klar-Schiff sind getroffen.“

Unterdessen führt uns der Kurs in Sicht der rumänischen Küste in nördlicher Richtung weiter. Da aber bis Mittag Verdächtiges weder zu hören noch zu sehen ist, zwingt uns ein Befehl der Flotte kehrtzumachen und einzulaufen.

Doch nur ein Hafentag ist für uns vorgesehen, damit wir unsere Kohlenvorräte ergänzen können.

Schon am nächsten Tag gehen wir abermals Anker auf, und begleitet von „Berk“, unternehmen wir diesmal einen größeren Vorstoß, der uns schließlich bis Burgas — etwa 90 Seemeilen in nordwestlicher Richtung von der Meerenge — führt. Dort sollen wir den deutschen Levantedampfer „Chios“ erwarten und unter unserem Schutz hierher geleiten.

Inzwischen hat sich die politische Lage zwischen Rußland und der Türkei immer mehr zugespitzt. Meldungen besagen, daß die Schiffe der russischen Schwarzmeerflotte in diesen gespannten Tagen unter dem Deckmantel harmloser Übungen ihre Fahrten bis an die Grenzen der türkischen Hoheitzone ausdehnen. Deshalb ist strengste Aufmerksamkeit erforderlich, damit wir bei einer Überrumpelung nicht überrascht werden.

Doch der Tag verläuft ohne Störung, ebenso die Nacht, in der natürlich die für den Ernstfall vorgesehenen „Kriegswachen“ aufgezogen waren.

Um 5 Uhr morgens stehen wir vor Burgas, wo die „Chios“ unter türkischer Flagge vor Anker liegt. Da sie zu schwach bemannt ist, um selbst eine kurze Seereise anzutreten, geben wir ihr die nötige Mannschaft zur Unterstützung an Bord und treten sofort den Rückmarsch an.

Am nächsten Tag erfahren wir, daß ein englisches Geschwader vor den Dardanellen kreuzt und eine willkürliche Kontrolle über Aus- und Einfahrt sämtlicher Schiffe ausübt.

Doch auch die Türkei weiß ihr Ansehen zu wahren, und eine Note an den Dreiverband verkündet, daß die Dardanellen vom 1. Oktober des laufenden Jahres ab für jeglichen Schiffsverkehr gesperrt sind. Wer dann noch durch will, muß sich den Weg mit Waffengewalt erzwingen, doch die Forts zu beiden Seiten der Meerenge werden es schon an einer deutlichen Antwort nicht fehlen lassen.

Wieder vergehen ein paar Tage in gewohntem Dienst, und an den Nachmittagen erhält die jeweilige Freiwache Landurlaub, der jetzt sooft wie möglich bewilligt wird. So läßt man auch heut die Mannschaften ziehn, damit jeder nach eigenem Gutdünken sich einige Stunden Abwechslung an Land verschaffen kann.

Doch kaum sind die Boote leer zurückgekehrt, als ein Signal vom Flaggschiff uns sofort zurückruft. Mehrere Patrouillen werden sofort an Land geschickt, um die in alle Himmelsrichtungen Verstreuten möglichst schnell zurückzubringen. Während die Sirene ihre gellende Stimme ertönen läßt, steigt als sichtbares Zeichen unseres Vorhabens der blaue Peter am Fockmast auf. Doch



es gibt auch Orte, wohin keine „Sirenenstimme" dringt und auch der blaue Peter nicht zu sehen ist.

So passiert es einigen Offizieren und etwa 20 Mann, daß sie des Abends die „Midilli" nicht mehr auf ihrem alten Ankerplatz erblicken und bis zu ihrer Rückkehr auf andern Schiffen im Hafen Unterkunft suchen müssen, denn gleich nach Anbruch der Dunkelheit wird das Schiff abgeblendet, und nachdem die notwendigen Vorbereitungen getroffen sind, steuern wir langsam durch den Bosporus seewärts.

Vor Bujukdere erwarten wir vergeblich den Lotsen, der uns durch die Minensperre bringen soll. Erst nachdem wir mit Hilfe unseres Scheinwerfers die Häuser an Land und den vor Anker liegenden Lotsendampfer unter Licht genommen haben, um so die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken, kommt dieser längsseit und bringt uns die Erlaubnis, unter seiner Führung die Sperre zu passieren und auszulaufen. Unsere Scheinwerfer und die der Küstenbefestigungen weisen uns den durch Bojen gekennzeichneten Weg, und wir können allein unsere Reise fortsetzen, nachdem wir den letzten Minengürtel durchlaufen haben.

Zunächst sollen wir, wenn möglich, Anzahl, Absichten und Kurs der bei Kap Kaliakra an der bulgarischen Küste gesichteten russischen Flotte festzustellen versuchen und dann zwei in Galatz liegende deutsche Levantedampfer nach Konstantinopel geleiten.

Über Nacht dampfen wir unter sorgfältiger Beobachtung der Küste vorbei am Kap Eminek, und als am folgenden Morgen auch bis auf die Höhe von Kaliakra kein russisches Kriegsschiff gesichtet wird, melden wir es durch Funkspruch an den „Javus" und erfahren als Nachricht von Bedeutung, daß die Lage zwischen der Türkei und Rußland als äußerst ernst und gespannt zu betrachten ist.

Ein dumpfes Gefühl der Spannung beherrscht jeden, erscheint der Bruch zwischen beiden Ländern doch unvermeidlich, und alle erwarten den Augenblick, wo der glimmende Funke ins Pulverfaß fliegt.

Gegen 3 Uhr nachmittags sichten wir an Backbord voraus eine Rauchwolke, aus der sich ein neutraler bulgarischer Dampfer entpuppt. So steuern wir weiter in Sicht der Küste und gehen am kommenden Morgen bis auf 10 Seemeilen südlich an die Schlangeninsel heran. Dann ändern wir den Kurs, und um 6 Uhr ankern wir auf der Reede von Galatz.

Bald kommt ein rumänischer Lotsendampfer längsseit, und nachdem er über unsere Absichten verständigt ist und die notwendigen Formalitäten erledigt sind, erwarten wir die beiden deutschen Schiffe, die sich endlich gegen 11 Uhr der Flußmündung nähern. Aus Anlaß des Ablebens König Karols von Rumänien wurde während unserer Ankerzeit die rumänische Flagge im Großtopp halbstock gesetzt.

Eine Stunde später ankert die „Leros" und bald darauf auch die „Eresos" in unserer Nähe. Da uns diesmal selbst Offiziere und Leute fehlen und wir stets mit unvorhergesehenen Fällen rechnen müssen, in denen jeder einzelne Mann notwendig gebraucht wird, sind wir nicht in der Lage, der Bitte um Auffüllung der geringen Bemannung von seiten der Kapitäne nachzukommen.

So lichten wir denn mit allen drei Schiffen die Anker und schlagen den geraden Kurs nach dem Bosporus ein. Auch diese Nacht und der kommende Tag vergehen, ohne daß wir etwas Verdächtiges bemerken.

Konnten wir auch auf diesen beiden letzten Reisen keine Anhaltspunkte über die Bewegungen der russischen Flotte erhalten, so betrachteten wir es doch als einen Erfolg, daß wir einige deutsche Dampfer, denen eine Rückkehr durch das Schwarze Meer nach Konstantinopel wohl allein unmöglich gewesen wäre, unserem Vaterland und den deutschen Reedereien erhalten konnten.

Bei der Arbeitsverteilung in den Hafentagen wird jetzt in den Wohnräumen des Schiffes, und wo es sonst noch erforderlich ist, die Farbe von den Wänden und unter Deck entfernt. Ebenso Holzbekleidungen und anderer Splitterkram. Bisher haben nämlich die Erfahrungen in den Gefechten des Seekrieges gezeigt, daß selbst die eigentlich nur zur Verzierung der Räume dienende Farbe bei einschlagenden Granaten Feuer fängt und somit Rauch und Erstickungsgefahr für die eigene Besatzung vergrößert.

Auch Minen finden in den eigens dazu hergestellten Laufschienen Aufstellung, und wird auch die eines Tages geplante Ausfahrt wieder verschoben, so deuten doch schließlich alle Vorbereitungen in der letzten Oktoberwoche darauf hin, daß es endlich Ernst zu werden scheint.

Eröffnung der Feindseligkeiten.

Endlich sind auch hier unten die eisernen Würfel gefallen. Wenn wir in letzter Zeit schon beinahe daran zweifelten, je tätig in den großen Weltenbrand eingreifen zu können; wenn sich allmählich eine gewisse Niedergeschlagenheit der ganzen Besatzung bemächtigte; wenn wir fast jeden Morgen durch den Zeitungsdienst von den herrlichen Erfolgen unserer verbündeten Heere, unserer jungen Flotte hörten; wenn wir auf unseren Übungsfahrten im Schwarzen Meer voll Zorn russische, französische und englische Dampfer passieren lassen mußten — dann gab es wohl keinen, der nicht das Schicksal verwünschte, das uns zu dieser großen Zeit hierher verschlagen hatte.

Doch jetzt ist alles wie mit einem Schlage vorbei. Und wenn wir morgen abermals ins Schwarze Meer gehen, gilt es nicht mehr einer Übungsfahrt, sondern einem tückischen Feind den ersten Schaden zuzufügen. Verbreitet der Draht in aller Welt die Kunde, daß den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen in den Türken ein neuer Bundesgenosse erstanden ist, dann soll er auch gleichzeitig melden, daß die „Breslau" und „Goeben" nicht auf ihren Lorbeeren ausruhen.

Dafür wollen wir sorgen. Weht auch der Halbmond von der Gaffel, so ist der Geist der Besatzungen doch urdeutsch geblieben. Und als Deutsche werden wir unsere Pflicht auch unter der roten Flagge des Propheten tun, denn es gilt ja der gemeinsamen Sache. Ein Hoch dem Sultan und dann: „Ran an den Feind!"

Der Morgen graut, und schon um $5\frac{1}{2}$ Uhr verlassen wir Haidar-Pascha. Gefolgt von den kleinen Kreuzern „Hamidie", „Berk" und „Peik" steuern wir seewärts durch den Bosporus, und eine halbe Stunde später passieren wir die Minensperre. Die übrigen Schiffe des türkischen Geschwaders folgen, und der Vormittag vergeht mit den verschiedensten Übungen. Gegen Mittag sichten wir einen russischen Dampfer mit Funkeneinrichtung in der Nähe der Bosporuseinfahrt, der bei unserer Annäherung aber kehrtmacht, doch bald darauf, als wir in seiner Nähe aufdampfen, stoppt. Durch Scheinwerfersignal wird dieser Vorfall der jetzt vor dem Bosporus kreuzenden „Goeben" gemeldet, und auf Befehl behalten einige Torpedoboote den verdächtigen Kunden vorläufig in ihrer Nähe.



Nachmittags vereinigt sich das Geschwader, geht in Nähe des Flaggschiffs vor Anker, und die Kommandanten aller Schiffe werden zur Besprechung zum Admiral befohlen. Eine Stunde später kehren sie zurück, und unser kleines Kreuzergeschwader, jetzt aus „Breslau-Midilli", „Berk" und „Hamidie" bestehend, lichtet die Anker und nimmt Kurs die anatolische Küste aufwärts.

Bei unserem Abdampfen weht vom Flaggschiff das Signal: „Tun Sie Ihr möglichstes für die Zukunft der Türkei."

Zunächst gilt es, eine Minensperre im nordöstlichen Teil des Schwarzen Meeres zu legen. Da den Russen dadurch der Zugang zu militärisch wichtigen Häfen verlegt wird und der Seeweg dorthin einen starken Schiffverkehr aufweist, dürfte das Legen der Minen den gewünschten Erfolg zeitigen.

Bei Einbruch der Dunkelheit werden die Schiffe natürlich sorgfältig abgeblendet, und größte Aufmerksamkeit ist geboten.

„Hamidie" folgt in unserem Kielwasser, während „Berk" an Steuerbord sichert. Ungestört und ruhig verläuft die Nacht, und bei der Morgenwache stehen wir auf der Höhe von Amastra.

Das Wetter ist schön und trocken. In den ersten Nachmittagstunden aber trennt sich unser kleines Kreuzergeschwader. „Hamidie" steuert in Richtung auf Theodosia, einen der Haupthandelshäfen der Krim.

Wir selbst behalten unseren Kurs bei, während „Berk" auf Novorossisk zustößt, wohin wir später nach Erledigung unseres ersten Auftrages folgen wollen. Gegen Abend nimmt der bis dahin sehr leichte Wind und Seegang an Stärke zu, und zeitweise fällt leichter Regen. Eine kalte und ungemütliche Nacht. Doch als endlich um 4 Uhr morgens die Mittelwache vorbei ist und man sich auf ein kurzes Nickerchen in der Hängematte freut, rückt ein Befehl diese Ruhegedanken in nebelhafte Fernen.

„Hängematten jibt's nich", knurrt ein Landsmann aus Berlin, der „janz jeknickt" von dem Stapel der unter Wachtmeisters Augen ruhenden Schlafschläuche zurückkehrt. Und so bleibt uns „Glücklichen" der Mittelwache nichts anderes übrig, als die Müdigkeit durch einige große Tassen Kaffee zu vertreiben.

Aber schon kommt vor uns die Küste der Bucht in Sicht, wo wir Minen legen sollen. Kurz nach 5 Uhr rufen die Pfeifen: „Alle Mann auf die Gefechtstationen."

Bald geht der erste unheimliche Geselle übers Heck und verschwindet aufklatschend in die Tiefe. Wir steuern jetzt quer vor die Bucht, und in kurzen Zwischenräumen folgt Mine auf Mine. Eine Stunde später ist unsere erste Aufgabe erledigt. Möge sie ihren Zweck erfüllen!

Fast sieht es so aus. Denn gerade, als die letzte Mine über Bord rollt, kommen zwei Dampfer in Sicht, die ihren Kurs gerade auf die Sperre zuhalten.

Doch wir haben keine Zeit zu verlieren und drehen ab. Die Maschinentelegraphen schnarren, und mit 18 Seemeilen Fahrt dampfen wir jetzt nach Novorossisk, wo wir den Russen zum zweiten Frühstück unsere Geschützgrüße zu kosten geben wollen.

Heftige Regenböen gehen auf der Fahrt nieder, so daß zeitweise das Land gänzlich außer Sicht kommt. So nähern wir uns in strömendem Regen dem Ziel.

Doch als wir gegen 10 Uhr in die Bucht von Novorossisk einsteuern, klart der Himmel auf. Einzelne Sonnenstrahlen huschen über die Stadt, die jetzt noch, friedlich von hohen Bergen umgeben, in bunter Farbenpracht vor unseren Blicken daliegt.

Unwillkürlich regt sich auf Augenblicke das Gefühl des Mitleids, denkt man alle die Angst und das Elend, das die nächsten Stunden auch über die Zivilbevölkerung der Stadt bringen werden.

Aber das ist nur eine kurze Herzensregung. Wir haben die Berichte aus der Heimat gelesen, wie die Russen brennend, verwüstend und mordend in unserem schönen Ostpreußen gehaust haben. Also: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Jetzt kommt für uns Deutsche die Stunde der Abrechnung und darum — fort mit den Gefühlsduseleien.

„Berk", der uns hier erwartet, meldet, daß im Hafen nur russische Dampfer liegen mit Ausnahme der beiden größten. Ein Holländer und ein Engländer. Zusammen an einem Pier in der Mitte des Hafens. Glück im Unglück für den Briten, denn so können wir ihm leider nicht den Todesgruß senden, ohne den neutralen Holländer zu beschädigen.

Auf unseren Befehl hin eröffnet „Berk" das Feuer, vernichtet die Funkenstation und steuert dann vor die Bucht, um dort Ausguck vor feindlichen Überraschungen zu halten.

Beim Auslaufen beschießt er noch das der südlichen Stadtseite vorgelagerte Fort, das sofort ohne den Versuch einer Verteidigung fluchtartig geräumt wird. Inzwischen sind auch wir bis in Nähe der Mole herangedampft, die Maschinen stoppen, und wir beginnen jetzt unsererseits mit der Beschießung.

Zu den ersten Zielen gehört eine Anzahl ziemlich hochgelegener Tanks auf der rechten Seite der Stadt. Ein etwas abgesondert stehender wird zum Einschießen ausersehen, doch gehen die ersten Schüsse zu kurz oder zu weit.

„Zielwechsel rechts! Auf die drei nächsten Tanks. Erstes Geschütz, Feuer!" ertönt das Kommando des Artillerieoffiziers.

Kurz nach dem Aufblitzen des Schusses an Bord ein kleines weißes Wölkchen an Land, und durch das Glas sieht man deutlich, wie aus der Mitte des Tanks ein dicker weißer Strahl hervorschießt. Der erste Volltreffer. Der Tank läuft aus.

Nun greifen auf Befehl auch das zweite und dritte Geschütz der Steuerbordseite mit ein, und gut gezielt sausen die Geschosse in die großen weißen und roten Behälter. Salven der vorderen und achteren Geschütze brummen dazwischen. Jeder Schuß ein Treffer.

Eine mächtige Explosion erfolgt an Land, und deutlich sieht man, wie große weiße Teile des einen Behälters in die Luft geschleudert werden und wieder zurückfallen. Bald schießen mächtige Feuersäulen gen Himmel und ballen sich noch in der Luft zu immer breiter werdenden Rauchwolken zusammen.

Wieder ertönt das „Zielwechsel rechts, auf die roten Tanks!" Und dicke Feuergarben, untermischt von starken Rauchsäulen, lassen die Wirkung unserer Geschosse erkennen.

Und während Vernichtung und Tod an Land wüten, spähen wir an Bord nach neuen Zielen. Andere Petroleumbehälter, Schuppen, mit Getreide und Holz gefüllt, und dann die im Hafen liegenden Dampfer — einer nach dem anderen — kommen an die Reihe. Bald züngeln da und dort die Flammen empor, und dicker und schwärzer ballen sich die mitunter von zuckenden Feuerstrahlen durchleuchteten Rauchwolken über der Stadt zusammen.

Längst haben wir gedreht, und die Backbordgeschütze haben ihre Brüder auf der anderen Seite mit derselben



unheimlichen Treffsicherheit abgelöst. Eine schneeweiße Dampfwolke an Land bezeichnet die Explosion einer Kesselanlage, in der vielleicht vor Stunden noch Arbeiter eifrig geschafft haben.

Vereinzelt sieht man da und dort Menschen und Wagen über die Straße rasen. Wohl alle von jähem Entsetzen gepackt. Denn wohin flüchten? Wo schlagen die nächsten Geschosse ein?

Und dann steigen auch die Feuergarben aus den todwunden Schiffen, umzüngeln Brücken und Aufbauten und heben sich grell vom schwarzen Hintergrund ab. Zwei kleinere Dampfer liegen an einem Pier zusammen. Eine Salve von Bord, und als man die Wirkung der Granaten beobachten will, ist nur noch der eine zu sehen, aus dem rote Feuergarben emporzüngeln.

Das Werk der Vernichtung ist getan.

Furchtbar wütet das Feuer an Land, genährt durch das auslaufende brennende Petroleum, das voraussichtlich noch ganze Stadtteile in Brand setzen wird.

Der Schaden muß ganz gewaltig sein. Zwei große Petroleumlager, 14 Dampfer, mehrere Getreide- und Holzschuppen, der Kran einer Zementfabrik und einige Pieranlagen sind in Brand geschossen.

Und während wir langsam drehen und den Hafen verlassen, hebt sich scharf die blutrote Flagge mit dem Halbmond von der tiefschwarzen Wolkenwand im Hintergrund ab. Noch am späten Abend können wir, achteraus blickend, den Feuerschein über Novorossisk wahrnehmen.

Ein Uhr nachmittags ist es, als wir aus der Bucht, gefolgt von „Berk", auslaufen. Letzterer jedoch trennt sich von uns, um in Kilia seine Kohlenvorräte zu ergänzen.

Wir halten auf die Straße von M. zu, um dort womöglich mit „Hamidie" zusammenzutreffen, mit der eine Funkenverständigung bisher aus Sicherheitsgründen nicht angebracht war.

Das Wetter ist jetzt prachtvoll. Es weht eine leichte südöstliche Brise, und die „Midilli" zieht ruhig ihres Weges.

Doch auf der Höhe von M. müssen wir, da von der „Hamidie" nichts mehr zu sehen ist, unseren Weg allein fortsetzen. Um dichter unter Land zu kommen, ändern wir unseren Kurs. Denn die Küste mit ihren vielen Buchten und Einschnitten bildet so einen natürlichen Schlupfwinkel für feindliche Schiffe.

Nur ein kleiner russischer Segler kreuzt in den Nachmittagstunden unseren Kurs, und seine Besatzung atmet auf, als wir sie ungestört ihres Weges ziehen lassen.

Ruhig verläuft die Nacht, und am nächsten Vormittag gegen 11 Uhr passieren wir Kap Sinope.

Aber auch dieser Tag vergeht, ohne besondere Abwechslung zu bringen. Das Meer liegt wie ausgestorben. Bei Dunkelwerden überzieht sich der Himmel mit schwarzen Wolken. Stockfinster bricht die Nacht an, nur auf Sekunden von starkem Wetterleuchten erhellt.

Auch während der ganzen Mittelwache hält das Leuchten an. Der Himmel öffnet seine Schleusen, und starke Regenschauer sorgen dafür, daß man ordentlich durchnäßt wird.

Inzwischen hat uns der Funke den Befehl des Flaggschiffes gebracht, Kilia anzulaufen, um dort unsere Kohlenvorräte zu ergänzen. Und als es hell wird, steuern wir in die den kleinen Hafen schützende Bucht ein, wo „Berk" bereits aus dem Dampfer „Irmingard" die schwarzen Diamanten herausholt.

Nachdem auch wir an seiner freien Seite festgemacht haben, geht es sofort an die Arbeit. Doch Vorsichtsmaßregeln müssen getroffen werden, um bei plötzlicher Überraschung von seiten der Russen sofort für Angriff und Abwehr bereitzusein.

Aus einem kleinen Boot werden die Wassertiefen der Bucht genau ausgelotet, um ein schnelles Auslaufen sofort zu ermöglichen. Und auch die Zivilbevölkerung des Städtchens unterstützt uns und besetzt die nach See gelegenen Bergkuppen und Inselgruppen mit Ausguckposten.

Selbst die vielen ihrem Beruf nachgehenden Fischerboote haben einen Mast errichtet, auf dem ein Mann an einem festgelaschten Brett steht und nach allen Seiten scharfe Ausschau hält. Und da auch bei uns an Bord die entsprechenden Posten von der Wache des Signalpersonals besetzt sind, können wir annehmen, daß wir genügend gegen feindliche Überraschungen gesichert sind.

Gegen 4 Uhr nachmittags ist die Kohlenübernahme beendet. Gleichzeitig mit „Berk" verlassen wir Kilia. Der Kohlendamper geht „Anker auf" und steuert dicht unter Land dem Bosporus entgegen.

Auch wir dampfen, als es hell wird, der Meerenge zu. Gegen Mittag klärt der bis dahin stark bewölkte Himmel auf, und in der Nähe des Bosporus sichten wir die beiden türkischen Linienschiffe „Barbaroß" und „Torgout Reis", die treue Wacht vor der Meerenge halten.

Die bekannten Leuchttürme von Anatoli und Rumeli kommen in Sicht, und wir passieren die Sperre.

Truppenkolonnen auf den Forts und an Land, die Besatzungen der türkischen Schiffe, die wir passieren, rufen uns begeistert ihr „Allah" zu. Aus den Häusern winkt man uns mit Tüchern und Flaggen Grüße zu, die freudig erwidert werden.

Als wir dann auf der Reede von Haidar-Pascha die „Goeben" — unseren dicken Bruder — neben einem von ihm gekaperten Dampfer liegend passieren, brausen echte deutsche „Hurras" von Schiff zu Schiff. Unser Anker fällt, und damit findet unsere erste Reise im Türkisch-Russischen Kriege ihren Abschluß.

Abends kommt die so langentbehrte Post: Gaben und Zeichen der Liebe aus der Heimat, die diesmal in anbetracht der langen Pause besonders reichlich ausfallen. Mit Ausnahme der wenigen, die die nötigen Posten zu besetzen haben, ist man endlich einmal wieder die ganze Nacht ungestört und kann im „Schunkelkahn" bis zum hellen Morgen durchschlafen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonniger Wintertag.

Ein stilles Lächeln über dem Vergehen:
Ein Sonnenglanz, der Wolkenwimpern säumt
Und auf dem Taugeschmeid der Knospen träumt —
Wie Mutteraugen auf die Braut wohl sehen;

Ein letztes Lächeln immerwacher Güte . . . .
Wohl heißt es scheiden nun von seinem Licht;
Die Stürme kommen: mancher Stamm zerbricht —
Viel Knospen werden weinen um die Blüte!

Und doch ein Lächeln . . . aus der reichen Fülle
Der Lebensflut, die alles Leben wiegt;
Die selbst im Tode noch den Tod besiegt .

Und neues Leben ruft aus heilger Stille.
Ein Lächeln, das den künftgen Lenz erschaut —
Wie Mutteraugen ruhen auf der Braut.

Marie Sauer.





Phot. Setzer.

Lotte Lehmann,
als Komponist in „Ariadne auf Naxos"
von R. Strauß, Wien. Hofoper



Phot. F. Langhammer.

Veeda: Vali von der Osten, Jedor: Fritz Windgassen.
„Veeda", Musikdrama v. Georg Vollerthun, Dichtung v. G. Kiesau.
(I. Akt. Uraufführung im Hoftheater in Kassel.)



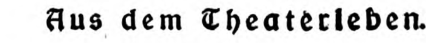
Phot. König.

Von links: Die Mutter (Frau Wirth), Frau Anna (Gertrude Langfelder), Martin (Dr. P. Mederow)
„Liebe" von Wildgans.
(Aufgeführt im Leipziger Schauspielhaus.)



Phot. Setzer.

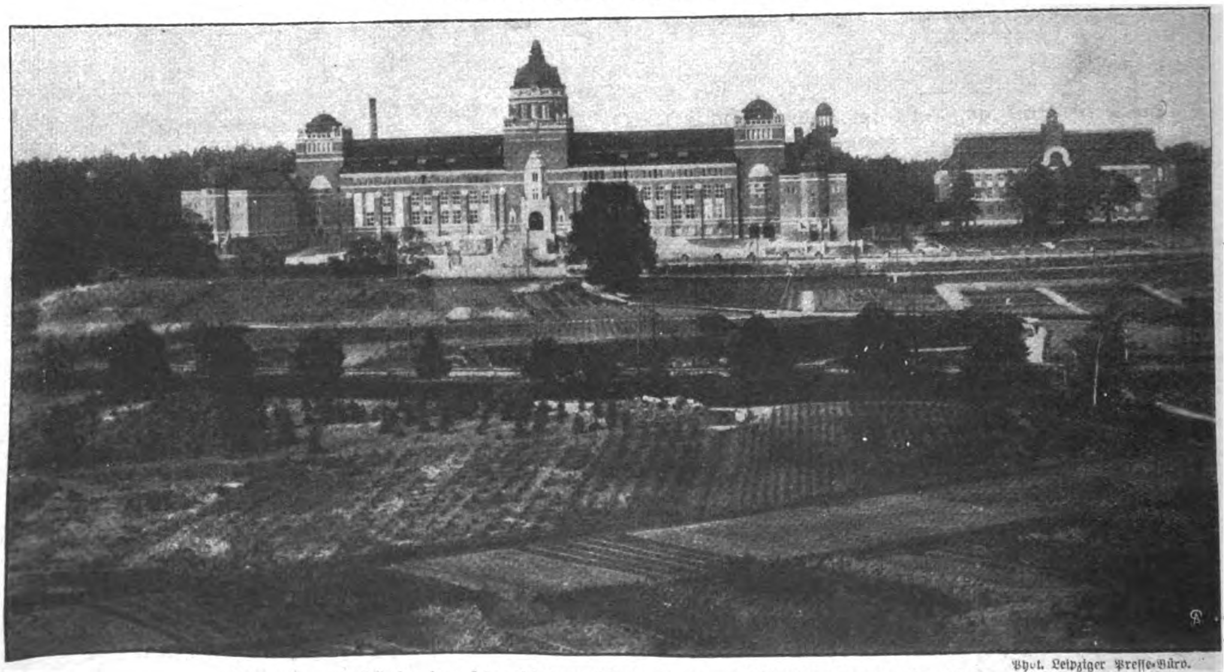
Selma Kurz
als Zerbinetta in „Ariadne auf Naxos,
von R. Strauß, Wien, Hofoper.



Aus dem Theaterleben.

Phot. Sinner.

Das neue Tropengenesungsheim in Tübingen.



Phot. Leipziger Presse-Büro.

Das neue Gebäude der schwedischen Akademie der Wissenschaften in Stockholm.

Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

13. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.

„Warum?" fragte Lätitia den Major.

„Sie wollen wohl ein bißchen ruhen?"

Sie lehnte den Kopf in den Schatten zurück: „Ach nein, dann würde ich nicht schlafen abends, und die Nächte hier sind ja so lang!"

„Ja, ich begreife. Nun, ich wollte Ihnen nur eine Nachricht bringen. Mir ist eingefallen, Sie könnten sich vielleicht ängstigen um Ihren Herrn Vater. Seien Sie ganz beruhigt. Die Herren draußen hatten ihn zurückbehalten, damit ihm nichts geschehe. Er muß jeden Augenblick kommen."

Sie antwortete nicht, sondern versteckte ihr Gesicht vor dem Licht aus dem Kamin. Er suchte die Dunkelheit zu durchdringen. Sie aber senkte noch mehr den Kopf, schlug unter seinem forschenden Blick die Hände vors Gesicht und begann zu schluchzen.

„Madame?" fragte er nur, plötzlich französisch. Sie tupfte sich mit dem winzigen, zusammengeballten Taschentüchelchen die Augen: „Ce sont les nerfs."

Er nahm ihre Hand und streichelte die langen schlanken Finger: „Aber, aber, was ist denn? Haben wir Ihnen etwas getan? Habe ich Ihnen etwas getan?"

Während er ihre Hand in den seinen behielt, wischte sie sich wieder die Augen: „Non. Verstehen Sie nicht eine Frau? Wir sind allein. Wir aben niemand. Sie schießen. Papa ist draußen. Ich abe meine Verwandten, ich abe unsere Freunde wiedergesehen. Verstehen Sie?"

„Sie haben wohl sehr Böses von uns gesagt?"

Sie griff nun auch mit ihrer anderen Hand nach der seinen. Er fühlte, wie naß ihr kleines Tüchlein war.

„Das dürfen Sie nicht glauben."

„Ja, wir sind doch der Feind!"

„Ah, wenn sie geört ätten, was ich abe gesagt Gutes von Sie. Und dann sagen die anderen, man ist keine gute Französin. Und ich liebe meine Patrie. Aber ich darf doch gerecht sein. Was aben wir ier? Die vielen, vielen Wochen, ja Monate, die Sie nun schon ier sind. Nichts als Sie. Und Sie sind gut. Sie tun niemand etwas. Man möchte Sie danken und verehren. Und Sie sind der Feind. Verstehn Sie nicht, was da in ein französischer Herz passiert. Es at mir weh getan, daß man mir nicht geglaubt at, daß Sie nicht schlecht sind. Und ich bin wiedergekommen wie in meine eimat ier. Nicht wahr, es ist meine eimat? Ich bin ier geboren. Ich war nicht glücklich in Beaucourt. Ich war nicht glücklich in Paris. Ich bin nicht Femme du monde, wie Sie denken. Und wenn ich auch noble bin, ich bin nichts als eine petite bourgeoise und viel glücklicher still ier, als draußen in der Welt, wenn ich sehen muß, daß mein Mann alle liebt und nicht mich. Für mich kann der Krieg das ganze Leben dauern. Und er ist doch schrecklich für uns. Aber ich abe immer Angst, Sie gehn fort."

Sie hielten einander noch die Hände. Er sagte nachdenklich: „Aber für Sie wäre es doch besser, wir wären nicht hier."

„Ja, wenn Sie schlecht mit mich sind!"

„Bin ich das gewesen?"

Sie sprachen kein Wort mehr. Er fühlte ihre kalten Hände, und tief in Gedanken streichelte er sie. Nach einer Weile sagte sie: „Ich bin ganz allein."

Und er: „Ich auch."

Seine Hände glitten die kühlen Arme hinauf in die weiten Aermel ihres Schlafrockes, und den weibentwöhnten, frauenfremd gewordenen Soldaten dieses Krieges durchrieselte ein jähes Erwachen des Mannes. Er legte, indem sein Kinn auf ihrer Schulter ruhte, die Wange an die ihre. Da schlang sie ihm beide Arme um den Hals.

In dem Augenblick klopfte es kurz, zugleich öffnete sich die Tür. Die beiden Menschen ließen einander los. Madame de Beaucourt versank wieder in den Schatten neben dem Kamin. Herrn de Battaignies blendete das helle Feuer, daß er die Hand vor die Augen hielt. Er fragte, ob Lätitia da sei, dann überschüttete er seine Tochter mit einem Redeschwall: man wäre sehr artig gegen ihn gewesen, man hätte ihn beschützt wie ein kleines Kind, diese Herren wären alle aus guter Familie, sie hätten ihm zu essen gegeben — na, die litten nicht Hunger — und eine französische Zeitung hätte er sogar zu lesen bekommen. Erst als seine Augen sich an das halbe Licht gewöhnt hatten, sah er den Major. Lätitia erzählte, Herr von Esserte sei so liebenswürdig gewesen, ihr eben zu melden, die Herren hätten Ralinghien, das Dorf, verlassen. Der Major nahm all sein Französisch zusammen, den alten Patrioten zu fragen, wie sein Tag verlaufen sei. Mit von der Luft gerötetem Gesicht warf der einen Schwall von Worten aus wie ein Mensch, der aus dumpfer Eintönigkeit das erstemal wieder ein Erlebnis hat und nun jede Kleinigkeit mitteilen möchte, die ihm widerfahren ist. Aber



der Generalstabsoffizier küßte Madame de Beaucourt die Fingerspitzen. Der alte Patriot schien zu vergessen, daß er sonst immer nur feierlich den Hut lüftete, und schüttelte dem Major freundschaftlich die Hand.

Dann ließ er sich am Feuer neben seiner Tochter nieder und sprach flüsternd davon, was er im „homme enchainé" gelesen. Claire, die des Vaters Kommen gehört hatte, trat ein. Sie brachte ihm die durchgeschmuggelten Zeitungen mit. Aber der alte Patriot erklärte, noch ganz im Banne der Artigkeiten, die man ihm erwiesen, es sei nicht recht, das Entgegenkommen der Herren so zu mißbrauchen. Damit wollte er die Blätter ins Kaminfeuer werfen. Doch wie Claire überwand ihn Menschliches, und er hielt inne mitten im Schwung, denn das mit Opendaele müsse er doch selbst lesen. Damit hatte es jedoch Zeit, denn immer wieder kehrten seine Erzählungen zu dem Feuer zurück, das auf dem Dorfe gelegen. Er sprach von Unterständen, und wie man sich schütze dagegen. Die Herren hätten ihn dabehalten, daß ihm nur ja nichts geschehe. Auch der Brigadekommandeur dort sei sehr artig gewesen, wiewohl das in Wirklichkeit dem General von Flurschütz nicht ähnlich sah. Offenbar hatte ihm sein gallisches Temperament einen Streich gespielt, das immer geneigt war, für Huldigung zu nehmen, was im Grunde nichts als Zuvorkommenheit war. Der Papa hatte den alten Vandamme besucht, dessen Haus kaum gelitten hatte. Die Mère Coelestine sei unversehrt und bester Laune. Henri Verbeke, der Fleischer, habe natürlich sehr über seine Notlage geklagt, aber wie sollte man denn jetzt verdienen? Den Staes, den Dubruc, dem Père Groche ginge es nach Möglichkeit. Sie lebten zwar zum Teil in den Kellern, schliefen aber nur dort. Mit den Deutschen kämen sie sehr gut aus. Mère Coelestine bekäme sogar ihr Essen von den Barbaren. Dann nannte er ein paar Einwohner, die im Laufe der Monate durch englische Geschosse getötet worden waren. Aber das hatten sie ebenso schon gehört wie jenes: daß der Stabsarzt die junge Frau Delassus umsonst entbunden habe und zwei verwundete Frauen täglich verbände. Man habe darüber im Dorfe nur eine Angst, sie könnten évacués werden, und der Maire, sein Widersacher, habe ihn gebeten, bei Exzellenz ein gutes Wort dagegen einzulegen. Keiner wolle sein Heim verlassen. Wo sollten sie denn auch hin? Zum Schluß begann Herr de Battaignies die Häuser aufzuzählen, die gelitten hatten, und was an ihnen zerstört sei. Auch die Kirche hatte er besucht. Dabei verweilte er am längsten. Als er berichtete, die Deutschen hätten den Turm gesprengt, nannte das Claire einen Vandalismus. Doch ihr Vater schien damit einverstanden, denn nun hätten die Engländer kein sicheres Ziel, indem ihnen der Turmhelm fehle, der bisher über die Bodenwelle hinausgeschaut, die Ralinghien von Belvoorde trennte. Der eigentliche Grund seines Einverständnisses kam damit zum Vorschein: eben dadurch waren wahrscheinlich die Ferme und die beiden Höfe, die ihm gehörten, bisher unversehrt geblieben. Atemlos hatten sie gelauscht, nun richteten sie sich aus der gebückten Haltung auf, denn die drei hatten die Köpfe zusammengesteckt, daß man draußen nichts höre. Jetzt erst dachte man daran, Licht zu machen. Es war nun auch Essenzeit, aber der Papa erklärte, er könne nicht einen Bissen annehmen, und erzählte nun Mordsgeschichten, was ihm der Offizier alles vorgesetzt hatte. Er übertrieb bald in gallischer Heiterkeit, und wie erst das Licht auf dem Kamin brannte, sah man seine Augen leuchten, diese Augen, die endlich einmal nach so langem Entbehren etwas anderes gesehen hatten als den Hof in Flandern. Noch in der erhöhten Stimmung nahm er seine jüngste Tochter bei den Armen, und da ihre gesteigerte Frische ihm auffiel, setzte er Claire sein Staunen auseinander, wie gut Lätitia aussehe, indem er beglückt rief: „Elle a bonne mine, hein!"

X

Nach Tisch verteilten sich wie immer die Herren vom Divisionsstab. Der Kriegsgerichtsrat, der Generaloberarzt, Hauptmann Giese und Oberleutnant von Gereck spielten Karten. Ein paar andere ließen am Billard die Bälle zusammenschlagen. Major Rennhöfer las ein Werk aus dem Bücherschrank über die „Kunst in Flandern und Nordfrankreich", das er, sobald es seine knappe Zeit erlaubte, durchzuarbeiten pflegte. Der Generalleutnant aber saß mit seinem Generalstabsoffizier am Kamin. Seitdem es still war draußen an der Front, unterhielt er sich gern abends bei der Zigarre noch ein Stündchen. Sie pflegten dann über Operationen zu sprechen, über Kriegsgeschichtliches, Kultur und Waffenkönnen der Gegner. Allerlei Völkisches, Volkswirtschaftliches, Dinge, die der Krieg geweckt, wurden abgehandelt. Auch von Pferden und Reitern redeten die beiden Reitersleute. Die Zukunft Deutschlands erstand vor ihren Augen, und die Frage zuckte auf, wie man sich später im Verkehr der Völker einrichten werde. Dann wurden die Fortschritte auf dem östlichen Kriegschauplatze an der Hand der Karte verfolgt. Nur Kunst, der Major von Esserte fremd gegenüberstand, wurde nicht berührt, und Persönliches blieb grundsätzlich ausgeschlossen. Als nun der Generalstabsoffizier die Gelegenheit wahrnahm und das Gespräch nachdenklich stockte, fragte er, wie Rennhöfer ihm geraten hatte, nach dem gefangenen Verwundeten. Der General freute sich, das ungewisse Schicksal des Sohnes schien ihn zu beunruhigen, und er begann, mitteilsam wie noch nie, von seiner Familie zu erzählen.

Zuerst nur von seinem Jungen, mit dem er Not gehabt habe, da er auf dem Gymnasium nicht gutgetan und dann im Kadettenkorps nur mit Ach und Krach sein Examen gemacht hätte. Auch als Friedensoldat war es mit ihm nicht gegangen. Er hatte als Leutnant noch grade einen ehrlichen Abschied nehmen können, war nach Südamerika hinüber, und man hatte nichts mehr von ihm gehört. Schon hatte ihn die Familie verloren gegeben, als ein Brief gekommen war, es ginge ihm gut, er zöge Vieh, schönes Vieh und besäße ein Stück Land, ausgedehnter als die größte deutsche Herrschaft, freilich habe der Boden dort geringen Wert. Nachprüfungen bestätigten alles.

„Das kommt davon, wenn man einem den Beruf aufnötigen will. Der Junge ist nicht zum Garnisondienst geboren. Sie wissen, wie wundervoll er sich jetzt im Kriege gemacht hat. Schon wie er herübergekommen ist: als Heizer, noch dazu auf einem englischen Schiffe, das ist eine Leistung. Ich habe mich sehr gefreut, daß Sie nach dem Jungen gefragt haben, denn die Gefangenschaft ist mir sehr nahegegangen. Der Bengel hatte sich das E. K. I verdient durch ein paar Fernpatrouillen, die mal im Generalstabswerk stehen werden. Und da muß es so enden! Und wer weiß, ob man Nachricht bekommt. Mich quält nur der Gedanke, man könnte ihn unwürdig behandeln. Dann nimmt er sich's Leben. Aber in diesem Krieg dürfen wir nicht an unser Einzelschicksal denken."

Er rückte seinen Stuhl näher heran, schnippte die Zigarrenasche ins Feuer, und gleichsam warm geworden, sprach er zum erstenmal von seinem Herkommen: „Man soll keinem Menschen einen Beruf aufnötigen, sagte ich. Sehen Sie, Esserte, ich war auch nicht zum Kästchenmachen geboren. Ebensowenig wie ich meinen Jungen, begriff seinerzeit mein Vater, daß ich Offizier werden wollte. Ich stamme nämlich", der General reckte seine vornehme Gestalt, und sein gebieterisches Adlergesicht schien dem vollkommen zu widersprechen, „aus den einfachsten Verhältnissen. Mein Vater war Buchhalter in einer Kontobücherfabrik. Er war der erste, der darauf kam, statt zu packen, Packungen fertig zu liefern. Mit zweihundert Talern meiner Mutter, sie war eine Pfarrerstochter vom Lande, haben sie sich einen kleinen Betrieb eingerichtet. Zuerst arbeiteten die Eltern allein. Mein Vater hat eine Heftmaschine erdacht, eine Klebemaschine gebaut. Sich ein paar Jahre so über Wasser gehalten. Mit einem Mal, als ich schon geboren war, hatten sie nichts mehr. Dann ging's wieder. Die Fabrik, wo er gearbeitet hatte, nahm seine Packungen. Nicht aus Edelmut; den gibt's wohl überhaupt sehr selten. Was meinen Sie, Esserte?"

Der Generalstabsoffizier lächelte nur, und der General fuhr fort: „Bald wurden aus zwei Zimmern — Säle, aus Sälen — Häuser, aus Häusern — Werke. Die Zwischenhändler wurden ausgeschaltet, Leimsiederei, Knochenmühle, Papierfabrik angegliedert. Die Kohle kaufte er bald nicht mehr, sondern gewann sie im eigenen Bergwerk. Mein Vater hat so gearbeitet, daß er, als ich Offizier werden wollte, sich einbildete, er habe mit mir darüber gesprochen, daß ich die Nachfolge übernehmen müsse. Dabei hatte er nie ein Wort davon gesagt. Hier liegt vielleicht der Unsegen der Arbeit; über der Arbeit kannte er seine Familie nicht. Ich hätte zum Erwerb nicht gepaßt. Meine Mutter verstand es. Meine Mutter, die Pfarrerstochter, die etwas Königliches hatte. Sie war groß und schlank. Mein Vater klein und rund. Meine Mutter hatte eine starke gebogene Nase. Mein Vater ein breites, liebes Gesicht mit weißem Schifferbart. Erst als ich in den Generalstab gekommen war, hat mein Vater sich mit meinem Beruf versöhnt. Bis dahin gab er mir zwar einen hohen Zuschuß für die Kavallerie, war aber nicht etwa stolz, wie sich das

welche eingebildet haben — jawohl, das weiß ich sehr gut — daß der Sohn eines Mannes, der als kleiner Buchhalter begonnen hatte, nun Offizier sei. Nein, eigentlich hielt er die Offiziere für nutzlose Menschen. Wie er freilich sah, daß und wie ich arbeiten mußte, da begann er anders zu denken, denn jeder Beruf, in dem man arbeitet, nötigte ihm, dem Mann der Arbeit, wenn auch nicht Zustimmung, so doch Hochachtung ab. Sie sehen also, lieber Esserte, ich bin von einfachstem Herkommen. Aber ich erzähle Ihnen da nichts Neues. Das haben Sie ja längst gewußt."

Esserte lehnte sich im Stuhl zurück und sagte, die Fingerspitzen beider Hände taktmäßig aneinanderfügend: „Ich habe davon gehört, Exzellenz."

Es war noch mehr als Hörensagen: man wußte in der Armee, daß es die Schwäche dieses ausgezeichneten Mannes war, seine Herkunft im Dunkel zu lassen. Es hieß, er sei stolz auf seiner Frau altadeligen Namen. Ja, wie es immer lose Mäuler gibt, die etwas aufbringen, gedankenlose Klatschtaschen, die es weitertragen, vielleicht auch einmal einen, dem man auf das Füßchen getreten hat, so behaupteten dunkle, nie zu fassende Stimmen, er liebe eine möglichst hochgezogene Umgebung, während in Wirklichkeit alle Herren bürgerlich waren bis auf den Generalstabsoffizier, denn Oberleutnant von Gereck, der Ordonnanzoffizier, zählte insofern nicht mit, als er erst in der Champagne, und zwar ohne Zutun des Divisionskommandeurs, hinzugekommen war. Er sollte nämlich den bei Überbringen einer Meldung gefallenen damaligen Ordonnanzoffizier Oberleutnant Werder ersetzen.

Major Rennhöfer hatte sein Buch weggelegt und fragte, ob Exzellenz noch Befehle habe. Der Generalleutnant hielt sonst seine Herren nie zurück. Heute abend aber schien er besonders aufgelegt und fragte: „Wollen Sie denn schon schlafen gehen, lieber Freund?"

„Zu Befehl, Exzellenz. Ich wollte morgen frühzeitig einmal zur Verzehlfeste hinaus. Wegen des Wassereinbruches. Ich will eine elektrische Pumpe aufstellen."

Und Major von Esserte fügte hinzu, auch er müsse möglichst bald einmal hinaus. Das Grabenstück zwischen dem Hasenclevergraben und dem Bißwanggraben müsse entweder freiwillig aufgegeben oder das Wäldchen vor der Flurschützfeste dazugenommen werden. In diesem Grabenstück seien täglich Verluste.

Er stand auf, um die Karte zu holen. Der Generalleutnant sah seinen Adjutanten freundlich an: „Ich erzähle eben Esserte von meinem Ursprung. Sie wissen es ja. Nun, mein seliger Vater würde heute auch anders denken, aber was für merkwürdige Ansichten manche Kreise über die Armee hatten! Wo wären wir denn jetzt ohne die Armee? Dadurch, daß die Armee in schwerer Rüstung 44 Jahre lang Gewehr bei Fuß dagestanden hat, ist doch die ganze industrielle Entwicklung Deutschlands überhaupt erst möglich gewesen! Also sollen sie uns dankbar sein."

Der Adjutant stützte sich mit verschränkten Armen auf die Lehne des Stuhles, in dem Herr von Esserte gesessen: „Exzellenz, ich glaube, das sehen aber auch die Leute jetzt ein."

„Ja, angesichts des Beweises, den der Krieg gibt. Wie soll man auch Offiziere beurteilen im Frieden. Ich habe es immer für eine Tragik unseres Berufes gehalten, wenn ein Offizier den Abschied nehmen muß, ehe er Pulver gerochen hat, und das ist doch einer Menge so gegangen, die nach 1870 eingetreten sind, es bis zum General gebracht haben und vor dem Kriege den Abschied nahmen. Und man kann Gott nicht genug danken, daß er einen gesund erhalten hat, und daß wir nun hier draußen stehen."

Major Rennhöfer dämpfte seine Stimme: „Exzellenz, es war doch schöner, als es noch vorwärts ging."

Aber da ereiferte sich der General: „Zum Donner noch mal, Rennhöfer, sind Sie auch etwa schwach? Hier spielen doch strategische, ja sogar politische Fragen mit herein. Wir stehen hier auf Vorposten für ein ganzes Volk. Jeder sollte sich immer sagen, daß es sein kleines Tun erhöht, ihn stolz machen muß."

Major Rennhöfer nahm die verschränkten Arme auseinander und ließ sie fallen: „Gewiß, Exzellenz. Exzellenz wissen auch, daß ich nicht schwachmütig bin. Aber mir klingt immer die Proklamation Napoleons I., als er von Elba kam, in den Ohren, so etwa . . . etwa so: ‚Die Adler Frankreichs werden fliegen von den blauen Gestaden des Mittelmeeres bis zu den Türmen von Notre Dame.'"

Der Generalleutnant klopfte seinem Adjutanten auf die Schulter: „Rennhöfer, Sie sind immer der alte Phantast. Sagen Sie's doch lieber gleich französisch! Das klingt, was? Sie wissen, was ich von Ihnen halte, aber Sie sind mir wirklich manchmal zu französisch. Da sollten Sie sich an Esserte ein Beispiel nehmen. Obgleich der wieder an der anderen Grenze ist. Gegen Damen muß man artig sein. Na, nun wollen wir mal die Karte ansehen."

Da man aber hier die kleine Schrift nicht lesen konnte, gingen sie hinüber, wo am Fernsprecher der zweite Ordonnanzoffizier saß. Sie breiteten die Karte aus. Major von Esserte sagte, er hätte mit dem Stabschef des Korps, mit Oberst Bach, gesprochen, der sei derselben Ansicht wie er wegen des Grabens. So war der Generalleutnant einverstanden, daß der Major so bald wie möglich einmal hinaus sollte, um sich die Lage an Ort und Stelle anzusehen.

Der Divisionskommandeur ging mit seinem Adju-



tanten hinauf, während Major von Esserte über der Karte sitzenblieb.

Als die beiden die Treppe hinaufstiegen, schob der General seine Hand in des Majors Arm: „Ihr Freund Bonaparte hat mal, als ihn jemand nach dem Grund seiner Erfolge befragte, geantwortet, er habe Nächte gebrütet über der Karte. So muß es sein. Vom Himmel fällt es keinem. Ich kann Ihnen sagen, Rennhöfer, nicht bloß, wenn ich meine Generalstabsreise geleitet habe, nein, im Manöver habe ich mir die Karte so zu eigen gemacht, daß ich sie gar nicht aufzuschlagen brauchte, so stand sie mir vor Augen. Um das zu erreichen, habe ich sie zehn-, zwanzigmal abgezeichnet. Ich glaube, ich könnte Ihnen von jedem Manöver, jedenfalls seit ich im Generalstab war, noch heute alle Namen und Entfernungen sagen."

Als sich am Treppenabsatz vor dem Spiegel ihre Wege trennten, meinte der Major: „Exzellenz, ich habe ja leider den Generalstab verpaßt bei meinem Prinzen."

„Dafür haben Sie dort andere Werte fürs Leben gewonnen. Das Leben ist wichtiger als der Beruf, den einer vielleicht jäh aufgeben muß. Wegen der Gesundheit zum Beispiel. Aber was man fürs Leben lernt, kommt dem Beruf zugute. Je weiter, je bedeutender ein Mensch — desto tüchtiger als Führer. Das erleben wir hier draußen täglich. Hier zeigen sich viele erst als das, was sie wirklich sind. Das ist ein Segen des Krieges. Er schafft Männer. Er scheidet die Stadtsoldaten von den Feldsoldaten."

Der Major blickte träumend zum Fenster: „Es ist herrlich, wie alles gegenständlicher jetzt ist, wirklicher und darum eigentlich einfacher und leichter. Mir kam der ‚Türke' auf dem Exerzierplatz immer furchtbar komisch vor. Wenn einer sagte: Dort ist 'ne Schützenkette, da steht 'ne Batterie, hätte ich immer antworten mögen: ‚Das ist ja gar nicht wahr!'"

Der Generalleutnant lächelte: „Na, Sie haben aber doch Phantasie genug!"

„Jawohl, Exzellenz, aber nun sage ich mir, wenn mir das schwer wurde, wie wird das wohl dem Kanonier Abromeit oder dem Füsilier Müller gegangen sein. Hier schwindelt man nichts vor. Hier ist alles harte Wirklichkeit. Die Granaten bilden wir uns nicht ein."

In dem Augenblick krachte ein so starker Donner, daß irgendwo, dem Luftdruck nachgebend, klirrend eine Fensterscheibe zerbrach. Der General hob den Kopf wie ein Adler. Man hörte Stimmen, eine Tür schlagen, und ein zweiter Donner, stärker, näher, schmetterte in der stillen Nacht. Major Rennhöfer eilte die Treppe hinab. Unten hörte man Laufen. Drüben am Stall irrte ein Licht. Auf dem Gang sprang eine Tür auf. Der Turban des Herrn de Battaignies erschien. Claire, die sich irgendein Kleidungstück umhielt. Der General rief ein paar beruhigende Worte: es wäre allerdings sehr nahe gewesen, aber . . . . . Der dritte Donner dröhnte. Es schwirrte und pfiff — es klang wie Schläge an Holz, ein dumpfes Patschen an die Mauer, und klirrend spritzte das Glas aus dem Spiegel. Der Generalleutnant sagte zu den Franzosen: „Ich bitte sich anzuziehen, aber schnell. Falls es weitergeht."

Lätitia rief ängstlich: „Was ist das?"

„Englische Granaten, gnädige Frau."

Auch er ging auf sein Zimmer, um Mütze und Mantel zu holen. Claire kreischte auf.

Unten waren die Herren vom Kartentisch aufgesprungen. Die Billardspieler ließen die Bälle laufen, die nun langsam fortrollten, ehe sie zur Ruhe kamen. In der Küche schrien die Mägde. Die dicke Köchin stand zitternd an der Wand. Der alte Blaise erschien in der Tür, warf wild die Arme und brüllte: „François, François, François!"

Vizewachtmeister Fiedler schickte Jeanne hinauf, die Damen zu wecken. Während er noch sprach, krachte ein Donner wie Einschlag beim Gewitter. Das ganze Haus schien zu beben. Echo gellte auf der Treppe. Der Luftdruck lief förmlich den Gang herab, und wieder klirrten irgendwo Fensterscheiben. Es spritzte an die Wand. Kalk rann. Man hörte rufen. Der General stand da: „Bringen Sie die Franzosen in den Keller!" Dann begann er zu husten, denn eine Wolke von Ziegelstaub schlug ihm entgegen und zog durch alle Räume. Es war jäh finster geworden. Lampen und Lichter waren verlöscht. Dabei jammerten die Frauenzimmer. Und der alte Blaise brüllte wieder: „François, François!" So hieß der Knecht. Taschenlampen flammten auf. Oberleutnant von Gereck wollte die Franzosen die Treppe hinabführen, doch die Damen fanden den Weg schneller als er. Der alte Patriot blieb bei den Offizieren stehen, einen Pelz über das abenteuerliche Nachtgewand gezogen, den Turban auf dem Kopf, einen Schal um den Hals geschlungen.

Als die Lichter notdürftig wieder flammten, gab der Major auf dem Hofe kurz Befehle: „Die Pferde herausbringen. Wie sie sind. Stallhalfter. Fortführen. Trab — Allee nach Bobines! Klostermann, die Autos raus. Sie fahren die Allee hinunter bis aufs freie Feld. Dort halten. Scheinwerfer brennen lassen. Man sieht sie nicht. Aber nu dalli, raus!"

In dem Augenblick krachte die fünfte Granate. Sie schien etwas weiter entfernt zu sein. Es splitterte nur in den Bäumen. Da heulte der alte Blaise so laut, daß ihm sein Herr auf die Schulter schlug, ihn einen Feigling nennend: „Vieux poltron, va!"

Aber der alte Säufer lag an die Wand gelehnt, riß das Maul auf, zog die Luft ein, stieß sie keuchend



aus, spuckte, spie, verdrehte die Augen, und es schüttelte ihn wie ein Krampf.

Major Rennhöfer trat wieder ein und sagte zum General, der ruhig dastand, die Hände in den Manteltaschen: „Es hat ein tüchtiges Loch rausgehauen, Exzellenz!“

Der General fragte: „Sind die Frauen in Sicherheit?“

Oberleutnant von Gereck kam eben die Treppe heraufgesprungen: „Zu Befehl, Exzellenz. Im Keller.“

„Sind Sie denn vernünftig?“

„Zu Befehl, Exzellenz. Nur die Köchin heult!“

Der General lächelte: „Der Kürassierwachtmeister?“

Ein neues Krachen schnitt ihm das Wort ab. Aber es klang noch ferner. Zweige brachen, rauschten. Ein scharfes, dünnes Pfeifen hörte man. Dann klatschte etwas an die Wand und fiel zu Boden. Und der alte Blaise brüllte wieder laut auf.

Der General sagte kalt: „Sorgt mal, daß dieser feige Hund wegkommt. Ich kann den Kerl nicht mehr sehen!“

Major Rennhöfer hatte die Mauer angeleuchtet, wo eine frische weiße Stelle im Verputz zeigte, daß hier ein Granatsplitter getroffen hatte. Er bückte sich nach dem Metallstück am Boden, ließ aber gleich wieder den kleinen, merkwürdig korkzieherartig verdrehten Metallsplitter fallen, denn er war glühend heiß. Nun betrachtete er den alten Kerl am Boden, dem der Speichel aus den Mundwinkeln lief, und wandte sich lachend zum General: „Exzellenz, betrunken ist er.“

Vizewachtmeister Fiedler riß ihn auf die Beine und brachte ihn fort. Major Rennhöfer rief ihm nach: „Lassen Sie ihn auf der Ostseite des Hauses. Falls Sie wieder reinfunken sollten. Es kommt von Westen.“

Wieder schmetterte es, doch abermals irgendwo draußen im Park. Irgend jemand zählte laut: „Sieben.“ Der General fragte den alten Franzosen, ob er nicht lieber zu den Damen gehen wolle. Aber der erklärte in völliger Ruhe, er zöge es vor, hier zu bleiben.

Major Rennhöfer eilte wieder ins Dunkel hinaus. Er stürmte in den Park, die Allee nach Bobines hinab und rief: „Weiter vor! Immer weiter vor! Vorwärts! Vorwärts!“ Man sah vorn das Licht der Scheinwerfer, das ein Stück Straße und die Stämme traf. Da hier Granaten in der Nähe eingeschlagen waren, leuchtete er den Boden ab, hielt inne und lauschte, ob er etwa ein Stöhnen vernähme, etwa von einem, der liegengeblieben sei. Aber er hörte nur vor sich irgendwo das Knattern des Motors und ein Pferdegewieher. Der Adjutant hielt beide Hände an den Mund und brüllte noch einmal: „Weiter, weiter, immer weiter!“ Da klang rechts ein Pfeifen in den Lüften, ein helles, hohes Singen, das allmählich niederstieg zu tieferem Ton. Major Rennhöfer sprang, während das Feuer der platzenden Granate aufblitzte und der Donner klang, hinter eine gewaltige Ulme. Ganz schmal stellte er sich. Wie einst Bißwang auf der Ypernstraße. Sprengstücke heulten, pfiffen, schwirrten um ihn, klatschten an Stämme, knickten Zweige, ratschten, peitschten, rissen irgendwo etwas fort, und nach einer ganzen Weile noch war es, als ob sie irgendwo zwischen den Bäumen niederfielen.

Drin aber sagte, wo die Herren standen, wieder eine Stimme zählend: „Acht.“

Major Rennhöfer rannte die Straße hinab, bis er am Ausgang des Parkes die Pferde eingeholt hatte. Nun dem wahrscheinlichen Feuerbereich entrückt, ging er langsamer. Er war ganz außer Atem. „Uff, uff“, blies er die Luft von sich. Dann rief er: „Kühnscherf!“

„Zu Befehl, Herr Major.“

„Kinzig! Seid ihr alle da?“

Er sah dunkle Gestalten, dämpfte die Stimme, fragte, zählte. Klostermann sagte: „Herr Major, die Pferde sind ja gleich raus, aber bis man den kalten Motor anwirft. Na, ich deck 'n schon immer die Nacht schön zu. Grade der 60er will oft gar nicht anspringen. Heute gleich.“

Der Major scherzte: „Sonst sollt ihr mit den Weibsbildern nicht so lange rummietzen. Aber heute hat es sein Gutes gehabt. Wenn ihr zu Bett gewesen wärt, wär's nicht so schnell gegangen. Da will ich also weiter nichts sagen.“

Eine Stimme in der Dunkelheit meinte: „Herr Major, wir müssen doch abtrocknen.“

„Na, wen ihr da abtrocknet, will ich gar nicht wissen. Übrigens ist's jetzt ruhig. Sind denn die Pferde zugedeckt?“

„Zu Befehl, Herr Major“, klang es im Chor.

„Hier ist eine Brücke links aufs Feld hinaus. Dort bleibt ihr stehen. Ich werde mal reingehen, wartet, bis ich's sagen lasse. Klostermann, Sie auch. Wieviel Granaten waren's denn?“

„Sieben“, sagte einer.

Und ein anderer: „Nee, bloß fünf.“

Klostermann aber, der die größte Erfahrung hatte, weil er die Herren vom Stabe fuhr, während die anderen meist zurückbleiben mußten, schnitt alle Widerrede ab: „Herr Major, ich zähle immer. Es sind acht gewesen. Vier uffs Haus und viere uff'n Park. Da gibt's gar keenen Streit. Gleich die erste saß. Muß ins Dach ringegangen sein. Die zweite ist richtig in den Wirtschaftshof. Die dritte, das kann ich nu nich sagen. Die vierte, die hat die Ecke mitgenommen. Und dann war 'ne Pause. Dann ging's nochmal los. Aber da sind se schlecht abgekommen.“

Der Major sagte nichts als: „Zwei Lagen!“

Dann eilte er durch den Park dem Hof wieder zu,



während die Burschen bei den Pferden anfingen zu streiten, wo die Granaten gesessen hätten.

Es blieb ruhig. Sie hatten eben drüben nur wieder einmal gestreut. Aber wer sollte wissen, ob es nicht in ein paar Minuten abermals begönne. So blieb man denn im Salon, der vom Gegner abgekehrt lag. Der General lud Herrn de Battaignies ein, bei ihnen zu verweilen. Auch Claire und Madame de Beaucourt traten ein. Nicolette war gleichfalls aus dem Keller heraufgestiegen und lief mit Scholastique neugierig herum, um zu sehen, wo die Schüsse gesessen hatten. Oberleutnant von Gereck erzählte, die dicke Köchin hocke weinend auf einem Krautfaß und wäre nicht zu bewegen, wieder heraufzukommen. Generalleutnant Greger sagte zu Madame de Beaucourt: „Haben Sie keine Angst, es ist anzunehmen, daß es vorbei ist. Trotzdem würde ich Ihnen empfehlen, bleiben Sie auf, damit Sie, falls es wieder anfinge, gleich in den Keller gehen können."

Der Kriegsgerichtsrat übersetzte es Herrn de Battaignies und Claire. Für die Damen wurden Stühle herangerückt. Man bat sie abzulegen, aber sie mußten ihre Mäntel anbehalten, die sie in der Eile über die Nachtgewänder geworfen hatten. Der Generalleutnant sah sich um, alle waren versammelt, nur Major von Esserte fehlte, an den man nicht gedacht, weil er im Grunde immer ein wenig abseits stand. Major Rennhöfer war einen Augenblick unruhig, dann ging er zum Nebenzimmer, wo gearbeitet wurde, und öffnete die Tür, nach dem Kameraden zu sehen. Da erblickte man am Arbeitstisch unter dem Bilde des Herrn Alfred Vison de Beaucourt, des kleinen, stolzbebarteten Männchens, den Generalstabsoffizier unbeweglich auf die Karte gebeugt. Und so erstaunlich war dieses ruhige Bild nach all der Aufregung, daß der Major in scherzhaftem Einfall auch den zweiten Flügel entriegelte, damit die ganze Gesellschaft Esserte sähe.

(Fortsetzung folgt.)

Des Krieges Pforte.

(Auf einem rheinischen Bahnhof.)

Riesenhallen, ein Dom von Eisen,
Draußen ein flirrendes Wirrsal von Gleisen,
Alle, alle führen gen West,
Führen vor Frankreichs höllische Mühlen,
Wo die Granaten die Erde zerwühlen,
Wo kaum ein Grab sich mehr graben läßt!

Und über all dem Pfeifen und Dröhnen
Hör ich gefangene Stimmen ertönen,
Herzweh, Heimatweh tausendfach;
Hier noch hielt Deutschland die Seinen umfangen,
Eh sie den Weg des Entsetzens gegangen,
Abschied und Trauer zersprengt fast dies Dach.

Tausende, Tausende kehren uns wieder,
Freudig die Herzen, ob wund auch die Glieder,
Nur noch die Augen erfüllt von Graun —
Leben, Leben dürfen sie trinken,
Blühende Gärten der Heimat winken,
Jauchzende, küssende Kinder und Fraun!

Wie sich die weißen Dampfwolken ballen
An den durchbebten gläsernen Hallen — —
Ach, ob ihr Späteren jemals ermeßt,
Wie hier die Mütter die Söhne umfangen,
Wie hier verströmendes Hoffen und Bangen
Einstmals beinahe die Mauern zerpreßt!

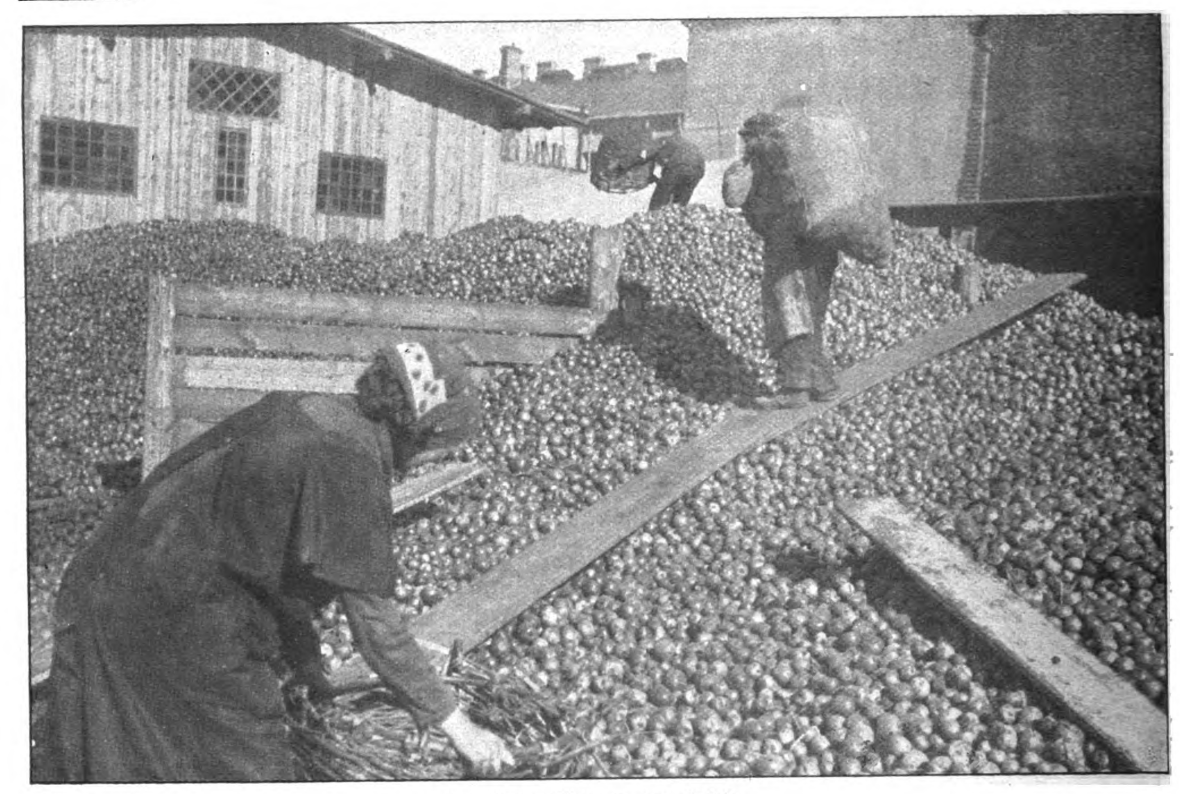
Ilse Hamel.

Die Obstverwertungsanstalt in Wilna.

Hierzu 8 Aufnahmen von Boedecker.

Ein wie großes Unternehmen die von dem Wirtschaftsausschuß der Deutschen Verwaltung in Wilna-Suwalki in Betrieb gesetzte Obstverwertungsanstalt in Wilna ist, lehrt ein Rundgang durch die Fabrikanlage. Wer daran denkt, wie für den Hausgebrauch Marmeladen hergestellt werden, wird vor der großen Anzahl der Maschinen nicht weniger erstaunt stehen wie beim Anblick der ungeheuren Mengen Obst, die ihnen durch ein nach Hunderten zählendes Personal zur Bearbeitung zugeführt werden. Die Anlage ist in kürzester Zeit auf den Ruinen einer abgebrannten Schokoladenfabrik entstanden. Mit wenigen dazu kommandierten Soldaten wurde das Werk in Angriff genommen. Später wurde einheimischen Kräften neue und gute Verdienstmöglichkeit geboten. Der Grundsatz des Betriebes ist: Das Beste in kürzester Zeit zu liefern. Jede Arbeitsvergeudung mußte deshalb vermieden werden. Auf einem eigenen Bahngleis werden die rohen Früchte bis unmittelbar zur Arbeitstätte geführt. Wagen auf Wagen in langer Reihe treffen ein und lassen durch besondere Vorkehrungen ihre Ladungen, insbesondere Äpfel, fast unmittelbar in die Becken rollen, wo sie gewaschen und sortiert werden, um dann in Fässern durch hineingeleiteten Dampf zur sogenannten Pülpe gekocht zu werden. Die so entstehende Apfelmasse wird weiter durch Passiermaschinen, die vergrößert etwa dem mit der Hand in jedem Haushalt gebrauchten Wolf (Hack- oder Reibemaschine) ähneln, geleitet. Es entsteht dann unter Ausscheidung der Gehäuse und Stiele das Apfelmark, das in besonderen Kesseln zur fertigen Marmelade gekocht wird. Eine Böttcherei und eine Kistenfabrik stellen die notwendigen Fässer und Kisten her. Alle Abfallstoffe werden in Nebenanlagen zur Spiritusgewinnung benutzt. Ein Merkmal dieses Großbetriebes ist peinlichste Sauberkeit,





Ungeheure Mengen von Äpfeln.

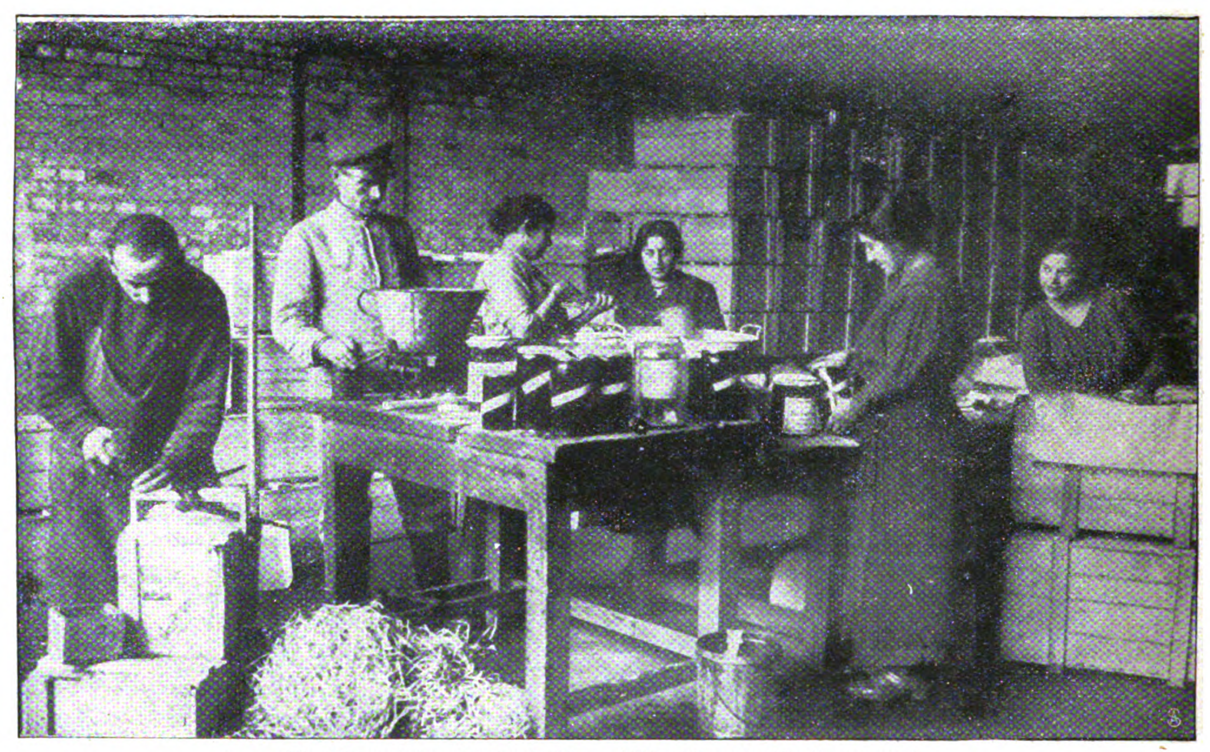
ohne die sich der Gang von der rohen Frucht zur Marmelade nicht durchführen ließe. Außerdem beschäftigt sich die Obstverwertungsanstalt mit dem Trocknen von Pilzen und dem Dörren von Obst. Neben der Wilnaer Darre befinden sich im Verwaltungsgebiet Wilna=Suwalki noch fünf Trocknungsanlagen. Der größte Teil dieser Erzeugnisse kommt ausschließlich den Truppen zugute, wodurch eine Entlastung der Heimat eintritt. Zur Verwertung



Das Auslesen der Früchte.

Das Reinigen der Fässer.

Arbeiterinnen beim E.nkochen des Apjelbreis.



Die Marmelade wird in Gläser gefüllt und versandfertig verpackt.

des Weißkohls als Sauerkraut ist im Anschluß an die Obstverwertungsanstalt eine Sauerkrautfabrik errichtet worden. Die Gesamtbewegung an Obst und Gemüse seit Beginn der Ernte im Verwaltungsgebiet war bisher: Beerenobst 4000 Zentner, Kernobst 80000 Zentner, Dörrobst 4000 Zentner, Pilze 3000 Zentner, Pülpe 80000 Zentner, Marmelade 10000 Zentner, Obstwein 40000 Liter, Obstsaft 15000 Liter, Kompotte 500 Zentner, Gemüse 30000 Zentner. Doch werden sich diese Mengen in der nächsten Zeit noch erheblich erhöhen.

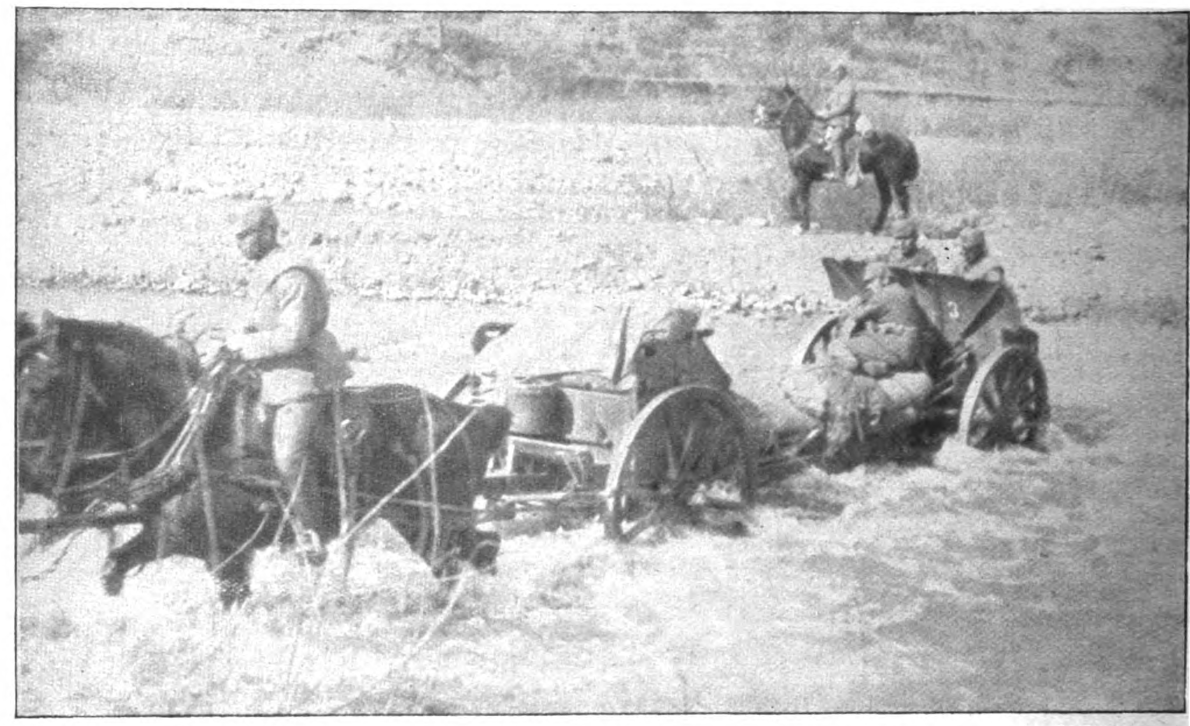


Gefüllte Fässer mit halbfertiger Marmelade (Pülpe).



Ein Blick in die Fabrikräume: Beim Rühren der kochenden Marmelade.

Rohfrüchte auf dem Wege zur Verarbeitung.



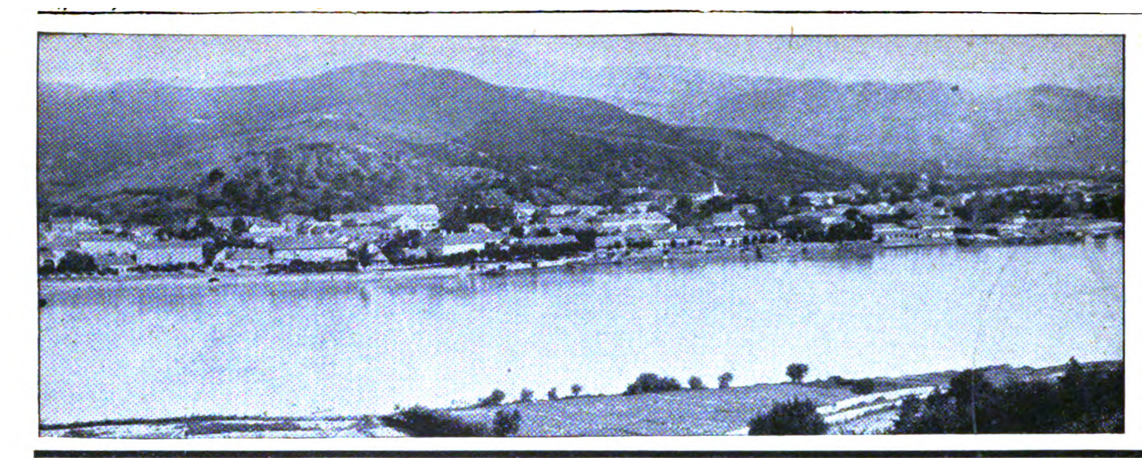
Unsere Feldgrauen auf dem Balkan: Deutsche Haubitze fährt durch einen Bach in Stellung. Phot. R. Hallich.

Schluß des redaktionellen Teils.



Ein Bild aus dem Leben.

Die Erfahrung lehrt täglich aufs neue, daß Biomalz ein vortreffliches Nahrungs- und Kräftigungsmittel ist für Groß und Klein.



Zur Wiedereinnahme des wichtigen Donauhafens Orsova.

*

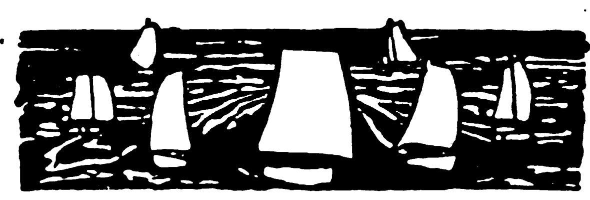
Gesamtansicht der Stadt Orsova.

*

DIE·WOCHE

Nummer 51. Berlin den 16. Dezember 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 51.



Die sieben Tage der Woche.

5. Dezember.

Die 9. Armee überschreitet die Bahn Bukarest—Targoviste—Pietrosita ostwärts.

Aus Lissabon wird gemeldet, daß deutsche Unterseeboote in den Hafen von Funchal eindringen. Das englische U-Boot-Begleitschiff „Kangaroo", der englische Dampfer „Dacia" und das französische Kanonenboot „Surprise" werden vernichtet.

6. Dezember.

In den Waldkarpathen greift der Russe nördlich des Tataren-Passes und viermal an der Ludowa an. Seine neuen Opfer an Menschen bringen ihm keinen Erfolg.

Die Rumänen räumen ihre Stellungen nördlich von Sinaia, das von österreichisch-ungarischen Truppen nach Kampf genommen wird.

Bukarest und Ploesti werden genommen.

Premierminister Asquith ist zurückgetreten.

7. Dezember.

In dem deutschen Heeresbericht heißt es: „Wuchtige Erfolge krönen die Mühen und Kämpfe, in denen unter Generalfeldmarschall von Mackensen die Truppen der zielbewußt geführten 9. und Donauarmee den rumänischen Gegner und die herangeholten russischen Verstärkungen in schnellen Schlägen zu Boden geworfen haben. Führer und Truppen erhielten den Siegerlohn: Bukarest, die Hauptstadt des zurzeit letzten Opfers der Ententepolitik, Ploesti, Campina und Sinaia in unserem Besitz. Der geschlagene Feind auf der ganzen Front ostwärts im Rückzuge! Kampfesmut und zäher Siegeswille ließ die vorwärts stürmende Truppe die immer von neuem geforderten Anstrengungen überwinden. Neben den deutschen Hauptkräften haben die tapferen österreichisch-ungarischen, bulgarischen und osmanischen Truppen Glänzendes geleistet. Die Operationen und Kämpfe gehen weiter."

8. Dezember.

Unser Vorgehen gegen und über die Linie Bukarest—Ploesti erfolgt so schnell, daß die im Grenzgebirge am Predeal- und Altschanzpaß stehenden Rumänen keine Möglichkeit finden, rechtzeitig zurückzugehen.

9. Dezember.

Der linke Flügel der 9. Armee hat die rumänischen Divisionen, die von den Pässen nordöstlich von Sinaia sich nach Südosten durchzuschlagen versuchten, aufgerieben. Vor dem rechten Armeeflügel und vor der rasch vordringenden Donau-Armee ist der Feind in vollem Rückzuge.

Seit dem 1. Dezember hat der Rumäne an die beiden Armeen über 70 000 Mann, 184 Geschütze, 120 Maschinengewehre verloren. Die Beute an Feldgerät und Kriegsmaterial ist unabsehbar.

Der Kaiser hat Generalfeldmarschall v. Hindenburg das Großkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen.

Lloyd George bildet das neue englische Ministerium.

10. Dezember.

Unsere Armeen sind im Vordringen in der östlichen Walachei. Zwischen Cernavoda und Silistria sind bulgarische Kräfte über die Donau gesetzt.

Ein starker Angriff der Ententetruppen im Cernabogen ist blutig abgeschlagen.

Das Handelstauchboot „Deutschland" ist vor der Wesermündung eingetroffen.

11. Dezember.

Auf beiden Ufern der Somme hat sich die Kampftätigkeit der Artillerie erheblich gesteigert. Auch an der Front nordwestlich von Reims nahm das feindliche Feuer zu.

○ ○ ○

Neuere Ergebnisse und Probleme der Kohlenforschung.

Von Prof. Dr. Ebner, Aachen.

Es ist eine in der Wissenschaft wie im gewöhnlichen Leben häufig wiederkehrende Beobachtung, daß wir gerade das am allerwenigsten genau kennen, was uns scheinbar ganz vertraut und alltäglich geworden ist. Da ist zum Beispiel in der chemischen Wissenschaft die Luft: ihre Erkenntnis schien schon am Ende des 18. Jahrhunderts so gut wie abgeschlossen und erschöpft zu sein, und siehe da, noch keine 20 Jahre sind verflossen, seit es den Engländern Ramsay und Raleigh gelang, nicht weniger als fünf neue Grundstoffe, die sogenannten Edelgase, in ihr zu entdecken. Noch frappanter ist jedoch das Beispiel der Steinkohle: jedermann weiß, wie sie aussieht, weiß auch, daß sie als Wärmeerzeuger noch immer die wichtigste Kraftquelle unserer Maschinen ist, und hat aus seiner Zeitung sicher auch erfahren, daß wir aus ihr so wichtige Stoffe wie Benzol und Leuchtgas, Ammoniak und Teer gewinnen, ohne die wir weder U-Boote noch Granaten, Düngerstoffe, Heilmittel und leuchtende Farben besitzen würden. Man sollte also denken, daß ein solcher Körper wie die Kohle, die die Grundlage unserer Kultur und unserer Wehrkraft ist, von der chemischen Wissenschaft durch und durch erforscht und in seiner Zusammensetzung vollständig bekannt sei. Aber so seltsam es klingen mag: wir wissen von der Chemie der Kohle noch so gut wie gar nichts, ihr Aufbau und die Natur der in ihr enthaltenen Stoffe ist uns ein Buch mit sieben Siegeln. Das einzige, was wir von der Kohle bis vor kurzem mit

Sicherheit behaupten konnten, war die Tatsache, daß die landläufige Ansicht, wonach die Kohle aus reinem Kohlenstoff mit einigen organischen Verunreinigungen, dem sogenannten Bitumen, bestehe, gewiß falsch ist, daß in der Kohle überhaupt kein elementarer Kohlenstoff enthalten ist, sondern daß wir in ihr eine Reihe hochkomplizierter, wasserstoff- und sauerstoffarmer Verbindungen des Kohlenstoffs vor uns haben. Was das aber für chemische Verbindungen sein mögen, darüber tappen wir noch ziemlich im dunkeln; auf keinen Fall sind sie etwa identisch mit allen den zahlreichen wohldefinierten und genau untersuchten Stoffen, welche die Chemie aus dem Steinkohlenteer, dem Leuchtgas und allen den übrigen Zersetzungsprodukten bei der Verkokung der Kohle herausgeholt hat; alle diese sogenannten fetten und aromatischen Kohlenwasserstoffverbindungen sind in der ursprünglichen Kohlensubstanz überhaupt nicht enthalten und bilden sich wahrscheinlich erst aus ganz anderen Stoffen infolge der hohen Temperatur der Verkokung. Diese unsere Unkenntnis der ursprünglichen Bestandteile der Kohle ist dabei um so schmerzlicher, als diese wahrscheinlich ein hohes praktisches und technisches Interesse besitzen; bedenkt man, welche Fülle von wertvollen und anwendungsreichen Stoffen allein schon aus dem einen Zersetzungsprodukt der Steinkohle, dem Teer, gewonnen werden — wir nennen hier nur das Benzol, die Sprengstoffe, die medizinischen Heilmittel, die Teerfarben, das Saccharin und die künstlichen Riechstoffe — so liegt der Gedanke nahe, welche Erfolge Wissenschaft und Technik noch zu erwarten haben, wenn die volle Ausnutzung der Bestandteile der Kohle selbst einmal in die Wege geleitet sein wird.

Aber vorläufig sind wir noch nicht so weit oder stehen erst an dem Anfang dieser zukunftsvollen Entwicklung. Eingeleitet wurde sie 1881, als es Gümbel gelang, die Kohle durchsichtig zu machen und mit dem Mikroskop in ihr deutliche Reste von Pflanzenzellen nachzuweisen; damit wurde die schon früher von Potonié und anderen Forschern vertretene Ansicht bestätigt, daß wir es in der Stein- und Braunkohle vorwiegend mit den Verwesungsprodukten vorweltlicher Pflanzen zu tun haben, die durch Luftabschluß, Druck und höhere Temperatur einer Zersetzung und Umwandlung unterworfen sind, in ähnlicher Weise, wie heute noch der Torf in den Sumpfmooren entsteht. In allerneuester Zeit ist es Professor Bergius in Hannover gelungen, dadurch daß er Holz und Torf zusammen mit Wasser in besonders konstruierten Stahlbomben längere Zeit unter dem starken Druck von 5000 Atmosphären auf über 200 Grad erhitzte, richtige Anthrazitkohle von 90 Prozent Kohlenstoffgehalt zu erhalten; durch Vergleich der von ihm angewandten Temperaturen und Zeiten mit den niederen Temperaturen, bei welchen die Steinkohlenbildung in der Natur vor sich gegangen sein muß, konnte er sogar das Alter unserer Steinkohlenlager auf etwa 7 bis 8 Millionen Jahre bestimmen, in ungefährer Übereinstimmung mit den Annahmen der Geologen über das Alter der kohlenführenden Schichten unserer Erde.

Mit Rücksicht auf diese Entstehung der Kohle konnten nun weiter 1911 die Engländer Burgeß und Wheeler die Annahme aussprechen, daß die gewöhnliche Steinkohle, die sogenannte Glanz- oder Humuskohle, aus zwei ganz verschiedenen Bestandteilen bestehe, nämlich einem Umwandlungsprodukt des früheren Holz- oder Zellstoffes und einer zweiten Substanz, die bei der Zersetzung der früheren Harze, Fette und Wachse der ehemaligen Vorweltspflanzen entstanden ist; diese zweite Substanz ist allerdings nur in geringer Menge vorhanden, höchstens ein Zehntel der Kohle, und bildet gewissermaßen für die vorherrschende Zellstoffsubstanz das Verkittungsmittel. Alle weiteren Untersuchungen der Steinkohle haben die Richtigkeit dieser Annahme bestätigt.

Drei Wege waren es, die man bei diesen Untersuchungen der Kohle einschlug. Der erste bestand darin, daß man der Kohle mit allerlei starken chemischen Agenzien zu Leibe ging, wie konzentrierter Salpetersäure, übermangansaurem Kali und anderem; aber leider verhielt sich die schwarze Schöne gegenüber allen Verlockungen, mit anderen Körpern Verbindungen einzugehen oder sich zu lösen, so gut wie völlig ablehnend und spröde. Die Ergebnisse, die man auf diesem Wege erhielt, waren so kümmerlich und die erhaltenen Stoffe noch so verwickelt, daß man sich nach stärkeren Beschwörungsmitteln umsehen mußte, um den Kohlengeist zu bannen.

Der zweite Weg bestand darin, daß man die widerspenstige Kohle in geschlossene Gefäße, sogenannte Retorten oder Kammern, einsperrte und ihr nun mit Temperaturen über 1000 Grad ihre Geheimnisse zu entlocken versuchte; es ist die sogenannte Destillationsmethode der Kohle, wie sie schon seit langem in den Gasanstalten und Kokereien angewandt wurde. Natürlich stieß die also gequälte und gefolterte Kohle bei diesen hohen Hitzegraden allerlei Gase und Dämpfe aus, die sich in der Kälte zum Teil wieder als Teer und Ammoniakwasser verdichteten. Aber man kann sich denken, daß dieser Eingriff in den zarten Kohlenleib viel zu gewalttätig und roh war, um aus den Zersetzungsprodukten irgendwelche Schlüsse auf die ursprüngliche Kohlensubstanz ziehen zu können; zudem blieb auch hier die Hauptmenge der Kohle immer noch als mehr oder weniger unerforschlicher Koks zurück. Wollte man auf diesem Wege zu Resultaten kommen, so mußte man schon mildere Saiten aufziehen, indem man vor allem die Temperatur der Destillation bedeutend herabdrückte. Das erreichten zuerst der Westschweizer Pictet und seine Mitarbeiter dadurch, daß sie die Kohle von allem äußeren Druck befreiten und sie im luftleeren Raum, dem Vakuum, destillierten. Bei dieser Vakuumdestillation entstanden zwar ebenfalls neben dem Koks Gas, Wasser und Teer, aber der letztere sah schon ganz anders aus als der gewöhnliche Destillationsteer; er war nicht pechschwarz und zäh, sondern eine halb durchsichtige, grün fluoreszierende Flüssigkeit von petroleumartigem Geruch und ähnelte vollkommen gewissen, in Kanada vorkommenden Erdölen. Damit war zum erstenmal ein Zusammenhang zwischen der Kohle und dem Petroleum aufgedeckt und die Vermutung nahegelegt, daß es möglich sein könnte, Erdöl aus Steinkohle zu gewinnen, also auch alle die anderen wertvollen Stoffe, wie Benzine, Schmieröle usw., die bisher immer erst aus dem vom Auslande eingeführten Erdöl abdestilliert werden mußten.

Zu einem ähnlichen Teer wie Pictet gelangte auch Professor Franz Fischer bei der Destillation der Kohle in einem Strom von überhitztem Wasserdampf; es wurde damit eine Methode der Kohlendestillation weiter ausgebaut, welche die jüngst verstorbenen Chemiker Mond in England und Frank in Deutschland zuerst angewandt haben, um auch minderwertige Brennstoffe, wie Torf, Wasch- und Leseberge der Gruben, noch auszunutzen. Da der Wasserdampf die weitgehende Zersetzung der entstandenen Destillationsprodukte hintanhält, so erhält man bei diesem Verfahren eine weit größere Ausbeute



als bei der gewöhnlichen Destillation; so wurde zum Beispiel die Menge des entstandenen wertvollen Ammoniaks beinahe verdreifacht. Aus dem dabei erhaltenen Teer konnte Fischer nun ebenfalls eine Art Petroleum, Schmieröle und Paraffin abscheiden.

Damit betreten wir jedoch schon das Arbeitsgebiet eines Instituts, das berufen scheint, der Erkenntnis der Kohle ganz neue Bahnen zu weisen: das Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohlenforschung in Mülheim an der Ruhr, dessen Direktor Franz Fischer ist. Dieses Institut ist einer Anregung unseres weitblickenden Kaisers entsprungen, überall in deutschen Landen zur Förderung der Wissenschaft freie Forschungsstätten zu gründen, deren Leiter, losgelöst von jeder Lehrtätigkeit und jeder materiellen Sorge, sich ganz den Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung widmen sollten. Die zur weiteren Verfolgung dieses kaiserlichen Gedankens gegründete Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften schuf dann 1914 mit Unterstützung der rheinisch-westfälischen Großindustrie und der Stadt Mülheim dieses im Mittelpunkt des Kohlenreviers auf der Höhe des Kohlenberges gelegene prachtvolle Institut. Trotz der kurzen Zeit seines Bestehens und trotz des Krieges hat das Kohleninstitut hinsichtlich des wissenschaftlichen Studiums und der praktischen Verwertung der Brennstoffe schon ganz Hervorragendes geleistet, so daß eine auf eigene Anschauung gegründete Mitteilung der gefundenen Ergebnisse auch weitere Kreise unserer Gebildeten interessieren dürfte. Dabei darf natürlich nicht außer acht gelassen werden, daß es sich um Arbeiten und Entdeckungen wissenschaftlicher Art handelt, die noch in vollem Fluß und daher keineswegs abgeschlossen sind, sowie daß für die Öffentlichkeit alles ausscheidet, was sich auf die Verteidigung unseres Vaterlandes bezieht.

Der neue dritte Weg, den Fischer und seine Mitarbeiter am Institut zur Erforschung der Kohle benutzten, ist die sogenannte Extraktionsmethode: man behandelte die Kohle mit besonderen Lösungsmitteln, welche ihre Bestandteile möglichst auflösen, ohne sie chemisch zu verändern; die gelösten Stoffe wurden dann von dem ungelösten Rest getrennt und weiter untersucht, nachdem das Lösungsmittel wieder ausgetrieben war.

Als erstes Lösungsmittel wurde Benzol benutzt, das bekannte Ersatzmittel für Benzin; dadurch, daß die Benzolextraktion wiederholt bei höherer Temperatur und hohem Druck ausgeführt wurde, erhielt man eine Ausbeute, die die bisher übliche um das sechzigfache übertraf. Der Benzolextrakt hinterließ beim Eindampfen eine tiefdunkle, ziemlich bewegliche Flüssigkeit von petroleumartigem Geruch, aus welcher sich durch weitere Behandlung ein fester Körper und dickflüssige, rötlich-gelbe Schmieröle erhalten ließen. Aus der Braunkohle, die ebenfalls mit Benzol ausgezogen wurde, ein Verfahren, welches schon seit langem in der Industrie üblich war, um aus der Braunkohle das für Phonographenwalzen, Schuhcreme usw. wichtige dunkle Montanwachs zu bekommen, erhielt man in Mülheim nicht nur die mehr als doppelte Menge Montanwachs denn bisher, sondern der Rückstand des Benzolextraktes ergab harzartige Massen. Die bei allen diesen Versuchen übriggebliebene extrahierte Kohle war äußerlich zwar wenig verändert, hatte aber an Glanz und innerer Festigkeit beträchtlich verloren und verbrannte rauchlos.

Indessen begnügte sich Prof. Fischer nicht mit dem auch schon von anderen Forschern angewandten Benzol; er suchte nach einem anorganischen Lösungsmittel, das nicht nur hinreichende Substanz aus der Kohle in Lösung brachte, sondern sich auch bei niederer Temperatur, womöglich unter Null Grad, restlos entfernen ließ, ohne irgendwelche Verunreinigung im Extrakt zurückzulassen; er fand dieses Mittel zunächst in der flüssigen schwefligen Säure, deren Verwendung allerdings große operative Schwierigkeiten mit sich brachte. Es zeigte sich dabei die merkwürdige Erscheinung, daß die mit der schwefligen Säure behandelte Steinkohle jede innere Festigkeit verloren hatte und bei der geringsten Berührung in ein staubfreies Pulver zerfiel; offenbar hatte die schweflige Säure die ganze Verkittungsubstanz der Kohle, in welcher wir auch die eigentlichen Teerbildner bei der früheren Destillation zu suchen haben, vollständig herausgelöst. Der Extrakt selbst erwies sich nach dem Abdunsten des Lösungsmittels als ein tief dunkelrotes, schweres Öl, aus welchem sich weiter wieder ein leichtes petroleumartiges Öl und goldgelbe, ölige Produkte erhalten ließen. Der aus der Braunkohle gewonnene Extrakt hinterließ dagegen ein typisches Harz.

Schon diese Resultate der Mülheimer Kohlenforschung sind von höchstem wissenschaftlichem und praktischem Interesse; sie werfen vor allem auf die Bildung des Erdöls ein ganz neues Licht und lassen vermuten, daß dieser wichtige Stoff in der Kohle schon mehr oder weniger fertig gebildet vorhanden ist und aus ihr nur richtig ausgezogen zu werden braucht. Aber es kommt noch besser. Alle die bisher angewandten Lösungsmittel wirkten doch nur auf einen verhältnismäßig kleinen Teil der Kohle ein und ließen ihren Hauptbestandteil, das oben erwähnte Umwandlungsprodukt des ehemaligen Holzstoffes, noch unangefochten. Auch hier wußte Fischer sich zu helfen: in dem Ozon, einer besonders wirksamen Art Sauerstoff, fand er ein Mittel, welches fast die ganze Kohle wasserlöslich und damit der eingehenden chemischen Bearbeitung zugänglich machte. Wurde nämlich feingepulverte westfälische Steinkohle längere Zeit bei gewöhnlicher Temperatur mit ozonisiertem Sauerstoff behandelt, so war fast die ganze Kohle — über 92 Prozent — nach dem Überleiten des Ozons in kaltem Wasser mit tiefbrauner Farbe löslich; die Lösung verhielt sich wie eine Säure und bildete mit Metallen richtige Salze. Wurde das Wasser aus der Lösung verdampft, so blieb eine dunkelbraune Substanz zurück, die den eigenartigen Geruch von gebranntem Zucker, sogenannten Karamelgeruch, aufwies. Damit war ein Zusammenhang zwischen der Kohle und den Zuckerarten entdeckt, nachdem man schon früher aus der Kohle eine aromatische Säure, die Honigstein- oder Mellithsäure, gewonnen hatte. Die eingehende Untersuchung dieses neuen karamelartigen Stoffes ist noch nicht abgeschlossen, verspricht aber weitreichende Einblicke in den Aufbau der Kohle, ganz abgesehen von ihrer noch nicht abzusehenden praktischen Bedeutung. Vielleicht daß wir einst von dieser Entdeckung frei nach Goethe sagen können: Von hier geht eine neue Epoche der Kohlengeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabeigewesen!

Mit diesen schönen Resultaten ist jedoch die Arbeit des Mülheimer Kohleninstituts noch nicht erschöpft; zahlreiche andere Probleme der Holzstoffindustrie harren noch der Erledigung beziehungsweise gehen einer solchen schon entgegen. Da ist zum Beispiel das Problem, die großen Mengen hochsiedender fester Stoffe, die bei der Destillation des gewöhnlichen Steinkohlenteers gewonnen werden, und für die wir beim Naphthalin noch keine



genügende Verwendung haben, in flüssige Brennstoffe nach Art des Benzins und des Petroleums umzuwandeln; gegenwärtig wird von den 80 000 Tonnen Naphthalin, die wir jährlich in Deutschland gewinnen, der größte Teil davon in Ermangelung eines Besseren glatt verfeuert. Dieses Problem hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der von der Fettindustrie so glänzend gelösten Aufgabe, die flüssigen, übelriechenden Öle und Trane durch Anlagerung von Wasserstoff in Gegenwart bestimmter katalytisch wirkender Stoffe in feste, wohlschmeckende Speisefette umzuwandeln. Es genüge hier der Hinweis, daß es Prof. Fischer in Mülheim gelungen ist, durch Mithilfe gewisser Metallverbindungen beinahe schon die Hälfte des Naphthalins in bei gewöhnlicher Temperatur flüssige Brennstoffe zu verwandeln.

Ein anderes Problem, welches ebenfalls im Kohleninstitut mit Erfolg angegriffen ist, ist die lohnendere Verwertung des Teers, der bei der Herstellung des in der Industrie als Heizstoff so wichtigen Generatorgases aus Braunkohle als lästiges Nebenerzeugnis entsteht. Dadurch, daß dieser Teer oder aus ihm mit Benutzung von Braunkohlenpulver hergestellte Briketts mit Benzin extrahiert wurden, erhielt man braungefärbte, salbenartige Körper, die sich sehr gut zum Fetten, am besten zum Abtranen des Leders eignen und die bisher verwendeten animalischen Öle freimachen; ein Auszug des Generatorteers mit Benzol ergab dagegen lackartige Körper. Wurden diese Extrakte wieder ozonisiert, so entstanden neben den lack- und harzartigen Körpern auch typische Fettsäuren. Also auch hier ein merkwürdiger Zusammenhang zwischen Kohle und Fett, dessen weitere Erforschung noch aussteht.

Von anderen Problemen, die ebenfalls mit der Kohle in Zusammenhang stehen, erwähnen wir noch die hygienisch so bedeutsame Aufgabe der Entgiftung des Leuchtgases durch Umwandlung seines Kohlenoxyds oder Ofengases in das ungiftige Methan- oder Grubengas und schließlich das größte aller Probleme der Physik und Chemie, dessen glückliche Lösung die gewaltigste Umwälzung unserer bisherigen Krafterzeugung, ja unserer ganzen wirtschaftlichen Verhältnisse bedeuten würde: die Elektrisierung der Brennstoffenergie, die direkte Erzeugung von Elektrizität aus Kohle. Bisher bewirken wir die Umwandlung von Brennkraft in elektrische Kraft auf einem höchst umständlichen und kostspieligen Wege: wir verfeuern die Kohle unter dem Dampfkessel, verwandeln so ihre Verbrennungsenergie in die mechanische Spannkraft des Dampfes und setzen nun diese erst in der Dynamomaschine in elektrische Kraft um; es leuchtet ein, welche ungeheuren Verluste diese wiederholte Energieverwandlung durch Leitung, Strahlung, Reibung usw. mit sich bringen muß. Nicht weniger als drei Viertel der ursprünglichen Brennstoffenergie gehen uns so verloren, mit anderen Worten: von jeder Mark, die wir für Heizwerte ausgeben, kommen uns im günstigsten Fall nur etwa 25 Pfennig zugute, meist sogar noch weniger. Hier Wandel zu schaffen, den sogenannten inneren Wert der Kohle mehr zur Geltung zu bringen und auf einem Weg, wie er schon in unseren galvanischen Elementen mit Kohle als Elektrode angedeutet ist, die in der Kohle aufgespeicherte Sonnenwärme der Urzeit direkt und im großen in Elektrizität umzuwandeln, ist die nächste und gewaltigste Aufgabe der Kohlenforschung.

Frontberichte eines Neutralen.

Von Wilhelm Hegeler.

Frontberichte eines Neutralen. Drei Bände. Vom schweizerischen Major Tanner. Verlag August Scherl, G. m. b. H.

Selten habe ich einen Titel gefunden, der so ganz mit dem Inhalt eines Buches sich deckte, wie diesen. Als Schweizer gehört der Verfasser der Frontberichte einer Nation an, die mit allen kriegführenden Mächten in vollem Frieden lebt. Neutralität, einst ein staatsrechtlicher Begriff, ist heute für den echten Schweizer eine schwierige und hohe Aufgabe geworden, zu deren Erfüllung sich längst nicht alle durchgerungen haben. Und gerade in ihr sieht der Major Tanner seine vornehmste Tugend. Stets bewahrt er Gerechtigkeit dem Gegner gegenüber, in einem Kreis, den notwendig Zorn und Erbitterung erfüllen, und übt auch da freimütig Kritik, wo Dankbarkeit für bewiesene Gastfreundschaft sie ihm schwer macht. Was Exzellenz v. Beseler einmal zu ihm sagte: „Alles zu sehen, was ist, und alles so zu sehen, wie es ist, und auch so zu berichten", das ist offenbar sein Bestreben gewesen von Anfang bis zu Ende. Aber wenn er ein Neutraler ist, so ist er darum doch kein Neutrum, kein Autor mit Fischblut. Das Bewußtsein, nur Zuschauer zu sein, hat seinen Blick geschärft, hat seinem Blut aber nicht den frischen, mitbewegten Pulsschlag genommen, und alle Augenblicke geschieht es, daß der nüchterne Militär zum hingerissenen Miterleber wird, dessen Feder hochgestimmte, begeisterte Schilderungen entströmen. Ja, neben der Sachlichkeit ist die lebendige und urwüchsige Kraft der Darstellung einer der Hauptvorzüge des Buches. Wir erleben den Krieg wirklich aus nächster Nähe, wir stecken mitten drin, den Verfasser drängt es stets nach vorn, so erfahren wir alles Gewaltige und alles Schreckliche des Krieges, die heroischen Kraftentfaltungen der Kämpfer wie den Jammer der Verwundeten. Und gerade hier, wo mancher den Blick am liebsten rasch wegwendet von den Bildern des Leids, zeigt der schweizerische Major sich in seinem schönsten Licht: der unbeteiligte Zuschauer wird hier zum aktiven Helfer. Ob's Freunde oder Feinde sind, Schwerverwundete oder arme vertriebene Juden oder ein verängstigtes polnisches Mütterchen — überall weiß er zu trösten, zu verbinden, zu raten und Schmerzen zu lindern.

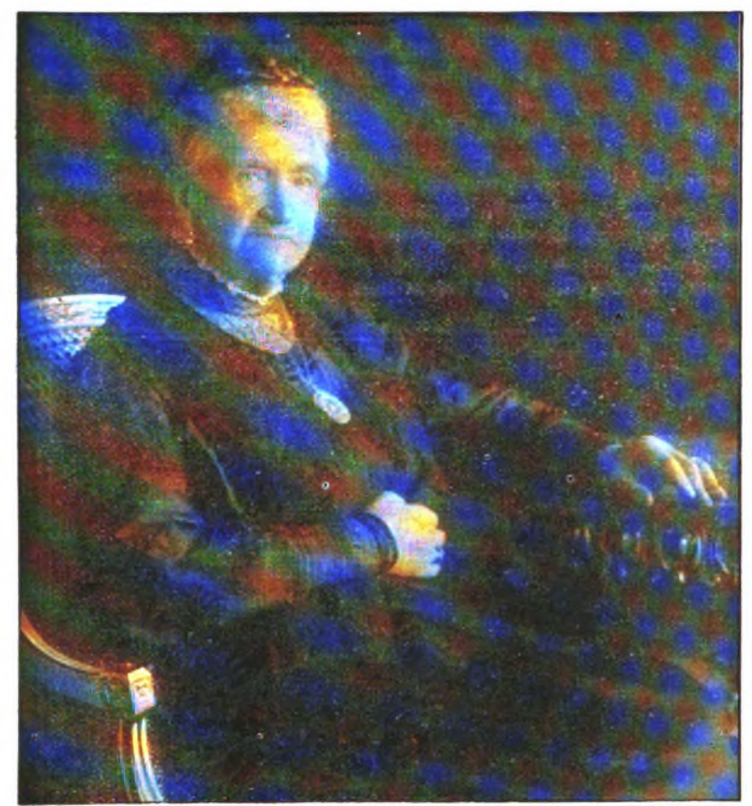
Er hat viel gesehen. In dem geraden, wahrhaftigen Wesen dieses Schweizers muß etwas gelegen haben, was ihm mehr als manchem anderen Neutralen die Wege ebnete und die Tore, auch die der Herzen, öffnete bei uns Deutschen wie bei den Österreichern und Ungarn, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn er einmal die Summe zieht: „Für Euch daheim sind es Armeen, Zahlen, mir ist alles persönlich geworden. Tausende habe ich näher kennengelernt, bei Hunderten sah ich tief ins Herz hinein, alle waren mir gut, mancher wurde mir zum Freund. Es war mir vergönnt, große Männer der Weltgeschichte kennenzulernen in ihrem Beruf und in Augenblicken, wo ihr Herz allein sprach, ich habe höchste militärische Tüchtigkeit gesehen und die gerühmten Tugenden, die der Krieg



zur Geltung bringt, sah verschiedene Völker arbeiten am gleichen Ziel, jedes in seiner Art, eins dem andern unentbehrlich für den großen Endzweck."

Den Inhalt des ersten Bandes machen die Kämpfe in Polen, vor allem aber die in den Karpathen während des Winters und Frühjahrs 1915 aus. Die Waldkarpathen hat er durchstreift, jene Gegenden, die der Krieg mit blutigem Lorbeer umwunden hat, erstehen lebendig vor unseren Augen: Nida und Uzsok, Zwinin, Czyrak, die Makowka. Den Glanzpunkt der Darstellungen bildet sein Aufenthalt an der Nidafront und die Nacht in dem kugelumpfiffenen Stützpunkt. Der Durchbruch am Dunajec und an der Biala bildet den Übergang zum zweiten Band, der in den dramatisch bewegten Sommer des großen Vormarsches führt. Er zieht mit den Kämpfern in Stryj ein und später mit Boehm-Ermolli in Lemberg. Er macht einen Artillerietag mit und erlebt einen Sturmangriff, der ganz anders verläuft als seine — und wohl auch die allgemeine Erwartung — ihn sich ausgemalt hatte. Aber grade in dieser Besonderheit wirkt die meisterhafte Schilderung überzeugend. Er macht den Jubel in Lemberg mit, dann geht es zum Dnjestr und Pruth hinunter und ins goldene Tal der Bistritz. Nicht minder packend und bewegt sind die Ereignisse des dritten Bandes, wo der Verfasser am

Karte des nördlichen Teils von Rumänien.



Hofphot. Wolff.
Großherzoginwitwe Augusta-Karoline von Mecklenburg-Strelitz †

Bug weilt. Die schweren Kämpfe um Brest-Litowsk, in den Rokitnosümpfen, die Eroberung von Luzk füllen ihn hauptsächlich aus. Prächtig ist die Darstellung der brennenden Stadt und Festung Brest.

Der Major Tanner ist ein leidenschaftlicher Photograph. Um einer guten Aufnahme willen läßt er sich mehr als einmal die Kugeln um den Kopf pfeifen. Diese zahlreichen Bilder aus seiner Kamera sind eine erfreuliche Bereicherung des Textes. Alles in allem, es ist ein interessantes und wertvolles Buch. Ich bin überzeugt, daß es viele Leser finden wird, bei uns sowohl wie im Ausland. Und das kann uns als Deutschen nur recht sein. Denn schlichtweg die Wahrheit zu sagen, war des Verfassers einzige Absicht gewesen, dann aber führen die Tatsachen ihn zu dem Schluß, daß „die Wahrheit über deutsche Art sich nicht besser Bahn brechen konnte als durch die Gewalt der Waffen".

Bücher vom Krieg.

Immelmann † Meine Kampfflüge. Selbsterlebt und selbsterzählt. Geheftet 1 Mark, gebunden 2 Mark. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. Immelmanns liebenswürdige und doch so gefestigte Persönlichkeit tritt uns in diesen Briefen, die der Held an seine Mutter schrieb, in schönster Weise vor Augen. Der volkstümliche Kampfflieger, dessen Andenken uns allen teuer ist, erzählt uns in packender Weise die Gefahren, die er zu bestehen gehabt hat, in einfachen Worten, ohne Ruhmredigkeit, aber desto ergreifender. Wie er selbst in seinem Vorwort schreibt: „Um der Jugend Enttäuschungen zu ersparen, sei es im voraus gesagt, daß es die nüchternen Aufzeichnungen eines leidenschaftlichen Fliegers sind." Trotz dieser bescheidenen Auffassung sind seine Aufzeichnungen ein bleibendes Denkmal, das Immelmann sich selbst geschaffen hat — das wertvolle Erbe eines unserer Besten, die Leib und Leben für ihr Vaterland opferten.

Ein zweites Fliegerbuch ist „Doppeldecker C. 666". Als Flieger im Westen. Von Oberleutnant Heydemarck. Geheftet 1 Mark, gebunden 2 Mark. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. Im Gegensatz zu den Schilderungen der Kampfflieger enthält dieses Buch eine Reihe von Darstellungen der Erlebnisse, die ein mit dem Aufklärungsdienst betrauter Offizier zu verzeichnen hat. Kein Geringerer als Bölcke hat auf die nach außen hin stillere, aber nichtsdestoweniger hochbedeutsame und gleichfalls an Gefahren reiche Tätigkeit hingewiesen, die diesen Beobachtungsfliegern zugeteilt ist. Der Leser des vorliegenden Buches erhält einen klaren Begriff von der zu lösenden Aufgabe — ist doch der Verfasser einer der Erprobtesten, zudem mit einer glänzenden Darstellungskunst begabt. Unsere Leser werden sich noch der vor kurzem veröffentlichten Probe aus dem Buch erinnern.

„U-Boote im Eismeer." Von * * * Preis 1 Mark, geb. 2 Mark. Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin. — Wohl jeder hat, als er von den kühnen Taten unserer U-Boote im Eismeer hörte, den Wunsch gehabt, Näheres über die geheimnisvollen Vorgänge dort oben zu erfahren. Der Verfasser des vorliegenden Buches weiß in fesselnder Weise von dieser Tätigkeit zu berichten, von dem schweren Dienst und den großen Erfolgen, die deutscher Heldenmut zu verzeichnen hat. Das Buch sei warm empfohlen.



Fürst Oyama †
japanischer Feldmarschall.



Der Weltkrieg.

(Zu unsern Bildern.)

Mit gespannter Erwartung sind die Augen Europas auf den Kriegschauplatz gerichtet, auf dem sich mit überraschender Schnelligkeit die Ereignisse entwickeln.

Bange Ahnungen machen sich in den Reihen unserer Feinde geltend angesichts der bedrohlichen Beharrlichkeit, mit der die Entscheidungen Schlag auf Schlag zu unsern Gunsten fallen.

Getragen von dem stolzen Bewußtsein, kühne, von großen Gedanken geleitete Züge bis ins einzelne meisterhaft durchgeführt zu haben, aber ohne Aufenthalt verfolgen unsere Armeen planmäßig ihre nächsten Ziele.

Der Fall von Bukarest, dieser empfindliche Schlag für die Gesamtheit unserer Widersacher, bildet für uns nur den Ausgangspunkt für die Erfüllung neuer Aufgaben.

Lachend ließen sich unsere Truppen beim Einzug in Bukarest von diesem Volksstamm, der so leicht die Farbe wechselt, mit Blumen bewerfen. Mit Befriedigung heimste unsere Heeresverwaltung die Früchte des Sieges ein, indem sie die reichen Hilfsmittel der eroberten Landstriche für den eigenen Bedarf und für unsere Bevölkerung sicherstellte.

Nach der Entscheidungschlacht am Argesul, bei der sich die Vereinigung unserer Armeen zwischen Donau und Gebirge vollzog, wurde Targoviste genommen. Der vorhandene Bruchteil der ersten rumänischen Armee wurde über Titu zurückgeworfen und von den dorthin von Westen her vorgedrungenen Truppen aufgefangen. Ein rumänischer Gegenstoß wurde bei Dragovesci zurückgeworfen und zugleich südlich Bukarest der Feind geschlagen. Die in der Walachei vor unseren nachdringenden Truppen fluchtartig zurückweichenden Rumänen wurden am Altfluß von ihrem Schicksal ereilt.

Hierbei fielen nach den Meldungen unserer Heeresleitung 1600 Mann in unsere Gefangenschaft. Weitere 4400 Gefangene waren bereits auf dem Rücktransport hinter unsere Linien, und weitere 9100 folgten. Es waren Teile der bei den Kämpfen von Sinaia und bei der Eroberung der Bahnstrecke Bukarest—Ploesti—Campina geschlagenen Feinde. 8000 Mann fielen in unsere Hände, als die am Altfluß abgeschnittene rumänische Division sich ergab. Und 10 000 waren das Ergebnis der Verfolgung der neunten rumänischen Armee.

Der Fall von Sinaia war von schweren Verlusten der Gegner begleitet. Es lagen bei Abschluß der abgelaufenen Woche Meldungen vor von mehreren rumänischen Divisionen, die in die Enge getrieben und aufgerieben worden sind.

Alle Meldungen berichten von dem haltlosen Rückzug der geschlagenen Rumänen. Wir hören, daß unsere Truppen ihnen hart auf den Fersen blieben und in jeder Beziehung ganze Arbeit machen.

Die Beute an Geschützen, Maschinengewehren und Kriegsmaterial kann zunächst nur als unüberſehbar bezeichnet werden.

Mit Zuversicht und vollem Vertrauen sehen wir der Weiterentwicklung entgegen. Dem Dank des Vaterlandes entsprechen die kaiserlichen Worte, von denen die Auszeichnung Hindenburgs mit dem Großkreuz des Eisernen Kreuzes begleitet wurden. Ein leuchtendes Beispiel genialer Feldherrnkunst bildet die mustergültig geleitete Durchführung der Maßnahmen, die den getrennt marschierenden Heeresteilen zu vereintem Schlagen die Wege wiesen.

Eine brennende Frage für unsere Feinde wird nachgerade die Fortführung des Salonikiunternehmens. Der bunte Haufen ihres Vertreters Sarrail zeigt sich seiner Aufgabe nichts weniger als gewachsen. Mit den Resten der einstigen serbischen Armee, dem einzigen Bestandteil seiner Kräfte, den man als kriegstauglich ansprechen kann, kann er allein nichts ausrichten. Bedenkliche Erwägungen machen sich im feindlichen Kriegsrat geltend, ob es nicht höchste Zeit sei, Verstärkungen nach diesem üblen Punkt der Kriegskarte zu schicken. Nicht gerade sehr einig zeigten sich die einzelnen Gruppen unserer unterschiedlichen Gegner bei diesen und ähnlichen Beratungen. Weder mit sich selbst noch untereinander.

Die letzten Berichte unserer Obersten Heeresleitung von den übrigen Kriegschauplätzen meldeten in Kürze: im Osten und Westen nichts Wesentliches.

X.



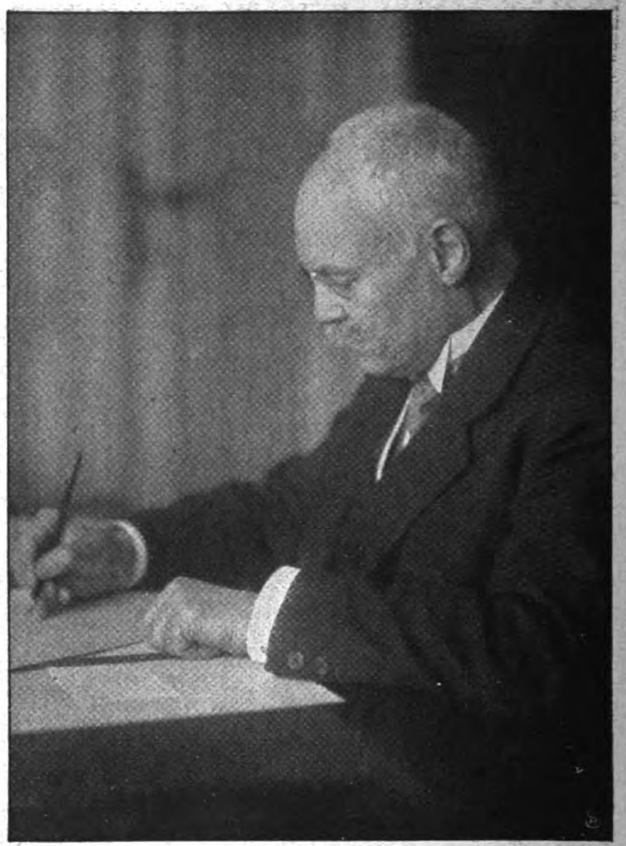
Phot. Gottheil & Sohn.

Generalleutnant Eberhard Graf von Schmettow.

Der siegreiche deutsche Reiterführer in der Walachei.



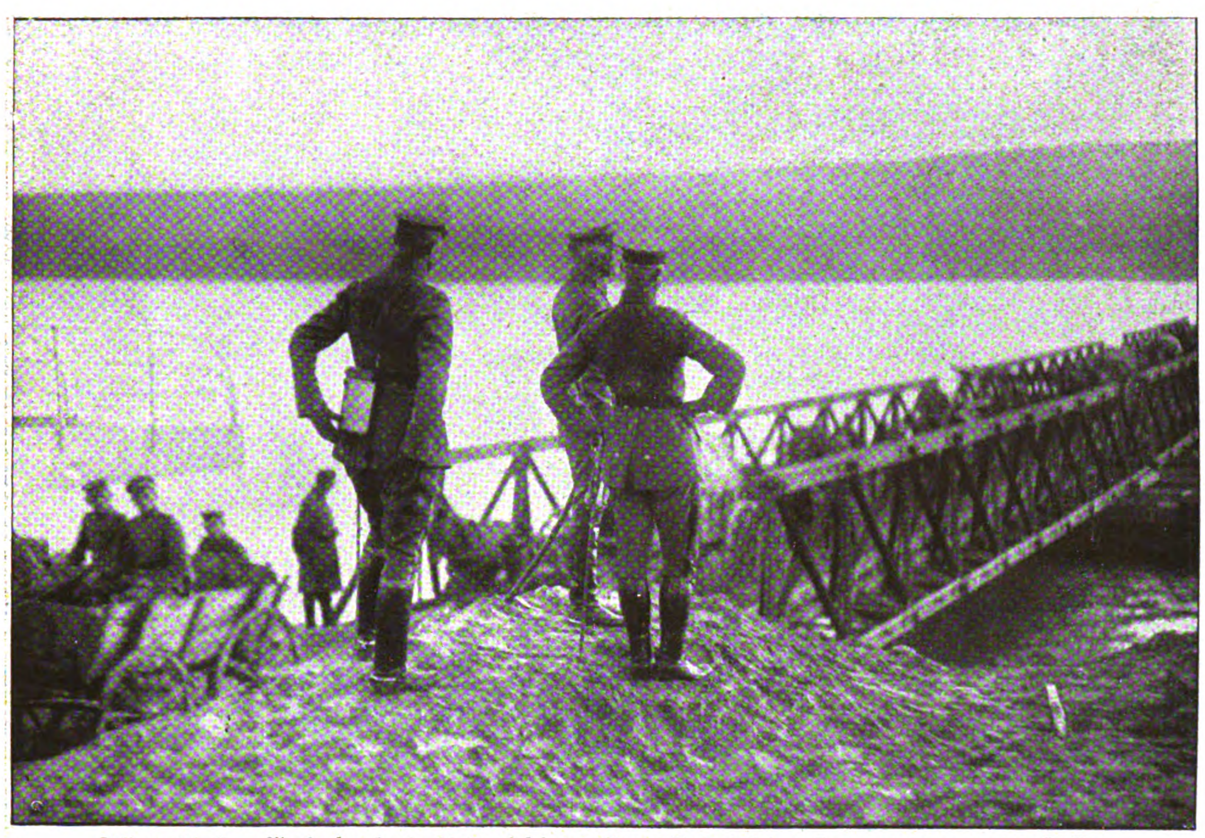
General Tülff von Tscheps und Weidenbach,
wurde an die Spitze der Militärverwaltung in Rumänien gestellt.



Wirkl. Geh. Legationsrat Kriege,
wurde Wirklicher Geheimer Rat mit dem Prädikat Exzellenz.



Eröffnung der ersten Feldkriegschule: Der Kronprinz spricht mit den Lehrern.



Feldmarschall v. Mackensen beobachtet mit seinem Generalstabschef den Donau-Uebergang bei Svistov.



Phot. Mil. Film- u. Fotostelle

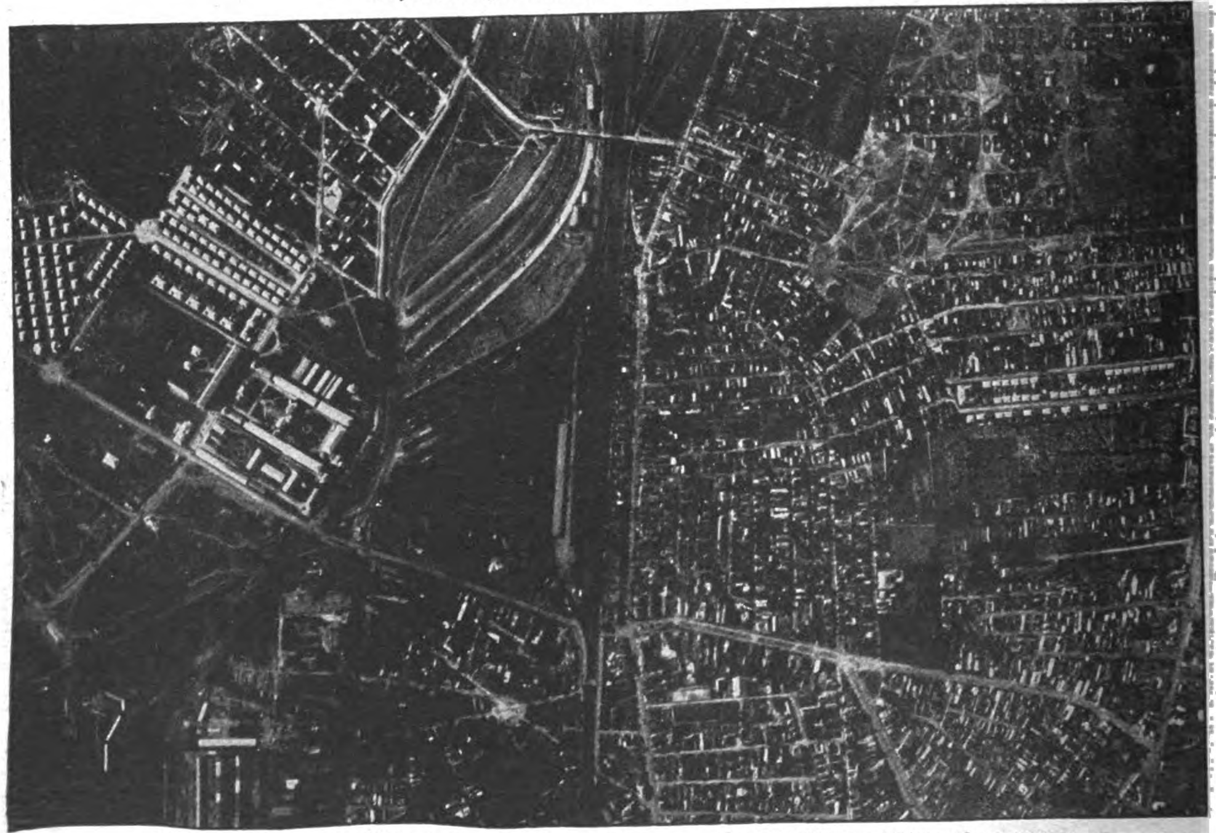
Der Bau der Pontonbrücke über die Donau bei Svistov.

Der Donau-Uebergang der Armee des Generalfeldmarschalls v. Mackensen.



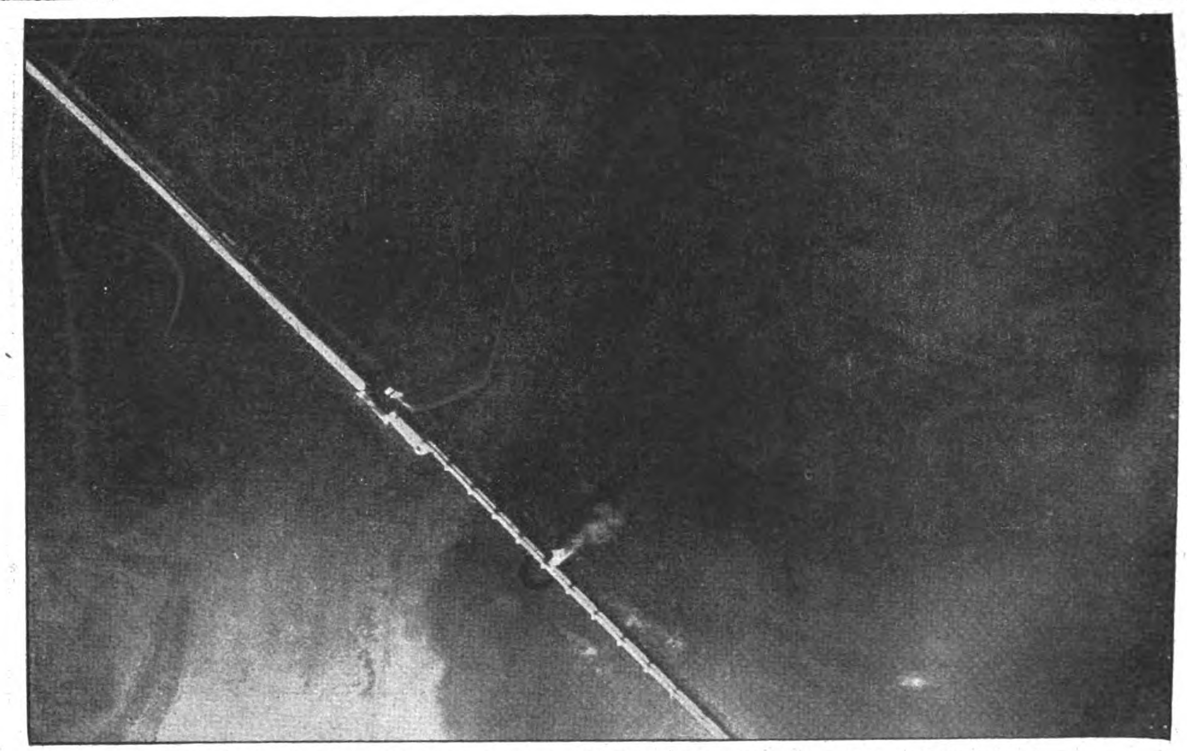


Bohrtürme zur Erdölgewinnung bei Campina.

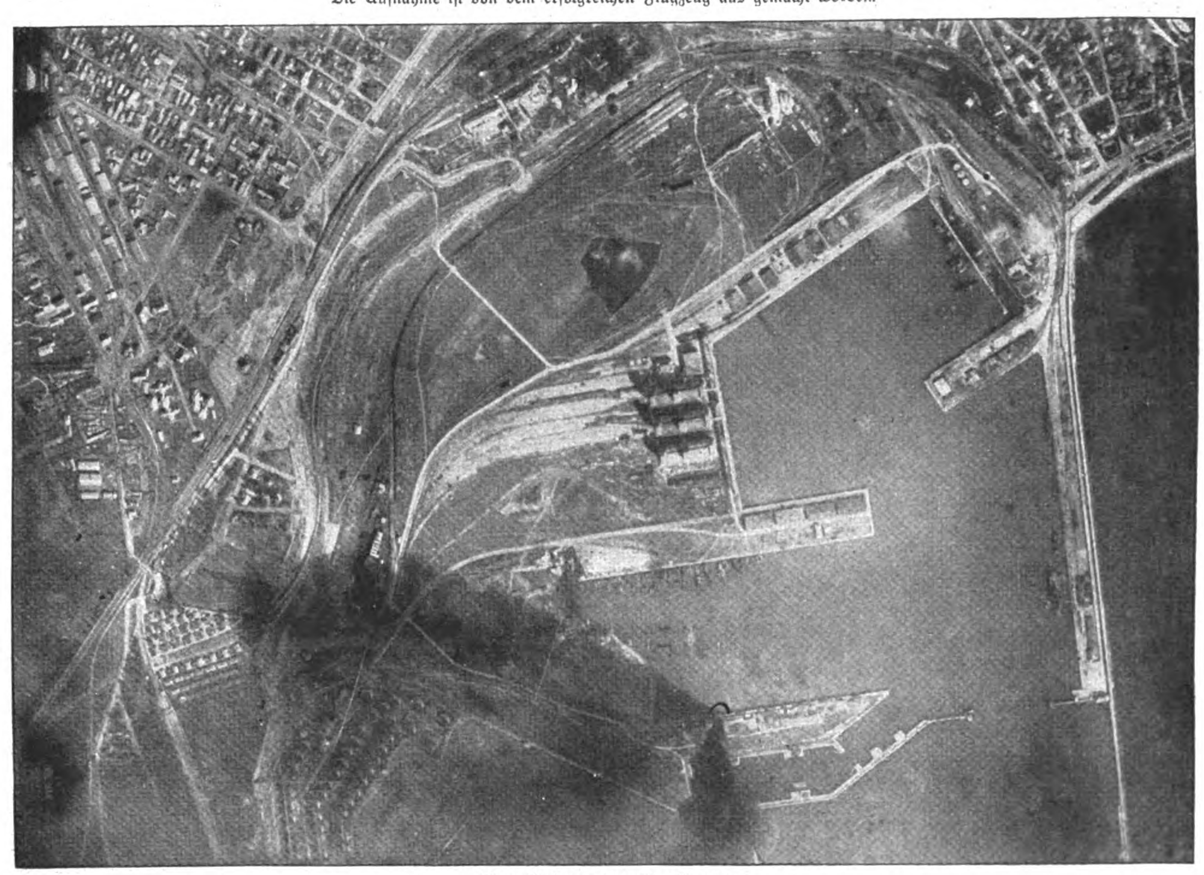


Bukarest (Nordwestteil) von einem deutschen Flugzeug aus 3000 Meter Höhe aufgenommen.

Von der Tätigkeit der deutschen Luftstreitkräfte in Rumänien.



Ein deutsches Fliegerstückchen: Bombenvolltreffer auf der Donaubrücke von Cernavoda.
Die Aufnahme ist von dem erfolgreichen Flugzeug aus gemacht worden.



Der Hafen von Constanza.
Auf dem Bilde ist unten die Rauchwolke eines Bombentreffers zu erkennen; der breite schwarze Fleck links davon ist der Schatten der Rauchwolke.

Von der Tätigkeit unserer Luftstreitkräfte in Rumänien.



Major Maltitz. Hauptmann Karl Langren. Hauptmann Fritz Baumann. Hauptmann Narciß Hauptmann Schäfer.

Hauptmann v. Charus. Hauptmann Brurein. Hauptm. Graf Cay v. Brockdorff. Leutnant Voelkerling Phot. Bengue u. Kindermann. Leutnant Georg Peters.

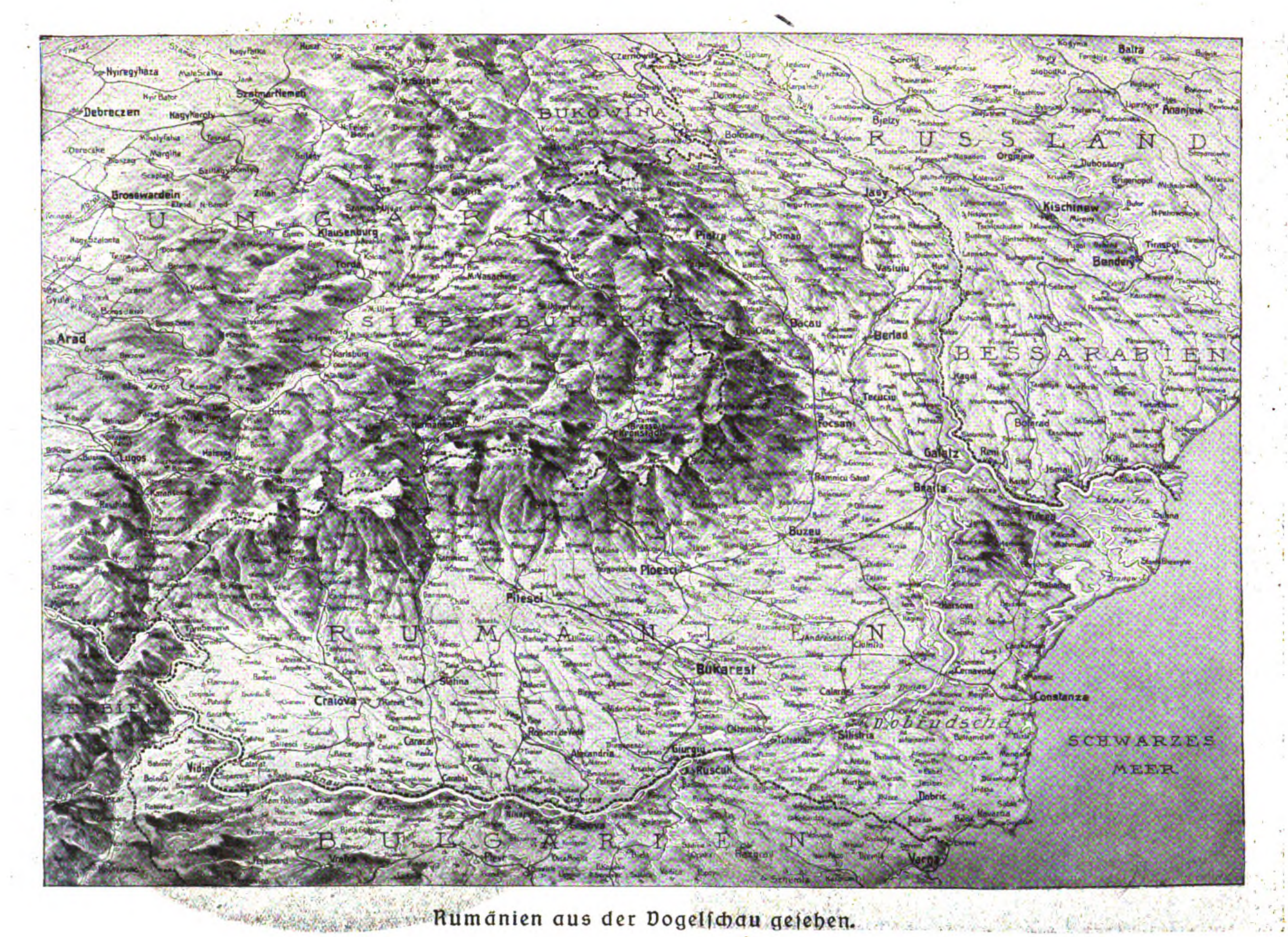
Oberleutnant Helmut Frantz. Leutnant Paul Rudolph. Phot. Rumbler. Leutnant P. L. Vogelhuber. Leutnant v. Unger. Leutnant Fritz Meyer.

Leutnant F. Gerlich. Phot. Oberst. Leutnant O. Oppermann. Leutnant Würfel. Hofphot. E. Bieber. Vizefeldwebel O. Wegener Leutnant Erich Hatfingen.

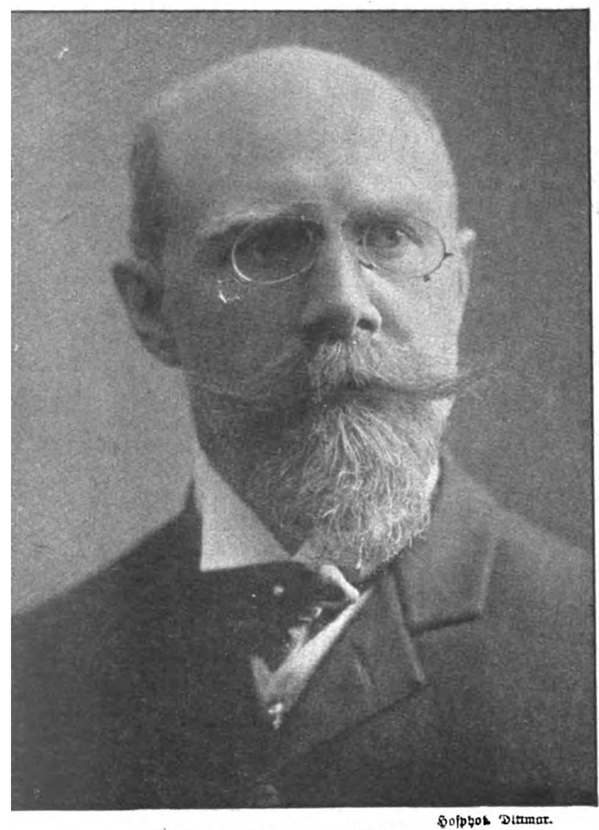
Unteroffizier Rich. Simmer. Vizefeldwebel A. Jähnke. Unteroffizier Wilh. Nagel. Offz.-Stellv. Erich Lindemann. Gefreiter Ferd. Sann

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



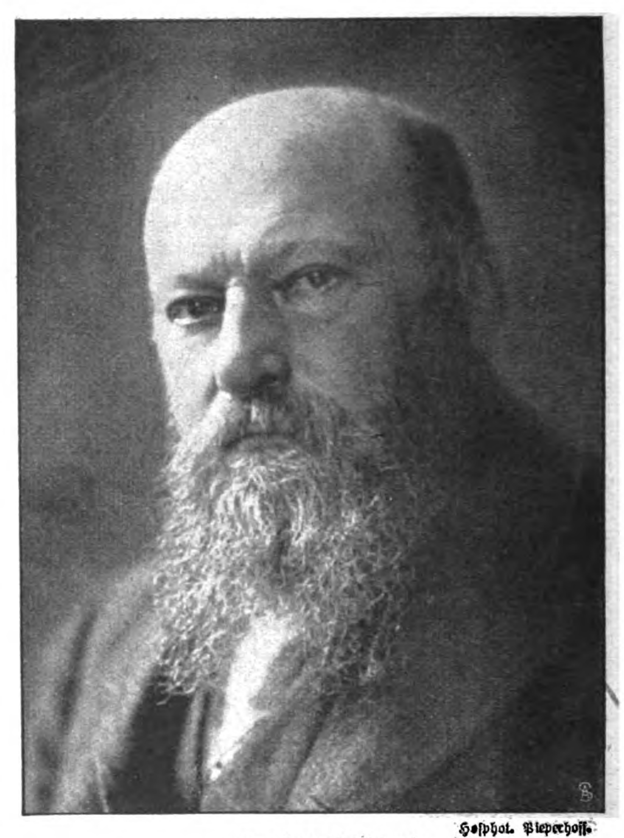


Rumänien aus der Vogelschau gesehen.



Hofphot. Dittmar.

Friedrich Ritter von Brettreich,
der neue bayrische Minister des Innern.



Hofphot. Pieperhoff.

Dr. Hans Richter †
berühmter Wagnerdirigent.



Generalleutnant Kühne,
siegreich in der Schlacht am Argesfluß in Rumänien.



Alfred Piccaver (Wiener Hofoper)
wirkt in dem Konzert des Vereins Berliner Presse zum Besten seiner Kriegshilfe mit.



Joseph Herbst,
Direktor des Pressedepartements im bulgarischen Ministerium des Aeußern.

Breslau=Midilli.

Ein Jahr unter türkischer Flagge.

Selbsterlebtes nach Tagebuchblättern von W. Wath.

2. Fortsetzung.

Beschießung von Poti.

„Zwei russische Dampfer in der Bucht von M. auf Mine gestoßen und gesunken. Der kleine türkische Kreuzer ‚Medjedie' in Dienst gestellt." So ungefähr lautet der kurze Bericht, der am 2. November unter anderen Tagesneuigkeiten am schwarzen Brett unter der Back angeschlagen ist.

Zwei erfreuliche Nachrichten, Verlust auf der Seite des Gegners, Gewinn für uns.

Mit den Ruhetagen früherer Vorbereitungzeiten ist es aber endgültig vorbei. Jetzt heißt es dem Gegner Schlag auf Schlag versetzen, zeigen, daß auch die orientalische Langmut ein Ende hat. Und wenn an diesen fernen Küsten der Donner unserer Geschütze rollt, dann soll er fühlen, daß die junge türkische Flotte bereit ist, mit ehernem Munde für sich Recht und Platz im Schwarzen Meer zu beanspruchen.

So werden schnell Kohlen, Munition und Proviant ergänzt, und schon der nächste Abend sieht uns mit östlichem Kurs die anatolische Küste aufwärts dampfen.

Zunächst sollen wir die Einschiffung von Truppenteilen in verschiedenen Küstenorten überwachen und die Transporte weiter nach Trapezunt geleiten.

Der Weg führt uns vorbei an Kerempeh, Ineboli und Kap Injeh, bis wir schließlich am frühen Nachmittag des 5. November in der Bucht von Ordu vor Anker gehen.

Das kleine Städtchen am Abhang des Bas Tepesi bietet von Bord aus einen malerischen Anblick. Die Kuppen der im Hintergrund liegenden hohen Berge sind von frischem reinem Schnee bedeckt, während zu ihren Füßen eine milde, ja warme Luft herrscht. Mit Eintritt der Dämmerung jedoch wird es kühl, und feuchte Nebel steigen unter Land auf.

Vorläufig liegt im Hafen noch kein Transporter, wohl aber eine große Anzahl von Fahrzeugen, die mit allerhand für Truppen erforderlichen Ausrüstungsgegenständen beladen sind.

Gleich nach dem Ankern kommen Boote mit Obst, Eiern und Zigaretten längsseit, und mit ihnen entspinnt sich bald ein reger Handel.

Da die Händler selbst nicht an Bord dürfen, wird die Verbindung durch Provianttaschen, Mützen und Fesen hergestellt, in denen die Waren an Bord geholt und das Geld wieder zum Boot befördert wird. Jan Maat weiß sich immer zu helfen.

Und während so die Mehrzahl der Besatzung versucht, sich an den saftigen Früchten den Magen zu verderben, meldet plötzlich unser Ausguckposten aus dem Krähennest zwei Rauchwolken am Horizont.

Aufmerksam wird ihr Näherkommen beobachtet, und bald ist festgestellt, daß es ein mit östlichem Kurs vorbeisteuernder Transportdampfer und die ihn begleitende „Hamidie" ist.

Inzwischen ist es Abend geworden, und unser Kommandant beschließt, über Nacht in Ordu zu bleiben. Um der Besatzung soweit wie möglich Erleichterung zu verschaffen, stehen nur die für die Sicherheit unbedingt notwendigen Posten der Kriegswachen. Die übrige Mannschaft darf sich unter Deck, jedoch vollständig angezogen, auf die Hängematten legen.

Dennoch ist in dieser Nacht an ruhigen Schlaf nicht zu denken. Mehrere Male werden wir alarmiert, stehen eine halbe Stunde an Deck, und wenn dann in den Ruhestörern harmlose Fischerboote oder Segler erkannt sind, heißt es wieder „wegtreten" und „Schlaf empfangen".

Schon am frühen Morgen gehen wir Anker auf und dampfen nach dem 24 Seemeilen küstenaufwärts gelegenen Kerasund.

Als wir hier auf kurze Zeit ankern, wird uns gemeldet, daß die „Hamidie" bereits bei Hellwerden mit ihrem Schützling den Hafen ostwärts steuernd verlassen hat.

Bei unserem Einlaufen findet sich eine große Menschenmenge am Strand und anderen Aussichtspunkten der Stadt ein, um das neue Schiff der türkischen Flotte anzustaunen. Ist doch bisher nie ein türkisches Kriegschiff so weit ins Schwarze Meer vorgedrungen, und nun erscheint plötzlich so ein schlankes, schmuckes Ding, sogar mit vier Schornsteinen. Und daß ihnen unsere „Midilli" gefallen hat, das beweist zur Genüge das Händeklatschen und Tücherschwenken der Einwohner, die in etwa zwanzig größeren Booten unser Schiff umrudern.

Doch wir müssen weiter nach Trapezunt. Unterwegs auf der Höhe von Tereboli begrüßt uns ebenfalls ein vollbesetzter Segelkutter mit lebhaften Zurufen und Händeklatschen. So sieht man, wie überall das Erscheinen der roten Flagge im Schwarzen Meer unter der Bevölkerung Freude und Genugtuung hervorruft. Als wir uns dann unserem Bestimmungsort nähern, kommt voraus „Hamidie" mit dem Transporter in Sicht, und im Lauf des späten Nachmittags gehen wir mit allen drei Schiffen auf der Reede von Trapezunt vor Anker.

Aber aus einer zweiten Nacht im Hafen wird nichts. Die „Goeben" meldet durch Funkspruch, daß ein russisches Geschwader, aus 6 Schlachtschiffen und 13 Torpedobooten bestehend, das kleine Städtchen Songul, ungefähr 120 Seemeilen östlich vom Bosporus, beschossen hat, und erteilt uns gleichzeitig den Befehl, nach Poti zu dampfen, um dort Vergeltung zu üben.

Nach Anbruch der Dämmerung lichten wir den Anker, und mit erhöhter Fahrt geht es dem neuen Ziel entgegen, um abermals die Geschütze sprechen zu lassen.

Als wir uns gegen 4 Uhr morgens auf der Höhe von Batum befinden, beobachten wir die Lichtkegel von Scheinwerfern, die planmäßig die See absuchen. Vermutlich rühren sie von russischen Kriegschiffen her, die hier auf Wache liegen, aber unbemerkt dampfen wir vorbei.

Einige Stunden später taucht an Steuerbord voraus eine flache Küste auf. Undeutlich lassen sich nach und nach die Umrisse einer kleinen Stadt ausmachen — wir sind am Ziel.

An der Nordseite des Rioflusses liegt die eigentliche Stadt, anscheinend ziemlich weit vom Hafen entfernt. Nur einige größere Gebäude tauchen hinter zwei langen hohen Molen hervor, und die eisernen Arme zweier mächtiger Hebekrane strecken sich hoch in die Luft. Sonst sieht das Land in weitem Umkreis öde, flach und leer aus.

Die Luft ist kalt, und ein feiner, leichter Regen erschwert die Sicht nach dem Land nicht unerheblich.

Rechts am Weichbild der Stadt und hart an der See

liegt das Fort. Allmählich erkennt man durch das Glas, wie sich auf den Wällen Soldaten ansammeln, die gespannt das sich nähernde Schiff beobachten. Als aber an unserer Gaffel plötzlich der Halbmond emporsteigt und man drüben das feindliche Zeichen erkennt, werden die Wälle schnell geräumt.

Jetzt stoppen die Maschinen. Näher dürfen wir wegen Minengefahr nicht an den Hafen heran, und langsam treibt das Schiff in dem grüngelben Wasser. In wenigen Minuten sind die Ziele bestimmt und an die einzelnen Geschütze verteilt. Die beiden Krane und mehrere große Schuppen an der Hafenfront müssen dazu herhalten. Mit dem Fort werden sich unsere achteren Geschütze unterhalten.

Entfernung? — 1900 Meter! „Erstes und zweites Geschütz klar zum Feuern!"

„Fertig! — Feuer!"

Ein Doppelblitz, und pfeifend verlassen die Geschosse das Rohr.

Einen kurzen Augenblick warten Auge und Ohr gespannt auf den Einschlag. Ein dumpfer Knall, und gelbweiße Rauchwolken nahe den Kranen bezeichnen das Platzen der Geschosse.

Einige Verbesserungen in Entfernung und Richtung, und ein paar Salven krachen.

Inzwischen hat man auch auf der Schanze das Feuer eröffnet, und nach einem starken Knall an Land sieht man deutlich eine hohe Feuersäule hinter den Wällen emporschießen. Treffer in einem Munitionschuppen.

Da tönt vom Ufer plötzlich zwischen das Brummen unserer Geschütze die rasselnde Stimme eines Maschinengewehrs herüber. Man glaubt oder versucht wenigstens die meist ohne Deckung auf dem Oberdeck stehenden Befehlsübermittler, Munitionsmannen usw. abzuschießen.

Aber etwa 100 Meter vom Schiff spritzen die kleinen Dinger ins Wasser. Sofort ist auch bei uns ein Maschinengewehr in Tätigkeit, und als noch einige gut gezielte 10,5-Zentimeter-Geschütze ihre Besuchskarten drüben abgeben, wird es still hinter den Wällen.

Leider bieten die wenigen hinter der hohen Mole liegenden Schiffe, von denen nur die Mastspitzen zu sehen sind, gar keine Zielfläche, und eifrig suchen wir nach besseren Gegenständen, während vereinzelte Schüsse nach den noch starr in die Luft ragenden Hebekranen hinübersausen.

Da blitzt es plötzlich auf einer Anhöhe mitten hinter der Stadt auf.

„An Land wird geschossen", melden sofort mehrere Beobachtungsposten. Der russische Bär wehrt sich seines Felles.

Ein paar Sekunden vergehen — da steigt, höchstens 70 m vom Schiff entfernt, eine hohe Wassersäule empor.

Alle Achtung vor der feindlichen Landbatterie, die es nach dem ersten Schrecken in verhältnismäßig kurzer Zeit fertiggebracht hat, sich zu sammeln und das Feuer zu erwidern.

Aber dann kommen noch mehr derartige Brummer geflogen, schlagen gar nicht mehr so weit vom Schiff ins Wasser, bersten, und heulend pfeifen die Granatsplitter über das Deck. Einige fallen sogar auf die Schanze, und unsere Flagge wird von einem Sprengstück durchlöchert. Wie nun aber auch unsere Geschütze mit ein paar Salven auf die feindlichen Batterien einsprechen, bleibt man uns die Antwort schuldig.

Sollten unsere Schützen doch besser treffen?

Der aber inzwischen immer stärker gewordene Regen erschwert und beeinträchtigt das Zielen immer mehr, und so stellen auch wir die Beschießung ein.

Mit nordwestlichem Kurs, in Sicht von Land, dampfen wir die russische Küste weiter aufwärts, um womöglich noch einige Prisen aufzubringen. Doch der sonst auf diesen Höhen so rege Schiffsverkehr ist scheinbar gänzlich eingestellt. Der Russe, der sich so gern der Herr des Schwarzen Meeres genannt sieht, hält also scheinbar seine Schiffe im sicheren Hafen zurück.

Über Nacht ruft uns ein neuer Befehl nach Ordu zurück, damit wir weitere Truppentransporte überwachen, und am kommenden Morgen gehen wir abermals auf der freundlichen Reede vor Anker.

So gut es die Umstände erlauben, kann die Besatzung sich der Sonntagsruhe hingeben.

Am Nachmittag läßt sich auch unsere Bordkapelle einmal wieder hören, und bei den Klängen der „fidelen Negerhochzeit", die mit Händeklatschen und dem vorschriftmäßigen Lachen begleitet wird, könnte man fast annehmen, daß wir hier im tiefsten Frieden liegen, wenn nicht — die Backen und Bänke fehlen würden. Dicht unter Land und nur schwer von See aus zu erkennen, liegen wir über Nacht auf der Lauer. Doch ungestört geht sie vorüber.

Die nächsten Tage sehen uns in verschiedenen kleinen Häfen, wo wir teils allein, teils mit dem Kleinen Kreuzer „Hamidie" zusammen Truppeneinschiffungen überwachen und die Transporte bis nach dem Sammelpunkt bei Trapezunt hinauf geleiten.

Doch mit der Zeit sind unsere Kohlen erschöpft, und am 11. November treten wir die Rückreise nach dem Bosporus an. Obwohl uns noch verschiedene Meldungen über Bewegungen der feindlichen Flotte erreichen, bekommen wir kein Schiff mehr zu sehen. Zwei Tage später, nachdem wir zehn Tage im Schwarzen Meer herumgekreuzt sind, laufen wir wieder in die Meerenge ein.

In all den kleinen Häfen, die wir auf unseren Transporten berührten, gab uns die Bevölkerung ihre Freude über unser Erscheinen durch Liebesgaben kund, die man in großen Mengen an Bord sandte. Die Stimmung aber unter den braunen Söhnen Anatoliens kennzeichnet am besten eine erst jetzt entstandene Kriegsdichtung des Walis von Trapezunt, deren deutsche Übersetzung ich folgen lassen möchte.

Gedicht in türkischem Volkston.

Von Samih Rifaat-Bei, Walis von Trapezunt.

Der Sohn spricht:

Wiederum liegt an der Grenze der türkische Feind im Hinterhalt.
Von allen Enden der Welt weht der Odem des Krieges.
Mein Herz wurde ergriffen von der Sorge um das Vaterland.
Ein jämmerlicher Feigling ist, der Furcht vor dem Tode fühlt.
Dahinströmen soll mein Blut und färben mein Leichentuch.
Mein Leichentuch soll dieselbe Farbe haben wie meine Fahne.

Im Traum sah ich den grauenden Morgen, der sich in Blut teilte.
Meine Fahne war mit dem Blut der Märtyrer bestrichen.
Gib mir meine Waffen, o Mutter! Der Krieg ist da!
Das ist der Tag, den ich lange erwartet.
Sende den Helden aus, stark wie ein Widder. Er soll nicht umkehren.
Von den Bergen, die nach Tiflis führen, wird dir Nachricht von ihm kommen.



Die Mutter spricht:

Zieh hin, mein Sohn! Zieh ohne Verweilen und ohne dich umzuschauen.
Weit sind deine Wege, schließe dich deinem Heer an.
Sei ein Löwe! Stürze dich auf die feindlichen Wölfe!
Laß sie nicht hinein in deiner Väter Heimat!
Die Mihrab sollen sich nicht beugen vor den Heiligenbildern.
Die weißen Minarette sollen nicht düstere Trauer anlegen.

Ein Tag vor dem Abschied:

Das Schwert des Schirates flog aus der Scheide.
Mit eiserner Wehr umgürtet steht da das ganze osmanische Volk.
Unter dem Koran, da geschrieben steht auf roten und grünen Fahnen, geschart sind alle Mohammedaner.
Da ziehen sie hin, die Gasis, Schar um Schar.
Ihr Schwert gehört dem Propheten, die Soldaten sind Gottes.

Lausche, o Sohn! Es rauscht das Schwarze Meer!
Dieses Rauschen brennt in meinem Herzen.
Das Schwarze Meer weint, als ob es rufe: „Nach der Krim".
Dort wohnen Türken, die deiner harren.

Der Sohn spricht:

Mutter, noch einen letzten Kuß drück auf die Augen des Kämpfers.
Nicht heil werde ich zurückkehren zu dir.
Wenn du deinen Sohn im Paradies zu sehen wünschst,
So bete, er möge für das Vaterland als Schehir fallen!
Sende aus den Helden, stark wie ein Widder.
Er soll nicht umkehren.
Von den Wegen, die nach Tiflis führen, wird dir Nachricht kommen.

Das erste Seegefecht mit der russischen Schwarzmeerflotte.

Nun liegt auch das erste Seegefecht hinter uns. Wir haben dem Gegner gezeigt, daß wir den Kampf mit seinen uns weitüberlegenen Kräften nicht scheuen.

Um der Besatzung ein wenig Erholung und Abwechslung zu bieten, war nach dem letzten Einlaufen für die Freiwachen in den Nachmittagen Urlaub nach Haidar-Pascha bewilligt worden. Und da schon einige Wochen vergangen sind, seit man zum letztenmal den Fuß an Land gesetzt hat, sind die Beurlaubtenboote stets bis zum letzten Platz gefüllt.

Sehenswürdigkeiten bietet diese kleinasiatische Stadt, die gleichzeitig den Ausgangspunkt der anatolischen Eisenbahn bildet, wenig oder gar nicht. Dennoch gewähren die meist engen und bergigen Straßen seit der Erklärung des heiligen Krieges an den Dreiverband ein buntes, farbenreiches Bild.

Von und an fast allen Häusern wehen die grellen roten und grünen Flaggen der Anhänger des Propheten. Vereinzelt sieht man auch die schwarzweißroten Farben, die vor allen Dingen an den vielen Kaffeehäusern entfaltet sind, deren Besitzer die Vorbeiziehenden mit einigen Brocken Deutsch und allen möglichen Zeichen und Gebärden zum Eintritt auffordern.

Und deutsche Seeleute — trotz des Fes sofort an der Uniform erkenntlich — behandelt man freundlich und entgegenkommend.

Nur wenige, fast durchweg von Griechen geleitete Geschäfte verfügen über einen Laden, wie man ihn daheim kennt. Die weitaus meisten Händler haben offene, der Straße zugekehrte Verkaufsstände. Besonders fallen die vielen Fesaufbügelungsanstalten auf, in denen man sich die an Bord meist recht zerknautschte Kopfbedeckung für einige Metalliks „hintrimnen" lassen kann.

Überall aber weiß man auch, daß Jan Maat an Land sich nicht „lumpen" läßt. Und da man von den neuen Bundesgenossen, die den meist englischen und französischen Fremdenbesuch verdrängt haben, doch einen kleinen Vorteil herausschlagen muß, versucht man, bis wir mit den landesüblichen Preisen vertraut sind, uns stets einige Piaster mehr aus der Tasche zu ziehen als den eingeborenen Landeskindern.

Auf Schritt und Tritt begleiten einen die schmutzigen Schuhputzerjungen, bis sie entweder ihr Ziel erreicht haben oder durch eine nicht mißzuverstehende Handbewegung „abgewimmelt" sind.

Hier und da haben öffentliche Schreiber an einer Straßenecke ihr Geschäft aufgeschlagen und übersetzen verschleierten Schönheiten den Inhalt rätselhafter Briefe. Ausrufer verkünden mit Paukenschlag die neuesten Verordnungen der Behörden, und in oder vor den Kaffeehäusern sitzen die Anhänger Mohammeds beim Nargileh und Würfelspiel und schlürfen bedächtig ihren braunen Trank.

Doch gibt es auch vereinzelte Lokale, in denen beim Klang von Mandolinen und Gitarren oder anderen Kratz- und Streichinstrumenten Radaumusik gemacht wird, die von den Gästen durch Händeklatschen und Mitsingen begleitet wird. So herrscht in allen Straßen ein bewegtes Treiben, ein buntes Durcheinander morgen- und abendländischer Trachten. Überall aber steigt einem der scharfe Zwiebel- und Schnittlauchgeruch griechischer Garküchen in die Nase.

Wer über genügend Mammon verfügt, kann sich auch in einem der zahlreichen Wagen, deren Führer in uns sofort willkommene Opfer erblicken, ein paar Stunden über grundlose Wege in die naturschöne Umgebung rollen lassen, bis der Geldbeutel genügend erleichtert ist und die festgesetzte Zeit die Beurlaubten wieder zurück an Bord ruft.

So sind ein paar Ruhetage vergangen, als uns die Meldung erreicht, daß die russische Flotte ausgelaufen ist und in einer Stärke von 20 Einheiten das schöne Trapezunt beschossen hat.

Sogleich beschließt unser Admiral, ein Treffen mit dem Gegner herbeizuführen, ehe es den russischen Schiffen gelingt, nach diesem Streich in den schützenden Hafen von Sebastopol einzulaufen.

Am Nachmittag des 17. November verlassen wir den Bosporus, und einige Stunden später folgt unser Flaggschiff mit geringerer Fahrgeschwindigkeit.

Da unsere beiden Schiffe denen des Feindes an Schnelligkeit überlegen sind, ist es ja nur eine kleine Rechenaufgabe, Punkt und Zeit zu bestimmen, wo sich unsere Wege kreuzen müssen.

Bei gutem, sichtigem Wetter bietet sich dann für unseren „Javus" die Gelegenheit, ein wirksames Ferngefecht aufzunehmen, wo die schwere Artillerie der Russen noch unzureichend ist.

Und der „Midilli" fällt dann lediglich die Aufgabe zu, die leichten Streitkräfte durch ihr Feuer von dem Flaggschiff fernzuhalten.

Am nächsten Morgen kommen an Backbord voraus die hohen Gebirgzüge der östlichen Krim in Sicht. Aber das Wetter ist für unser Unternehmen recht ungünstig. Schwere Wolken bedecken den Himmel, und die Luft über dem Wasser ist diesig und unsichtig.

(Fortsetzung folgt.)



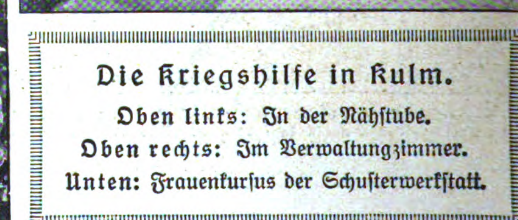


Phot. Bohr.

Burggraf und Graf Hermann zu Dohna-Schlobitten und seine Gemahlin Clotilde, geb. von Forcade de Braix, nach der Trauung in der Hofkirche in Dresden.





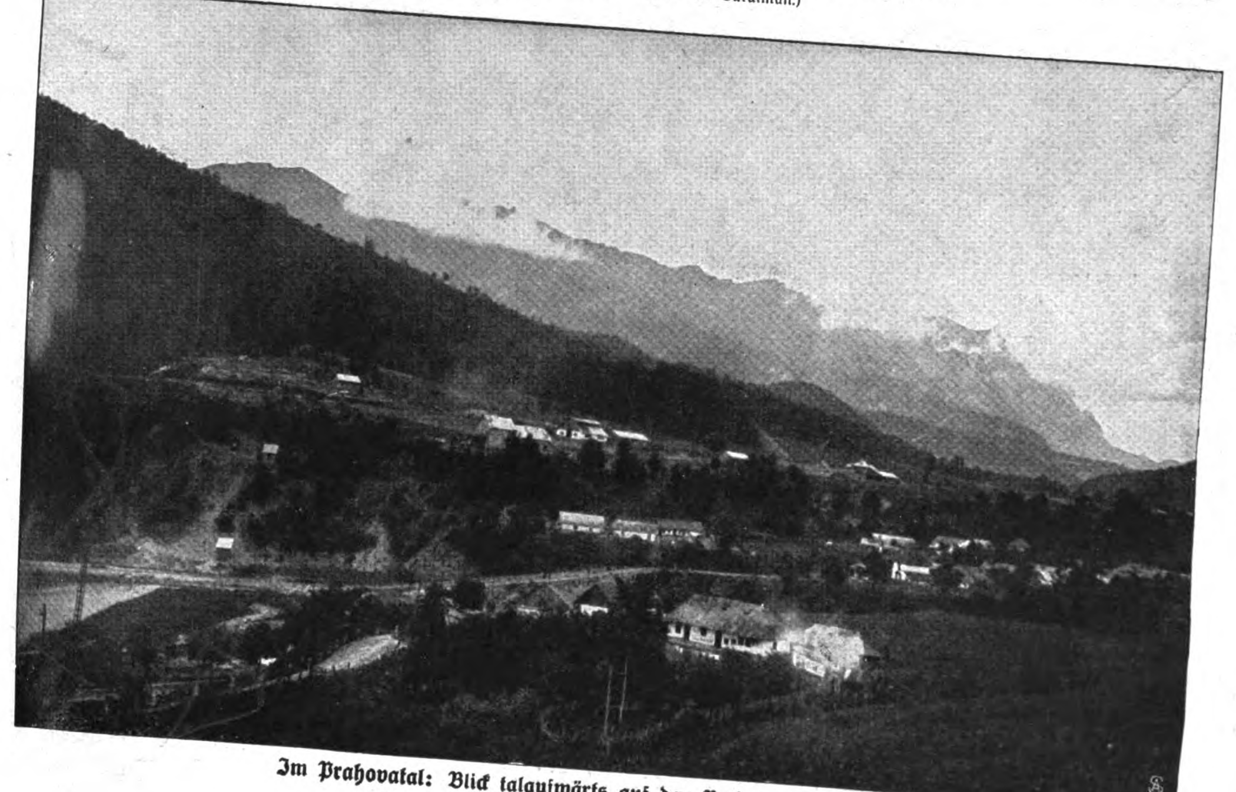


Die Kriegshilfe in Kulm.

Oben links: In der Nähstube.
Oben rechts: Im Verwaltungzimmer.
Unten: Frauenkursus der Schusterwerkstatt.

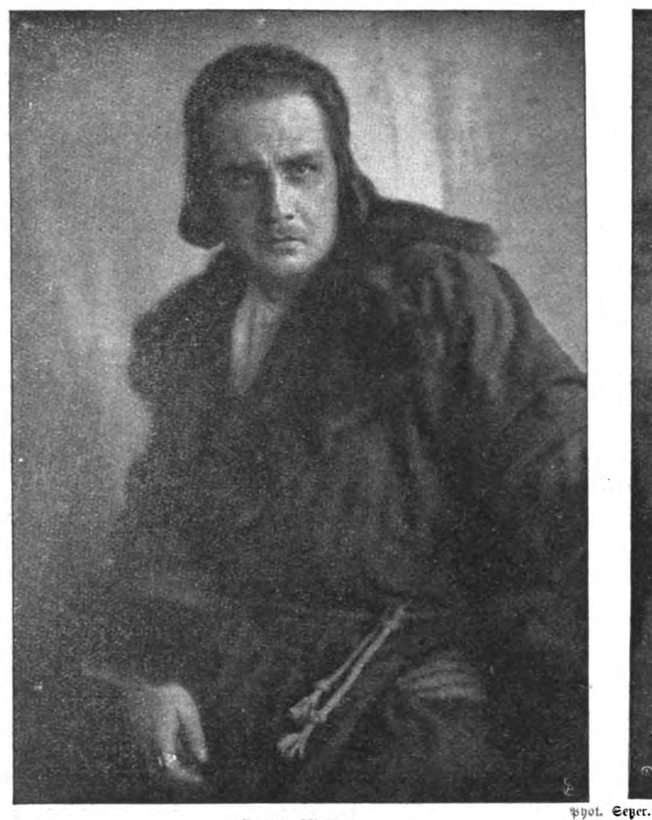


Blick vom Osthang des Prahovatals auf die Terrasse von Sinaia.
(Im Hintergrund das Massiv des Caraiman.)



Im Prahovatal: Blick talaufwärts auf das Becken von Sinaia.

Bilder aus Sinaia in Rumänien.



Phot. Setzer.

Hans Marr,
als Ludwig der Bayer in Hans Müllers „Könige“ (Wiener Burgtheater).

Else Wohlgemuth,
als blinde Königin Elisabeth in Hans Müllers „Könige“ (Wiener Burgtheater).



1. Opernsänger Paul Walther-Schäffer, 2. Solotänzerin Marie Popper, 3. Solotänzerin Margarete Oehlschläger, 4. Stadtrat Giehler (als Vertreter der Stadt Chemnitz), 5. I. Kapellmeister Oscar Malata, 6. Direktor Richard Tauber, 7. Oberspielleiter Fritz Diener, 8. Opernsänger Max Kriener, 9. Opernsänger Carl Armster, 10. Kapellmeister Kurt Schröder, 11. Opernsänger Karl Baum, 12. Opernsänger Otto Füllenbaum, 13. Opernsänger Dr. Hans Winkelmann, 14. Kgl. Hofopernsängerin Emilie Frick, 15. Opernsängerin Elsa Alsen, 16. Opernsängerin Meta Bamberger, 17. Opernsänger Georg Buttlar, 18. Opernsänger Hans Erl, 19. Opernsänger Alfred Fischer.



Gesamtgastspiel der Chemnitzer Oper in Lille.

Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

14. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.

Madame de Beaucourt, die schon nach Herrn von Esserte umhergespäht, starrte hin. Der Divisionsadjutant sagte scherzend prahlerisch: „Gnädige Frau, Sie kennen doch die Geschichte vom Pythagoras: ‚Störe mir meine Kreise nicht.‘ Sehen Sie, das ist der Offizier der Barbaren. Ich würde meinen Freund ja gern herüberrufen, aber ich fürchte, wenn ihn die englischen Granaten nicht geweckt haben, so hört er auch nicht auf mich.“

Er sah das fast anbetende Antlitz der jungen Frau nicht, wie sie hinüberstarrte zu diesem Mann, der wirklich dem Bilde zu entsprechen schien, das sie sich heimlich von ihm gemacht.

Als nun der General „Esserte!“ rief, blickte der Major auf und gewahrte voller Staunen die Herren mit den französischen Damen am Kamin. Die gleichsam anbetenden Augen der Madame de Beaucourt senkten sich in die seinen. Er fühlte Bewunderung, Sorge, eine Liebe vielleicht sogar in dem Blick, und während er sich erhob und blind „Exzellenz“ antwortete, dachte er immer nur an die Frau, die jetzt durch den Traum seiner Tage und Nächte ging, solange der Dienst ihn nicht gefesselt hielt, dieser Dienst, den kein irdisches Wesen je gestört hätte, bedeutete er doch seine Welt, seine Natur.

Man hatte sich am Kamin gesetzt. Die Herren rauchten, nachdem der General artig die Damen um die Erlaubnis gebeten. Herr de Battaignies hatte eine Zigarette angenommen. Er saß würdig da in seinem Pelz, während Claire kaum auf die Unterhaltung hörte, die der Kriegsgerichtsrat mit ihr begann. Sie dachte, jeden Augenblick müßten die Granaten wiederkehren, und blickte mißtrauisch zum Fenster. Als draußen eine Tür ins Schloß fiel, rief sie: „Ah mon dieu!“ Dann faltete sie unter dem Pelzumhang, der gleich einer Stola niederhing, betend die Hände. Ihre Lippen bewegten sich, und ihre Augenbrauen zuckten in unruhigem Spiel.

Major Rennhöfer hatte dem General vorgeschlagen, die Kraftwagen draußen stehen zu lassen. Man konnte sie ja gegen den Nachttau zudecken. Die Pferde aber sollten hereingebracht werden. Es gab einen Keller, dessen dickes Gewölbe, von mächtigen Pfeilern getragen, gegen nicht allzu schwere Kaliber Schutz gewährte. Er war der älteste Teil der Ferme, wie Herr de Battaignies gesagt. Die französischen Mädchen hatten sogar behauptet, er sei einst Verlies gewesen. Erstaunlich tief unter den Boden geschoben, war er vom Hofe aus durch eine sinkende Rampe zu erreichen. Dort unten gab es Platz genug. Man konnte es jetzt ruhig wagen, die Pferde kommen zu lassen; mit den Gewohnheiten der Engländer in diesem Abschnitt vertraut, durfte man annehmen, da sie nach zwei Lagen schwiegen, daß sie das Feuer weitergeschoben hatten und nun etwa wieder das unglückliche Opendaele mit ihrem Kugelsegen beglückten, vielleicht auch Ralinghien, das Dorf.

Major Rennhöfer winkte Oberleutnant von Gereck heran und befahl ihm, die Pferde hereinzuholen. Während der Generaloberarzt und Major von Esserte bei Seiner Exzellenz und den Franzosen sitzenblieben, gingen die anderen Herren auf den Hof, um die Wirkung der Granaten zu sehen. Laternen wurden mitgenommen, die Taschenlampen ließ man aufleuchten, und bald irrten allerlei Punkte wie Glühwürmchen durch die Nacht. Nur der Wirtschaftshof war getroffen. Eine Granate, wahrscheinlich jene, die ihre Sprengstücke ins Treppenhaus geschleudert hatte, war mitten darauf geplatzt. Nicht ohne Glück, hatte sie sich in den großen Misthaufen in der Mitte gebettet, der zusammengesunken war vom Regen, weil er nur von Pferdedung aufgefüllt war, denn Vieh gab es nicht mehr. Das war schon vor Monaten requiriert worden. Eine zweite Granate war in das Strohdach der Scheune gefahren, auch hier wieder Segen im Unsegen, denn Regen und Nebel, die Wahrzeichen dieses Landes, hatten einen Brand hintangehalten. Jemand rief: „Die Hausecke ist futsch!“

Sie strömten hinzu. Es war just die Kammer der Mägde. Bei dem Licht einer Lampe, die einer schnell hinaufgebracht, sah man Betten wie in einer Puppenstube stehen. Die Mägde wurden geholt. Sie weinten im ersten Augenblick, in der Meinung, sie hätten all ihr Eigen verloren. Als sich nun aber herausstellte, daß nichts beschädigt, alles nur vom Ziegelstaube wie mit rotem Pulver überstreut schien, klärten sich ihre Mienen auf. Als nun gar ein paar der jüngeren Herren daran gingen, ihnen zu helfen, die sieben Sachen zusammenzulesen, kicherten sie und schämten sich, ihre paar Herrlichkeiten zu zeigen. Dachbalken und Trame waren wie Streichhölzer geknickt, Holzstücke, Steine, Ziegel lagen umher, und in all dem roten Staub, den sie von den Betten schüttelten, hatte weißer Verputz helle Straßen eingezeichnet, etwa wie bei einer Fliegeraufnahme. Nun wanderten die Mädchen aus. In einem Raum neben der Küche soll-



ten sie schlafen. Doch sie wollten lieber in den Keller gehen. Sie arbeiteten, jetzt wieder lachend wie Kinder, mit starken Bauernarmen, trugen Betten, schleppten Spind und Schrank. Auch für die Burschen und Ordonnanzen, die mit den Pferden zurückkamen, gab es Arbeit genug. Der Keller mußte als Stall und Wohnung hergerichtet werden. Kinzig meinte, es sei hübsch warm da unten. In Wirklichkeit waren sie über die ungehinderte Nachbarschaft mit den drei blonden Mädeln erfreut.

Allmählich war alles wieder ins Haus gegangen, nur Major Rennhöfer blieb mit Oberleutnant von Gereck auf dem Hof zurück. Den kunstsinnigen Husar und den Divisionsadjutanten band mancherlei: die Musik wie Beziehungen zum gleichen Hof; denn Gerecks Vater war der Oberhofmarschall des regierenden Herrn. Dazu regten sich auch in des Husarenoberleutnants Seele bisweilen nicht gerade des Majors Wunder und Rätsel, mit denen die Welt ihm behängt schien, wohl aber manches Herrliche, das diese Erde einem offenen Sinn schenkt; nicht zum wenigsten im Kriege. Die Nebel hatten sich zerteilt, die noch während der Beschießung über dem Hof von Ralinghien gehangen und dadurch dem „kleinen Zwischenspiel", wie Rennhöfer es nannte, etwas Märchenhaftes gegeben hatten. Am Himmel standen zuckend klare Sterne. Wie die Offiziere miteinander an den Ställen hingingen, die längst keine französischen Pferde mehr bargen, brach der Mond irgendwo durch oder stieg irgendwo herauf. Erstaunt blickten sie sich um, wo er herkäme, der bleiche Geselle. Da stand er, ein Dreiviertelmond, friedlich, unschuldig, als sei nichts geschehen. Major Rennhöfer meinte: „Da soll mal einer sagen, der Krieg wäre nicht herrlich. Wo erleben wir denn sonst so was! So 'ne Geschichte pulvert einen ordentlich auf. Es gibt ja zwar Leute, die behaupten, so 'ne Schießerei sei ihnen ganz egal. Nun, ich muß sagen, wenn man sich auch selbstverständlich anständig benimmt, aber zu den Annehmlichkeiten des Lebens zählt das doch eigentlich nicht. Wir sprachen eben noch von Granaten.— Ich weiß den Zusammenhang nicht mehr. — Und da kracht so'n Luder rein. Und für die Frauen, die Franzosen, habe ich Angst gehabt. Wir sind ja dazu da, aber die Damen? Übrigens der alte Herr benahm sich großartig. Haben Sie Fräulein Claire gesehen? Die hat's rumgerissen! Sie betete eben."

Der Oberleutnant meinte nachdenklich: „Dabei müßten Leute, die so fromm sind, doch eigentlich keine Beunruhigung empfinden. Was soll ihnen denn passieren, sie stehen doch in Gottes Hand."

„Darf ich mal eine Frage an Sie richten?" sagte der Major. „Eine ganz persönliche Frage. Glauben Sie eigentlich?"

Gereck senkte den Kopf und sagte leise, gleichsam ein Bekenntnis, das sich ihm schwer entrang und unsicher in ihm gelebt: „Mich hat früher nur Musik bewegt. Ich weiß noch, wie ich als Kind zum erstenmal in einer Oper war. Meine Mutter erzählte, ich wäre so aufgeregt gewesen, daß ich sie gebeten hätte, die Nacht bei mir zu bleiben. Die Gestalten, die ich da gesehen hatte, ängstigten mich fast. So ist es mir auch im Anfang des Feldzuges ergangen: der erste Tote, den ich auf einem Patrouillenritt gesehen habe, ist mir unüberwindlich im Gedächtnis geblieben. Er lag mitten auf der kreidig weißen Straße, die ich im Schrapnellfeuer ritt. Und zwar auf dem Gesicht. Mir war es so schrecklich, daß er auf dem Gesicht lag. Ich hatte einen ganz merkwürdigen Gedanken. Ich meinte, er müsse zum Himmel sehen, sonst könne seine Seele nicht hinauf. Dieser Tote, übrigens war es ein toter Husar von uns, hat mich verfolgt wie das Kind die Bühnengestalten. Und nun komme ich dazu, was Herr Major fragen. Ich bin nur bei der Kirchenparade mit der Schwadron in die Kirche gegangen. Ohne Kirchenparade nie. Seitdem ich nun an dem heißen Augusttage diesen toten Husaren auf der Straße habe liegen sehen, dessen Seele nicht zum Himmel konnte, bin ich anders geworden. Ich seh ihn heute noch liegen, wie mein Pferd scheute, daß es uns bald an die andere Seite der Straße an die Bäume gehauen hätte. Ich habe keine Bibel, Psalmen oder so was mit. Aber seit es mich quälte, daß die Seele des toten Husaren nicht zum Himmel könnte . . . . nun, ich habe hier ein französisches Neues Testament gefunden. Das ist das einzige, was ich requiriert habe. Na, und wenn wir mal hier fortgehen, lege ich's natürlich wieder schön auf seinen Platz. Herr Major, das ist wohl etwa die Antwort."

Major Rennhöfer legte die Hand auf die Schulter des Husaren und sagte fast feierlich: „Man steht hier im feindlichen Land, nachts im Mondenschein. Man ist der beste Mensch von der Welt. Man hat im Grunde, mir wird's ja immer vorgeworfen, die ollen Franzosen ganz gern, und dann kommen mit einem Mal von irgendwoher, kein Mensch ahnt von wo, Granaten, mitten in dieser wunderschönen Nacht, und der Herrgott sitzt da oben im Himmel und sieht ruhig zu. Ich bin durch die Schöpfung gegangen wie durch ein Wunder. Ich habe im Grase gelegen und irgendeine kleine dumme Wicke angesehen und hätte darüber eine Stunde träumen können. Mein Vater ist nicht religiös. Meine Mutter war es desto mehr. Ich habe immer geglaubt, wie ein treues gutes Kind der Mutter glaubt. Sie spricht von Gott, also muß es so sein, denn alle können lügen, nur Mutting nicht. Und dann kommt der Krieg, kommt so 'ne Schießerei. Und ich frage mich, wie kann Gott das erlauben, und warum? Gereck, sehen Sie, deswegen habe ich Sie gefragt, ob Sie glauben. Das ist nun m e i n e Antwort."



Der Major blickte in dem tiefen Schweigen zum Himmel auf, wo die Sterne gleichgültig, kalt, fern brannten, in dem tiefen Schweigen, denn der Gegner schoß nicht mehr. Sie gingen um den Hof. An einem Wasserbecken kamen sie gerade vorüber, das als Schwemme oder Tränke ausgemauert stand. Eine sich senkende Rampe, grade jener anderen, die zum Keller ging, gegenüber, führte hinab zu dem sumpfigen Wasserspiegel, der vom Regen dort immer stand. Der Major tat ein paar schnelle Schritte zu etwas Dunklem, das dort im hellen Mondenschein lag. Er beugte sich zu einem Körper, berührte ihn, redete ihn an. Oberleutnant von Gereck drehte die Leiche um. Es war François, der alte Knecht. Und jener, dem der tote Husar so unauslöschlich im Gedächtnis stand, sagte, nun längst an den Krieg und seine Opfer gewöhnt, wie etwas Alltägliches: „Er muß grade über den Hof gegangen sein, und da hat's ihn erwischt! Drum rief der Betrunkene immer den Namen!“

„Wir wollen den Damen keine unruhige Nacht bereiten. Erzählen Sie drin nichts. Ich werd's dem Vizewachtmeister sagen“, meinte der Major. Dann gingen sie hinein.

Man blieb lange sitzen, auch die Franzosen, endlich erhob sich der General. Die Lichter erloschen, nur der wachhabende Offizier blieb auf. Major von Esserte stieg als Letzter, eine Kerze in der Hand, die Treppe hinan. Er sah noch immer Madame de Beaucourts Augen auf sich gerichtet, und als er sich aufs Bett warf, die Arme unter den Kopf verschränkt, konnte er nicht schlafen. Er dachte immer: Hat sie nicht Angst, wird sie ruhen? Plötzlich sprang er auf und tastete sich die Treppe hinab. Es war halbhell vom Mondlicht, das aus einem zertrümmerten Spiegelstück am Boden an die Decke einen Widerschein warf. Er trat in den Park hinaus. Eben ging der Posten drüben langsam um die Ecke. Major von Esserte blickte zu den Fenstern auf. Eins war erleuchtet. Er zählte. Es war bei Lätitia. Mit kurzem Entschluß stieg er die Trepe hinauf, bog links ab, schlich auf heimlichen Sohlen an Claires Zimmer vorüber, klopfte bei Madame de Beaucourt und fragte leise: „Madame?“ Keine Antwort. Er versuchte zu klinken. Die Tür ging auf. Lätitia stand ihm gegenüber. Als müsse er sich entschuldigen, fragte er: „Sie haben nicht zugesperrt?“

Sie antwortete einfach: „Ich wußte, Sie würden kommen.“

Er war wie verwirrt: „Sie wußten es?“

„Ja, denn ich kann nicht sein ohne Sie eute abend. Wenn sie nun noch einmal schießen?“

„Das können wir nicht ändern.“

Sie legte die Hand über die Augen: „Ich möchte, daß sie wieder schießen. Ich möchte, daß ier alles wäre zu Ende.“

Er fand zum erstenmal ihren Vornamen: „Lätitia, das dürfen Sie nicht sagen.“

„Es ist keine Blague. Ist es nicht ein Unglück, daß Sie ierer gekommen sind?“

„Wir werden ja wieder gehen.“

„Et moi?“

„Ihr Mann wird wiederkommen.“

Sie fügte ihre Finger wie betend zusammen: „Er wird nicht wiederkommen, darf nicht wiederkommen. Lieber Gott, mache, daß er nicht wiederkommt.“

Er blieb erschüttert vor ihr stehen: „Lätitia, das dürfen Sie nicht sagen.“

„Ich bin immer eine unglückliche Frau gewesen. Nicht eine Frau, nicht verstanden, wie man sagt. Verstehen hat monsieur nie versucht. Ich bin unglücklich jetzt auch. Was soll dieses? Ich bin Französin. Ich liebe mein Vaterland. Sie kommen ierer. Sie sind mon ami, aber Sie sind der Feind meines Vaterlandes. Wie soll man da eraus?“

Plötzlich sprach sie Französisch, als könnte sie es nicht deutsch sagen: „Je suis une femme honnête! Wie soll ich da eraus?“

Er sah, wie sie zitterte, und daß sie sich fast nicht aufrecht halten konnte. Da führte er sie an den Stuhl am Kamin: „Lätitia, davon wollen wir sprechen!“

XI.

Er kniete vor ihr auf dem weichen Daunenfußkissen, darauf sonst ihre Lackschuhchen ruhten, und sie redeten miteinander in der tiefen Stille der Nacht, redeten leise, daß es niemand hören sollte, von all denen rundum, die heute vielleicht wachgeblieben waren im Gedanken, jeden Augenblick könnten wieder die Granaten schmettern. Nicht wie Kinder sprachen sie oder junge Verliebte, denen zum erstenmal die Leidenschaft das unberührte Herz bewegt, nein, wie zwei Menschen, die fühlen, daß irgendeine dunkle Macht sie zueinander zieht und doch alles geschaffen scheint, sie voneinander zu drängen. Und als ob diese beiden, die nicht gar viel eines vom anderen wußten, nun genötigt wären, einander Herz und Leben zu öffnen, begannen sie sich zu sagen, wer sie im Grunde waren. Er sprach davon, daß er Weib und Kind gehabt, und daß er eines Tages, als er aus dem Kriege wiedergekehrt, sein Haus leer gefunden, als habe er nie eine Familie besessen. Er versuchte zu erklären, wie es in ihm leuchte und brenne, die Worte aber ihm versagt blieben. Von der Einsamkeit der Menschen untereinander sprach er, von der tiefen, und daß jeder allein nur empfinden könne: „Ich habe immer gemeint, wenn man von etwas nur spricht, ist es schon vorüber.“

Dann erzählte sie mit aller Offenheit der Französin von ihrer Ehe. Sie beschwor ihn, nicht zu glauben, jede französische Frau sei nur sinnlich, wie Major Rennhöfer einmal in seiner Weise behauptet, der man nicht böse sein könne. Sie wäre allein geblieben in ihrer Ehe, habe aber nichts entbehrt. Wer mit klarem Auge sähe, wie die Männer, wenn es mit der einen nicht ginge, es bei der anderen versuchten, sollte davon das Glück erwarten? Sie strich seine Hand: „Was soll nun sein? elfen Sie mir eraus.“

Er schob sich auf den Stuhl neben ihr, zog sie herüber zu sich, und sie lehnte den Kopf an seine Schulter. Seine Lippen glitten über ihr Haar, aus dem ein Duft stieg, wie er diesem Körper eigen, ein zärtlicher, vom Weib, einer, der ihn beglückte, ihn träumen ließ. Während sie nun leise sprach in dem süßen, fremden Tonfall ihres Deutsch, bedrängten ihn, den Nur-Soldaten, der er war, abenteuerliche Gedanken. Ihm schien es tödliche Gewißheit: Lätitias Mann müsse fallen, ja, war vielleicht schon tot. Und blieb er am Leben, dieser lächerliche Zwerg, nun, so trennte sie sich von ihm. Kein Schnitt, nur Selbstverständlichkeit, Erlösung nach dem, was die junge Frau gesagt. Es war der zweite Krieg, den Efferte erlebte. Er hatte immer eiserner Pflicht gelebt, und doch brannte in ihm kein zehrender Ehrgeiz. Bisweilen dachte dieser Mann, der äußerlich keine Seele offenbarte, mit glühender Sehnsucht an sein eigenes Menschenglück. Das Bild seines schwer ringenden Vaterlandes stand vor seiner Seele, wie sein General und er, die beiden Männer mit dem klaren, abwägenden Verstand des Generalstäblers, es einander oft gemalt: und wenn es noch Jahr und Tag dauerte — denn beide waren nicht leichtfertige Rosarote — sie, die Kenner, unterschätzten den Gegner nicht — so mußten eben die Staatsmänner die Mittel schaffen zum Leben eines ganzen Volkes, aber Frieden durfte nur dann werden, wenn er auf ein Menschenalter hinaus gesichert schien. In diesem würde sich nach ewigen Gesetzen wohl wieder Zündstoff sammeln, aber dann schlug ein kommendes Geschlecht die neuen Schlachten. So lebte in dem Major der Gedanke, nach diesem Kriege, wenn das Vaterland seiner nicht mehr bedurfte, zu gehen. Es gab im Frieden genug andere. Er war Soldat, also tat er seine Pflicht, doch ebensogut als Landwirt hätte er sie streng erfüllt. Dem Herrn von Efferte, einmal auf Efferte, wo sie seit Hunderten von Jahren gesessen, hätte es keine Verbesserung bedeutet, etwa Exzellenz genannt zu werden. Am Hof, im Staat einer zu sein, hieß ihm kein Ziel, der immer sich am glücklichsten gefühlt allein am Schreibtisch, allein bei stillem Ritt, allein bei einsamem Gang über die Heide. So würde die landfremde Frau gerade ihm kein Hindernis erschienen sein. Wie Neigungen, Schwächen und Größen des Kindes auch beim Greis sich wiederholen, wie einer, dessen sinnliche Neigung zu lebhaften Frauen geht, unglücklich werden müßte, verbände er sich mit einem anbetend stillen Geschöpf, oder einem, der ein Gretchen sucht, das Band mit einer beweglich wilden Schönen zum Unglück ausschlagen würde, so wäre eine Fremde bei ihm nur eine glückliche Wiederholung gewesen, denn auch seine erste Frau, eine Baltin, hatte keine deutschen Verwandten besessen, die wohl vorwärts schieben halfen, aber auch Fessel und Enge bedeuteten. Er war glücklich gewesen, daß die Sippe nicht sein Haus überlief. Wie seine Träume gingen, beugte er sich herab und küßte ihre Hand. Da warf sie ihm beide Arme um den Hals, und ihre Lippen ruhten in einem einzigen Kuß. Dann lehnte sie den Kopf an seine Schulter und blieb so, während seine Gedanken weiterflogen. Das Feuer im Kamin, das allein das Zimmer erleuchtet, war niedergebrannt, aber draußen schien hell der Mond. Die Arbeit des Tages, die späte Stunde hatten ihn müde gemacht, daß er in wunschloser Glückseligkeit die Augen schloß. Er fühlte Lätitias gleichmäßige Atemzüge. Und alle Rätsel der Rassen und des



Krieges wühlten in seiner Seele. Er war der Feind. Sie von jenem Stamme, den er nicht mochte. Und gerade sie beide führte das Schicksal zusammen. Wie er die Schlafende leise atmen fühlte, ihren warmen Körper in seinen Armen, einen Menschen, der ihm gehörte, sah er, der schwer zu anderen Menschen sich fand, ja dem es wie unmännliche Gefühlsduselei vorkam, auch nur teilnehmende Worte zu sagen, sich tief beglückt, nicht allein zu sein. Vielleicht weil in dieser harten Seele doch ein letzter Winkel von Weichheit war, den nun ein Zufall berührt. Wie er dies schlanke, atmende Geschöpf ganz sein, dicht an sich gebettet empfand, überrann es ihn, als besäße er nun wenigstens eine Sicherheit für die Zukunft und stünde nicht gleichsam allein schwebend im Leben. Da neigte er immer wieder die Lippen und küßte sie leise ins Haar. Aber sie schlief wie tot.

Der Mond mußte verschwunden sein, ein unsicheres Licht umriß nur noch die Gegenstände. Hatte er geträumt? War der Morgen auf dem Wege? Ihn fröstelte. Und er hob leicht die junge Frau und trug sie hinüber. Die weiße Masse des Lagers zeichnete sich hell ab. Er legte sie leise nieder und breitete über sie das seidene Daunenbett. Sie schlief. Mit aufgestützten Armen blieb er über sie gebeugt und suchte in der Dunkelheit ihre Züge zu erkennen. Dann senkte er vorsichtig den Mund, küßte sie, tastete sich hinüber in ihr Zimmer nebenan, fühlte sich zur Tür. Er stand auf dem Gang. Auf dem Treppenabsatz knirschte es unter seinen Füßen. Er war auf eine Spiegelscherbe getreten. Er hielt inne. Lauschte. Alles schwieg im Haus. Auch hier war es hell. Er konnte deutlich die Stufen unterscheiden, die zu dem Nebengang hinaufführten. Dämmerte schon der Morgen? In seinem Zimmer war wieder das helle Licht. Da regte sich in ihm eine unbezwingbare Sehnsucht hinaus. Da draußen lagen sie in den Gräben vorm Feind, da draußen fielen Kameraden, da draußen war Nacht um Nacht an irgendeinem Punkte dieser endlosen Front vom Meer bis zu den Alpen, von den Karpathen hinauf bis wieder an das Meer irgendwo ein Angriff. Und er hatte seine Nacht vertan. Er wollte nach der Uhr sehen. Sie fehlte. War sie ihm drüben entglitten? Er trat ans Fenster, ob der Morgen käme. Was war das? Blendung durch den Mond? Nein, Schnee! Während er drüben geträumt, die Geliebte im Arm, war Schnee niedergesunken auf das flandrische Land. Er öffnete das Fenster, beugte sich hinaus und ließ die frische Luft sich wohltätig um die Stirn wehen. Dann steckte er den Kopf ins kalte Wasser und zog andere Stiefel und Gamaschen an zum Grabenbesuch. Im Hof fragte er den Posten nach dem Schneefall. So um zwei hätte es begonnen. Er ging in den Keller hinab zu den Pferden. Die Stute schnopperte und suchte an seiner Tasche. Ein paar Zuckerkrümel gab er ihr noch, legte die Wange an ihren warmen Hals und streichelte ihn, glücklich, wie nicht in den langen Tagen, seit sie hier still lagen. In der Küche saß Klostermann und trank seinen Kaffee. Nicolette stand am Herd. Und als sei zum erstenmal eine Brücke zu den Franzosen geschlagen, klopfte er dem „kleinen Aas" auf die Schulter. Als er gegangen war, flüsterten die Mädchen. Was war nur in den finsteren „Commandant" gefahren?

Major Rennhöfer saß beim Frühstück und kaute mit vollen Backen: „Nanu, Esserte, schon auf?"

Der rieb sich die Hände: „Jawohl, ich fahre mit raus. Ich wollte doch nach dem Graben sehen. Nun, wo Schnee gefallen ist, wird sich vorn alles besser abzeichnen!"

Während sich der Generalstabsoffizier zum Frühstück setzte, ging Major Rennhöfer hinaus, um zu sehen, ob der Kraftwagen käme, der noch draußen hinter dem Park stand. Der Major gähnte, reckte die Arme, als ob er Freiübungen mache, und blickte die Allee hinab. Er dachte: Klostermännchen, Klostermännchen, unpünktlich? Da kriegst du was aufs Dach! Er ließ den Blick über den Hof wandern, es war immer lehrreich, den Wirkungskreis der Sprengstücke zu sehen. Die Stallwand war förmlich bespritzt, wie wenn eine Feder im Papier hängenbleibt und schwarze Kleckse fliegen. Drüben die Scheune hatte nichts abbekommen. Und dort hatten Gereck und er doch gemeint, allerlei Wundmale zu entdecken an dem alten Gemäuer. Wie anders alles am Tage aussah! Da gewahrte er im halben Morgenlicht einen Schein hinter den Fensterscheiben. Hatten die verfluchten Kerls etwa wieder Licht brennen lassen? Um jede Kleinigkeit mußte man sich doch kümmern! Und wieder gähnte er und ging, die Arme streckend, über den Hof, das weiße Mehl der dünnen Schneeschicht mit den Sohlen abhebend. Er öffnete die Tür. Eine umgestürzte Kiste trug ein brennendes Licht. Da lag François, der Knecht, auf einem schräggelehnten Brette aufgebahrt, und daneben, den Kopf auf die Knie des Toten gesunken, einen Rosenkranz in den Händen, der alte Blaise mit seiner Kupfernase. Der Adjutant rüttelte ihn. Er fuhr auf, rieb sich die Augen, stellte sich stramm, legte die Rechte, um die der Rosenkranz gewickelt hing, mit der Fläche nach vorn an die Schläfe und brüllte heiser, wobei er den Major mit widerlichem Dunst von Alkohol anblies: „Présent, mon commandant!"

Der Major packte ihn bei der Schulter: er solle seinen Rausch wo anders ausschlafen. Der Alte aber grüßte wankend noch immer und schrie mit verglasten Augen, er sei alter Soldat, „Maréchal-des-logis" — wovon er übrigens noch nie Gebrauch gemacht hatte — und müsse seinem Kameraden die Totenwache halten. Aber der Major erklärte kurz in einem



Französisch, das keineswegs schwungvoll war, Besoffene und Tote gehörten nicht zusammen. Da kam endlich Klostermann, und Major Rennhöfer hauchte, die Uhr in der Hand, aus Gerechtigkeit nun auch den Verspäteten an. Der entschuldigte sich: er habe die Hälfte seiner Sachen im Haus, die andere Hälfte draußen. Doch der Divisionsadjutant, der sonst wie ein Vater mit den Leuten verkehrte, rief: „Da steht man eben früher auf! Noch einmal, und ich lasse Sie ablösen!"

Dann ging er ins Haus, zu sehen, ob Major von Esserte noch nicht käme. Er fand ihn im Gespräch mit dem Generalleutnant, der erklärte, die Sicherheit der Arbeit dürfe nicht Granatzufällen ausgesetzt sein, und da eine Beschießung täglich sich wiederholen könnte, müsse entweder ein Unterstand gebaut oder die Kellermauern verstärkt werden. Um sofort die Frage zu entscheiden, gingen Exzellenz und Major Rennhöfer in den Keller. So fuhr der Generalstabsoffizier allein. Er zog den Pelz an und nahm Kartentasche und Glas.

Sie glitten die Yperner Chaussee hinab. Ein paar Bäume waren frisch abgesplittert. Als nun ein gewaltiger Ast völlig die Straße sperrte, hieß Major von Esserte eine Abteilung — Ablösung für die Schützengräben — die gerade hinausmarschierte, die Gewehre um den Hals gehängt, das Hindernis aus dem Wege räumen. Während die Leute zugriffen, sprach der Generalstabsoffizier mit dem Leutnant, der sie führte. Der Major fragte nach der Stellung vorn, besonders nach jenem Grabenstück, das er ansehen wollte. Der junge Offizier hatte zuerst stramm gemeldet, nun aber zeigte er dem Stabsoffizier gegenüber die Sicherheit jener tätigen Männer, die gewohnt sind, ganz anderen Dingen gegenüberzustehen als einem Vorgesetzten. Er nannte das Grabenstück eine „Saustellung", ereiferte sich aber bei dem Gedanken, es könnte etwa aufgegeben werden. Nee, dann solle man doch lieber das Wäldchen dazu nehmen. Dort hätten die Engländer nichts drin als einen Horchposten. Und er warf eine Skizze des Wäldchens auf den Meldeblock, den ihm der Generalstabsoffizier hinhielt. Er sei schon viermal als Patrouille dort vorn gewesen.

„Einmal sind wir beinahe mittenmang in die Engländer jefallen. Nachts haben sie 'n Maschinenjewehr drin. Das flankiert dann unsern Graben und macht die Verluste. Am Tage nehmen sie's raus. Die Kerle haben uns nicht jesehen, jehört ooch nicht. Weil so 'n Wind war."

Der junge Offizier nahm seine Mütze ab, strich über seinen kurzgeschorenen Schädel, und da seine Leute nun den Ast zur Seite geschoben hatten, rief er ihnen zu: „Weiter, weiter." Und einem jungen Fähnrich, der wie ein Knabe aussah: „Ich komme jleich nach, Hans." Dann fuhr er fort: „Ohne Wind kommt man überhaupt jar nich vor. Sie hören's sofort. Dann jeht 'ne Mordsfunkerei los. Wie noch frisches Gras war, rauschte es; wie's dürr jeworden war, raschelte es; in dem Regen jetzt quatscht immer der Dreck, richtig als ob man 'n Proppen aus der Flasche zieht, wenn so die Stiebel steckengeblieben sind. Na, und nu is heut gar Schnee jefallen, der macht's zu hell. Man kann nur bei Dunkelheit vor und bei Wind. Daran is ja in der verfluchten Gegend keen Mangel. Und der Wind steht ja immer zu uns herüber. Den Kerlen drüben ist das recht, weil wir dadurch immer den Jestank von ihren Leichen kriegen. Andererseits können sie uns nich hören. Wir verstehen jedes Wort. Ich habe damals im Wäldchen 'ne Viertelstunde lang zujehört. Nur aus Spaß. Ulkig, was sie sich da erzählen. Sie beklagten sich, sie kriegten immer die gleiche Marmelade. Dann hatten sie Streit über irgend 'n Mädel. Einer erzählte was aus Manchester. Dort hätte er mehr verdient. Nur jetzt nicht, wo seine Fabrik still stünde. Aber er hätte die janze Schweinerei satt. Sie machten nich grade den Eindruck von begeisterten Kriegern."

Der Major warf einen Blick zum wartenden Wagen: „Herr von Kropp, es war mir sehr interessant, ich muß aber dringend vor."

Der junge Offizier klemmte sich sein Einglas ins linke Auge und sah die Straße hinunter, seiner Kompagnie nach: „Jestatten Herr Major vielleicht, daß ich auf dem Trittbrett mitfahre?"

„Bitte, steigen Sie doch ein."

„Nee, nee, ich springe im Fahren runter."

Er hielt sich an der Wagentür, und der Kraftwagen setzte sich langsam in Bewegung.

„Frisch heute früh!" sagte der Leutnant. Doch der Major war beim Graben: „Herr von Kropp, sagen Sie mal, liegt da noch viel unbeerdigt?"

„Von zwei Stürmen, vom 3. Dezember und von voriger Woche. Nu, 's liegt jang hübsch da wat rum. Die vom Dezember sind schon janz zusammenjefallen. Die tun nischt mehr. Aber die von voriger Woche! ‚Eau de Kanaille' is anders. Nanu sind wir ja da, Herr Major, also danke jehorsamst!"

Major von Esserte kam ein Einfall: „Sie wissen ja dort gut Bescheid?"

„Ich kenne jeden ollen Pfahl."

„Wissen Sie was, fahren Sie mit. Ich wollte mir ja grade den Graben ansehen. Lassen Sie die Kompagnie nachkommen!"

Der Leutnant sprang ab und rief: „Hans!"

Der blutjunge Fähnrich stand stramm, schlank und jroß wie der Leutnant selbst.

„Ich fahre mit Herrn Major immer voraus. Du führst die Kompagnie hin."

(Fortsetzung folgt.)



Aus unseren Seehäfen.

Von Oberingenieur C. E. Heymann.

Hierzu 10 Originalaufnahmen des Verfassers.

Das Leben und Treiben in unseren Häfen an der Nord- und Ostsee ist auch im Kriege keineswegs völlig erloschen. Selbst in denjenigen nicht, die hauptsächlich den transozeanischen Verkehr in erster Linie pflegten. Die Hansestadt Bremen hat sogar durch die deutsche Ozeanreederei den Überseeverkehr mit den Vereinigten Staaten von Amerika, allerdings nur mit Handelstauchschiffen, wieder aufnehmen können.

Aber auch der sonstige Schiffsverkehr hat sich den veränderten Verhältnissen angepaßt und wird, wenn auch in bedeutend verringertem Umfang, zum Teil wenigstens in Nord- und Ostsee unter dem Schutz unserer Kriegsflotte aufrechterhalten. Wenn auch im allgemeinen der Seeschiffverkehr teils ganz eingestellt, teils bedeutend beschränkt ist, so hat er doch in andern Häfen wiederum sogar an Lebhaftigkeit im Kriege gegen die letzten Friedensjahre erheblich zugenommen. Auch unsere Kriegsflotte hat manchem unserer Häfen ein neues ungewohntes Leben gebracht.

Wie unsere Handelsflotte, so ist auch unsere Fischereiflotte auf engere Reviere beschränkt oder auf neue angewiesen. In Kuxhaven, Bremerhaven und Geestemünde liegen daher in der Hauptsache nur die eingezogenen Feuerschiffe und Lotsenschoner still, während Küstenschiffer nach wie vor aus- und einlaufen und Hochseefischer die Küstenfischerei neu aufgenommen haben.



Einlaufender Dampfer im Stettiner Hafen.



Alter Hafen mit Weserfeuerschiffen in Bremerhaven.



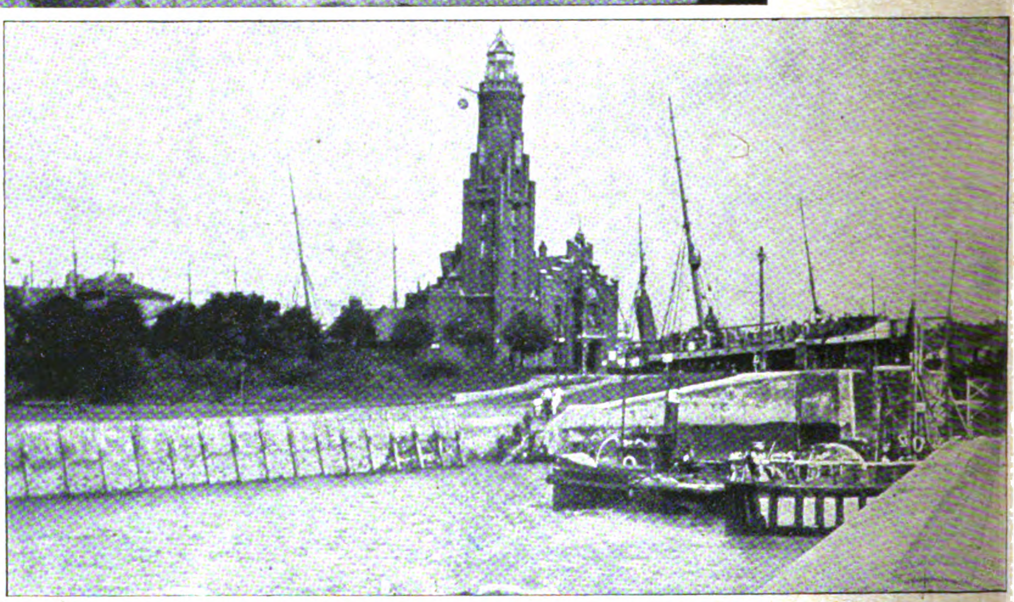


Im alten Hafen von Kuxhaven:
Einlaufender Fischkutter.

In dem Hamburger und Bremer Seehafen freilich liegen mächtige Ozeandampfer und Segler, darunter auch mancher beschlagnahmte feindliche Ausländer, beschäftigungslos, abgerüstet und abgetakelt an Kaimauern und an Bollwerken.

Über den gelben Schloten der Lloyddampfer, die hinter dem Bremerhavener Leuchtturm in Gruppen emporragen, wirbelt kein Rauch, und im Vegesacker Hafen liegt manches Fahrzeug, dessen Art und Gattung auf seine Tätigkeit auf freiem Meere hinweist.

Der Feind ist zwar nicht vor den Toren, und unsere Unterseeboote haben ihn in weite Ferne gescheucht, aber noch ist unsere Kriegsflotte nicht stark genug, um unsere Handelschiffe, gegen unsere Feinde schützend, frei über die Weltmeere geleiten zu können.



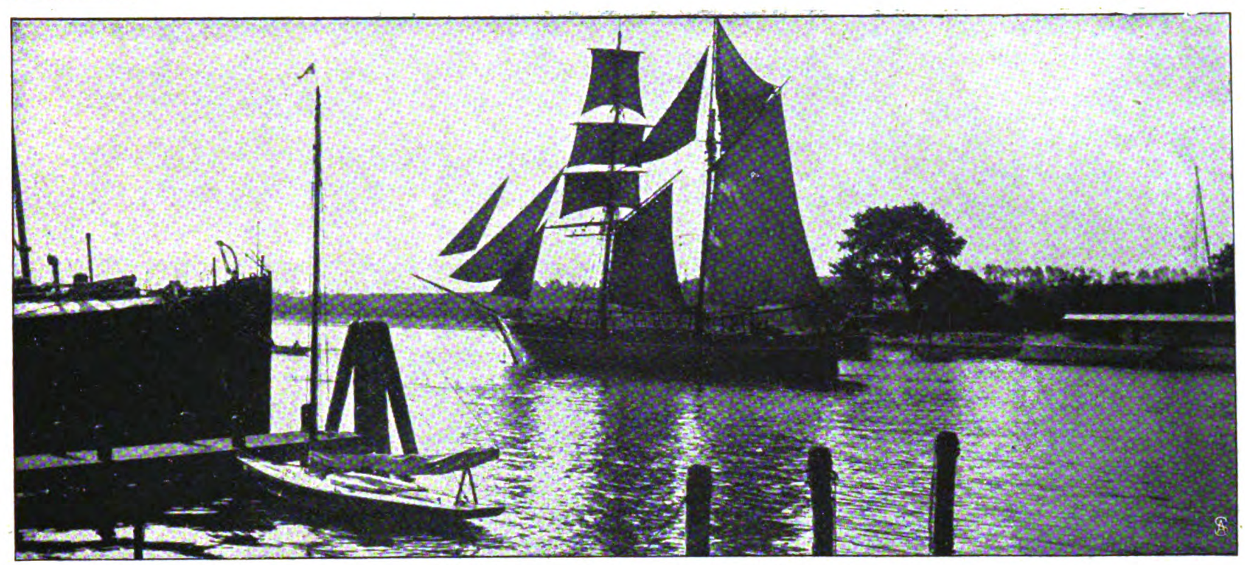
Am Leuchtturm in Bremerhaven

Wohl aber ist dies in unserer Ostsee gegen die russische Flotte der Fall. Ja, in manchen Häfen liegen sogar von unseren Seestreitkräften auf hoher See genommene und eingebrachte Prisen feindlicher oder

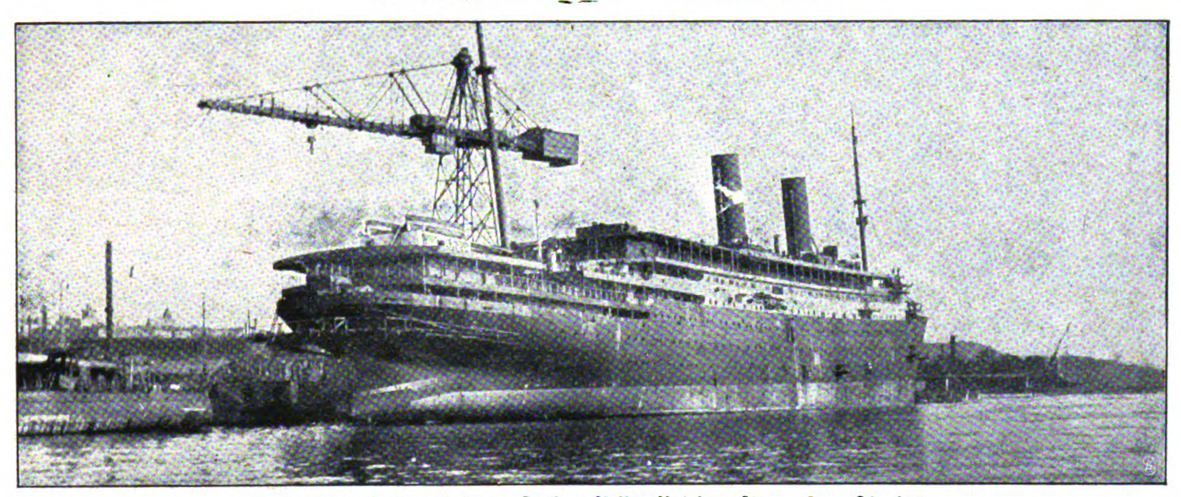


Geestemünder Fischdampfer im Fischereihafen.





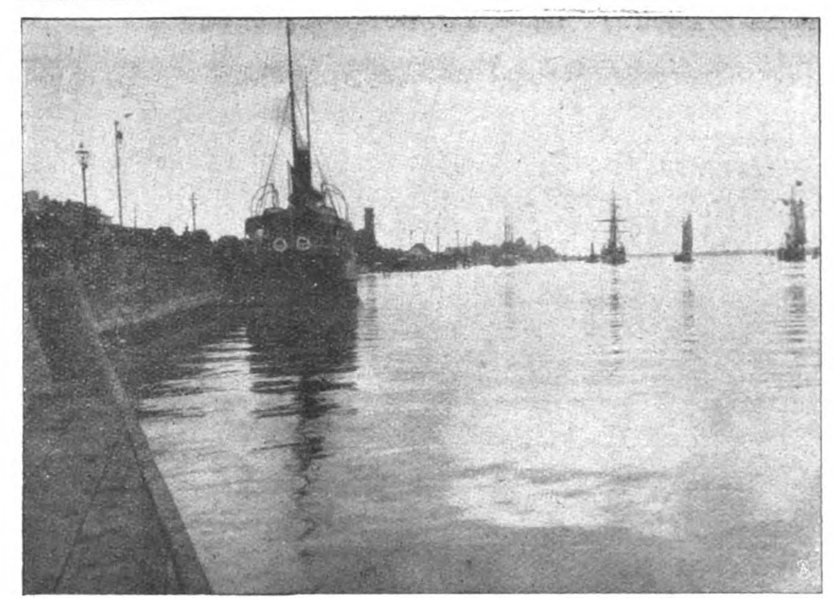
Ein Ostseeschoner läuft aus Travemünde aus.



Der während des Krieges fertiggestellte Reichspostdampfer „Tirpitz".



Feuerschiffe und Lotsenschoner im alten Hafen von Kuxhaven.



In Travemünde einlaufende Handelschiffe.

neutraler Staatsangehörigkeit, die bei der Beförderung feindlichen Kriegsmaterials oder von Bannware betroffen wurden.

In Travemünde herrscht fortgesetzt ein lebhafter Ein- und Ausgang von Ostseeschiffen, namentlich Seglern, und läßt den namhaften Aufschwung erkennen, den Lübecks Handel gerade im Kriege genommen hat.

Auch Stettins Häfen mit ihrem vortrefflichen Wasserstraßennetz nach dem Hinterland weisen einen verhältnismäßig regen Seedampferverkehr auf. Viele Schiffe aber, große und kleine, leisten im Wacht- und Vorpostendienst, als Tender und zu Transportzwecken unserer Kriegsflotte Hilfsdienste und bringen dadurch vermehrten Verkehr in viele Häfen der Nord- und Ostsee.

Unsere Schiffbauindustrie aber ist nicht nur uneingeschränkt, sondern mit vermehrtem Hochdruck allenthalben am Werk; nicht nur um durch den Krieg entstandene Lücken wieder auszufüllen, sondern sogar um neue, noch größere Ozeanriesen wie die schon vorhandenen zu erbauen, welche der Welt nach Wiedereintritt des Friedens verkünden werden, daß Deutschlands Seeherrschaft ungebrochen wie ungemindert aus dem hauptsächlich ihr geltenden Krieg hervorgegangen ist.



Im Hafen von Vegesack.

Vor dem Fest.

Skizze von Margot Isbert.

„Ich habe heute Susanne für Sie eingeladen", sagte sie.

Er wollte wissen, wer Susanne sei? Er saß neben ihrem Schreibtisch und hatte die Hand auf einem Stoß engbeschriebener Blätter liegen. Draußen verdämmerte ein blasser Dezemberabend; einer jener vorweihnachtlichen Abende, die selbst jetzt, mitten in der Härte der Zeit, voll zarter Erwartung sind. Advent .. Nebenan in dem dunkelgetäfelten Speisezimmer des alten Patrizierhauses war der Tisch für fünf Personen gedeckt. Der weiße Damast der Gedecke schimmerte im Licht. Ein Duft von vielen weißen Nelken war schleierzart durch die Räume hingebreitet. — „Susanne liebt weiße Nelken", sagte Karen und strich mit einer ganz leisen Nervosität in ihren schmalen Fingern die Seidenfalten des roten Kleides glatt.

Ob Susanne gelehrt sei?

„Susanne?! . . . Ach nein! Susanne war das Leben: eine einzige lachende Bejahung." Karens schöne, tiefe Frauenstimme wurde ganz warm, wenn sie den Namen sagte: Susanne.

Auf dem Flur draußen hörte man Schritte. Durch die roten Vorhänge sah man die beiden Herren drüben in den hellen Empfangsraum treten. Peter Mora, den kleinen Maler, mit seinem ewig beweglichen Faungesicht und den großen, wunderschönen Künstlerhänden. Er sprach mit

schnellen, hastigen Worten; in kurzen Sätzen und mit einer betonten Härte des Ausdrucks. Daneben hörte man Hans Heike, den Journalisten, reden. Sehr ruhig, in der ihm eigenen Art, die Worte schön und wohlklingend aneinanderzureihen, als spräche er immer in Versen.

Hartwig war eine Stunde früher gekommen als die anderen. Er hatte so seine kleinen Vorrechte, die er sich stillschweigend und selbstverständlich nahm, zumal jetzt, in den paar Urlaubswochen nach seiner Verwundung. Es war auch gar kein Gedanke daran, ihm das zu wehren oder sich dagegen aufzulehnen, weil es in einer so liebenswürdig ritterlichen und zugleich unbedingt bestimmten Art geschah. — Er liebte es sehr, an Karens Schreibtisch zu sitzen, während sie arbeitete, und ab und zu ein Wort mit ihr zu reden, klug und gut und voll feinen Verstehens.

Nun gingen sie zusammen hinüber.

Wenn Susanne kommt, dachte Karen, dann werden all diese drei klugen Männer sofort in ihrem Banne sein. Einer nach dem anderen, und jeder genau der Art seines Wesens entsprechend in einer kürzeren oder längeren Spanne Zeit. — Vielleicht wird Hartwig um elf Uhr sagen: „Darf ich Sie begleiten, gnädiges Fräulein?“ Und er wird mit ihr gehen. Vielleicht.... Es mag auch sein, daß er bleibt. Aber dann werden seine Gedanken ihr folgen.

Durch die weitoffene Tür kam Susanne herein. Draußen stand noch der Diener mit ihrem weißen Abendmantel über dem Arm. Einen Augenblick floß die Helligkeit des Zimmers in die dämmrige Diele hinaus. Dann schloß sich die Tür, eine hohe, sehr dunkle Eichentür mit schwerem Schnitzwerk, auf deren tiefgraunem Grund nun Susanne stand. Sie trug ein mattgrünes Kleid, weiße Nelken am Ausschnitt und ganz glattgescheiteltes Haar, nachtschwarz, über ihrem bräunlichen Gesicht. Sie streckte Karen die Hand hin und ließ sich die Herren vorstellen, die sie alle noch nicht kannte.

Hartwig beugte sich über ihre Hand, sehr ernsthaft, sehr formell. — Was ist er doch für ein großer, steifer Mensch! dachte Karen und mußte lächeln.

Bei Tisch floß die Unterhaltung leicht und angeregt dahin, wie es bei Menschen, deren Interessen gleich lauter schönen, kräftigen Farbentönen zueinander abgestimmt sind, kaum anders denkbar ist. Karen hatte in den letzten Wochen oft mit stiller Freude die prächtige Art bewundert, womit sich Hartwig, der Feldsoldat und Wirklichkeitsmensch, der Stimmung dieses kleinen Kreises einfügte. Aber heute war alles anders als sonst. Er saß neben Susanne drüben, nur durch die Breite des Tisches von Karen getrennt. Es schien jedoch, als sei er ihr schon jetzt weit entrückt, schon jetzt fern und fremd. Es fehlte etwas, das sonst immer als feine, kaum gefühlte Welle von Verstehen zwischen ihnen hin und her gegangen war. Und das seltsamste war, daß sie es nun doch mit einem leisen Bedauern feststellte. Als ob sie es nicht gewußt, nicht selbst so herbeigeführt hätte! — Wenn nur der Wille dagewesen wäre, ihn zu halten mit all den alten Rechten ihrer guten Kameradschaft; aber nicht einmal den hatte sie. Die Freundschaft mit ihm war etwas sehr Schönes gewesen; das Allerbeste in ihrem Leben vielleicht. Und in diesen letzten Wochen seiner Genesung hatte er so ganz ihr gehört. Tag für Tag hatte sie das Wachwerden mit ihm erlebt, das langsame Freiwerden von der Not draußen, von körperlichen Schmerzen und innerer Gebundenheit. Und immer reifer war dabei das Verstehen zwischen ihnen aufgeblüht. Aber nun hatte sich auch daran ihr kühler Verstand gemacht: hatte zergliedert und abgewogen und all das Feine, Ungesagte durchdacht und zerlegt. — Vielleicht, überlegte sie, habe ich zuviel über Gefühle geschrieben und nachgedacht, um selbst noch welche zu erwecken oder intensiv zu empfinden. Vielleicht ist mir an weiblichen Instinkten verlorengegangen, was ich an Verstand und psychologischem Wissen gewonnen habe in all den Jahren. — Und Hartwig braucht ein Stück Natur; eine Frau, die nur Weib ist....

Vom Nebenzimmer, dem kleinen roten Salon, kam durch einen Spalt im Vorhang ein zartrötlicher Lichtschein hereingeflattert, gerade auf die blassen Nelken zu, die über dem dunklen Grund der Täfelung weiß und feierlich blühten wie Lilien auf einem alten Madonnenbild.

Hartwig sprach mit Susanne. Sie redeten nicht vom Krieg. Nein, das hätte ja ihre sommerliche Ruhe stören, einen Schatten über ihr Wesen werfen können. Man vergaß fast in ihrer Nähe, daß es etwas so Lautes, Hartes, wie Krieg, gab. Sie saß ganz ruhig, mit stillem Gesicht, sah nur zuweilen auf und bog den Kopf zur Seite, um ein schnelles Wort zu sagen. Aber was sie auch reden mochte, es war immer irgendwie angefüllt von einer freudigen, tiefen und warmen Innigkeit des Ausdrucks.

Drüben unterhielt sich Karen mit Mora und dem Journalisten über ihre letzte Arbeit.

„Mir scheint,“ sagte Hans Heike, „Sie haben sich da selbst in eine Art Überzeugung hineingeschrieben, die mit dem eigentlichen Grundton Ihres Wesens gar nicht zusammenklingt. Sie haben irgendwie Verstecken gespielt, Sie, Karen!“

„Ich?“ sagte sie unsicher und lächelnd. Sie wußte genau, was er meinte, und er hatte recht. Ihr Blick ging zu Hartwig hinüber, der sich immer noch mit Susanne unterhielt. Du warst mein bester Freund und hast mich nicht verstanden! dachte sie. — Seine Hand lag neben Susannes weißen Fingern; ganz dicht; zuweilen traf es sich im Gespräch, daß sich ihre Hände berührten. Wenn Susanne den Kopf wandte, sah man das Klopfen in ihrer Kehle wie bei einem kleinen, lockenden Vogel.

Karen sah nun nicht mehr hinüber. Es war im Grund keine Sache von großer Wichtigkeit, wenn man einen Freund verlor. Man blickte mit einem bedauernden Lächeln zurück, nun ja.... Er war eben wie kein anderer zu dieser Art Freundschaft geeignet gewesen, die sie liebte. Er hatte so wundervoll verstanden, die Distanz zu wahren; diese zehn Schritte Abstand, die ihr Bedingung waren. Nie hatte er ihre überfeine Empfindsamkeit durch die kleinste Berührung, durch eine jener angedeuteten Zärtlichkeiten der Geste gestört und erschreckt. — Aber nun lag seine Hand da drüben dicht neben Susannes Hand....

Karen fühlte, daß Mora von der Seite her ihr Gesicht studierte, Zug um Zug. Er wollte sie demnächst malen und suchte nun, seit Wochen schon, sie aus ihrer Zurückhaltung herauszulocken, sie irgendwie zu einer impulsiven Wärme des Ausdrucks zu veranlassen, ihrem Wesen die Note zu geben, die er gern in sein Bild hineingelegt hätte. So sprach er auch jetzt auf sie ein, ganz Eifer, ganz Temperament.

Es war immer noch von ihrer Arbeit die Rede. Sie selbst sprach ruhig, in ihrer kühlen Art, die immer über den Dingen stand, alles klar und leicht distanziert sah und beobachtete. — Aber plötzlich kam ihr der Gedanke: nun will ich es sagen! Warum nicht? Mögen sie es alle noch einmal hören, was ich denke. — Und sie sagte mit einem



Lächeln, das ihre Erregung verbarg: „Es ist ganz sicher meine Überzeugung, was ich da schrieb. Alles! Wir schaffenden Frauen stehen nun eben so zum Leben und nicht anders. Wir nehmen die Gefühle anderer, zergliedern sie, putzen sie auf wie bunte Puppen und spielen damit. Wir malen Situationen, deren Wert und Wirklichkeit für uns nur im Künstlerischen liegt. Wir leben unser eigenes Dasein als Episode, beginnen hundertmal von neuem: nehmen Menschen, Dinge, Ereignisse in unsere Hände und lassen sie nur so auf uns wirken, daß ihre Bedeutung einzig und allein durch die Art und Stärke bestimmt wird, mit der sie unsere produktive Tätigkeit beeinflussen. — Wir selbst stehen außerhalb, unberührt, fast unbeteiligt. Und das bedeutet Einsamkeit. Zumal jetzt. Denn glauben sie nur, gerade der Mann, der den Kampf draußen erlebt hat, dem ist eine Frau dieser Art von Grund auf fremd; fremder als je. Der braucht Wärme, Unmittelbarkeit: Gefühle, die von keiner Reflexion beschattet sind."

Es war eine strenge, absolute Kälte in dem, was sie sagte. Mehr noch in der Art, wie sie es sagte. Hans Heike saß eine Weile mit gesenktem Kopf, nachdenklich, ganz versunken in Sinnen. So ist sie! dachte er; eine von den klugen Frauen, die nur wissen, nicht empfinden. — Und ganz langsam wendeten sich seine Gedanken Susanne zu, die mit weitoffenen, feuchten und tiefen Augen drüben saß. Susanne lächelte, und dann war sie über alle Begriffe lieblich. Susanne war so unsagbar ahnungslos, unwissend und berauschend vor lauter purer Weiblichkeit. . . .

Als man nach Tisch in den Empfangsraum hinüberging, blieb Mora neben Karen. „Sie sollten so etwas nicht sagen!" sagte er leise und sehr eifrig. „Es ist unwahr und ganz falsch. Man dürfte es gar nicht anhören."

Karen wollte etwas erwidern. Sie tat es nicht. — Susannes Lachen ging durch den Raum. Sie stand bei Hartwig und Heike und schien gerade etwas zu erzählen. Karen sah, wie sie im Sprechen die Hände aneinanderlegte und die Lider über die spielenden Lichter ihrer klugen Augen senkte. Nun war sie ganz Madonna.

Der Journalist ließ keinen Blick von ihr. Sie ist lauter Leben, dachte er. Man müßte eine Skizze über sie schreiben; ganz kurz nur; ein paar Sätze von tanzendem Grün und Sonne und weißen Nelken. . . .

Aber Peter Mora sprach mit Karen. — „Sie sollten Susanne malen!" sagte sie. Er sah hinüber, zerstreut und halb unlustig. „Sie wissen doch, daß ich Sie malen will! Ich kann an nichts anderes denken in der nächsten Zeit."

„Aber das ist jammerschade, Mora, wirklich! Es ist verschwendete Zeit." — Sie stand am Kamin in ihrem roten Kleid; sehr schlank, mit dem seltenen Bronzeton ihrer Haare über dem weißen Gesicht. Ihre Augen waren heute dunkler als sonst und gänzlich unergründlich. Jedes ihrer Worte war eine freundliche, sehr freundliche — Ablehnung. Wenn man ihr Bild malte, würde man darunter schreiben: Rätsel. — Dagegen Susanne. . . . Was mochte man wohl unter Susannes Bild schreiben? Mora sah zu ihr hin, und seine Augen wurden groß, flimmernd vor Wärme in der jähen Freude des Erkennens. Er wußte nicht, was er unter ihr Bild schreiben würde. Nur ihren Namen vielleicht: Susanne.

Und Karen fühlte, daß sie nun ganz allein war unter ihren Gästen. Es war so, wie sie es liebte: unbeteiligt zwischen den anderen stehen; zusehen und nicht mitspielen müssen in der Komödie. —

Drunten fuhr Susannes Wagen vor. Man hörte das Räderrollen weit in der stillen Straße hallen. — „Gute Nacht!" sagte Susanne. „Nun muß ich fort, denn ich darf die Pferde nicht warten lassen. Aber es war so schön! Wunderschön!" — Und sie gab allen die Hand. Bei Hartwig aber hob sie die Lider, so daß er tief auf den goldenen Grund ihrer Augen sehen konnte. Er beugte sich über ihre Hand und küßte sie und blickte ihr nach, bis sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte.

Er könnte ebensogut mit ihr gehen, dachte Karen. — Aber er blieb. Er blieb auch, als Peter Mora und der Journalist sich eine halbe Stunde später verabschiedeten. Er habe noch etwas mit Karen zu besprechen, sagte er. — Ja, was konnte man da machen! Es war nicht gut möglich, Hartwig loszuwerden, wenn er bei sich beschlossen hatte zu bleiben.

Karen ging langsam und befangen vor ihm her in ihr Arbeitzimmer hinüber. Ein Duft von Tannen und Harz kam ihnen entgegen, der weihnachtliche Geruch dieser Tage vor dem Fest. Hinter ihrem Schreibtisch stand ein kleiner Baum, den sie für ihn schmücken wollte. Wie seltsam nebensächlich das nun geworden war. . . . Sie wußte nicht einmal, ob er nun wirklich bei ihr sein würde am heiligen Abend. — Auf der Schwelle des Zimmers blieb sie stehen und wandte sich zu ihm um. „Ich möchte noch arbeiten," sagte sie, „und es wäre mir lieb, wenn Sie mich jetzt allein ließen."

„Aber wollen Sie nicht erst hören, wie mir Susanne gefiel?"

„Ja", sagte sie sehr leise. Er rückte sich einen Sessel näher zu ihrem Schreibtisch hin und griff über die Papiere, die da aufgeschichtet lagen, nach ihrer Hand. — „Nicht" . . . sagte sie und zog ganz leicht auf eine unbeschreiblich hochmütige Art die Brauen zusammen. „Ist Susanne nicht alles, was ich sagte? Geben Sie nicht zu, daß man sie lieben muß?"

„Sie haben ganz recht", sagte er. „Und wenn man sie liebte, würde man zu ihr hingehen und es ihr sagen, und es wäre alles wunderbar einfach und klar und ohne die mindesten Schwierigkeiten." — — Und nach einer Weile Schweigen: „Wissen Sie übrigens, Karen, daß ich eine Unmenge Wünsche zu Weihnachten habe?"

Er betrachtete den kleinen Baum, anscheinend tief in Sinnen. . . . Aber dann hob er mit einer plötzlichen Bewegung den Kopf, ganz jäh und unerwartet, und sah geradeswegs in ihre erschrockenen Augen.

„Karen," sagte er, „was soll aus uns beiden werden, wenn es so weiter geht? — Wollen wir denn nicht ein frohes, sehr frohes Fest zusammen feiern?"

Sie war so bis ins Innerste erschrocken, daß sie kein Wort sagen konnte. Sie empfand nur: wenn er jetzt gegangen wäre und hätte mich allein gelassen. . . . Wenn einer seiner Gedanken bei Susanne wäre, ein einziger nur. . . . Und zugleich war ein großes Verwundern in ihr, daß sie so bis an die Wurzeln ihres Wesens leiden konnte um einen Mann.

Aber dann hob sie die Augen und sah dicht über sich sein junges Gesicht, ganz durchleuchtet von einer großen, warmen Freude.

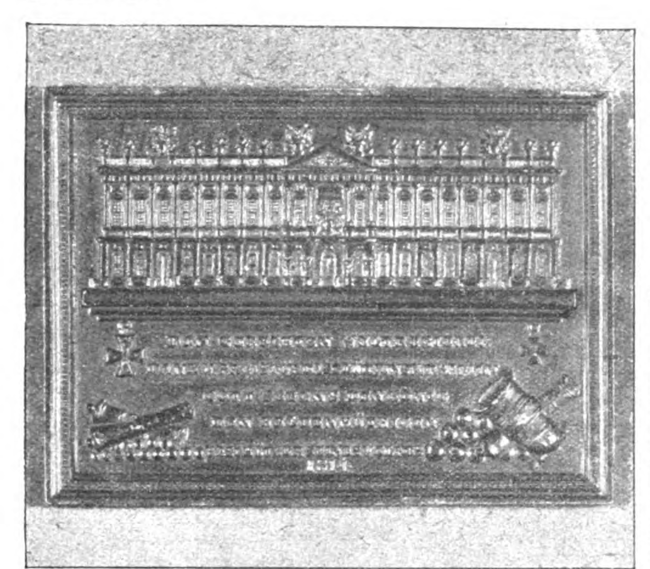


Bilder aus aller Welt.

Neujahrskarten aus Gußeisen.
Aus dem Besitz des Majors Schweitzer.

Eine Sammlung sehr eigenartiger Neujahrskarten besitzt das Märkische Provinzialmuseum in Berlin, die ehemals, als sich noch das Museum im Alten Köllnischen Rathaus am Köllnischen Fischmarkt befand, zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt waren. Es sind Gratulationskarten in viereckigen Formen, aus Gußeisenplatten hergestellt, schwarz lakiert, die von der einstigen Königlichen Eisengießerei gegossen und von dieser an den König, an die Mitglieder des Königshauses, an alle Minister und sonstige Staatsbeamte und wohl auch an hervorragende Kunden zu Neujahr versandt wurden. Die Karten zeigen Ansichten von



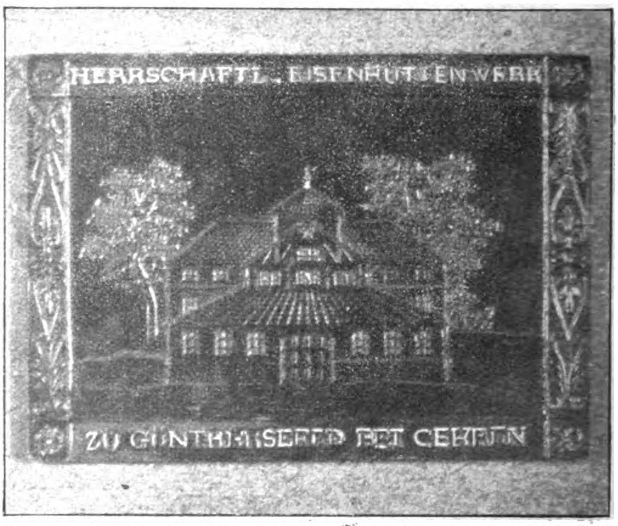


Eine Platte aus dem Jahre 1814.

solchen Werken, die in dem betreffenden Jahr von der Königlichen Eisengießerei hergestellt worden sind (von Berlin zur damaligen Zeit, so das Königliche Schloß, das Denkmal Friedrichs des Großen, das alte Gießhaus, seine Werkstätten und Schmelzöfen, das Denkmal zur Erinnerung an die Befreiungskriege auf dem Kreuzberg u. a. m.), alle künstlerisch in Reliefprägung sehr fein ausgeführt. Auf jeder Ka te befindet sich die entsprechende Jahreszahl eingeprägt. Sonst enthalten sie weiter keine Inschriften. Ihre Entstehungzeit beginnt mit dem Jahre 1805. Die Eisenkarten sind jetzt sehr selten geworden; es gibt dafür einige Sammler und Liebhaber, die, um ihre Kollektion zu vervollständigen, für einzelne Stücke sehr hohe Preise anwenden.

Die Abb. auf S. 1817 zeigt Stücke aus der Sammlung des Herrn Major Schweitzer. Aus derselben Sammlung ist eine gußeiserne Platte, die das Eisenhüttenwerk in Günthersfeld bei Gehren darstellt, die auch die Kunst des Eisengießens in vollendeter Art zeigt. (Abb. untenst.)

Von besonderem Interesse dürfte wegen ihrer Inschrift: „Dem Gerechten Wel regierer Dank und Preis für das Glück Unserer Waffen Gott segne Den König Den Heldenmütigen Beschützer Seines Volkes 1814" eine Platte aus dem Jahre 1814 sein.



Eiserne Neujahrskarte.

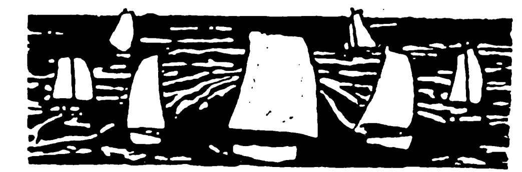
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE



Nummer 52. Berlin den 23. Dezember 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 52.



Die sieben Tage der Woche.

12. Dezember.

Reichskanzler v. Bethmann Hollweg verkündet im Reichstag, daß der Kaiser und die Herrscher der verbündeten Staaten den Feinden ein Friedensangebot gemacht haben.

13. Dezember.

Die rumänischen Truppen, die sich, durch russische Kavallerie verstärkt, an der stark angeschwollenen Jalomita nochmals gesetzt hatten, sind wieder in vollem Rückzuge nach Nordosten. Die Donau- und 9. Armee dringen auf der ganzen Front nach.

14. Dezember.

An der Somme lebhaftes Feuer in einzelnen Abschnitten. Vorstöße der Franzosen auf Ost- und Westufer haben eingesetzt.

In Rumänien ist die Jalomita auch von der Donau-Armee überschritten.

15. Dezember.

Die Franzosen versuchten in dreimaligem Angriff umsonst, die ihnen vor kurzer Zeit auf Höhe 304 südöstlich von Malancourt entrissenen Gräben zurückzunehmen.

Buzeu ist genommen. Bei Fetesti haben stärkere bulgarische Kräfte die Donau überschritten. Unsere Dobrudscha-Armee verfolgt den Feind, der, unter Einwirkung des schnellen Vordringens in der Großen Walachei, seine Stellungen räumte.

16. Dezember.

An der Nordostfront von Verdun gelang es den Franzosen, uns aus der vordersten Stellung in eine zweite vorbereitete Linie Talou-Rücken—Höhen nördlich Louvement—Chambrettes Fe — südlich von Bezonvaux zurückzudrängen.

17. Dezember.

In Rumänien ist der Buzeul-Abschnitt überschritten. Die Franzosen haben Bezonvaux besetzt.

Deutscher Friedenswille.

Von Rudolph Stratz.

Zum drittenmal läutet es aus den Weihnachtsglocken über Deutschland: „Krieg ist das Losungswort!“ Aber stolz und stürmisch hallt es in Ost und West von den Türmen wider: „Sieg!“ Und so tönt es fort! Sieg — glorreicher Sieg, ein Muster und Wunder eines Feldzuges gegen den letzten und ekelsten unserer Feinde, Weltgeschichte und Weltgericht zugleich im Osten, und Sieg im Westen: denn das Aushalten unserer Helden an der Somme war ein Tag um Tag sich mondelang erneuernder Sieg. Und Sieg im Innern. Sieg des ganzen deutschen Volkes: die Mobilmachung aller Männer und Maschinen zwischen Maas und Memel in dem stolzesten deutschen Wort, das kein feindlicher Fremdling je begreifen wird: „Ich dien'!“

Unüberwunden und unüberwindlich, siebenfach gepanzert und sieggekrönt steht Deutschland seiner Welt von Feinden. Steht seinen Feinden in Feindesland. Steht ihnen von der Yser bis zur Düna, von der Somme bis zum Schwarzen Meer; wer von ihnen noch Ohren hat, zu hören, der hörte aus dem Kanonendonner der Walachei eine Wende der Welt. Sah den letzten der Banditendolche zerstückelt im Kot, den letzten Winkel des Verrats ausgefegt, die letzten stillen Rücklagen des Feindes erschöpft. Wenn nicht der Mann im Mond und die Marsbewohner niedersteigen — in

Europa findet die britische Erbweisheit ohnegleichen kein neues Kanonenfutter mehr.

Deutsche Heldentaten geschahen in diesen Jahren, vor denen die Jahrhunderte im Grauen der Ehrfurcht stehen werden. Nicht von der Nibelunge Not, sondern von der Nibelunge Sieg werden künftige Mären sagen. Und jetzt, inmitten des Sieges, geschieht vor unsern Augen das Ungeheuere. Der unbesiegte Kämpfer bietet, das flammende Schwert in der Rechten, in der Linken dem Gegner den Frieden.

Er kann es, weil er der Sieger ist, und nur, weil er der Sieger ist. Wappen und Siegel seines Sieges ist die blutgefärbte Karte Europas. Vier Königreiche zerschellten unter seiner Faust, ein fünftes wuchs auf sein Geheiß neu aus den Flammen. Weite Fürstentümer, von Kurland und Litauen bis Albanien, stehen unter seiner Hand. Der Garten Frankreichs ist sein. Fünfzig feindliche Festungen. Millionen von Gefangenen. Den Zehnten nahm er von den feindlichen Flotten und sandte ihn auf den Meeresgrund. Von den Trümmern Babylons bis zum Sinai, von den Pforten des Marmarameeres bis zum Schnee des mazedonischen Olymps erscholl dem Gegner sein Donnerwort: „Bis hierher und nicht weiter!“ Und weiter da, wo **wir** es wollen! Denn Verteidigung heißt, nach alter Preußenart, Angriff. Aber sie bleibt dabei Verteidigung. Schutz all dessen, was wir und unsere Verbündete sind und haben, gegen den Ansturm der Hälfte aller Menschen, die auf der Erde atmen.

Britisches Tollkraut hat ihren Sinn umnebelt. Wer, wie der Engländer, nur mechanisch, in Maßen und Mengen zu denken vermag, der mochte im Anfang den Krieg für ein Rechenexempel halten. Längst haben die Zeiten die Zahlen widerlegt. Das Heldentum unserer Heere die ewige Wahrheit neu erhoben, daß die sittliche Kraft das Stärkste auf Erden ist.

Diese sittliche Kraft ist es, die denen, die unsere und unserer Verbündeten Geschicke lenken, das Wort Friede auf die Lippe legte. Diese sittliche Kraft gerade jetzt, wo Deutschland sich rüstet, seine ganze irdische Kraft zu einer einzigen flammenden Wetterwolke zusammenzuballen. War es bisher unbesiegt, so muß es nach dieser neuen und ungeheuren Kraftanstrengung Sieger sein! Das wissen wir. Aber wissen heißt für uns Gewissen. Die Männer über uns können die Verantwortung für die unvermeidlichen neuen Opfer dieser letzten und entscheidenden Kraftanstrengung vor Gott und der Geschichte, vor dem Volk und vor sich selbst nur tragen, wenn die Verblendung des Feindes uns bewiesen hat, daß diese Opfer unvermeidlich sind. Darum bieten wir vorher, aus jener Tiefe deutscher Seele heraus, in der Held und Mensch nebeneinanderwohnen und eins sind, dem Gegner die Hand zum Frieden.

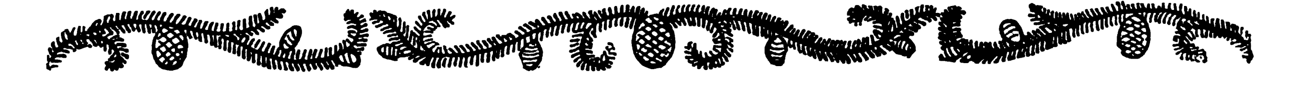
Wird er diese Handbewegung der Großmut verstehen? Noch wissen wir es nicht. Das Wort vom moralischen Wahnsinn ist englischen Ursprungs. Moralischer Wahnsinn umhüllt seit Jahr und Tag die Köpfe der halben, uns feindlichen Menschheit mit blutigem Nebel. Wird das Wort Friede aus deutschem Mund diesen Nebel durchdringen wie der erste Sonnenstrahl die Schwaden der Nacht? Oder wird weiter der Kosake für Kultur, der Zulu für Zivilisation, der Maori für Menschenwürde, der Inder für Freiheit, der Japaner gegen den Militarismus kämpfen? Das zu entscheiden, müssen wir dem Turmbau zu Babel überlassen, der sich unsere Gegner nennt. Wir warten, auf das Schwert gestützt, mit der Ruhe des Starken. Wir haben das Unsere und das Äußerste getan.

Wenn aber wieder das verruchte „Nein!“ einer Handvoll Massenmörder uns aus dem Ausland entgegentönt, dann verzehnfacht und verhundertfacht dies „Nein“ nur unsere Zuversicht auf unsere gerechte Sache. In den Glocken der Silvesternacht klingen Stimmen aus fernen deutschen Jahrhunderten und Jahrtausenden in unser Ohr. Die ehernen Zungen in den Lüften mahnen: Immer hat Deutschland inmitten einer Welt von Feinden wie ein Granitblock im stürmenden Meer aus seiner Not sein Bestes gemacht. Immer wieder errang es sich, den Tod vor Augen, mit dem Schwert seine ewige Jugend.

Und wieder stieg wie immer, wenn Deutschland in Not, geheimnisvoll und unergründlich das Urbild deutscher Art und Kraft aus unserer Mitte auf. Der getreue Eckart. Der riesige Recke — Kühnheit, List und Stärke in einem. Wir halten den Gewaltigen nicht mehr, seit der Einsiedler im Sachsenwald die Augen schloß. Nun wies ihn wieder Wille und Weisheit des Kaisers dem Volk in Waffen und ohne Waffen. Sei es Frieden: wir wollen Gott danken! Sei es Krieg: Hindenburg ruft! Hindenburg führt! Hindenburg siegt! Im Aufmarsch aller Deutschen zum Kampf draußen, zur Arbeit daheim! Dann gleicht unser ganzes, von Not in sich gehämmertes, von Willen in eins gehärtetes Vaterland der sagenhaften Klinge Balmungs, der nichts Sterbliches widerstand, wenn ein Held sie schwang. Und ein Held wird sie dann schwingen! Der Furor Teutonicus. Der heilige Grimm unseres Heeres, das dankbar den ehrenvollen und siegreichen Frieden begrüßt, aber, wenn die Friedenshoffnung trog, um so stärker seine Herzen zu Gott und seine Fäuste auf den Feind schlagen läßt.

Ein Menschenalter ist es her — da sah ich einst in den Straßen Berlins Bismarck. Riesenhaft schritt er dahin. Lang klirrte sein Pallasch hinter ihm am Boden. In ehrfurchtsvoller Entfernung um ihn zog die Menge mit. Er kam zu Fuß aus dem alten Reichstag in der Leipziger Straße. Tausende standen noch dort und jubelten dem Nachhall eines Wortes zu, das er soeben gesprochen, einem hellsehenden Waffenaufruf, damals, im tiefsten Frieden, der Erweiterung der Landeswehrpflicht um sieben Jahre. Das Wort jenes Februartages wurde zu Geist und Tat und möge, wie es jetzt in unseren Seelen fortlebt, durch die Jahrhunderte klingen, solange es ein Deutschland gibt: Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt!

Sollte wirklich das erste milde Morgenrot über der Völkerdämmerung aufglühen, sollten unsere Augen das Traumbild erblicken: die Taube mit dem Ölzweig über den blutigen Wassern — es ist zu früh, die Gefühle zu schildern, die dann jede Brust zu sprengen drohen. Jeder Deutsche kennt sie. Fast jeder Mensch auf Erden. Die Stunde, in der die Friedensglocken hallen, ist zu hehr und heilig, als daß wir jetzt schon von ihr sprechen wollen . . .



Die Niederlande.

Von Staatsminister a. D. Dr. Abraham Kuyper, ehemaligem Königlich Niederländischen Ministerpräsidenten.

Es sind die beiden Fragen auseinanderzuhalten: Erstens, ob die Seelenverwandtschaft des holländischen Volkes eine mehr östlich oder westlich gerichtete ist, und zweitens, welches Endergebnis des jetzigen Weltkrieges vom holländischen Gesichtspunkt aus das Erwünschtere wäre.

Die geschichtlichen und geographischen Verbindungspunkte zwischen den Westmächten und den Niederlanden sind zahlreicher und bedeutsamer, als man gemeiniglich in Deutschland annimmt. Der Stammsitz des jetzigen königlichen Hauses der Niederlande, das Städtchen Orange, liegt im französischen Departement Vaucluse. Zwar verband sich das Geschlecht der Oranier schon 1530 durch Eheschließung mit dem deutschen Hause Nassau-Dillenburg; immer aber blieb Oranien der führende, Nassau nur der begleitende Name. Das große burgundische Fürstengeschlecht, das noch im 16. Jahrhundert auch in unseren siebzehn Provinzen die Herrschaft in der Hand behielt, war in Frankreich emporgestiegen. In den südlichen Niederlanden blieben bis zum heutigen Tage die wallonischen Provinzen mit den flämischen unter einem Haupte verbunden.

Der Kalvinismus, das geistige Element, das unsere Vorfahren in ihrem Kampf auf Tod und Leben mit den Spaniern zum glorreichen Siege führte, war aus dem Französisch sprechenden Genf zu uns gekommen; der Begründer Kalvin selbst aus Nyon gebürtig. Nach der Bartholomäusnacht kamen französische „Réfugiés“ in großer Anzahl als Flüchtlinge nach Amsterdam und anderen holländischen Städten; das gleiche taten früher schon, 1576, nach der Pazifikation von Gent eine Menge Französisch sprechender Wallonen. Noch jetzt findet man in zahlreichen holländischen Städten wallonische und französische Kirchen; an der Amsterdamer Wallonenkirche sind nicht weniger als drei Prediger bestellt. Zwar kam der Heidelberger Katechismus aus Deutschland zu uns, unsere Konfession aber gab uns Guido de Brès — so ist die alte Schreibart des Namens — in französischer Sprache. So blieben denn fast alle Ausdrücke der Kirchensprache bis ins 18. Jahrhundert hinein romanisch: Man sprach von Konfession, von Katechismus, von Religie, von Katechesatie, von Synode, von Klassis, von Konsistorie, von Reformation und nannte den Prediger Dominee. Schon die alte katholische Kirche war auf diesem Wege vorangegangen, und die Herkunft unserer Reformation aus Genf ließ diesen Aufwand an Fremdwörtern noch deutlicher hervortreten.

Aber auch in der Kanzleisprache der Regierungen war noch von den burgundischen Zeiten her das romanische Element das vorherrschende geblieben; man kann in älteren Aktenstücken damit rechnen, auf drei Wörter gewöhnlich zwei romanische anzutreffen. Dieses romanische Uebergewicht verdanken wir, wie gesagt, der burgundischen Herrschaft. Es hat außer den politischen Verhältnissen und der kirchlichen Tradition auch noch eine dritte Ursprungswurzel, nämlich die Universitätstudien, die bis ans Ende des 18. Jahrhunderts in allen Fakultäten in lateinischer Sprache betrieben wurden.*)

Eine Gegenwirkung der deutschen Sprachgewalt trat erst am Ende des 18. und gegen Beginn des 19. Jahrhunderts auf. Luthers unmittelbarer Einfluß war in Holland nicht weittragend; noch heute verfügen in Holland die sämtlichen lutherischen Bekenntnisse über keine größere Anhängerzahl als etwa 100 000. Eine stärkere deutsche Mitwirkung wurde durch die Pietisten in Holland ausgeübt; nicht lange darauf waren es die Philosophie Kants und die in ihrem Zeichen stehende Dichtung Schillers und Goethes, die das romanische Element zurückdrängten und dem deutschen Geistesleben den Weg bahnten.

Trotzdem blieb noch auf lange Zeit hinaus der französische Sprachunterricht für die mittlere Bürgerfamilie das ersehnliche Bildungsmittel, wohinter das Erlernen des Deutschen zurückblieb. Man schrieb und druckte auch seit dem 18. Jahrhundert nicht mehr anders als in lateinischer Schrift; auch heute noch sind verhältnismäßig wenige Holländer imstande, die sogenannte „deutsche Schrift“ zu lesen.

Vertrauter fühlte man sich mit dem Nieder- oder Plattdeutschen; „Nederduytsch“ war ja auch die geltende Bezeichnung unserer Sprache. Die große Bibelübersetzung, die unter dem Namen „Statenbijbel“ bekannt ist und einen sehr großen Einfluß auf unseren Sprachgebrauch ausgeübt hat, wurde unter dem Titel als „Nederduytsche Vertaling“ bezeichnet: Der Ausdruck „Niederländisch“ ist ziemlich neueren Datums.

Mit Ostfriesland, namentlich mit Emden, das lange Zeit unseren Flüchtlingen Schutz vor den Verfolgungen der Spanier gewährte, blieben wir in dauernden nahen Beziehungen. Eine unserer Synoden wurde dort abgehalten, eine andere fand in Wesel statt. Die Feindschaft aber, mit welcher die Erzbischöfe von Münster und Köln gegen uns auftraten, schloß noch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein die rheinisch-westfälische Grenze großen Teils für uns ab.

Gewaltig war schon im Anfang des 18. Jahrhunderts die Anziehungskraft von Paris, das auch heute noch für die Damen der höheren Gesellschaft eine Art weltlichen Mekkas bedeutet. Berlin konnte damals noch nicht mit Frankreichs Hauptstadt konkurrieren, und auch London bot wenig Anziehendes.

Freilich wirkte zunächst noch der Eroberungskrieg, den Frankreich unter Ludwig XIV. gegen uns führte, und die dortige mitleidlose Verfolgung der Kalvinisten bei der Mehrheit unseres Volkes den Pariser Einflüssen entgegen. Nach und nach aber, als die Réfugiés ihre heimatliche Vorliebe für Frankreich wieder aufleben ließen, und als ferner nach dem Ausbruch der französischen Revolution die große Mehrheit unserer bürgerlichen Bevölkerung, der Führung durch die aristokratischen Regentengeschlechter müde, sich fast wie ein Mann mit

*) So sind wir von romanischen Fremdwörtern buchstäblich überflutet. Kirchlich sprach man von Dogmatie, von Diaconie, von Ministerie der Prediger, von Organist usw. Im wissenschaftlichen Leben herrschen Wörter wie Universität, Akademie, Seminarie, Fakultät, Examen, Collegies, Disput, Promotie, Rector, Candidat, Pedell. Weiter sprach man von Chirurgie, Medizin, Apotheke, Ambulanz, in Regierungskreisen von Finanz, Minister, Secretaris, Refendaris, Departement, Marine, Justiz, Petition, Notaris, Lotterie, von der Politik, von Kanton, Arrondissement, Provinz. Und auch im bürgerlichen Leben wimmelt es von Wörtern, wie Jupon, Korset, Mantel, Parapluie, Parasol, Ceinture, Voile, Gardinen, Fauteuil, Chaise, Kanapee, Kabinet, Piano, Secretäre, Bibliothek, Vigilante, Buffet, und so immer weiter von Fruit, von Dessert, Menu, Cotelet, von Boeuf und Roulade. Und so immer fort, fast ohne Ende, immer mit neuer Zufuhr von romanischen Fremdwörtern, ohne daß es möglich sein würde, dem auch nur ein Dutzend deutscher, bei uns eingebürgerter Wörter gegenüberzustellen.

der Pariser revolutionären Bewegung solidarisch erklärte, konnte der weltgeschichtliche Moment eintreten, daß die Sansculotten in Holland mit Jubel empfangen wurden! Der Erbprinz von Oranien flüchtete nach London, und was hier als Regierung auftrat, war nichts als eine kleinliche Nachahmung des in Frankreich zur Herrschaft gelangten Jakobinismus.

Holland sühnte diesen Rausch, indem es 1813 mit Napoleons Zwingherrschaft und seinem Ausplünderungsystem reinen Tisch machte. Den Übertreibungen, die die französische Fremdherrschaft sich zuschulden kommen ließ, ist es zu verdanken, daß dann endlich nach dem Wiener Kongreß in Holland ein klarer und mehr bewußt nationaler Geist sich durchsetzen konnte und der Drang allgemein wurde, den nationalen Charakter auch in den Formen des staatlichen Lebens wieder zu Ehren zu bringen.

Was Deutschland in Zukunft für uns zu bedeuten haben würde, dafür hatte Blüchers Heerführung bei Waterloo uns ein deutliches Vorzeichen gegeben. Aber auch die hohe Kultur, die auf dem Gebiete der Friedenswerke sich in Deutschland entwickelte, übte eine sehr starke Anziehungskraft auf unsere höherstehende Bevölkerung aus. Die vollendete Meisterschaft der Deutschen in der heiligen Tonkunst bezauberte uns. Die philosophische Spannkraft des deutschen Geistes rief in allen wissenschaftlichen Kreisen Bewunderung hervor. Viele junge Holländer pilgerten nach Deutschlands Universitäten, noch zahlreichere machten sich die vortrefflichen Einrichtungen der technischen und Handelshochschulen zunutze. Man spürte es mehr und mehr, daß der kulturellen Führung von Paris und London allmählich in Berlin ein starker Nebenbuhler erwuchs. Deutsche Gelehrte traten an unseren Universitäten als Professoren auf, holländische Akademiker wurden an deutsche Hochschulen berufen.

Leider konnte Holland nicht mehr, wie im 16. und 17. Jahrhundert, eine führende und leitende Stelle behaupten; dafür sind die europäischen Machtverhältnisse doch zu sehr von den Bevölkerungsziffern abhängig. Auch wir wurden, ob wir es wollten oder nicht, in den großen Strom des europäischen Weltgeschehens mithineingezogen, und so vertiefte sich mehr und mehr der Eindruck, daß auch bei uns der neue Strom des höheren Lebens von jetzt an auch mehr aus den deutschen tieferen Quellen gespeist werden sollte.

Von einer Identifizierung der Lebensanschauungen, wie sie jenseit des Rheins und bei uns Geltung haben, konnte aber nie die Rede sein. In Deutschland selbst hatte der hochdeutsche Sprachgeist den niederdeutschen zurückgedrängt und sein Gepräge der ganzen Lebensauffassung aufgedrückt. Die hochdeutsche Gesinnung hatte in strenger Uniformierung die Bevölkerungschichten ineinandergedrängt, in der niederdeutschen Empfindung herrschte und herrscht aber mehr der individualisierende Drang nach weiträumiger Bewegung. Weil dieser Individualismus nun in keinem Lande weiter getrieben wird als in Holland mit seinen getrennten Poldern, mit seinen Einzelhäusern für jede Familie, seinem hochentwickelten häuslichen Leben und seinem jedes Stadtviertel zu einem besonderen Volksteil ausgestaltenden Partikularismus, so wäre es für unser Land auf einen Akt der Selbstvernichtung hinausgekommen, wenn wir unser ängstlich gehütetes Eigenleben abgelegt und eine Nachbildung des deutschen Lebens, der deutschen Denkart, der deutschen straffen Organisation übernommen hätten. Die strenge Systematik, der in die Seele hineingeschmiedete Harnisch zwingt uns, Deutschlands wunderbare Kraftauswirkung anzustaunen, sie verträgt sich aber nicht mit unserer angeerbten Volksnatur. Wer uns das schöne System im Zwang aufdrängen will, macht sich zu unserm Gegner. Wir wohnen am Meeresufer, und unser Leben ist die Schiffahrt, wie der Dichter es so schön ausdrückte: De welvaart van dit land, die komt van't varen.

Schiffahrt und Handel schulen den Charakter für die Freiheit vor; und dies erklärt es auch, daß Westeuropa fortdauernd den größten Zauber auf uns ausüben konnte. Die Pilgrimfathers sind von Delfts aus nach Amerika ausgefahren. In Amerika ist der Kalvinismus zu seiner höchsten Entfaltung gekommen. Und so erklärt es sich, daß wir noch stets auf unser nationales Leben in Konformität mit unserem nationalen Ursprung andringen.

Vor einem Irrtum aber soll man sich hüten. Das eigenartige Selbstbewußtsein unseres Volkes hat es jedoch nie zu einer überschwenglichen Vorliebe für die westlichen Großmächte als Staaten geführt. Unseres Volkes Liebe hat England nie besessen. Zugegeben ist, daß in sehr engen aristokratischen Kreisen, im Haag noch mehr als in Amsterdam und Rotterdam, die englische Sprache, Sitte und Kleidung teilweise tonangebend sind; unbestreitbar auch, daß die Missionstätigkeit sich gern an Englands Vorgehen anschloß; nicht geleugnet soll werden, daß die Lektüre englischer Romane in der Tauchnitz-Ausgabe eine zeitverschlingende Gewohnheit geworden ist. Der Gegensatz in der internationalen Politik aber wog schwerer. Seit den Tagen Cromwells fühlt ihn unser Volk; mit Recht empfindet es sich als das Opfer der Extravaganzen der englischen Kolonialpolitik. Der Verlust des Kaps und Ceylons, der Burenkrieg und das Martyrium Paul Krügers und jetzt wieder die Sperrung unserer Häfen, die Anhaltung unserer Kolonialpost, die „Schwarzen Listen", mit denen unsere Kaufleute vom internationalen Handel ausgeschlossen werden sollen, und vieles andere lassen immer aufs neue die tragische Erinnerung in uns aufleben, daß wir von einem Höhepunkt, auf dem wir einmal gestanden haben, durch England niedergedrückt worden sind. Liebe für England als Staat hat das niederländische Volk nach Ablauf des 16. Jahrhunderts in seinen breiteren Volkschichten nie gekannt.

Und nicht anders steht es mit Frankreich. Man braucht nur die Namen Ludwigs XIV. und Napoleons zu nennen, um, was Holland betrifft, die Geschichte zum Ankläger Frankreichs aufzurufen. Auch hier gibt es selbstverständlich Ausnahmen. Das wirklich Große an Frankreich und England ist auch in Holland stets geehrt und bewundert worden, ganz abgesehen davon, daß es natürlich bei uns noch viele Herren und Damen gibt, die ohne ihren Winterabstecher nach der Pariser Großen Oper und den Magasins sich kein volles Erdenglück denken können. Doch diese Ausnahmen überschreiten ihren kleinen Kreis nur selten. Betrachtet man aber das niederländische Volk als Volksgesamtheit, so ist es eingeschlossen in den immer harten Linien eines gesunden nationalen Egoismus.

Von unserer früheren Größe herabgestiegen, schätzen wir weniger ein hohes als ein ruhiges Leben in unserm kleinen Lande, erfüllt von dem ernsthaften Streben, auch jetzt noch in unseren verringerten Verhältnissen, wie unsere Königin in einer Thronrede aussprach, wenn möglich etwas Großes zu leisten. Internationaler allianzartiger Anschluß ist uns kein Bedürfnis. Wenn





Und dennoch . . .



Eine Weihnachtsmelodie.

Nun naht Kriegsweihnacht schon zum dritten Male,
die Sorgen schlingen dicht den grauen Chor —
die Trauer hebt die irdne Tränenschale
voll bis zum Rande hoch ins Licht empor.

Das Mahl — es ist gewürzt mit Bitternissen,
und doch — in starkem stolzen Aufrechtgehn
muß deutsche Liebe hoch die Fahne hissen
um jener willen, die im Feuer stehn . . .

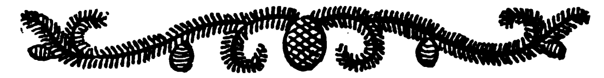
Um derer willen, die schon frühe modern; —
der große Opferaltar nahm sie hin; —
für sie soll jedes Herz in Liebe lodern,
stets war noch Liebe Ueberwinderin . . .

Und Liebe überwinde alle Schmerzen,
und Liebe gehe lind und leise aus
und zünde trostreich weiße Weihnachtskerzen
dem letzten selbst im allerärmsten Haus.

Und die ihr kämpft, fern, fern auf fremder Erde,
euch geb die Heimatbotschaft neue Glut:
die Sehnsucht sitzt und wacht und wärmt am Herde,
und Liebe — harret euer, treu und gut.

Vielleicht, daß jäh und groß mit einem Male
der Friede stürmt im Siegsfanal hervor . . .
die deutsche Trauer hebt die Tränenschale
voll bis zum Rande hoch ins Licht empor . . .

Eugen Stangen.



wir auch vergessen wollen, was Ludwig XIV. und Napoleon, was Englands Machthunger uns angetan haben, so bleibt doch die eine Tatsache in unserer Erinnerung leben, daß Deutschland uns niemals ernstlich belästigt, uns nie im Kriege gedrückt hat, sondern vielmehr einmal selbst für das Haus von Oranien kriegerisch eintrat und durch Blücher uns zusammen mit Wellington bei Waterloo von Napoleon befreite. Unsere vaterländische Geschichte bietet uns ein ganzes Bündel Seiten, auf denen Frankreichs und Englands Kriege gegen die Republik der Sieben Provinzen schwarz auf weiß vor uns liegen, und es darf nicht verhehlt werden, daß unser Verhältnis zu Deutschland uns nie solche Leidensbilder geboten hat.

So finden wir bei unseren westlichen und östlichen Nachbarn Dinge, die uns anziehen, aber auch Dinge, die uns trennen; die Grundnote für unsere Stellung bleibt aber immer bestimmt durch unsere Rassenangehörigkeit. Wir sind in Holland nicht von romanischem, sondern von germanischem Stamm und bleiben im germanischen Stamm immer eine westeuropäische Variation.

Wenn wir alles vorstehend Ausgeführte zusammenfassen, so empfinden wir uns den Romanen gegenüber als Germanen, den Hochdeutschen gegenüber als Niederdeutsche und als das einzige zu voller politischer Ausbildung gelangte niederdeutsche Volk, zu Westeuropa gehörig, dem Meere mehr als dem Lande zugeschworen.

*

Ist derart unsere genealogische, geographische und historische Lage, so kommt jetzt die zweite mehr aktuelle Frage: Welches Endergebnis des jetzigen Krieges für Holland am meisten zu fürchten wäre. Und dann ist die erste Warnung, mit der man zu uns kommt, daß wir uns doch hüten sollen vor dem Pangermanismus*), der — wie man vorgibt — auch unsere Freiheit und nationale Selbständigkeit rücksichtslos bedroht. Man kennt und nennt uns mit Namen und Zunamen die gelehrten und politischen Führer, die diesen Pan-ismus treiben. Nicht weit von unserer Grenze erscheint tagtäglich die Zeitung, deren Redaktion uns zur Rückkehr in die allumfassende germanische Familie einladet, und, auch abgesehen von diesem mehr speziellen Treiben, kennen wir den Pan-ismus, der sich fast überall als Panamerikanismus, Panhellenismus, Panromanismus oder Panslawismus und so auch als Pangermanismus ankündigt. Es ist leicht zu verstehen, wie die Nationalitätsidee, etwas stärker angeschraubt, ihre Ruhe sucht in Rasseneinheit und daher die geschichtliche Störung dieser Zusammengehörigkeit beiseitesetzt, um die verlorene Einheit zurückzugewinnen. Aus solchem Idealismus kann man aber, unter Führung der Geschichte, nie zu der Realität hinabsteigen, ohne gleich im Anfang von der Eitelkeit solcher Gedankenphantasien überzeugt zu werden. Frankreich, Spanien und Italien sind romanische Länder, wer aber denkt sich auch nur die Möglichkeit, daß diese drei Staaten sich in einen einzigen Großstaat auflösen möchten. Die Slawen dehnen sich von Archangel bis nach Sofia aus. Allein wer spürt nicht auch jetzt wieder, wie Sprachenunterschied, kirchliche Differenz und historische Erinnerung Russen, Polen und Bulgaren trennen. Einstmals hat es ein riesenhaftes römisches Kaiserreich gegeben. In diesem Reiche aber lebten nicht allein Romanen, sondern Völker und Stämme aus drei Weltteilen, von aller Art Rasse. Wohl ist es leicht zu verstehen, daß der schwärmerische Gedanke einer allumfassenden Einheit fast überall die intensivst nationalen Geister verlocken wird; historisch jedoch ist dieses Streben und Trachten ohne Ausnahme dazu verurteilt, sich in Phantasien zu verlieren. Bei noch sehr niedrigstehender Kultur ist der enge genealogische Zusammenhang noch vielfach die Völker beherrschend. Je mehr aber die Zweige am Stamm sich verästeln, desto klarer drängen die Variationseigentümlichkeiten nach Selbständigkeit. Wir in Holland sind über dieses pangermanistische Treiben völlig unbesorgt. Wir wissen, daß unsere nationale

*) Zu diesen Ausführungen des hochverehrten Verfassers müssen wir ergänzend bemerken, daß der sogenannte Pangermanismus niemals wie etwa der Panslawismus — oder richtiger: Panmoskowitismus — als politischer Machtfaktor aufgetreten ist, hinter dem sich mehr oder weniger die Pläne der Regierung versteckten. An verantwortlichen Stellen in Deutschland hat zu keiner Zeit irgend jemand auch nur daran gedacht, dem vom ganzen deutschen Volk als selbstverständlich anerkannten niederländischen Volksbewußtsein, geschweige denn der niederländischen Souveränität, zu nahe zu treten. D. Red.

Eigentümlichkeit eher zu stark als zu wenig ausgeprägt ist. Wer es einen Augenblick wagte, uns zu annektieren, würde bald nur die eine Frage kennen: Wie schnell er sich unserer wieder entledigen könnte. Unsere Unverzehrbarkeit würde ihm mehr schaden, als unser Einschlürfen ihm Gewinn gebracht hatte. Unsere nationale Natur ist zu intensiv holländisch, als daß wir auch nur das Geringste vom Pangermanismus zu fürchten hätten. Auch von einer Einschwärmung von Deutschen in Holland ist keinesfalls die Rede. Nach Angabe des Gothaischen Almanachs von 1915 sind in unserem Lande 37 534 Angehörige deutscher Nationalität, während man in Deutschland nicht weniger als 144 175 Niederländer zählte.

Die politisch-internationale Frage stellt sich denn auch ganz anders. Für uns ist es die Hauptfrage, von welcher Seite — von Ost oder West — am meisten Gefahr droht für Hollands nationale Selbständigkeit und für unseren Kolonialbesitz. Und stellt man die Frage so, dann ist es unleugbar, daß immer die meiste und größte Gefahr zu fürchten ist von derjenigen Großmacht, die bestrebt ist, noch einmal den Gedanken des Weltreichs zu vervollkommen.

Laut Genesis XI., 1—9, ist dieses Bestreben zum erstenmal im babylonischen Reiche aufgetreten und unbedingt verurteilt. Es kommt einmal eine die ganze Welt umfassende Monarchie, allein nur durch die Parousie des Herrn Jesu Christi. Jeder Versuch, schon jetzt zu realisieren, was erst dann kommen kann und wird, muß am Ende scheitern. Die Stiftung und Aufrechterhaltung eines solchen Weltreiches haben erst die Assyrer und Babylonier, später die Perser, dann noch einmal die Griechen unter Alexander dem Großen und zum Schluß die Römer versucht. Napoleon hat später noch einmal auf kurze Zeit versucht, diese Idee nachzuahmen, sein Reich hat aber nicht bestehen können. Man lese nur Gibbons „History of the decline and fall of the Roman empire"*), um einzusehen, warum selbst das übermächtige Römische Weltreich nicht hat standhalten können. Stellt man nun die Frage, ob auch jetzt ein solches Weltreich versucht sich emporzudrängen, so ist nur eine Antwort möglich, und diese sagt uns, daß im 19. Jahrhundert nicht auf dem europäischen Festlande, sondern auf der Ausgedehntheit des Ozeans ein solches Weltreich tatsächlich entstanden ist, was sich jetzt The British Empire nennt. Nach Trafalgar ist die englische Flotte Herrin und Meisterin des ganzen Weltmeers geworden. Nun umfaßt das Wasser aber nicht weniger als 71,7 Prozent der ganzen Erdoberfläche, während sich für das feste Land in den fünf Weltteilen nur 25,3 Prozent erübrigen, und nimmt man die Bevölkerung der Erde, so ergibt sich, daß die Gesamtbevölkerung der Erde sich im Jahre 1900 auf 1587 Millionen belief, und daß von dieser Kopfzahl nicht weniger als 425 Millionen über die fünf Weltteile verstreut, also nicht viel weniger als ein Drittel von dem British Empire zusammengefaßt werden. Ein derartiges Weltreich von solcher Ausdehnung zu Lande und zu Wasser hat nie zuvor bestanden, und außerhalb Großbritanniens gibt es auch jetzt keinen einzigen Staat in der ganzen Welt, der mit diesem British Empire zu vergleichen wäre. Rußland, China oder welches andere Land man auch nennen möge, alles zieht sich vor einer solchn Riesenmacht zu Land und zu Wasser zurück. Schon daher scheint es mir, daß der Wunsch nach einer nochmaligen Vergrößerung dieser ungeheuren Macht nicht von den kleinen Nationen ausgehen kann. Am Ende würden fast alle sich in dieser Groß-Weltmacht verlieren. Und dazu kommt nun noch, daß speziell Holland hier alles zu fürchten hat. Schon sind wir fortwährend von der englischen Übermacht zurückgedrängt worden, und dies nicht nur staatlich, sondern teilweise auch nach unserem Stammverbande. Man hat uns gezwungen, unsere prachtvolle Kolonie am Kap der Guten Hoffnung aufzugeben, und im Burenkrieg hat man versucht, auch unsere nationalen Interessen am Kap zu vernichten. Die Märchenherrschaft Großbritanniens ist am Ausgange dieses Jahrhunderts derart allbeherrschend, daß im Falle eines Krieges mit England kein einziges Kriegschiff aus Holland nach unseren Kolonien abgehen könnte und alsbald alle Gemeinschaft mit Java gestört sein würde. Seitdem nun England mit Japan in Allianz getreten ist, darf ohne Übertreibung gesagt werden, daß im Orient die Gefahr für die Niederlande doppelt ist. Und steht die Sache so, wer in Holland könnte dann noch wünschen, daß dieses alles überherrschende Weltreich noch weiter ausgedehnt und in seiner Kraftfülle noch einmal bedeutend verstärkt würde! Viel eher muß es uns zusagen, wenn es anderen Mächten gelingt, auf dem weiten Ozean ein Gegengewicht zur Geltung zu bringen und dadurch auch unsere Zukunft aufzuklären. Für uns schwankte vom August 1914 ab die Wage nur zwischen England und Deutschland. Wie heldenmütig auch Frankreich den Kampf noch einmal aufgenommen hat, jeder Kenner der Lage weiß, daß Frankreich im 19. Jahrhundert durch die Bevölkerungsabnahme in seiner nationalen Energie viel zu weit zurückgegangen ist, als daß es die Rolle, die es unter dem ersten Napoleon spielte, noch einmal aufnehmen könnte. Es ist nicht imstande gewesen, die hohe Stellung aus seiner Vergangenheit zu behaupten. Sich selbst überlassen, würde Frankreich in sich selbst zurückfallen. Mit Rußland steht die Sache so, daß seine Bevölkerung jedes Jahr um 3½ Millionen wächst, und daß es, falls es in seiner moralischen Zeugungskraft ausharrt, schon nach einem Jahrhundert ganz Europa überwältigen kann. Jetzt leidet es noch unter seiner jugendlichen Unreife, doch wer kann sagen, was Europa von Rußland zu erwarten hat, wenn der mächtige slawische Staat zur vollen männlichen Reife gelangt sein wird. Viel wunderbar Schönes verbirgt sich noch in diesem Volke, und der Mir bleibt eine außerordentlich schöne Dorfeinrichtung. Allein der Slawismus sucht nun die germanischen Völker immer mehr zurückzudrängen. Ich darf es daher nicht wünschen, daß dieses Vordringen der Slawen in Europa zu schnell vor sich gehe. Und dann birgt Rußland doch in sich noch immer ganz andere Stämme und in seinem Boden Schätze, und überdies hat es einen überwältigenden Naturreichtum, wozu dann noch kommt, daß das übermächtige Asien, das für Jahrhunderte tot war, jetzt durch Japan neu belebt ist und auch in unserem Indien durch den Sarêkat Islâm einer ganz neuen Zukunft entgegengeht. Bei einer solchen Lage der Dinge kann es für Holland nicht erwünscht sein, daß die Mittelmächte, mit denen wir verwandt sind, und deren Fatum auch unser Schicksal beherrscht, auch nur um einen Strich zurückgedrängt werden. Selbstverständlich würden wir ihre Erniedrigung teilen. Wenn ich mich daher gleich

*) Dieses Werk von Gibbons ist 1787 vollendet und 1788 in sechs Bänden in London erschienen. Die neueste englische Ausgabe stammt von Bury, 1900, in sieben Bänden. In Leipzig erschien 1805 bis 1807 eine 1[illegible]bändige deutsche Übersetzung; eine zweite von 1837, erlebte bereits vier Auflagen, von denen die erste 1837, die vierte 186[illegible]/63 herauskam.

beim Beginn des Krieges für prodeutsch erklärte, so wurde hiermit von mir nur dies eine ausgesprochen, daß eine nochmalige Steigerung der britischen Macht mir für den ganzen Gang der Weltgeschichte äußerst bedenklich schien, weil Englands Weltherrschaft noch fester begründet würde und dadurch speziell für Holland eine Schwächung der Mittelmächte und ein erhebliches Anwachsen von Englands Macht zu Wasser und zu Lande bedeuten würde, was bei der jetzigen Lage für unser kleines Holland mit seinen reichen Kolonien eine vielleicht nicht mehr zu hemmende Gefahr heraufbeschwören könnte.

Holland gehört zu den Neutralen und wird selbstverständlich, wenn irgend möglich, bis zur Wiederherstellung des Friedens in seiner Neutralität verharren. Unserer Regierung ist aller unser Dank gewidmet, daß sie unsere Stellung im europäischen Konflikt so durchaus gut verstanden und talentvoll verteidigt hat. Nationale Neutralität schließt jedoch auf keinen Fall aus, daß die Bevölkerung ihre Gesinnung und Sympathie zum Ausdruck bringt. Es hat es auch niemand so verstanden, als wenn es das ausschlösse, in Amerika nicht und in der Schweiz nicht. Auch uns in Holland soll es daher erlaubt bleiben; und auch wenn man es uns nicht gestattete, würden wir uns das Recht dazu nehmen, in dem, was im Kriege vorgeht, mitzuleben und für das Endresultat eigene Wünsche zu hegen. Man muß daher wohl verstehen, daß auch meine Überzeugung, daß eine nochmalige Vergrößerung der britischen Macht zu Wasser uns unheilvoll sein könnte, in nichts eine Verletzung unserer politischen Neutralität bezweckt. Nur bleibt es mein sehr ernsthafter Wunsch, und ist es mein tiefinnigstes Gebet, daß, wenn der Friede wiederkehrt, unsere Lage in der Welt, sowohl in Europa als auch in Asien, nicht verschlechtert sein möge.

Und fragt man zuletzt, ob die pazifistische Bewegung uns keine Hoffnung bietet, daß mit dem Ende des Krieges eine Pax aeterna eintreten wird, so verhindert schon Christus' entschiedener Ausspruch mich, dies für möglich zu halten. Für die Beständigkeit des Friedens habe ich stets geeifert. Ich war Vorsitzender der Friedensvereinigung, die sich im Haag formiert hatte. Ich bleibe nach wie vor für die Friedensbewegung tätig. Carnegie ist mir ein Freund. Und eben gerade, weil wir jetzt der Kriegsgefahr ausgesetzt sind, kann nie zu stark die Neigung zum Pazifismus genährt werden. Allein von aller Bewaffnung zu Wasser und zu Lande absehen und nur das Friedenslied ausjubeln, ist keine praktische Politik. Die Weltverhältnisse können nicht immer so bleiben, wie sie in einem gegebenen Augenblicke sind. Das eine Volk geht zurück, das andere gewinnt an Kultur, an Lebenskraft, an höheren Fähigkeiten und Macht. Dies muß im praktischen Leben in Reibung und Kraftmessung übergehen. Im Haag besitzen wir jetzt den Friedenspalast, und unter der Hoheit unserer Königin sitzt nun in ihrer Residenz der Arbitragehof. So ist Holland von selbst darauf angewiesen, durch seine zentrale Stellung in der Friedensbewegung den Krieg, wo er droht, zu verhüten und, was für alle Völker die Aufgabe des Tages ist, die Dauerhaftigkeit des Friedens anzustreben. Allein früher oder später kommt es doch wieder zum Zusammenstoße. Das weiß jede Großmacht, und daher ziemt es auch uns, zu rechnen mit dem, was die Zukunft uns bringen kann.

Friedenskonjunkturen sind herrlich, und auch Holland wird nicht unterlassen, sie heraufzubeschwören und anhalten zu lassen. Auch jetzt geht der Ruf meines ganzen Vaterlandes nur dahin. Allein wir sind ein zu altes Volk, als daß wir uns noch einer gekünstelten Illusion hingeben dürften. Und wie klar und hell auch noch vom Friedensfirmament die Sonne uns bestrahlen möge, auch wir wissen es, daß heller Sonnenschein heute für morgen das dunkle Wolkenheer, mit dem Blitzstrahl aus dem Dunkel, nicht ausschließt.

·Weihnachtslied·

Da Sankt Christopher das Kindlein trug,
Die Allmacht sein Auge mit Blindheit schlug —
Schwer beugte die himmlische Bürde.
Den gleitenden Fuß ihm der Bergbach umrann
Mit Gischt und Gefahr. Da bangte dem Mann,
Ob Land er gewinnen würde.

Als trüg er des Weltalls verzehrende Last,
So trieb's ihn und zog und gönnte nicht Rast,
Ob schwindend die Kraft am Versagen.
Doch als er strauchelnd das Ufer gewann,
Da staunte das lächelnde Wunder ihn an:
Er hatte den Herrgott getragen!

Und die sternlose Nacht war vom Glanze erfüllt,
Der heut noch der uralten Botschaft entquillt,
Wenn ihre Glocken uns singen.
Und fallen auch klagende Stimmen mit ein
Und lassen aufweinend den Ton nicht rein,
Und leise geborsten sie schwingen:

Der himmlische Gruß trifft hell unser Ohr
Wie einer Hoffnung geöffnetes Tor,
Wie ein holdseliges Ziehen!
Doch wiegt Maria das Kind — und singt —
Das aller Welt einst den Frieden bringt,
Im Stalle auf ihren Knieen!

Die Liebe hat uns den Nacken beschwert,
Der wir wie Christopher nicht länger gewehrt,
Da wir die Last erst erkannten.
Die Tränenbäche näßten den Fuß,
Wir aber vernahmen den seligen Gruß,
Und unsere Herzen, sie brannten!

Ursula Roegels.

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern).

Das Ereignis der verflossenen Woche, das die Welt aufhorchen ließ wie kein anderes Ereignis seit dem Ausbruch der Verschwörung gegen Deutschland, war das Friedensangebot des Vierverbandes Deutschland, Österreich-Ungarn, Türkei und Bulgarien an die Regierungen der feindlichen Mächte. Der zwölfte Dezember 1916 wird ein entscheidender Tag in der Geschichte.

Die militärischen Ereignisse rollen inzwischen ihren Lauf. Nicht eher, als bis von unserer Obersten Heeresleitung das Signal „Das Ganze halt" gegeben und an der ganzen Front wiederholt wird, ändert sich das mindeste in der Durchführung der militärischen Aufgaben.

Der amtliche deutsche Heeresbericht am Abend des elften Dezember hatte lebhafteren Artilleriekampf auf dem östlichen Maasufer, Mißerfolge starker russischer Angriffe in Siebenbürgen, schnelles Vorwärtskommen in der Walachei und blutige Niederlagen der Franzosen und Serben im Cernabogen gemeldet. Der Abendbericht des zwölften lautete: Im Osten und Westen nichts Wesentliches, in der Großen Walachei siegreicher Fortschritt gegen Rumänen und Russen.

Ohne eine Stunde zu versäumen, wird die Verfolgung des geschlagenen Feindes auf dem rumänischen Kriegschauplatz fortgesetzt.

Nach der Einnahme von Bukarest bildete die Jalomita das nächste Ziel, die bei Harsova etwa vierzig Kilometer weiter nach Osten in die Donau mündet. Nach kurzen Kämpfen wurde die Jalomitalinie in ausgedehnter Breite dem Feinde entrissen. Sehr bald konnte die Heeresgruppe Mackensen melden, daß der Feind in vollem Rückzug nach Nordosten sei, daß die Unsrigen stetig Gelände in beträchtlicher Strecke gewinnen.

Der Name Buzeu bezeichnet den nächsten Abschnitt, in welchem mit einem Widerstand des Gegners nach der Karte zu rechnen sein würde. Die weiter eintreffenden Meldungen enthielten Berichte von der Einnahme befestigter Stellungen am Gebirge. Zu Tausenden wurden neue Gefangene gemacht, neue Kriegsbeute kam hinzu. Buzeu wurde genommen. Zum Schluß der Woche konnte gemeldet werden, daß unsere Dobrudscha-Armee den Feind verfolgt, der unter Einwirkung des schnellen Vordringens in der Großen Walachei seine Stellungen räumte. X.

Bundesrat Edmund Schultheß

Bundespräsident der Schweiz für das Jahr 1917.

Hierzu das Porträt auf Seite 1827.

Die oberste vollziehende Landesbehörde der Schweiz ist bekanntlich der aus sieben Mitgliedern bestehende Bundesrat. Die Präsidentschaft des Bundesrates wechselt jedes Jahr und wird den einzelnen Mitgliedern in der Regel in der Reihenfolge ihres Dienstalters übertragen. Früher übernahm der Bundespräsident regelmäßig die Leitung der politischen Angelegenheiten des Landes. Nach der auf 1. Januar 1915 in Wirksamkeit getretenen Neuorganisation der Bundesverwaltung behält er aber die Leitung der Geschäfte seiner ihm anvertrauten Verwaltungsabteilungen auch während der Präsidentschaft bei, da nunmehr auch das politische Departement seinen ständigen Vorsteher erhalten hat.

Die Wahl der Bundesräte erfolgt durch die Bundesversammlung, die den Nationalrat und den Ständerat umfaßt. Das Schweizervolk hat von jeher den größten Wert darauf gelegt, die Leitung seiner Geschicke den tüchtigsten Männern des Landes anzuvertrauen. Wenige Jahre vor Kriegsausbruch sind einige Mitglieder des Bundesrates durch Tod ausgeschieden und durch hervorragende Staatsmänner im besten Alter ersetzt worden. Das Schweizervolk kann sich besonders glücklich schätzen, gerade in so schwerer und sorgenvoller Zeit die Besten seiner Söhne an höchster Stelle zu wissen.

Am 14. Dezember hat die Bundesversammlung als Bundespräsident für 1917 Herrn Bundesrat Edmund Schultheß gewählt, eine Wahl, die im ganzen Schweizerland freudigen Widerhall gefunden hat. Herr Bundesrat Schultheß entstammt einem alten Zürcher Geschlecht, ist 1868 in Villnachern (Aargau) geboren. Er studierte Jurisprudenz in Straßburg, München, Leipzig, Bern und Paris. Von 1891 an praktizierte er als Rechtsanwalt in Brugg, war von 1893—1912 Mitglied des aargauischen Großen Rates, dem er 1897 präsidierte. Von 1905 an bis zum Eintritt in den Bundesrat war er als Abgeordneter des Kantons Aargau Mitglied des Ständerates.

Schultheß genoß schon bald nach Aufnahme seiner Tätigkeit den Ruf eines hervorragenden Rechtsanwaltes und wurde als Berater in industriellen, Handels- und agrarpolitischen Fragen gleich hoch geschätzt. Als Vertreter in den Behörden behandelte er mit Vorliebe volkswirtschaftliche Aufgaben und galt besonders in Eisenbahn- und Finanzfragen als Autorität.

Am 17. Juli 1912 wurde Schultheß als Nachfolger von Adolf Deucher in den Bundesrat gewählt. Er übernahm die Leitung des damaligen Handels-, Industrie- und Landwirtschaftsdepartements, des nunmehrigen Volkswirtschaftsdepartements, das folgende Abteilungen umfaßt: Landwirtschaft, Gewerbe- und Industrie, Amt für Sozialversicherung, Gesundheitsamt, Veterinäramt. Bundesrat Schultheß hat sich mit erstaunlicher Raschheit in seinen neuen Aufgabekreis eingelebt und schon während der wenigen Jahre seiner bundesrätlichen Tätigkeit auf verschiedenen Gebieten schöpferisch in hervorragender Weise gearbeitet. Das neue schweizerische Fabrikgesetz ist zum guten Teil sein Werk, das er durch eine glückliche Verständigung zwischen den Vertretern der Arbeiterschaft und der Industriellen zur einmütigen Annahme brachte. Seine von jeher auf die Versöhnung und Ausgleichung von sozialen, wirtschaftlichen oder politischen Gegensätzen gerichtete Tätigkeit hat auch hier bereits ihre segensreichen Früchte gezeitigt. 1913 präsidierte er dem in Bern abgehaltenen internationalen Kongreß für Arbeiterschutz, der besonders die einheitliche Regelung des 10-Stunden-Tages sowie der Frauen- und Kinderarbeit bezweckte. Im September 1914 hätte in Bern ein weiterer Kongreß stattfinden sollen, um die letzte Hand an die getroffenen Vereinbarungen zu legen, was aber durch den inzwischen ausgebrochenen Krieg vereitelt wurde. Die schweizerische Landesausstellung von 1914 in Bern sowie der im gleichen Jahre abgehaltene internationale milchwirtschaftliche Kongreß wurden von Bundesrat Schultheß als Ehrenpräsident eröffnet.

Eine ungemein vielseitige und fruchtbare Tätigkeit entfaltete der Vorsteher des schweizerischen Volkswirtschaftsdepartements seit Kriegsausbruch. Der verhältnismäßig gute Stand der Lebensmittelversorgung des Landes ist zu einem guten Teil sein Verdienst. Bundesrat Schultheß hat es hierbei vortrefflich verstanden, die großen wirtschaftlichen Organisationen in den Dienst der Lebensmittelversorgung des Landes zu stellen und damit private und staatliche Initiative gegenseitig zu ergänzen.

Die Schweiz hat bisher alle gefährlichen Klippen dieses Weltkrieges glücklich umschifft, und das Schweizervolk hat das volle Vertrauen zum Bundesrat und zum Bundespräsidenten, daß sie es in Zukunft glücklich durch alle Schwierigkeiten hindurch führen werden.



Nummer 52.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1827



Atelier Kölla, Bern.

Edmund Schultheß,

der neue Schweizer Bundespräsident.



Spezialaufnahme der „Woche“.

Der Reichstag während der Rede des Reichskanzlers.

Die denkwürdige Sitzung des deutschen Reichstags am 12. Dezember 1916.



B. J. G.

Feldmarschall v. Hindenburg und General Ludendorff begeben sich zum Trauergottesdienst.

Trauergottesdienst für Kaiser Franz Joseph im deutschen Großen Hauptquartier.



1. Oberstabsarzt Niehus, 2. Sanitätsmajor Dr. Selling (Deutscher Direktor des Gülhané, 3 Feldsanitätsche, Exz. Prof. v. Schjerning, 4. Chefchirurg Sanitätsmajor Dr. Brünig, 5. Dr. Assaf Derwiede-Bei, 6. Oberstabsarzt Collin (Oberster Sanitätsoffizier), 7. Talaat-Bei (Türkischer Direktor des Gülhané.

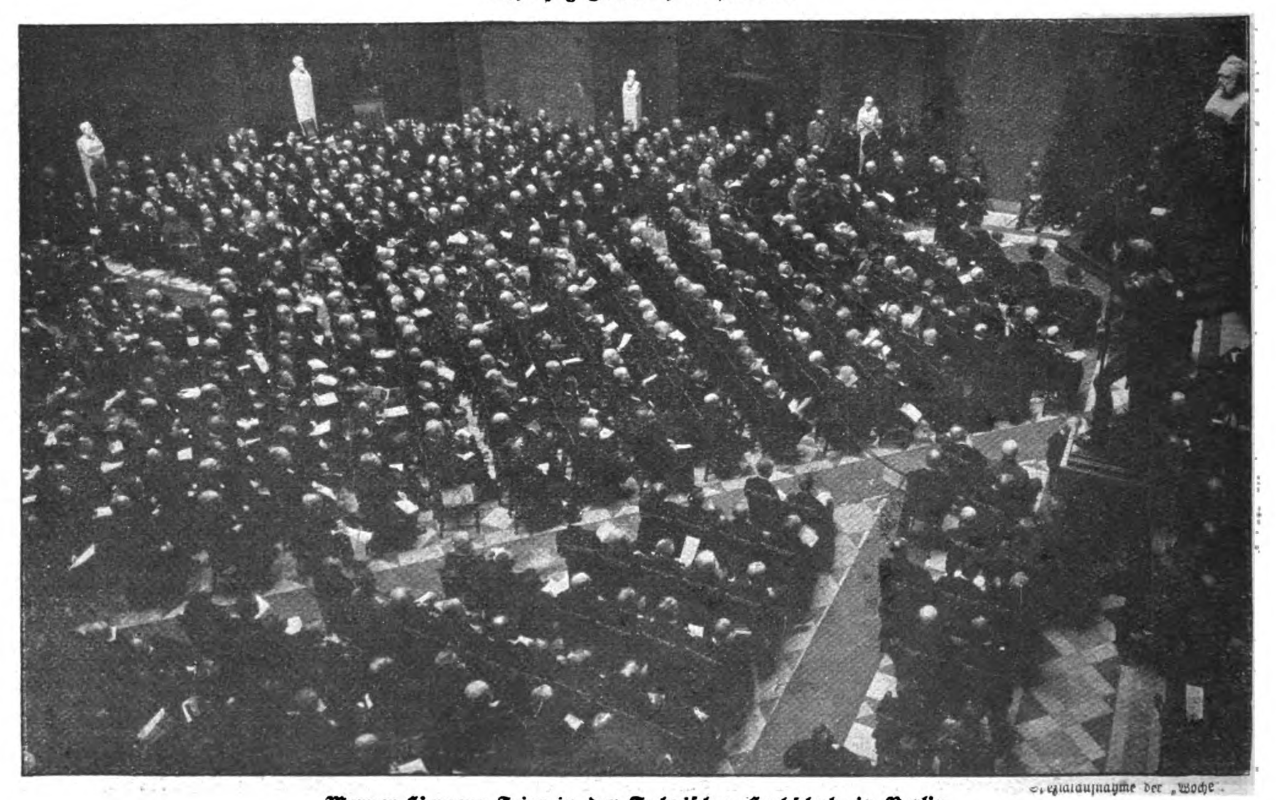
Vom Besuch des deutschen Feldsanitätschefs Exz. Prof. v. Schjerning in Konstantinopel.





1. Feldmarschall Erzherzog Friedrich. 2. General von Falkenhayn. 3. General von Staabs.

Erzherzog Friedrich in Predeal.



Spezialaufnahme der „Woche".

Werner-Siemens-Feier in der Technischen Hochschule in Berlin.

(Am Rednerpult Reichsrat Dr.-Ing. h. c. Oskar von Miller.)





Phot. R. Sallich, Bremen.

Bulgarische Reiterei auf dem Marsch in Rumänien.



Major Dallmer. Major Seitz. Major Pohl. Major Bartz. Major Goetze.

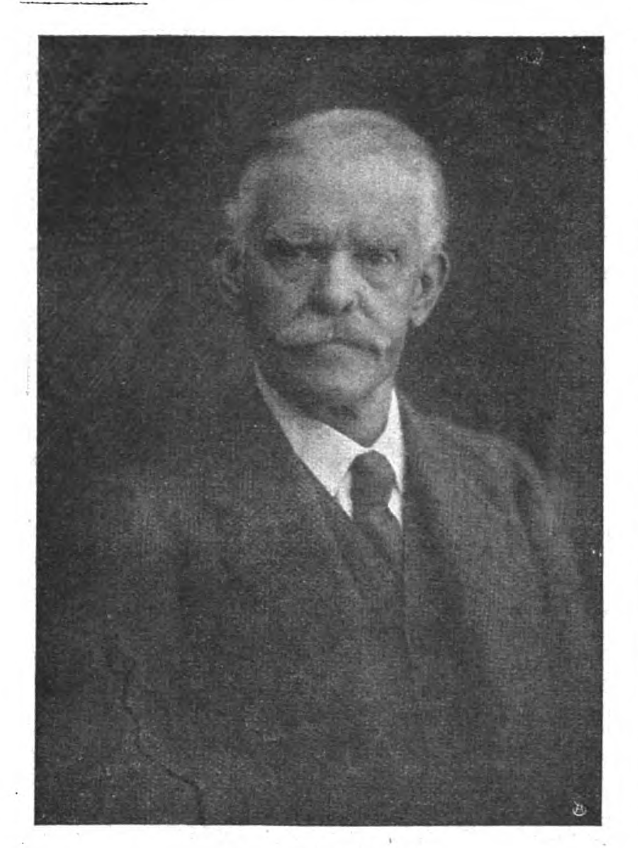
Phot. Hahn. Hauptmann v. Römer. Hauptmann Schenck. Hauptmann Gottfr. Kitzrow. Phot. Reichelt. Hauptmann Baur. Hauptmann Sandkuhl.

Hauptmann Edgar Jahns. Phot. Möhlen. Hauptmann Paul Osterwald. Oberleutnant Bernh. Kaehler. Phot. Thies. Leutnant H. Wilke. Leutnant Ludwig Freese.

Leutnant Prignitz. Leutnant Fritz Dreyer. Phot. Menzel. Leutnant Otto Sendler. Phot. Wrede. Leutnant Borchers. Leutnant Auenmüller.

Leutnant Artur Tritschler. Leutnant W. Lüters. Phot. Elite. Offz.-Stellv. Hans Großkopf. Vizewachtmeister A. Golla. Offz.-Stellv. Albert Schwarz.

Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse.



Georg Schweinfurth,
berühmter Afrikaforscher, feiert seinen 80. Geburtstag.



Phot. Grillich.

Dr. Alexander v. Spitzmüller,
der neue österreichische Ministerpräsident.



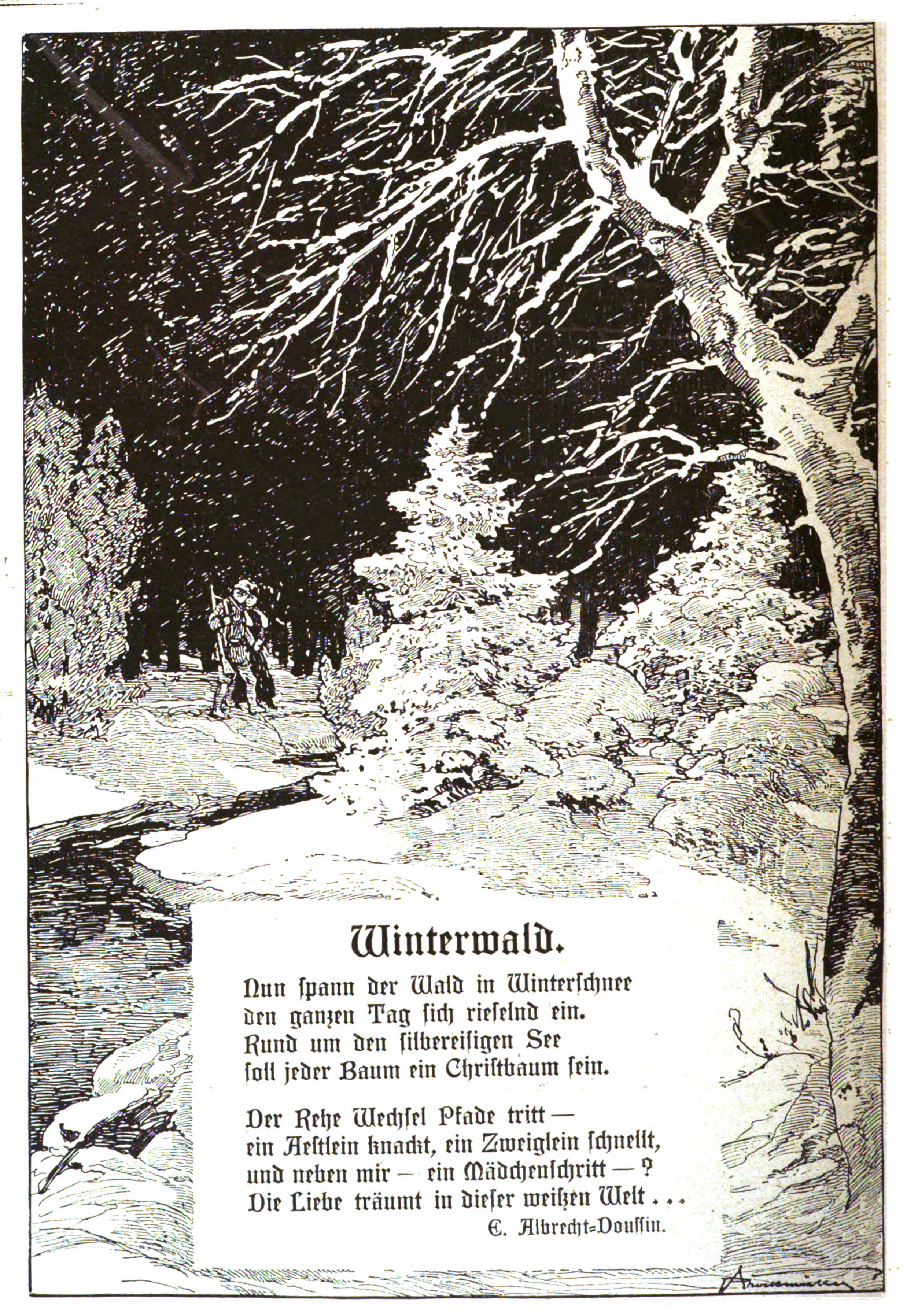
Hofphot. Gebr. Lützel.

Generalleutnant Philipp v. Hellingrath,
der neue bayrische Kriegsminister.



General der Artillerie v. Heinrich,
wurde zum Gouverneur von Bukarest ernannt.





Winterwald.

Nun spann der Wald in Winterschnee
den ganzen Tag sich rieselnd ein.
Rund um den silbereisigen See
soll jeder Baum ein Christbaum sein.

Der Rehe Wechsel Pfade tritt —
ein Aestlein knackt, ein Zweiglein schnellt,
und neben mir — ein Mädchenschritt — ?
Die Liebe träumt in dieser weißen Welt . . .

E. Albrecht-Doussin.

Breslau-Midilli.

Ein Jahr unter türkischer Flagge.

Selbsterlebtes nach Tagebuchblättern von W. Wath.

3. Fortsetzung.

Da wir erst über Mittag den Feind zu erwarten haben, stoßen wir in nördlicher Richtung an der Küste vor, um im klaren zu sein, ob sich die Streitkräfte des Gegners geteilt haben oder seine Spitze eher eintrifft.

Hundert Augen, teilweise mit scharfen Gläsern bewaffnet, suchen den Horizont ab, ob nicht irgendwo aus den über der Meeresoberfläche lagernden Nebelstreifen der Rumpf eines feindlichen Fahrzeuges auftaucht.

Es wird 10 Uhr. Der Himmel klart etwas auf, doch wir müssen auf Gegenkurs gehen, um rechtzeitig auf dem Treffpunkt mit „Goeben" zusammenzukommen. Eine Verständigung durch Funkspruch muß unterbleiben, denn dadurch würde der Russe nur frühzeitig unsere Anwesenheit erfahren. Eine Stunde später taucht auch der Rumpf des Erwarteten auf, und nachdem wir das Ergebnis unseres Vorstoßes gemeldet haben, setzen wir uns hinter ihn und folgen langsam in Kiellinie.

Um uns ist die Luft klar und sichtig, aber dort, wo der Gegner herkommen muß, ziehen lange Nebelschwaden über das Wasser. Nur gering ist der Abstand von unserem Vordermann. Die Zeit, wo der Feind eintreffen muß, ist da.

Sollte er dennoch schneller laufen und schon entwischt sein?

Es wird weiter unsichtiger, die Sonne verschwindet hinter den Wolken. Nur langsam verfolgen unsere Schiffe den Kurs.

„Drei Strich an Steuerbord ein Schiff", meldet plötzlich unser Ausguck vom Krähennest. Noch ist vom Oberdeck nichts Genaueres auszumachen.

„Ein Kriegsschiff." — Zwei — drei — die ganze feindliche Flotte — so überstürzen sich die Meldungen von oben.

„Hornist!" — — —

Jetzt haben auch wir auf dem Oberdeck den Gegner entdeckt. In langer doppelter Kiellinie zieht die russische Schwarzmeerflotte — die einzelnen Schiffskörper nur schwer erkenntlich — vor uns vorüber.

Da ruft das Horn: „Klar Schiff zum Gefecht."

Ein paar Sekunden ein wirres Durcheinander. Dann steht jeder Mann auf seiner Gefechtstation und erwartet ruhig die weiteren Befehle.

Doch als hätte unser Flaggschiff nur auf den Hornruf gewartet, so macht es im selben Augenblick eine scharfe Wendung nach Backbord und stürzt sich auf den Gegner.

Tief wühlt sich der Bug in die See. Hochauf spritzt der weiße Gischt, als das mächtige Schiff mit äußerster Kraft vorwärts stößt.

Doch der Gegner, durch das Wetter begünstigt, hat uns ebenfalls erkannt. Schon blitzt es aus seinen schweren Rohren auf, und lange dauert es nicht — eine schwarze Rauchwolke gerade über dem Torpedonetz unseres „Javus" bezeichnet einen feindlichen Treffer.

Aber die Antwort bleibt „Goeben" nicht schuldig. Salve auf Salve schleudern die großen Türme, und in Zickzackkursen laufen wir mit östlichem Kurs davon, um dem Gegner das Entfernungschätzen zu erschweren. Die Luft zittert unter dem wahnsinnigen Feuer der Geschütze. In rasender Fahrt jagt „Goeben" die feindliche Front ab.

Wir hinterher. Mächtige Wassersäulen steigen vor und hinter, rechts und links von unserem Schiff auf. 5 Linienschiffe, 2 Große Kreuzer, 5 Torpedoboote. Deutlicher kann man die Schiffe jetzt erkennen.

Und wir sind nur zwei. Und für „Breslau" sind die Entfernungen noch zu groß.

Da! „Ferngefecht an Steuerbord! Richtung 160 Grad!" ertönt die Stimme unseres Artillerieoffiziers.

Endlich kommen auch wir ins Gefecht. Die leichten Streitkräfte des Gegners versuchen einen Anlauf.

100 — 90 — 80 — hundert werden die Entfernungen weitergegeben. Drohend sind unsere Geschütze achteraus gerichtet. Doch noch heißt es warten, damit wir mit besserem Erfolg die heranjagenden Boote empfangen können.

Da drehen sie ab und verschwinden hinter einem Nebelstreifen. Und ebenso plötzlich, wie das Höllenfeuer begonnen, schweigt es auf einmal.

Der Gegner nutzt weder den Vorteil seiner Überlegenheit noch die Gunst der Witterung aus. Er hält auf die Küste zu, und bald verschwinden die Schiffe hinter der langen Nebelwand.

Vierzig Minuten dauerte das Gefecht. Welchen Schaden wir angerichtet haben, können wir natürlich nicht feststellen. Sicher aber ist, daß auf dem russischen Flaggschiff eine Explosion und noch zwei andere Treffer beobachtet wurden.

Allmählich vermindern wir die Fahrt, tauschen mit beiden Schiffen unsere Beobachtungen während des Gefechts aus und berichten über den eigenen Zustand.

Auf der „Midilli" haben wir weder Menschenverluste noch Materialschaden zu beklagen, denn wir erhielten trotz des starken gegnerischen Feuers keinen einzigen Treffer. Drüben aber durchschlug der Volltreffer eines 30,5-Zentimeter-Geschützes eine Kasematte und tötete die gesamte Geschützbedienung.

So sind denn die ersten Blaujacken in treuer Pflichterfüllung unter der roten Flagge gefallen.

Um 4 Uhr nachmitags dampfen wir auf Parallelkurs mit dem Vordermann. Die Schiffe laufen langsam, und die Gaffelflaggen wehen halbstocks. Auf dem Achterdeck hat man die Toten aufgebahrt. Jetzt klingt der leise Ton eines Chorals herüber. Eine kurze Ansprache des Kommandanten folgt, dann „Mützen ab zum Gebet". Front nach Steuerbord nimmt die Besatzung auf unserem Schiff, die Ehrenwache präsentiert, und langsam übergibt man die gefallenen Helden der salzigen Flut.

Drei Salven folgen — scharf — abgerissen — ein Marsch. — Rührt Euch! — Die Flaggen werden wieder vorgeholt, die alte Fahrt aufgenommen, und leise summt der Wind durch die Masten: „Ich hatt einen Kameraden."

Dann trennen sich unsere Schiffe.

„Goeben" nimmt seinen Kurs auf Sinope und kommt bald außer Sicht. Am gleichen Tage erhält „Hamidie", die auch draußen war, den Befehl, den russischen Hafen Tuapse zu beschießen. Wir aber verfolgen unseren Kurs weiter, um in Nähe des Bosporus noch zwei Transportdampfer anzutreffen und sie nach Trapezunt zu begleiten.



Feindliche Flieger.

„Peilung!"

Die Huck (Laufpumpe) achteraus 210 Grad — der spitze Berg 278 Grad — Kara Burnu 298 Grad. — Die Peilungslinien werden in die Karte eingetragen, ihr Schnittpunkt ist der Schiffsort.

„338 Grad entwickeln!" kommt der Befehl vom Kartenhaus an den Peilkompaß. Ich gebe die Gradzahl, um die das Schiff drehen muß, durch ein Sprachrohr an den Rudermann.

„Recht so — Recht soooo — 338 Grad liegt an", geht die Meldung an den Navigationsoffizier ins Kartenhaus zurück, und mit halber Fahrt verfolgt die „Breslau" den neuen Kurs, der nach der Schlangeninsel — nördlich der Donaumündung — führt.

In kurzem Abstand folgt uns ein kleiner türkischer Dampfer, „Saffer" mit Namen, den wir bis an die rumänische Küste bringen sollen.

„Die ersten Nummern U-Bootsposten aufziehen", ruft der wachthabende Offizier dem Bootsmaaten der Wache zu. Nach dem Ankündigungspfiff wird der Befehl durch die einzelnen Decke weitergegeben, bis er die „damit gemeinten" erreicht, die sich sofort an ihre Geschütze begeben.

Müssen wir doch seit einiger Zeit mit der Anwesenheit feindlicher U-Boote im Schwarzen Meer rechnen und uns dementsprechend sichern, um rechtzeitig die Annäherung dieser gefährlichsten aller feindlichen Kriegswaffen zu entdecken.

Das Wetter ist verhältnismäßig gut. Den Himmel verhängen Wolken, und die Luft ist kalt, brachte uns doch schon der letzte Tag des vergangenen Monats den ersten Wintergruß in Gestalt von groben Hagelkörnern und Schneegestöber.

Doch der Wind ist schwach, und die See ist ruhig. Nichts Verdächtiges findet das suchende Auge, es wird nur ab und zu durch das muntere Spiel der uns begleitenden Tümmler abgelenkt.

(Fortsetzung folgt.)

Nach dem Fest

Skizze von Rita von Gaudecker

Ueber den Hof pfiff ein rauher Nordost. „Der Januar in Pommern ist eigentlich nicht standesgemäß", pflegte die Gräfin Strachmin zu sagen. Aber was half es, in diesem Winter waren alle südlichen Reiseorte verrammelt, und wer mochte auch das Dorf mit all seinen wartenden Müttern und verweinten Frauen im Stich lassen? So hielt die alte Dame auf ihrem Posten aus trotz Sturm und Gicht und mancher anderer Leiden. Wenn dann die Nöte in Haus und Hof zu groß für Frauenhände wurden, trabte Jobst Bredow auf seinem steifen Braunen über den Hof, und die Gräfin lehnte sich an ihrem Fensterplatz befriedigt in den hohen Sessel zurück.

„A la bonheur — Gott verläßt die Seinen nicht — Franz, die Chartreuse!" —

Von den fremden Worten konnte sie noch nicht so völlig lassen, wenn auch die blauen Augen des kleinen Dieners sie schon manchmal vorwurfsvoll trafen. Sie lachte. „Mein Kind, es ist die Zunge und nicht das Herz!"

Dann errötete der Junge tief, daß man es ihm anmerkte. Die dunklen Treppenstufen herauf stieg auch heute Jobst Bredow. Der Schlackerschnee lag ihm weiß auf Brauen und Schnurrbart. Seine alte Freundin lächelte ihm entgegen. „Ganz Knecht Ruprecht! Wenn auch etwas verspätet."

Der Mann mit dem schweren Schritt und den breiten Schultern lachte — und über sein derbes Raubrittergesicht ging ein feiner Schatten, den nur wenige kannten.

Hart stieß der Wind an die Fenster, und Franz mühte sich am Kamin mit einem Feuer.

Nüchtern und fahl war dieser erste Tag des neuen Jahres heraufgezogen über die des Feierns ein wenig müde Welt.

Als das erste Flämmchen am Kamin aufflackerte, wandten sich die zwei ihm zu wie einer Befreiung. Franz drückte leise die Klinke ins Schloß, und das Gläschen Chartreuse glitzerte noch ungenossen am Fenster.

In der Ecke stand still und wartend der Baum mit den tränenklaren Silberfäden und den blutroten Aepfelchen. Die Lichter waren heruntergebrannt. Die hellen Krippenfiguren in dem matten Wachs schienen stumm zu schlafen. — In seiner stillen Zerstreutheit nahm Jobst die feine Maria. Die Gräfin sah die zarte Figur in der derben Hand und wollte lachen.

„Jobst," sagte sie — „wir wollen es miteinander fortpacken — zum nächsten Jahr."

Das war das erstemal, daß Jobst Bredow die stille Arbeit tat. Die Weihnachtskiste mit all dem knisternden Seidenpapier und weichen Wattekissen stand vor der alten Gräfin, und ihre steifen Finger nahmen aus der Hand des

Freundes die blassen Wachsfiguren. Die legten sich zufrieden in das Bett zurück, darin sie dies lange Kriegsjahr verschliefen. Joseph stützte sich so schwer auf seinen langen Stab. Und das Christkind träumte: Frieden auf Erden. Maria aber weinte unter ihrem Schleier um all die vielen Mütter, die litten wie sie auf Golgatha.

Nur die Hirten knieten etwas trotzig und ungeduldig, als ob sie meinten: Dies ist die Zeit zum Knien nicht! Uns zieht es zu den Brüdern!

Die Engelchen aber sangen noch immer weiter zwischen all den weichen Hüllen: „Freue dich, o Christenheit."

Endlich schliefen dann auch sie ein, und Jobst Bredow nagelte dicht und fest den Deckel auf die Kiste. Das war das einzige, was er als Junge schon gedurft hatte.

Dann brachte Franz die Trittleiter, und seine blauen Augen wurden rund und staunend, als er die Herrin mit dem Gast so still und eifrig bei der Arbeit sah. Er ging zur dicken Anna in die Küche und wollte sie fragen, was das bedeute. Aber seine treue kleine Dienerseele schwieg dann doch und staunte nur ein bißchen in sich hinein, während die Milchklieben vor ihm in der Schüssel dampften. — Oben ging die Arbeit weiter. Jobst stand auf der Trittleiter, die murrte und krachte, und die alte Gräfin mit dem flachen Bastkorb wartete daneben wie ein kleines Schulmädchen unter dem Obstbaum. An den langen, schwarzen Fäden plumpsten langsam die dunkelroten Aepfelchen zu ihr herab. Wenn eins daneben fiel, sah Jobst ihm erschrocken nach. Es rollte eigensinnig unter die tiefen grünen Sessel und wartete auf den nächsten Morgen und Annas großen Besen. Die trockenen Nadeln des Baumes rieselten leise zur Erde, und hier und da fielen ein paar Worte zwischen den beiden. Aber sonst redeten und knackten nur die Buchenkloben im Kamin und die rollenden fallenden Aepfelchen. Die leeren kleinen Leuchter klirrten nun auch in dem Korb und zuletzt all das weiche liebe Silberhaar. Da standen die Zwei nebeneinander und zogen es von den Zweigen. Die großen Fäuste des alten Jobst verwirrten es oft erbärmlich, und dann mußten die steifen, kleinen Finger der Gräfin helfen. Sie lachten dabei und doch klang es wie ein Schluchzen hindurch nach Kindertagen und Jugendglück.



„Jobst stand auf der Trittleiter, und die Gräfin wartete daneben."

Und dann fiel das erste Wort von „Damals" —

Da stockte die Arbeit, und im rieselnden Graugrün des hohen Baumes blieb mancher Silberfaden hängen wie Tränen an den stillen Wimpern eines Schläfers. Fein und golden blitzte der große Stern tröstend darauf herab.

Die alte Gräfin saß in dem dunklen Sessel am Kamin, und Jobst lehnte an der Trittleiter. Sie sprachen von „Es war einmal". Und die Springbrunnen sprangen wieder, und das zahme Reh stand auf der Wiese, und das Boot wurde vom Steg gelöst. Silbern tropfte es von den Rudern. Weit und sonnig lag der Seespiegel vor ihnen, und drüben stand das lange rote Haus mit dem Efeumantel, darin Jobst auf das weiße Boot mit der kleinen Gräfin wartete. Und sie spielten und spielten, bis es Abend war und Mademoiselle Josephine im grauen Radmantel ungeduldig trippelte.

„Die alte Gräfin saß in dem dunklen Sessel am Kamin, und Jobst lehnte an der Trittleiter."

„Monsieur le Comte vous attend!"

Die braungoldenen Ahornblätter trieben auf dem See, und es wurde Herbst. Irgendein klarer, stiller Herbst aus jenen Friedenzeiten, da man die Monate und Jahre noch nicht zählte. Und über das Wasser zogen viele helle Boote mit bunten Hochzeitsgästen. Die kleine Gräfin stand in blauer Seide auf den weißen Stufen und freute sich. Jobst sang und spielte zur Gitarre die alten, lieben Lieder, und es war ein Polterabend so schön und lustig wie die Spiele in Kindertagen.

Aber in der Nacht, als sie heimfuhren über die stille Flut, da war es ihm, er hätte der Bräutigam sein müssen und nicht der große Kürassier. Er wollte es ihr doch lieber noch sagen. Und da ging es nicht mehr!

Als dann am Hochzeitsabend der Wagen vorfuhr, stand die junge Frau mit weiten, bangen Augen vor dem Jugendfreund, und beide schwiegen beklommen, bis Mademoiselle Josephine herbeigetrippelt kam: „Monsieur le Comte vous attend!"

Und Josephines graue Seide raschelte, und der Wagen rollte vom Hof, und Jobst nahm die weißen Ruder und trieb mit harten, langen Schlägen das Boot über den See — hinein in die Nacht. — —

Es war eigen, aber die zaghaften Hände dieser alternden Menschen hatten nie gewagt, an das alles zu rühren.

Nun lagen in unserer rauhen Zeit die Stunden voll Glück und Schmerz fein zart und überwacht in ihren Händen wie jene blassen, lieben Wachsfiguren. Und sorglich betteten sie sie miteinander zur Ruhe. Das Fest war ja vorüber, — das Spiel war aus.

Lind und wunderbar kühlten die späten Worte alte Wunden, und der graue Raubritter sah das schmale Figürchen am Kamin durch einen glitzernden Schleier vor den Augen.

— — — — Der goldene Weihnachtstern flimmerte über ihnen, und die Tannennadeln rieselten durch die knisternden Zweige.

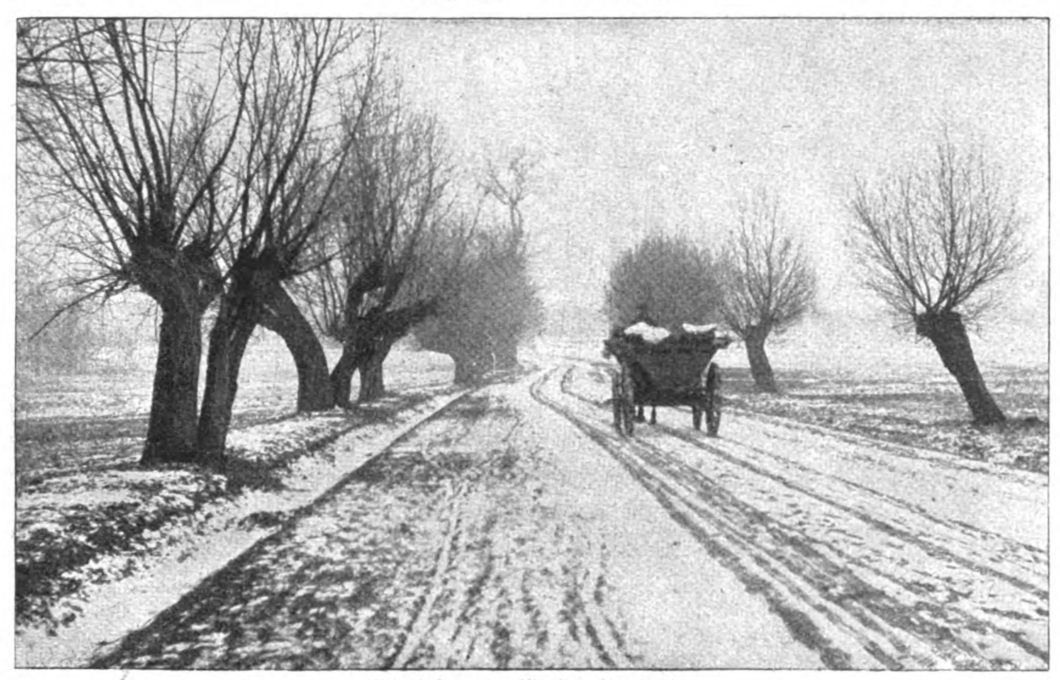
Kriegsweihnachten auf dem Lande.

Von G. S. Urff. — Hierzu 9 Aufnahmen des Verfassers.

Es ist früher Morgen und noch dunkle Nacht. Tiefe Stille liegt auf der verschneiten Flur. Ein Häslein hoppelt durch den alten Gartenzaun, um sich an den zurückgebliebenen Kohlstrünken ein vergessenes Blättchen zu suchen. Ab und zu ein leises Singen in der Eisdecke auf dem Bach und dann ein Klirren wie von zerspringendem Glas. Der Frost schiebt und zerrt an dem Eis. Das Häslein ficht es wenig an. Es kennt die Stimmen der Natur. Aber doch liegt heute etwas Besonderes in der Luft, etwas, das nicht in den Bereich des Alltäglichen gehört. Hinter diesem und jenem Fenster blinkt ein Licht auf. Ganz gegen alle Regel wird es schon im Dorf lebendig. Die schweren Riegel an den Haustüren werden zurückgeschoben. Tritte stapfen die Treppe herunter und über den hartgefrorenen Boden zum Brunnen. Kreischend rollt die Winde den Eimer in die Tiefe. Aber dann wird es wieder still. Das Vieh schläft ruhig weiter. Nur der Morgenruf des Hahnes hallt durch die stille



Kirchgang in der Wetterau.



Heimkehr vom Weihnachtsmarkt.



Beim Mittagessen.

Nacht und weckt das Echo in der Runde. In dem großen Hause neben der Kirche steht an einem erleuchteten Fenster ein hochaufgeschossener Knabe. Dicht ringeln sich die Locken um seine Stirn. Ein frischer Wasserstrahl hat ihm den Schlaf vollends aus den Augen genommen. Heute gilt es, munter zu sein. Es ist ja Weihnachten. Solch ein Fest bringt auch ihm, dem Lehrersohn, mancherlei Pflichten. Gespannt lauscht er in die Nacht hinein. Um diese Zeit muß ja der Herr Pfarrer vom Nachbardorf kommen. Jetzt dringt es dem Knaben wie Schellengeläut an die Ohren. Mit ein paar langen Schritten ist der Knabe die Treppe hinunter. Fauchend halten die Pferde.

Die Dorfmühle im Schnee. — Oben: Ein Ruhestündchen.



Heimkehr aus dem Walde.

Auf den Gruß folgt der Gegengruß, und aus einem Berg warmer Decken schält sich ein noch junger Mann in wallendem Blondbart. Lachend nimmt der Knabe die Decken entgegen. Mühsam wehrt er sich gegen die Liebkosungen des großen Hundes, der den Schlitten be-



Dorfstraße zur Weihnachtszeit.

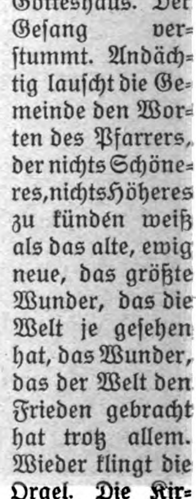
gleitet. Und dann geht es die steile Treppe hinauf in das einfache und doch so traute warme Stübchen. Den Knaben aber hält es jetzt nicht mehr im Kreise der Lieben. Schon jagt er wieder hinaus. Ein paar andere Buben sind schnell zusammengerufen. Bald hallen die vollen Glockenklänge über das Land. „Es läutet zum Pfarrer“, sagen die Leute.

Nun ist es Zeit, den letzten Griff an die Kleidung zu legen. Hier eine Schleife zu stecken, dort ein Band zu knoten. Die große, bunte Schürze umzubinden, die Abendmahlshaube aufzusetzen, das dicke Gesangbuch zu nehmen und zu harren, bis wieder der Glockenklang durch die Dorfstraße zieht, um diesmal in bunter Feierlichkeit, wie sie nur sämtliche vorhandene Glocken, große wie kleine, zu geben vermögen, alle Bewohner, die nur irgend können, zum Kirchgang zu rufen. Heute darf keiner fehlen. Es mögen ohnedies genug vermißt werden. Alle die tapferen Väter, Söhne und Brüder, die draußen in weiter Ferne auf treuer Wacht ihr Weihnachten feiern auf ihre Art.

Die Glocken verstummen. Orgeltöne rauschen, brausend, in getragenem Rhythmus zieht Ge-



Der alte Zaun.



sang durch das Gotteshaus. Der Gesang verstummt. Andächtig lauscht die Gemeinde den Worten des Pfarrers, der nichts Schöneres, nichts Höheres zu künden weiß als das alte, ewig neue, das größte Wunder, das die Welt je gesehen hat, das Wunder, das der Welt den Frieden gebracht hat trotz allem. Wieder klingt die Orgel. Die Kirchentüren öffnen sich. Die Leute gehen nach Hause. Viele aber verweilen erst noch eine Zeitlang auf dem kleinen Friedhof, der heute auch im Weihnachtschmuck prangt. Ach, wie so manches teure Grab ist in Feindesland, wo man es nicht pflegen kann.



Der Dorffriedhof im Weihnachtschmuck.

Damit ist für die meisten Familien die eigentliche Weihnachtsfeier zu Ende. Der Weihnachts-

baum mit seinen Gaben bildet für die ländliche Bevölkerung, wenigstens in abgelegenen Gegenden, eine noch ziemlich seltene Erscheinung. In den reichen Dörfern, namentlich in der Nähe der Stadt, hatte er in der glücklichen Zeit vor dem Kriege allgemeine Verbreitung gefunden. Jetzt, unter dem Druck der Verhältnisse, wird er wohl seine schönste Zierde, den Lichterglanz, vermissen lassen. Immerhin, an seinem Duft haftet die Weihnachtstimmung und die Weihnachtsfreude. Wo Kinder in der Familie sind, sollte er auch heute nicht fehlen, erst recht nicht. Sein Odem füllt das Herz, daß es wieder fröhlich wird, und das tut not.

Der Hof in Flandern.

Roman aus dem Völkerkriege.

15. Fortsetzung.

Von Georg Freiherr von Ompteda.

Der Leutnant sprang auf, während der Wagen schon in Bewegung war. Der Major reichte ihm eine Decke. Zuerst lehnte er großartig ab, als es aber anfing, tüchtig zu ziehen bei dem schnellen Fahren, zog er sie sich über die Knie, allmählich bis zur Brust herauf, bis er endlich fast ganz darunter verschwand. Rechts lag der verschneite Park von Opendaele, links Kalinghien das Dorf. Nun kamen sie an die Höhe, die es vor der Front versteckte. Die Ypernstraße stieg sie hinan, und jetzt konnte man deutlich Löcher auf ihrer Decke unterscheiden, Granattrichter, denen Klostermann mit einem Schwung des Steuers auswich, so daß die beiden Herren jedesmal zur Seite kippten. In dem Augenblick, als sie den Kamm der Bodenwelle erreicht hatten und das Vorgelände vor ihnen lag, hörte man das Surren, Zischen, Pfeifen zu weit gegangener Infanteriegeschosse. Der Leutnant ließ die Decke fallen, stand im Wagen auf und blickte die Straße hinab: „Herr Major, ich glaube, sehr viel weiter können wir nich fahren. Weiter vorn sind wir vom Kemmel einjesehen."

Der Generalstabsoffizier winkte zustimmend mit der linken Hand und rief Klostermann zu: „Nach Belvoorde. Der nächste Weg links ab."

Dann zog er den Leutnant auf seinen Sitz zurück: „Sie haben vorhin so schön über das Decken gesprochen, wie wär's, wenn Sie sich nicht so hoch rausreckten."

Der murmelte in die Decke hinein: „Gott, für jeden is seine Kugel jegossen."

„Nun dann brauchten Sie dem Fähnrich ja auch nicht — —"

„Herr Major, 's ist mein Bruder. Janz junger Dachs. 18 Jahr. Mordskerl. Man will'n doch Muttern wieder heimbringen, daß sie wenigstens eenen behält."

„Sind Sie noch mehr Brüder?"

„Fünf. Drei jefallen. Zwei E. K. I. Der dritte einjereicht!"

„Tut mir aber leid. Ihre armen Eltern!"

„Mein Vater hatte die 14. Jardebrigade. Ich habe nur noch 'ne Mutter. Mein Vater ist am Typhus jestorben. Rußland. War jeimpft. Keener kann sich was vorwerfen. Nich wahr, 'ne alte Soldatenfamilie. Alles Schicksal. Aber meine Mutter is jar nich so. Mau und mies und Heulfritze mögen zu Hause Kriegswucher treiben. Wir haben keene Zeit. Zum Fliegenfangen sind wir nich hier."

Wie nun die Straße sich senkte, kamen sie aus dem bestrichensten Stück, einer Strecke von kaum 200 Meter, wie aus einem Mückenschwarm in ruhige Luft. Deutlicher als sonst auf dem beschneiten Boden zeichneten sich die Spuren von Gräben ab bis zu Belvoorde. Man sah die nach verschiedenen Seiten gekehrten Brustwehren, denn sie waren geblieben, wie die Deutschen sie genommen, die damals an dieser Stelle im Frühherbst ganze Grabenreihen überrannt hatten. Hier und da erhoben sich gleich kleinen Festungen zusammengefallene Artilleriestellungen und Kreuze, dunkel, denn der Schnee hatte daran nicht gehaftet. Bis in die Dorfgasse fuhren sie hinein. Der Major ging zur Gefechtstelle der 694. J.-B. Noch ein Auto hielt auf der Straße. Im Kugelschatten der Häuser stand der Fahrer. Leutnant von Kropp fragte ihn, wen er gefahren habe.

„Die Herren Generalmajor Höhne und von Flurschütz."

In dem Augenblick platzte in ziemlicher Höhe über ihren Köpfen ein Schrapnell. Schnell lenkten die beiden Kraftwagenführer ihre Wagen so nahe an die deckenden Häuser heran, daß die Kotflügel fast die Wand streiften. Der Leutnant hatte sich eine Zigarette herausgenommen, Klostermann strich ihm ein Zündholz an und bekam dafür auch eine gleich in den Mund gesteckt. Da platzte wieder ein Schrapnell, so rückten sie dicht an die Wand und vertraten sich bei der Morgenfrische die Füße. Es krachte abermals. Ein Sprühregen von Kugeln prasselte auf die Dächer der anderen Straßenseite. Dort am Fenster erschien ein bärtiges Gesicht, die Mütze ganz verschoben, daß die Kokarden über der linken Schläfe saßen, und blickte sich erstaunt um. Der Leutnant rief: „Rein oder raus! 's wird gleich wieder was kommen."

Kaum war der Kopf verschwunden, so krachte, klatschte, prasselte es, und die jenseitige Hauswand, die noch eben glatt verputzt gewesen, war mit einem Mal wie ein Sieb durchlöchert. Klostermann hob eine der breitgedrückten Kugeln auf, die drüben abprallend ihnen zu Füßen gefallen waren. Er zeigte sie flüsternd dem anderen Fahrer. Der Leutnant hatte seine Brieftasche herausgeholt und schrieb eine Feldpostkarte: „Ihrer Hochwohlgeboren Frau von Kropp, geb. von Burdau, Berlin, Winterfeldtstraße. Liebes Mutting! Tausend Dank für die schönen Sachen. Aber nur keinen Zuschuß schicken. Habe genug Geld. Läden weder auf der Hasencleverstraße noch auf dem Flurschützplatz verlockend. Engländer augenblicklich bei höchst unnützer Beschäftigung. Sollten mal lieber ausschlafen. Und was kostet das für'n Geld die Schießerei! Hans wohl. Eben gesprochen. Kuß. Joachim."

Als er den Schlußpunkt setzte, spie abermals ein englisches Schrapnell seine Ladung aus. Aber zu kurz. Es prasselte in die Dachziegel des Hauses, hinter dem sie gedeckt standen. Joachim von Kropp blinzelte nach der Ypernstraße, auf der die Kompagnie jetzt nach vorn ging. War sie belegt? Er dachte an seine Leute und an seinen Bruder Hans, damit die Mutter doch wenigstens „eenen behielte". Aber drüben schien alles still, und auch hier rührte sich nichts mehr. Endlich kam Major von Esserte mit Generalmajor Höhne, dem Artilleristen. Der Generalstabsoffizier gab Klostermann Befehl, den Wagen in irgendeine Scheune einzustellen und zu warten, bis er wiederkäme. Der große magere Leutnant grüßte den General. Der sagte „Morjen" in seinem tiefsten Baß und reichte dem jungen Offizier die Hand: „Wir kennen uns ja, lieber Schubart. Nee, nee, warten Sie mal, Herr von Kropp."

Als die Offiziere durch Belvoorde gingen, kam ihnen Oberleutnant von Bißwang nachgelaufen, ohne Mütze, wie er im Unterstande war: „Herr General, der Herr General von Flurschütz läßt sagen, er führe 12 Uhr 40 nach Ralinghien zurück. Ob er Herrn General vielleicht mitnehmen sollte."

Doch Major von Esserte meinte, das würde vielleicht etwas lange dauern, er müsse um 9 Uhr wieder in der „Ferme" sein. Vielleicht dürfe er da General Höhne die Fahrt anbieten?

Der Artillerist nahm gern an. Er war nur herausgekommen, weil für die Belegung des Divisionstabsquartiers gestern abend ein Vergeltungschießen befohlen worden. Oberleutnant Graf Bielinski hatte gemeldet, drüben in Oudekerken müsse ein hoher englischer Stab liegen, wie er aus regem Autoverkehr schloß. Den wollte man „mal bißchen wecken".

Leutnant von Kropp schien das gar nicht recht zu sein, wie nie ein Racheschießen, denn am Schluß kriegten sie selber auch mal ganz unnötigerweise etwas ab. Er klemmte seine Scherbe ein und blickte den Artilleriegeneral mißtrauisch von der Seite an. Nun es hell geworden war, sah man deutlich die Kirche von Belvoorde. Von dem ragenden Schatten, als die sie einst im Dunkel der Nacht Herrn von Bißwang über dem Platz erschienen, war nichts übrig als ein gewaltiger Trümmerhaufen an Stelle des eingestürzten Turmes. Baßorgelpfeifen steckten wie gewaltige Zinntuben zwischen dem Gestein. Das hatte sich gleich einem Lavastrom in den Friedhof eingefressen, war verschieden weit vorgeleckt, hatte Grüfte überschüttet, und wie in dem glühenden Fluß aus dem Erdinnern der Vulkane einzelne verkohlte Bäume stehenbleiben, so ragten hier Kreuze mitten aus den Schuttmassen empor.

Die drei Offiziere gingen durch die durchbrochene Dorfzeile durch Wand und Wand, von Haus zu Haus. Diesmal auf der linken Seite, denn sie wollten den Hasenclevergraben erreichen. Durch den Verkehr in diesem und durch die wärmere Luft in der Tiefe war der Schnee geschmolzen. Nun stapften sie in dem Lehmmatsch vorwärts, bald völlig mit gelbem Kot bespritzt, der General voraus, am Schluß der Leutnant. Wo ein Draht der Fernsprechleitung hing, befestigte er ihn. Er riß herausstehende Wurzeln ab. Er bückte sich, ein paar umherliegende Patronen sammelnd, die er, ehe er sie in der Tasche barg, am Gesäßteil seiner dreckigen Feldzugshose abwischte, als ob ein Bauer ein Streichholz anstreicht. Nichts durfte umkommen. An jedem dieser vergessenen Geschosse hing vielleicht die arme Seele eines Engländers.

Endlich blieb General Höhne stehen. In einem Verbindungsgraben war der Artilleriebeobachtungsstand. Ein Hauptmann meldete sich. Der General drückte dem Major die Hand und sagte zum Leutnant: „Leben Sie wohl, lieber Schu ... äh äh, Kropp!"

Die beiden anderen setzten schneller ihren Weg fort, denn der General, immer die Ruhe selbst, eilte nicht gar sehr. Der Leutnant sagte keck: „Herr Major, wenn ich nu den Herrn Jeneral immer Moltke nennen wollte oder Bülow oder so wat. Wir kennen uns seit Jahren. Ick heeße immer Schubart. Dabei ist der Schubart jewiß 'n viel vortrefflicherer Mensch als ich."

„Herr von Kropp — bei so viel Herren!"

Der Leutnant brummte: „Nu ja, Kanonenfutter."

Aber Major von Esserte schob ärgerlich den jungen Offizier an sich vorbei, voraus: „Zeigen Sie mir den Weg, Sie wissen besser Bescheid. Aber Sie dürfen so was nicht sagen, Herr von Kropp. Kanonenfutter ist keiner."

Der Leutnant legte einen Finger an die Mütze: „Danke jehorsamst, Herr Major. Das ist immer nur mein verfluchtes Maulwerk! Es war auch Blech, was ich da jesagt habe. Ich fühle mich auch jarnicht als



Kanonenfutter. Ich weiß janz jenau, ich stehe meinen Mann trotz meiner nur dreiundzwanzig Jahre. Wenn mein Hauptmann im Frieden auf Urlaub jing, meinte er immer, er müsse drei Tage früher zurückkommen, weil seine Kompagnie unter meiner Leitung zugrunde jerichtet würde. Und jetzt führe ich 250 Mann, das heißt Tote und Verwundete mitgerechnet, denn es fehlt mancher. Übrigens, Herr Major, vielleicht könnten wir mal aufjefüllt werden. Aber das nur so nebenbei. Also ich führe 250 Mann, und jeder einzelne meiner Leute ist da vorn für das Vaterland jenau so wichtig wie ich und wie 'n Jeneral. Das muß jeder denken und denkt's ooch. So wird Selbstbewußtsein erzogen. In unserem kleenen Abschnitt da vorn kennen wir alles wie auf'n Kasernenhof. Gott, ich halte alle Hände über jeden meiner Leute, daß mir nur keener anjeschossen wird. Immer ein Jewehr weniger. Also, Herr Major, Sie sehen, bescheiden bin ich jarnich. Oberst von Verzehl hat mir mal jesagt: ‚Kropp, wenn Sie nicht so 'ne Schandschnauze hätten, würde ich Sie zum Adjutanten machen!' Unser Adjutantenverbrauch beim Rejiment grenzt ja ans Fabelhafte. Da führe ich lieber meine Kompagnie. Da vorn in dem Saugraben is's viel sicherer. Und ich hänge sehr am Leben. Ich will jarnich sterben. Das wäre mir sehr fatal. Der Heldentod fürs Vaterland ist 'ne janz verfluchte Jeschichte! Ich möchte noch Mama mal wiedersehen, und ich hatte so'n kleenes Mächen, die sehe ich ooch janz jern mal wieder. Herr Major, ich sterbe nich an Herzdrücken! Und dann möchte ich mal wieder in Werder die Kirschblüte erleben. Und mal nach Potsdam fahren, den Alten Fritz besuchen. Nich in der Jarnisonkirche, nee draußen, wo er liegen sollte, auf der Terrasse in Sanssouci zwischen den Windhunden. Das is ooch so'n Skandal, daß sie ihn da nich hinjelegt haben. Wenn sie nich mal 'n König dort begraben, wo er will, wat soll unsereener da verlangen! Nur nich in die Heimat schaffen. Ich würde am liebsten hier draußen in meinem Graben liegen, unter meinen Leuten. Wenn mal so 'ne miesrige Stimmung ist, daß ich sie da auffrischen kann. Ich glaube an ein Fortleben nach dem Tode. Nu aber Schluß. Ich wollte nur noch eins sagen: wenn nur mein Bruder Hans heil nach Haus kommt. Wenn's durchaus noch eener von uns sein muß, dann will ich's lieber sein. Hans is viel gescheiter als ich. Der wird noch mal der Stolz von der Familie. Und denn quasselt der nich so viel wie ich. Gott, nich wahr, s'ist ja ooch nich so schlimm. Aber wenn ich mal kann, muß ich mich mal ausquatschen, denn draußen rede ich manchmal die janze Woche keen Wort."

Major von Esserte rief, durch die scherzhafte Frische des jungen Kameraden ganz verändert, schmunzelnd dem im Geschwindschritt vorauseilenden zu: „Na, na!"

Der drehte sich um und machte ein verfluchtes Gesicht mit seiner eingeklemmten Scherbe: „Das heißt, Befehle werden jejeben, Herr Major. Und mit meinen Meldern red ich mal. Mit den toten Engländern kann ich doch nicht sprechen, die da rumliegen wie die Runkelrüben. Man möchte wirklich mal wissen, was sie wohl über einen denken. Ob die uns ooch so hassen? Mir sind sie ekelhaft wie 'ne Filzlaus. Alles, was eener um Geld macht, is mir speifatal. Aber schneidige Kerle sind's. Gott, wie oft habe ich welche mit'n Zielfernrohr wegjeputzt. 's tut einem dann fast leid. Wie einem ein kapitaler Hirsch leidtut. Aber 's muß eben sein. Und Schweinigel sind's eben doch. Nicht der einzelne, aber die Nation Mein Vater sagte immer:

„Engländer allein
Piffein!
Engländer engros
Ruppig und roh!"

Er hörte auf zu sprechen, denn sie kamen der Front immer näher. Aus einem Unterstand streckte einer den Kopf. Man sah in der kleinen Blockhütte eine Lagerstatt, auf der welche ruhten. Auf dem Öfchen standen Kochgeschirre. Überall waren die „Landser" beschäftigt. An einer Stelle öffnete sich ein freier Blick sozusagen auf die Hinterhöfe der Grabenstraße. Sandsäcke in weißen, blauen, rot- und weißgestreiften Stoffen waren zu Mauern aufgestapelt. Eine Bank stand hart an die Wand gelehnt, gedeckt gegen die Streugarbe der Infanteriegeschosse. Dort hatten fleißige Hände um ein Grab herum kleine Anlagen geschaffen. Tod und Leben wohnten hier dicht beisammen.

Der Major breitete auf dem kleinen rohgezimmerten Holztisch die Karte aus, während Leutnant von Kropp den Kompagnieführer holte, den er ablösen sollte, um die genaue Grabenskizze zu haben. Jener, ein Hauptmann der Reserve, grüßte sehr dienstlich, verbeugte sich und nahm Platz auf der kleinen Bank neben dem Major, während der Leutnant auf der anderen Seite stehenblieb. Immer klang von drüben Knallen, Klatschen, Peitschenschläge, und oft hörte man ein scharfes, kurzes, helles Pfeifen über den Köpfen.

Der Leutnant schwatzte nicht mehr, nun er in seinem Abschnitt war. Auf der Karte zeichnete er einen Wassergraben ein, Büsche, ja in dem Wäldchen fast Baum um Baum, dazu den Horchstollen, an dessen Sappenkopf die Engländer ihr Maschinengewehr aufzustellen pflegten. Der Hauptmann blieb stumm. Endlich erklärte er dem Major sein Schweigen: „Ich bin erst seit einer Woche wieder im Feld, in der Stellung aber erst seit ein paar Tagen!"

„Wo waren Sie bis dahin?"

„Ich war verwundet bei Vitry-le-François. Nach soviel Monaten Lazarett kommt es einem noch etwas ungewohnt vor."





Weihnachten 1916

Drei Könige wandern durch Wüstenbrand;
Sie haben den Stern gesehen.
Mit Weihrauch, Myrrhen und Goldgeschmeid
Wandern sie gläubig entgegen der Zeit,
Die in Erfüllung soll gehen.

* * *

Drei Jahre schreiten durch Blut und Tod —
Durch Höllenbrände und Meeresnot —
Drei Jahre, wie nie sie geschritten!
Weihrauch trägt das erste in betender Hand;
Zum Altar wurde das deutsche Land:
Ein Reich — ein Gott und ein Bitten.

Das zweite bringt Myrrhen zum Opfer herbei
O bittere Not . . . o Herr, mach uns frei —
Wir haben den Stern einst gesehen!
Und wären die Fluten glühendes Erz,
Und gingen die Wogen uns über das Herz:
Wir müssen hindurch wohl gehen!

Das dritte trägt funkelndes Goldgeschmeid,
In Opferfluten gehämmert.
Es kommt der Tag, da erfüllt die Zeit,
Die aus Not und Nächten uns dämmert.
Wir sehen den Stern, und wir sehen den Tag,
Den er uns strahlend verkündet . . .
Er wird der Wahrheit zu Häupten stehn,
Die der Lüge die Waffen entwindet.

Und ein Weihnachtsehnen geht durch die Welt:
Friede . . . Friede auf Erden!
Deutschland, du sollst unterm Himmelzelt
Das Volk der Weihnacht werden!

Marie Sauer.

Major von Efferte fragte mit seiner immer etwas erzwungenen Teilnahme: „Aber ich hoffe, es ist wieder alles in Ordnung?"

„Jawohl. Sonst wäre ich gar nicht herausgekommen. Ich habe mir gleich gesagt: erst ganz gesund sein. Ich will meinen Mann stehen oder gar nicht. Halbe Sachen liebe ich nicht."

Der Generalstabsoffizier blickte ihn an: „Sie haben recht. Ich auch nicht."

Während der Leutnant noch zeichnete, stand der Hauptmann auf, um nach seinen Leuten zu sehen. Major von Efferte ließ das draußen immer bebrillte Auge über die Umgebung schweifen: Oberkörper entblößt. Einer saß im Schnee und putzte sich langsam die Zähne. Zerstreut, denn sein Auge folgte einem Spatz, einem armseligen Spatz, der sich aufplusterte, sich putzte mit dem Schnabel, der seine Morgenreinigung vornahm wie die Soldaten. Der Grenadier warf seinem Freund, dem kleinen Vogel, Brotkrumen zu, und über die beiden weg pfiffen die Kugeln. Major von Efferte bewegte es das Herz. Wie er hinüberblickte, kam ihm der Gedanke an die junge Frau, die ausgelöscht in seinen Sinnen gewesen, solange der Beruf ihn rief. Jetzt stand sie vor ihm, und ihn überkam eine dunkle Unruhe. Er

Auf dem Kreuz vor sich las er die Namen zweier Grenadiere. Das Grab, halb an den Unterstand angebaut, war mit Blindgängern eingefaßt, einen dunklen Lebensbaum hatten sie hinter dem Kreuz gepflanzt, allerlei Blumen, die jetzt unter der leichten weißen Schneedecke schliefen, schmückten den Hügel. Links und rechts waren Beete sorgsam mit Buchs eingefaßt, auf denen ein eisernes Kreuz und ein Reichsadler kunstvoll durch Kiesel, Splitter von Ziegelsteinen, Zünder und Schrapnellböden hergestellt waren. In Granattrichtern stand das Wasser schmutzig gelb mit einer dünnen Eisschicht bedeckt. Weidenstrünke ragten. Daneben leuchteten helle Flecken: brave Landser wuschen sich, den meinte fast körperlich Lätitias schlanke Glieder in seinen Armen zu fühlen. Aber er schüttelte den Gedanken ab wie ein Unrecht. Major von Efferte folgte mit dem Bleistift den Einzeichnungen auf der Karte, dann stand er auf: „Wir wollen es an Ort und Stelle ansehn."

Während sie wieder durch den Graben schritten, fragte er: „Warum wird bei Ihnen so spät abgelöst?"

„Die Stunde ist verlegt worden, Herr Major. Zuerst, als wir bei der Dämmerung ablösten, ging da die Hauptfunkerei los. Als wir's dann auf Abend verlegten, bumsten sie abends. Das ist noch so. Wir dürfen um Gottes willen keinen Lärm machen, Herr Major."

(Fortsetzung folgt.)



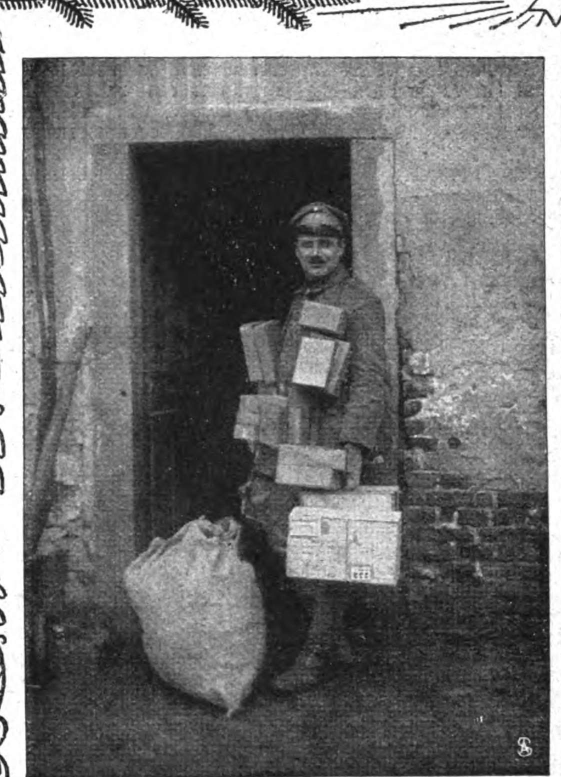


Weihnachtsglück.

Originalzeichnung von Albin Lippmann.

Weihnachtsbild aus der Sommegegend.

Von unserm Spezialzeichner Erich Mattschaß.



Liebesgaben aus der Heimat.



Der Weihnachtsbaum wird geschmückt.



Die Bescherung.

Hofphot. Eberth.

Weihnachten im Felde. — Hierzu der Aufsatz auf der folgenden Seite.

Weihnachten im Felde.

Von Rudolf Heynemann. — Hierzu die Aufnahmen auf Seite 1849.

Das schwere Feuer von drüben schöpft Atem Kein Schuß kommt aus dem jenseitigen Graben. Nur fern, ganz fern hämmern Maschinengewehre, und ein verirrter Kanonenschuß erinnert an den Krieg, der keinen Feierabend kennt. Um ein kleines Licht im verräucherten Unterstand liegt eine Gruppe alter Soldaten. Die Augen blicken auf den Rauch der Pfeife, und ein „Junger" liest die Zeitung vor. Von Weihnachtsammlungen ist die Rede.

Ein alter Wehrmann klopft nachdenklich die Pfeife aus. Es ist das dritte Weihnachten, das er im feldgrauen Rock feiert. Einmal in Flandern, einmal im Lazarett und nun wieder im Felde.

Morgens kommt der Feldwebel. „Zwei Mann zum Holzfällen in den Wald!" Fragend blickt er um sich. „Aber ein paar Sachverständige, der Weihnachtsbaum soll geholt werden!" Sofort sind mehr Freiwillige vorhanden, als zu dem beliebten Geschäft notwendig sind. Mit geübten Augen hat sich die Kompagniemutter zwei Mann gefaßt. „Beilpicken mitnehmen und dann abmarschiert!"

An einer Waldschneise steht eine schöngewachsene Tanne. Die wird auserwählt und gekappt. Sorgsam, als handle es sich um eine eroberte Fahne, wird das weihnachtliche Prunkstück heimgebracht. Heute ist der selbst so peinliche Feldwebel zufrieden. Inzwischen sind die Künstler oder Angehörigen verwandter Berufe aufgerufen worden und bemächtigen sich des Baumes. Diesmal führt der Hauptmann die Aufsicht. Als Vater der Kompagnie muß er die Baumschmückung selbst leiten.

Draußen erhebt sich ein Freudengeschrei. Mißmutig tritt der „Häuptling" an das Fenster, aber sofort hellen sich seine Mienen auf. Der Festbraten ist angekommen! Ein hübsches Kalb schleppt man zum Kompagniemetzger, der dem Festopfer liebevoll den Hals kraut.

Und wieder kommt ein Jubeln zum Gehör des Kompagniegewaltigen: Der Weihnachtsmann ist da! Eben ist ein Unteroffizier gekommen. Beladen und behängt. Am Brotbeutelband, am Koppel, an den Taillenhaken, an den Knöpfen, überall hat er Päckchen angehängt, aus den Seitentaschen lugen zwei Flaschenhälse verräterisch hervor, und das Gerücht erzählt, sogar in den Hosentaschen habe er noch zwei versteckt. Die Rechte stützt sich auf einen derben Knotenstock, und in der Linken trägt er noch einige Pakete. So sieht hier der Weihnachtsmann aus. Eine ganze Rotte Korah drängt sich um den Weihnachtsmann. „Was für mich . . . für mich . . . nichts für mich . . .?" So fragt es durcheinander, und je mehr gefragt wird, desto geheimnisvoller tut er und . . . verschwindet hinten im Hofe, wo schon eine reiche Sammlung von Paketen und Kisten aller Art aufgestapelt ist. Der Furier steht dabei und überwacht das Sortieren.

Und dann kommt die Nacht. Der Kalbsbraten wird ausgegeben, im Tee ist Rum und Rotwein. Alles aus Anlaß des Tages. Endlich kommt der Befehl zum Antreten. Es geht rascher als bei Alarm. Der Baum erstrahlt im hellen Glanz. Im offenen Viereck wird angetreten, und der Kompagnieführer redet zu den Seinen. Knapp und mit wenigen Sätzen. Die Sängerschar tritt vor den Baum, und der Schulmeister in der Kompagnie und zugleich Gesangslehrer schwingt den Taktstock. Nie ist das alte Weihnachtslied von der stillen heiligen Nacht wehmütiger und andächtiger gesungen worden. Der ferne Donner der Geschütze begleitet den Gesang.

„So, Leute," sagt der Hauptmann, „nun bekommt jeder seine Geschenke. Und dann . . . wird ein Faß Bier angesteckt. Laßt's euch gut schmecken!" Das Verlesen der Pakete besorgt der Feldwebel selbst. Alle erhalten eine Gabe, und wenn es nur die aus den allgemeinen Sammlungen zuhaus ist. Ein paar Vergessene sind noch besonders bedacht worden.

Auch nebenan im Feldlazarett ist der Weihnachtsengel eingekehrt. Der Lichterbaum glänzt, Gaben sind verteilt, und in den rauhen Männergesang klingt der Sopran der treuen Schwestern, die hier, dicht am Feind, das Werk der Menschenliebe pflegen. Weihnachten an der Front, in Feindesland . . .!

Christnachtglück

Skizze von H. Waldeyer

Die Schwiegermutter war zur Tochter gezogen, als der Mann nach Kuxhaven gemußt hatte. Gleich am ersten Mobilmachungstage hatte man ihn gebraucht. Er war an Bord gekommen als Bootsmannsmaat der Reserve, an Bord einer Minensuchdivision, die auf der Elbe lag.

Mutter und Tochter hielten das Geschäft aufrecht. Es war ein Schiffshändlerladen mit Tauwerk und Blöcken, Draht und Beschlägen, mit Oelzeug, Anker, Draggen, Laternen. Wie in einer Rumpelkammer sah es in dem engen Geschäftsraum aus, der vollgepackt war bis zur Decke. Tageslicht fand kaum noch Zutritt, selbst vor die Fenster waren Sachen gestaut, und die Luft veränderte sich nur, wenn von der Fabrik neues Tauwerk kam. Dann roch sie

Es war mehr als das Sehnen nach jungem Leben als nach eigen Fleisch und Blut, was die kleine, zarte Frau Böſſum bewegte, ein Sehnen, das in achtjähriger Ehe ungestillt geblieben war. Es war weit mehr: ein Lebensglück mit all seinen Hoffnungen und Wünschen, das auch in schlichtem Hause fein und zerbrechlich ist wie Glas, stand auf dem Spiel.

noch kräftiger nach Teer, als es sonst schon der Fall war.

Frau Bössum kannte sich im Geschäft aus, und trotz mancher Schwierigkeiten lief es weiter. Aber die Sorge wich nicht von der Frau, die Sorge, daß eine neue Enttäuschung in ihrer Ehe den Mann endgültig von ihrer Seite reißen möchte.

„Mutter," sagte sie, „du kennst ihn nicht, deinen Sohn, so wie ich ihn kenne. Er ist hart geworden aus betrogener Hoffnung. Keiner wünscht sich so sehr ein Kind, wie er es tut. Und ich — ich hab es ihm nicht schenken können."

Die alte Frau fuhr ihr über das blonde Haar. Sie liebte ihren stattlichen Sohn, und es ging ihr hart an, Unrühmliches über ihn zu hören. Aber was ihre Tochter da sagte, das war schon recht. Sie hatte das gleiche Empfinden.

„Warum ist er nach der großen Stadt gezogen," entgegnete sie, „wo es viele Gotteshäuser, aber wenig fromme Menschen gibt! Er ist immer heißspornig und drauflos gewesen. Und wenn etwas nicht so kam und glückte, wie er es sich dachte, dann hat er schon von klein auf mißmutig und ärgerlich werden können."

Frau Bössum nickte: „Ja, ja, Mutter, so ist es . . ."

*

Ueber der Unterelbe lag es wie bleierne Müdigkeit. Graue hängende Wolken zogen träge über den Himmel. Glanzlos und still war das Wasser. Die Ebbe hatte sich ausgelaufen, und die Flut begann sich zu regen. Dünner Küstensaum war westwärts sichtbar. Er leuchtete unter Schnee — die einzige Farbe in dem trüben, verschwommenen Bild.

Langsam kam es die Elbe herabgekrochen, eine Schar von kleinen schwarzen Booten. Ehemals in ihren jungen Jahren, da waren sie der Stolz der Marine und die Sehnsucht tatendurstiger Offiziere gewesen. Als vollwertige Torpedoboote waren sie über die See geprescht, über rauschende Kämme hinweggesprungen. Zu Hunderten von Malen hatte der rote Angriffstander an ihrem Mast geflattert, und lachend der Todesgefahr hatten sie in keckem Stürmen ihren wagemutigen Dienst versehen.

Nun war alles anders geworden. Für den Flottendienst waren die Boote nicht mehr zu gebrauchen. Sie waren veraltet an Maschinenleistung und Waffenkraft. Aus den übermütigen „Rennern der See" waren brave, fleißige Arbeitsfahrzeuge geworden, deren Trost es blieb, daß ihre Tätigkeit als Minensucher zur Kriegszeit kaum weniger wichtig war als die ihrer größeren Gefährten.

Nach Kriegsbeginn waren Teile des deutschen Küstengebiets von den Engländern planmäßig durch Minen verseucht worden. Der Tod konnte an jeder Stelle unter Wasser lauern. Immer wieder mußten von den Minensuchdivisionen die Fahrstraßen vor Elbe, Weser und Jade abpatrouilliert werden, und nur selten fand sich ein Tag, der ohne Räumarbeit verstrich. Es war ein hartes Geschäft, das Minensuchen. In der großen Welt erfuhr kaum jemand davon. Selbstlos taten die Männer auf den kleinen Booten ihre Pflicht. Des Dankes der Vorgesetzten und Mannschaften an Bord der Hochseestreitkräfte waren sie gewiß. Und das gab ihnen Genugtuung.

An Bord des linken Flügelbootes, das die Bezeichnung M 06 führte, befand sich Bootsmannsmaat Bössum. Er war ein stattlicher Mensch mit Augen, die das Leben herausforderten. Anfänglich hatte der Kommandant des Bootes sein Mißfallen an ihm gehabt. Bössum war breitspurig aufgetreten, hatte herrschen wollen, wo er zu gehorchen hatte. Strenge hatte ihn in seine Schranken verweisen müssen. Als es sich dann aber herausstellte, daß seine vorlaut klingenden Redensarten keine tauben Nüsse waren, daß er mit Kraft, Energie und sicherem Ueberblick Tüchtiges leistete und immer wieder ein Beispiel dafür gab, wie man „den Kram anpacken" mußte, da hatte er sich seine Stellung geschaffen und wurde von Vorgesetzten und Kameraden anerkannt.

Weit draußen, wo die Elbe sich der Nordsee vermählt, brachte die Division ihr Suchgerät aus. Es lagen Nachrichten vor, daß englische Minenleger in dunkler Nacht einen neuen Besuch abgestattet hatten. Die Nachricht traf zu. Nach einer halben Stunde hatten die zwischen den Booten ausgebrachten Schleppleinen. Der Fang war ergiebig. Mine nach Mine wurde hochgesprengt. In dem stillen grauen Morgen wurde eine Geiserwelt lebendig.

Am Spätnachmittag war die Arbeit noch nicht beendet. Man hatte zwar eine Straße durch das Minenfeld gelegt und mit Bojen markiert, aber die Gewähr, daß sie vollkommen rein und frei passierbar war, vermochte der Divisionschef der Minensuchboote nicht zu übernehmen.

Als es zu dunkeln begann, dampfte er aus Sicherheitsgründen mit seinem Verbande elbaufwärts. M 06 blieb als Wachboot bei der geschaffenen Sperrlücke zurück.

*

In der schwarzen Nacht rieselte dichter Schnee vom Himmel. Man sah ihn nicht, spürte ihn nur. Wie ein maschiges Tuch fiel er von oben.



Bootsmaat Bössum hatte die Wache. Er stand vorn am Turm des Bootes, die Arme verschränkt auf das Geländer gestützt.

Nichts rührte und regte sich. Ganz leise nur flüsterte der fallende Schnee, und dann und wann rauschte eine Welle am Bug.

Bössum mußte seine Augen mit Gewalt aufhalten. Es war ein anstrengender Tag gewesen, schlimmer noch als alle vorhergegangenen, und er hatte wieder einmal gut und recht für drei gearbeitet!

Aber er hielt sich wach. Dienstversäumnis gab es für ihn nicht. Wo er stand, war der Posten ausgefüllt, darauf konnte man sich verlassen.

Bössum sann über dieses und jenes nach, und seine Gedanken wanderten in die Ferne, je dichter sich der Vorhang der Nacht um ihn schloß. An seine kleine zarte Frau mußte er denken. Auf Händen hatte er sie tragen wollen, wie ein Spielzeug hatte er sie geliebt. Aber als sie im Laufe der Jahre zu klagen begann, da war er hart geworden. Tränen konnte er nicht leiden. Warum kam kein Kind? Dann wäre alles anders gewesen. Sie hatten es sich beide so gewünscht, aber wo es ausblieb . . . Niedergeschlagenheit, Scheu und Gedrücktheit an seiner Stelle! — Teufel, das hatte er nicht vertragen können. Die Erde war alles andere, nur kein Jammertal. Wer gesund war wie er, wollte lachen, genießen, mit lustigen Menschen lustig sein!

Bössum richtete sich auf. Die Arme wurden ihm kalt. Er stieß sie mehrmals kräftig nach unten und trat auf der Gräting hin und her, um auch die Füße zu erwärmen.

Am linken Handgelenk trug er eine Uhr mit leuchtendem Zifferblatt. Er streifte den langen Aermel des Oelrockes zurück: Halb drei erst, noch andertalb Stunden bis zur Ablösung. Wie doch die Zeit schlich!

Er hielt nach allen Seiten scharfen Ausguck. Aber es war ja unmöglich, etwas zu sehen. „Schwarz wie in der ewigen Finsternis", knurrte Bössum vor sich hin. „In Sankt Pauli ist es schöner!"

Unter ihm kroch das Verderben heran. Mit der Flut kam es geschwommen, ein runder kugliger Körper, eine englische Mine, die sich losgerissen hatte und ins Treiben gekommen war. Es war unmöglich, sie zu bemerken.

Am Bug glitt sie noch vorbei. M 06 lag schräg zum Strom mit abgespreizter Ankerkette.

Aber mittschiffs, da pochte sie gegen die Bordwand. Das gab einen hohlen Ton.

Bössum horchte auf, sprang hin. Was war da los . . . . ?

Er beugte sich über die Geländerkette.

Das eiserne Minengefäß schrammte nach achtern. Es neigte sich unter dem Widerstand, hakte, wurde scharf . . .

Ein berstender Krach, lohende, heiße Feuergarben. Der Bootskörper wird in die Höhe gewuchtet, Eisensparren sirren durch die Luft, gurgelndes, gieriges Wasser quirlt.

Der Bug des Bootes streicht in die Höh . . dann sinkt das Fahrzeug heckunterst weg.

Noch klatschen schwere Teile zurück, hochgewirbelt, fortgeschleudert . . . und es wird wieder still. M 06 ist nicht mehr.

Leise flüstert der rieselnde Schnee in der schwarzen Winternacht.

*

Vom Luftdruck war Bössum in die Höhe geschleudert worden. Das eiskalte Wasser weckte seine Sinne. Er kam zu sich, schwamm, erspähte einen Schatten. Kieloben treibt das Dingi von M 06. An ihm klammerte Bössum sich fest.

An der anderen Seite des kleinen Bootes hing noch ein Mensch. Er jammerte, klagte . . .

Bössum erkannte die Stimme. Es war der Obermatrose Hardang, der mit ihm auf Wache gewesen war.

„Wir müssen das Dingi aufrichten!" schrie Bössum ihm zu. „Sonst erfrieren wir!" Wie fremd die eigene Stimme klang!

Hardang jammerte, klagte. Redete der Mann irre?

In Bössum wuchs der Drang zum Leben zur rasenden Begierde. Er krallte sich am Bootskörper fest und zerrte seinen Leib durch das strömende Wasser hindurch zur anderen Seite neben Hardang. „Wir müssen das Dingi aufrichten!" brüllte er ihm ins Ohr.

Hardang half. „Was ist es heiß!" schrie er dabei. „Kochend heiß. Warum hat man mich in den Kessel geworfen, in den Dampf, in das Feuer? . . . . Ich habe doch nichts Schlimmes getan. O diese Glut!"

Es gelang. Sie legten das Dingi auf seinen Kiel. Bössum schwang sich hinein, zog Hardang hinter sich her und schöpfte dann Wasser mit hohlen Händen.

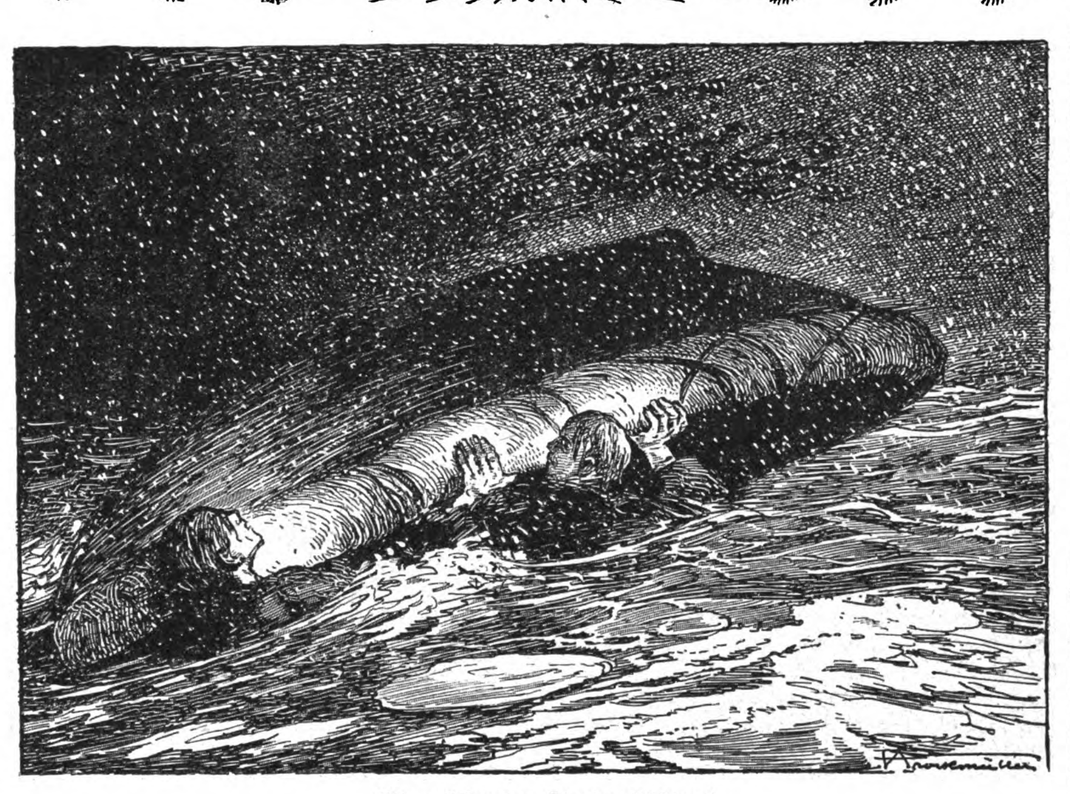
Hardang blieb in einem Reden. Es war qualvoll, ihm zuzuhören. Immer wieder sagte Bössum: „Hilf mir, du mußt dir Bewegung machen, sonst erfrieren dir die Glieder!"

Hardang lachte: „Ich soll erfrieren in dieser Glut? Du bist wohl wahnwitzig, Mann?" Er ließ sich zu nichts herbei.

Mit der Flut trieb das Dingi elbaufwärts. Es wurden fürchterliche Stunden, sie dehnten sich zur Ewigkeit . . .

Der Schneefall ließ nach. Die grauen Wolken





„Wir müssen das Dingi aufrichten.“

hoben sich, und um die Morgenstunde lugte die blanke Wintersonne über das flache Land und das stille trübe Elbwasser.

Von Kuxhaven her kam die Minensucherdivision herbei, um die begonnene Arbeit fortzusetzen. Das Dingi trieb ihr in den Weg.

Halb erstarrt fühlte Bössum, was es heißt, dem Schicksal danken zu müssen.

Auf den Booten wurde man aufmerksam. Man hatte das winzige Dingi entdeckt. Bössum war aufgestanden, mühsam hielt er sich, winkte mit den Armen.

Aus dumpfem Hinbrüten richtete auch Hardang sich auf. Als er die herankommenden Boote entdeckte, da schrie er los: „Da ist der Feind! Er will uns vernichten! Teufelspack!“

Und ehe Bössum es verhindern konnte, sprang der alte Irre über Bord und ertrank.

Bössum wurde von dem Führerboot der Division aufgenommen. Seine kräftige Natur brachte ihn ohne Folgen über das Grauen und die Leiden der Nacht hinweg. — —

*

Heiligabend war gekommen.

Frau Bössum schlummerte. Sie war am frühen Morgen Mutter geworden. In ihrem Arm lag das kleine hilflose Wesen, dem sie das Leben geschenkt hatte.

Ein Junge war es, leicht und fein gebaut. Aber schon hatte er mit seiner Stimme bewiesen, daß Lebenzuversicht in ihm steckte.

Jetzt schlief auch er, sattgetrunken und zufrieden.

Im Wohnzimmer nebenan saß die Mutter. Sie hatte die Augen geschlossen. Stunden der Aufregung und Anstrengung lagen hinter ihr.

Nun endlich hatte sie ein Enkelkind. War das ein Glück. Und am Christtag war es gekommen!!

Die Ladentür ging. Kam ein Kunde? Frau Bössum erhob sich, ging nach vorn.

Der große stattliche Sohn trat ihr entgegen.

„Mutter!“ rief er. Seine Stimme klang bewegt. „Hier hast du mich wieder!“

Die alte Frau verstand ihn nicht. Was sollte das? Was meinte er?

„Dich wieder?“ stammelte sie.

Da beugte er sich zu ihr herab, nahm sie in seine Arme, und flüsternd kam es heraus: „Vorgestern nacht hat der Tod mich in seinen Krallen gehabt. Mein Boot ist hochgebloht, von einer Mine getroffen. Und ich — weißt du — ich bin der einzige von allen, der lebt!“

Was er sagte, hatte sie kaum begriffen. Nur das eine hörte sie heraus, daß er einer schweren Gefahr entronnen war.



„Da trat er vor und sank am Bettrand nieder."

Haltlos flossen ihre Tränen vor überströmendem Glücksgefühl. „Mein Junge, mein Junge," sagte sie „ist das ein Segen!"

Sie zog ihn in das Wohnzimmer, schlich selber auf Zehenspitzen und verwies auch ihn zur Ruhe.

„Was ist los, Mutter?" fragte er. Es klang fast ängstlich. „Wo steckt denn Sophie?"

Sie legte den Finger auf den Mund, nahm die Lampe vom Tisch und schritt zum Schlafzimmer.

Sie ließ ihn vor sich eintreten und hob dann die Lampe hoch, so daß ihr Schein auf das Bett traf. Er starrte, wankte, griff nach der Hand der Mutter. „Ist es möglich?" flüsterte er. „Sophie —! Und ich — mir hat es keiner gesagt?"

Die Mutter streichelte seine harte, schwere Faust. „Sie hat es nicht gewollt, deine kleine Frau, du solltest nicht noch einmal — enttäuscht werden, falls es das Schicksal . . . ."

Da trat er vor und sank am Bettrand nieder.

Frau Bössum setzte die Lampe aus der Hand. Nebenan stand ein kleiner Tannenbaum. Gestern hatten Mutter und Tochter ihn geschmückt. Nun entzündete die alte Frau schnell seine Kerzen.

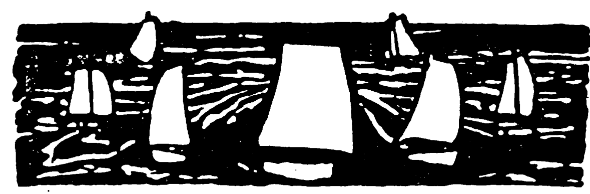
Sophie regte sich. Sie schlug die Augen auf und erkannte ihren Mann. Er griff nach ihrer weißen, müden Hand und küßte sie. . . .

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 53. Berlin den 30. Dezember 1916. 18. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 53.



Die sieben Tage der Woche.

18. Dezember.

Nordwestlich von Luck versuchen die Russen, die von uns bei Bol Porsk gewonnenen Stellungen zurückzuerobern; ihre Angriffe werden abgewiesen. Ebenso scheitern russische Vorstöße bei Augustowka (südlich von Zborow) in unserem Abwehrfeuer.

Im Abschnitt von Mestecanesci östlich der Goldenen Bistritz ist der Artilleriekampf heftig.

Auf Braila zurückgehende feindliche Kolonnen werden durch unsere Fliegergeschwader mit beobachteter Wirkung angegriffen.

19. Dezember.

Auf dem Ostufer der Maas steigert sich der Feuerkampf. Die Franzosen greifen den Fosses-Wald an. Die vor unserer Stellung liegende Chambrettes Fe bleibt nach Nahkampf in ihrer Hand; an allen anderen Stellen werden sie abgewiesen.

Südlich des Narocz-Sees und südlich der Bahn Tarnopol—Zloczow nimmt zeitweilig die Artillerietätigkeit zu.

Am Gutin Tomnatek in den Waldkarpathen werden russische Patrouillen, an der Valeputna-Straße Angriffe eines russischen Bataillons abgeschlagen.

In der Norddobrudscha setzt der Feind seinen Rückzug über zwei ausgebaute Stellungen hinaus nordwärts fort. Die Armee dringt gegen die untere Donau vor.

Im englischen Unterhaus spricht Lloyd George über das deutsche Friedensangebot und erklärt: „Ohne Genugtuung (wörtlich: Reparation) ist der Friede unmöglich."

20. Dezember.

In den Bergen auf dem Ostufer der Goldenen Bistritz scheitern mehrere Angriffe russischer Bataillone.

21. Dezember.

Auf beiden Somme-Ufern begünstigte klare Sicht die Kampftätigkeit der Artillerie, die in einzelnen Abschnitten sich zu großer Heftigkeit steigert. Westlich von Biller-Carbonnel brechen Gardegrenadiere und ostpreußische Musketiere in die durch Wirkungsfeuer stark zerstörte feindliche Stellung ein.

In zahlreichen Luftkämpfen und durch unser Abwehrfeuer büßt der Feind im Somme-Gebiet sechs Flugzeuge ein.

Zwischen Dünaburg und Narocz-See nimmt zeitweilig der Geschützkampf bedeutend zu. Angriffe russischer Abteilungen nordöstlich von Goduzischki und nördlich des Drysmjaty-Sees scheitern verlustreich.

Viermaliger russischer Ansturm bei Mestecanesci auf dem Ostufer der Goldenen Bistritz bricht an der Widerstandskraft österreichisch-ungarischer Bataillone zusammen.

Die Dobrudschaarmee wirft den Feind aus einigen Nachhutstellungen.

22. Dezember.

Längs der Düna und am Stochod hält das russische Artilleriefeuer längere Zeit an. Der Vorstoß von zwei feindlichen Kompagnien südöstlich von Riga wird abgewiesen.

Die Dobrudschaarmee macht Fortschritte und nimmt den Russen 900 Gefangene ab.

23. Dezember.

Präsident Wilson hat eine Note an die kriegführenden Staaten gerichtet, in der er anregt, daß baldigst Gelegenheit genommen werde, von allen jetzt kriegführenden Staaten ihre Ansichten über die Bedingungen zu erfahren, unter denen der Krieg zum Abschluß gebracht werden könnte, und über die Vorkehrungen, die gegen die Wiederholung des Krieges in der Zukunft zufriedenstellende Bürgschaft leisten könnten.

o o o

Die Geselligkeit, die wir uns wünschen.

Von Marie von Bunsen.

Über unsere bisherige Geselligkeit sind seit der „großen Umwandlung aller Dinge" harte Worte gefallen; „seicht und verschwenderisch, unbefriedigend und anspruchsvoll" sei sie gewesen. Eine verallgemeinernde Übertreibung; dankbar gedenken manche von uns der Häuser, in denen wir eine harmonische, sympathische Gastfreundschaft genießen durften. Aber wer würde in den gesellschaftlichen Entwicklungen der letztvergangenen Jahrzehnte gesunde Zustände, geschweige einen Fortschritt ersehen? Nicht einer! Vielmehr besteht in den weitesten Kreisen der lebhafteste Wunsch nach einer Umgestaltung.

Man verkündet die heilsame Rückkehr zu den Gewohnheiten der Väter, als wäre das so leicht, als wäre das auch nur wünschenswert. Geselligkeit ist eine Blüte des Kulturlebens, dieses befindet sich im steten Fluß, und notgedrungen wird auch der gesellschaftliche Verkehr sich den Tagesverhältnissen anpassen, wird andere Farben und Formen, neue Erschwerungen, aber auch neue Erleichterungen aufweisen. Die sogenannte „gute alte Zeit" kehrt nicht wieder, anderes muß kommen, und so ungereimt die Behauptung erscheinen mag — gerade die Kriegzeit weist auf die einzusetzenden Hebel. Ohne Leichtfertigkeit darf diese Frage jetzt vorgebracht werden, denn Geselligkeit ist nicht gleichlautend mit belangloser Zerstreuung, mit oberflächlicher Unterhaltung, sie bedeutet eine Macht, sie birgt fruchtbringende Werte; auch während vor unseren Grenzen die Geschosse heulen, ist diese

Lebensbereicherung ernster Erwägung würdig. So haben Besserungsvorschläge nicht gefehlt und alle waren auf den Grundton gestimmt: Es muß wieder einfacher zugehen.

Durch die Schule der Einfachheit gehen wir heute alle, da zeigen sinnfällige Beispiele besser als langatmige Lehren, worauf Geselligkeit eigentlich beruht, hat sie doch in dieser langen Kriegszeit nicht aufgehört, wohl aber sich verwandelt. Telephonisch wurde man zum übernächsten Tag geladen, oft wurde einfach in der Morgenfrühe angefragt, ob man noch frei wäre und für diesen Fall, anspruchslos, kommen würde. In den verschiedenen Häusern ist es verschieden zugegangen, überall hat sich ein ganz beträchtlich schlichterer Zuschnitt gezeigt. (Diese Regel haben verschwindende Ausnahmen bestätigt, und diese Ausnahmen sind keineswegs günstig besprochen worden!) In einigen Familien kam man im Hauskleid zusammen, anderswo setzte man sich in Seide und Perlen an die blumengeschmückte Tafel und freute sich an der vom Hausmädchen gereichten guten, sorgfältig zubereiteten Hausmannskost. (Eine solche kann jedem gekrönten Haupt vorgesetzt werden.) Der Kreis war immer klein, diese Beschränkung haben die feinsten Kenner immer verlangt, mit welchem Recht, hat der angeregte Ton dieser heutigen kleinen Veranstaltungen gezeigt. Das Gespräch hat sich von selbst ergeben, jeder hatte viel auf dem Herzen, die Augenblicksinteressen waren brennend interessant, es tat einem gut, es erleichterte den Druck, sich im gleichgesinnten Kreis auszusprechen. Männer wie Frauen hatten den Tag über ihr Teil Kriegsarbeit geleistet, alle gingen zeitig auseinander. Ja, sagte und sagt man ganz allgemein: Dies ist doch das Wahre, eigentlich sollte dies doch beibehalten werden.

Natürlich ist dieser Wunsch buchstäblich nicht durchzuführen, es wäre auch unrichtig, versuchte man den Ausnahmezustand auf normale Verhältnisse zu übertragen. Doch wollen wir neben so viel anderem auch die geselligen Lehren des Krieges nicht vergessen, und uns klarmachen, wie wir uns die kommende Geselligkeit wünschen.

Vier Formen der Gastlichkeit empfehlen sich den modernen Ansprüchen der weitesten Kreise. Die Mittag- und Abendmahlzeit, deren Beginn zwischen 1 und 2 und zwischen 7½ und 8½ anzusetzen wäre, der Nachmittag- und Abendempfang von 4—6 und von 9—11. Aus überaus naheliegenden Gründen sind vor allem diese letztgenannten zwanglosen Empfänge jetzt in der Kriegsknappheit angezeigt. Sie eignen sich für die größten wie für die kleinsten Verhältnisse, dem vielfachen Millionär wie dem bescheidenen jungen Ehepaar sind sie gleich angemessen. So haben die gelegentlichen oder allwöchentlichen Nachmittagsempfänge eher zugenommen als nachgelassen, sie würden noch häufiger sein, wenn zaghafte, unsichere Hausherrinnen nur glauben wollten, wie anspruchslos diese Empfänge in den allergrößten Häusern vor sich gehen. Tee oder Kaffee, eine oder mehr Teller mit Kriegsgebäck, ein dienender Geist (sei es das Hausmädchen in Häubchen und Schürze, sei es der feierlich dreinschauende alte Livreediener), der die gebrauchten Tassen abräumt, für frisches kochendes Wasser sorgt — das ist buchstäblich alles. Kleine Fleischbrötchen darzubieten ist auch in Friedenzeiten überflüssig, weshalb soll der Deutsche wie bisher den allerhöchsten Fleischkonsum aufweisen? Aber nur des Sonntags ist diese gesellige Zusammenkunft den meisten unserer Herren ermöglicht, auch viele unserer beschäftigten Frauen können in der Woche nicht über diese Zeit verfügen. Da ist der regelmäßige Abendempfang dringend geboten. Die Sache ist überaus einfach; eine Hausherrin bringt das Opfer, einmal wöchentlich oder alle 14 Tage zu Hause zu bleiben, ihr Freundes- und Bekanntenkreis kommt nach der Abendmahlzeit, erwartet nur die leichteste Erfrischung, warme oder kalte Getränke, etwas Gebäck. In einigen großen deutschen Städten ist diese im ganzen Ausland eingebürgerte Geselligkeitsform anzutreffen, nur sehr selten in Berlin, schwerlich irgendwo in der Mittel- und Kleinstadt. Diese bedauerliche, ja beschämende Lücke gilt es auszufüllen. Und zwar jetzt in der Kriegzeit, wo die Tischgesellschaften tatsächlich auf Schwierigkeiten stoßen. Heute oder nie.

Der Kreis kann klein oder groß sein, es kann nur geplaudert werden, es kann, falls nicht nur die Ausübenden, sondern auch die Zuhörer musikliebend sind, Hausmusik getrieben werden, je nach den Interessen der Wirte und des Kreises werden die Abendstunden verlaufen. Der Stolz, ohne materielle Darbietungen ein besuchtes Haus zu machen, ist doch wirklich lohnender als die Eitelkeit auf die den Gästen gereichten Tafelgenüsse.

Gewiß werden nach dem Krieg die regelrechten Tischgesellschaften wieder einsetzen, nur weltfremde Puritaner werden es beklagen. Auch in der Blüte unseres geselligen Lebens, auch in Weimar, auch bei den Humboldts wie der Rahel hat man Freunde und Bekannte gelegentlich an der häuslichen Tafel bewillkommt. Uns Germanen (auch den Slawen) ist dieses im Gegensatz zu den Romanen eine schöne Gewohnheit, von der wir nicht lassen wollen. Aber in veränderter Form, unter Vermeidung der zwei Hauptübel — des Übermaßes und der Stillosigkeit.

Es ist nicht allen bekannt, daß deutsche Tischgesellschaften (einstmals Diners genannt) sich vor denen auch der reichsten Kulturländer durch das Übermaß ausgezeichnet haben. In London und Paris und Neuyork hat man trotz der oft wahnwitzigen Luxusentfaltung weniger gegessen und getrunken, weniger oft konnte man daher in diesen Hauptstädten die Klage über die Unbekömmlichkeit des geselligen Lebens, über die jährliche Notwendigkeit der Karlsbadreise hören. Die Tischgesellschaften sind auch dort kleiner, darum intimer, und auch dieses sollte bei uns angestrebt werden. Vor allem muß der Stil des Hauses durchgeführt werden. Luxus ist nicht im geringsten verwerflich, der Luxus der Reichen gibt Armen das Brot, begünstigt Feinheiten und Schönheiten der Kultur. Aber es ist kulturlos und geschmacklos, wenn der Beamte, der mittlere Gutsbesitzer oder der Offizier es den Schwermillionären gleichtun will, und kraft der unseligen Phrase „das wird heutzutage verlangt" war die oft durchsichtige, kümmerliche, aber verhältnißmäßig sehr kostspielige Vorspiegelung des Reichtums bei uns in den letzten Jahrzehnten in allen Kreisen üblich geworden. Das ist der eigentliche springende Punkt, hier muß eingesetzt werden. Jedes Haus muß seine Gäste in der Art empfangen, die ihm am besten liegt, muß unbekümmert um den weiterbemessenen Zuschnitt der anderen in vornehmer, vernünftiger Sicherheit den Typus wählen, der es ihm ermöglicht, ohne besondere Anstrengungen, ohne Umwälzungen, ohne aufregende Mühe oft seinen Freundeskreis bei sich zu sehen. Daraus ergibt sich dann von selbst jene Vereinfachung, die jeder, buchstäblich jeder herbeihofft.

Die allgemeine Billigung genügt jedoch nicht, die Notwendigkeit, die Bedeutung dieser Änderungen muß scharf ins Auge gefaßt werden, nicht nur Wünsche, sondern auch die festen Absichten aller Aufrechten und Feinfühligen müssen bestehen.



Die Einheits-Verbundbremse für Güterzüge

Von Regierungs- und Baurat Unger, Mitglied des Königl. Eisenbahn-Zentralamtes in Berlin.

Mitten in den Stürmen des gewaltigsten aller Kriege hat die Preußisch-Hessische Staatseisenbahnverwaltung trotz ihrer gegenüber dem Friedensbetriebe gesteigerten und erschwerten Leistungen es doch ermöglichen können, ihre langjährigen und mühevollen Arbeiten zur Durchbildung eines für den Güterverkehr geeigneten Bremssystems nicht nur fortzusetzen, sondern erfolgreich zum Abschluß zu bringen und dadurch den für die nächsten Jahrzehnte vielleicht bedeutungsvollsten Fortschritt zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit und Betriebsicherheit der Eisenbahnen einführungsreif vorzubereiten.

Die Erfindung und Durchbildung eines den vielseitigen Anforderungen des Güterzugbetriebes geeigneten Bremssystems war eine äußerst schwierige Aufgabe; zu ihrer Lösung mußten langjährige Versuche ausgeführt werden, die einen ganz außergewöhnlichen Aufwand an wissenschaftlicher und praktischer Arbeit sowie an Kosten erforderten. Bei Durchführung dieser Versuche haben sich der Verein Deutscher Eisenbahnverwaltungen und insbesondere die deutschen Staatseisenbahnen und die österreichisch-ungarischen Staatsbahnen große Verdienste erworben. Den bedeutendsten Anteil an diesen Arbeiten hat die Preußisch-Hessische Staatseisenbahnverwaltung geleistet. Von ihr wurde auch das Bremssystem erdacht und in Gemeinschaft mit der „Knorr-Bremse" A.-G. in Berlin durchgebildet und erprobt, das nunmehr zur Einführung in Aussicht genommen ist, nämlich die Einheits-Verbundbremse.

Den Namen „Verbund"-Bremse hat die neue Bauart erhalten, weil sie eine sehr sinnreiche und zweckmäßige Vereinigung der beiden schon früher erprobten Bauarten, der Einkammerbremse und der Zweikammerbremse, bildet. Als „Einheits"-Bremse wird sie bezeichnet, weil sie so durchgebildet, daß sie in einheitlicher Ausführung nicht nur für Güterwagen aller Art, sondern auch für die in Personenzügen laufenden 2- und 3-achsigen Wagen benutzt werden kann. Zahlreiche Versuchsfahrten und auch die im praktischen Dauerbetriebe gewonnenen Erfahrungen haben bewiesen, daß die Einheits-Verbundbremse für Zuglängen bis zu 150 und 200 Achsen in gleicher Weise für Flachlandstrecken wie für Gebirgstrecken mit langen und steilen Gefällen geeignet ist.

Nachdem schon vor einigen Monaten alle deutschen Staatseisenbahnverwaltungen die Einheits-Verbundbremse für den Fall der allgemeinen Einführung einer durchgehenden Güterzugbremse als geeignetste Bauart angenommen hatten, wurde die neue Bremse durch das Königliche Eisenbahn-Zentralamt den Vertretern der österreichisch-ungarischen Regierungen unter Beteiligung der Regierungen der deutschen Bundesstaaten in der Zeit vom 23. bis 28. Oktober 1916 sowohl im Flachland als auch auf einigen Gebirgsstrecken Thüringens (mit langen und steilen Gefällen von 1 : 50 und 1 : 30) vorgeführt. An einzelnen Vorführungen beteiligten sich auch der preußische Herr Minister der öffentlichen Arbeiten Exzellenz Dr. v. Breitenbach und der Herr Präsident des Reichseisenbahnamtes, Exzellenz Wackerzapp.

Das eine Bild auf Seite 1870 zeigt eine Gruppenaufnahme der Teilnehmer an den Gefällefahrten vom 26. Oktober 1916 auf der Strecke Oberhof—Suhl und Oberhof—Arnstadt (mit Gefällen 1 : 50). Einer der zu den Vorführungen benutzten Güterzüge von 150 Achsen Stärke ist in der zweiten Abbildung auf Seite 1870 dargestellt, und zwar im Gefälle 1 : 30 auf der Strecke Taubenbach—Probstzella. In dem aus leeren und beladenen Güterwagen zusammengestellten Zuge sind an mehreren Stellen Beobachtungswagen und am Ende ein Meßwagen eingestellt, um an den verschiedenen Stellen des Zuges die Vorgänge in den Bremszylindern, die Fahrgeschwindigkeiten, den Verlauf der Bremsungen usw. beobachten zu können. Alle diese Beobachtungs- und Meßwagen haben unter sich und mit der Lokomotive Telephonverbindung. Der am Zugschluß laufende Wagen ist am weitgehendsten ausgerüstet mit Meßinstrumenten, selbsttätig wirkenden Aufschreibevorrichtungen (zur Bestimmung der Fahrgeschwindigkeiten, Bremswege, Durchschlagzeiten von der Lokomotive bis zum Zugschluß usw.) sowie elektrisch bedienten Kontakten zum Anzeigen der vom Lokomotivführer vorgenommenen Verstellungen am Führerbremsventil.

Nach den in der Schlußsitzung am 28. Oktober von den österreichisch-ungarischen Regierungsvertretern abgegebenen gutachtlichen Erklärungen ist zu hoffen, daß bald auch mit den österreichisch-ungarischen Regierungen eine Einigung über das im Falle der Einführung einer durchgehenden Güterzugbremse zu wählende Bremssystem erreicht werden kann.

Die Bremsvorführungen am 23. bis 28. Oktober 1916 und die erwähnten Erklärungen der österreichisch-ungarischen Regierungsvertreter zur Güterzug-Bremsfrage bilden zweifellos einen Markstein in der Geschichte des Eisenbahnwesens, weil dadurch ein Fortschritt angebahnt wird, dem kein zweiter seit Einführung der durchgehenden Bremsen im Personenzugverkehr zur Seite gestellt werden kann.

Mit berechtigtem Stolz darf Deutschland auf diesen neuen großen Erfolg blicken, der trotz des Krieges durch rastlose Arbeit hinter der Front erreicht wurde.

„Es will mir", so führte der preußische Herr Minister der öffentlichen Arbeiten, Exzellenz Dr. v. Breitenbach, in seiner Ansprache an die österreichisch-ungarischen Regierungsvertreter am 23. Oktober aus, „als ein Ausdruck von Kraft, Stärke und Selbstvertrauen erscheinen, daß eine solche Frage mit den den deutschen Eisenbahnen eng verbundenen und lange befreundeten österreichisch-ungarischen Eisenbahnverwaltungen inmitten eines gewaltigen Weltkrieges nicht nur verhandelt, sondern auch, wie ich zuversichtlich hoffe, zu einem gedeihlichen Abschluß geführt wird. Noch mehr! In diesem Geschehnis erblicke ich zugleich eine Kundgebung der Entschlossenheit der Zentralmächte, Stütz- und Ausgangspunkt zu bleiben und in noch höherem Maße zu werden für jeden Fortschritt unseres Wirtschaftslebens. Ich erkenne in ihm die Bestätigung des mich ganz durchdringenden Gedankens, daß unsere durch Blut und Eisen gefestigte Gemeinschaft auf dem Gebiete des Verkehrswesens weiter auszubauen und zu vertiefen ist, um in friedvoller Zeit ein machtvoller Faktor in der Weltwirtschaft, in dem Weltwirtschaftskampf zu sein." . . . „Mit dieser Tat, die wir jetzt vorbereiten, liefern wir den Beweis, daß wir in Krieg und Frieden nicht ruhen, nicht rasten wollen, zum Heil und Segen unserer Völker."



Die sechs Freunde.

Von Th. von Rommel. — Hierzu die Abbildung auf S. 1859.

Auf einem meiner Hilfstätigkeitsgänge durch die Altstadt fand ich neulich im Schaufenster einer Gemischtwarenhandlung — zwischen ein paar mageren Bücklingen und einigen Erstlingsjäckchen „ohne Bezugschein" — eine kleine Porzellanfigur, die meinen Schritt hemmte. Nicht etwa ein seltenes Meißner Püppchen, das sich dahin verirrt hatte, oder altfranzösisches Stücklein aus der Westfalenzeit des seligen Königs Lustick — ach nein, nur ein ganz einfaches Grüpplein, wie man sie auf jeder „Messe" finden kann. Aber doch etwas Seltenes — : sechs freundschaftlich verschlungene Soldaten auf einer Art Schiffkai — —

Was da Besonderes dran sei, fragen Sie? Sechs Feldgraue, friedlich nebeneinander, das kann man doch alle Tage sehen!

Meine sechs sind aber keine Feldgrauen — im Gegenteil, sie sind bunt, in des Wortes engster und weitester Bedeutung, und das ist so:

Zuerst — am rechten Flügel kommt ein Engländer im roten Rock, blauen Hosen, Tropenhelm und Gamaschen, dann — liebevoll von ihm umschlungen — ein Italiener mit Federhut, grauen Beinen und blauer Jacke, der hat seine linke Hand im Arm eines biederen dicken deutschen Soldaten in Waffenrock und Helm, der wiederum seinen linken Arm dem Bruder Oesterreicher auf die Schulter legt. Dieser in seinem blaugrauen Käppi und hellblauen Hosen faßt seine beiden Nachbarn, den Deutschen einer-, den Russen andererseits um die Hüfte und trifft auf des letzteren Rücken mit dem Franzmann zusammen, den der Russe umschultert. Der Russe ist grün, der Franzose trägt die roten Pluderhosen und den blauen Frack — —

Also wirklich eine bunte Gesellschaft, nicht wahr? Wie lange ist es her, daß die sechs einmal so dagestanden haben, freundschaftlich in einer Reihe, einem gemeinsamen Ziel entgegen? Es wird wohl zur Zeit der Chinafahrt gewesen sein, bei Anlaß des Boxeraufstandes, sonst wüßte ich keine Gelegenheit, die England, Italien, Deutschland, Oesterreich, Rußland und Frankreich am gleichen Ufer fand.

Ich ging in den Laden und fragte nach dem Preis der sechs Leutchen. Die Besitzerin sah mich nachdenklich prüfend an: „Eigentlich sind sie nicht verkäuflich —" ich merkte, sie schätzte mich ein, dafür gab es ja keinen Höchstpreis — „und es ist doch etwas Interessantes, gelt? Alle die Staaten, die sich jetzt in den Haaren liegen — denn die kleinen Läuseländer zählen ja nich — so was sieht man nicht wieder, gelt?"

Das mußte ich zugeben, so was wird man nicht wieder sehen — und die Freude über die „kleinen Läuseländer, die wir gar nicht mitzählen", ließ mich den verlangten Preis bezahlen.

Sorgsam trug ich die Freunde heim und stellte sie auf meinen Schreibtisch, wo sie sich in der Gesellschaft einer kleinen elektrisch leuchtenden Japanerin recht wohl zu fühlen schienen.

Und als ich sie näher betrachtete, fiel mir der eigentümliche Blick auf, mit dem der rotgerockte Engländer sich vorbeugend die Freundesreihe beschaute.

Wie gesagt — ich glaube, daß der Urheber der nett und teilweise recht charakteristisch gearbeiteten kleinen Gruppe sie um 1900, als die Nationen gen China zogen, für den Massenvertrieb in den Handel brachte: das sind also 16 Jahre her.

Deutschfreundlich ist der Mann (wenn er überhaupt ein Deutscher ist, was allerlei Ungenauigkeiten in der deutschen Uniform bezweifeln lassen) nicht gewesen, so viel steht fest. Denn der deutsche Soldat, der sich, die rechte Schulter vorschiebend, aus der Reihe löst, ist der plumpeste, stumpfsinnigste in der Gesellschaft, sieht auch einem Landgendarmen ähnlicher als einem strammen Kommiß. Der Oesterreicher ist nicht viel besser behandelt, und der Italiener — von England liebevoll herangezogen — sieht blöd nachdenklich zu Boden, als überlege er, wie wenig er zu dem Dreibund passe. Da ist der Russe ein anderer Kerl! Vergnügt hebt er das gutmütige Gesicht mit den langen Haaren unter der Pelzmütze, zufrieden mit seinen Freunden, während der Franzose mit verschmitztem Lächeln hinüberschaut zu dem Engländer . . .

Das sei Phantasie, sagen Sie — früher habe man gewiß dergleichen nicht aus der kleinen Gruppe herausgelesen!

Nein, früher sah man manches nicht, was klar zutage lag — man fand auch nichts in den reizend und klug geschriebenen short stories der Londoner „Magazines", in denen immer ein deutsches Kriegsschiff oder ein deutsches Flugzeug sich englische Häfen zur Übung aussuchte und von überlegenen englischen Seeleuten oder Fliegern unschädlich gemacht werden mußte. —

Man legte auch den — meinem kleinen Porzellanwerkchen gar so ähnlichen Zeichnungen in den Pariser und Londoner Witzblättern keine Bedeutung bei. Leider! Dem plumpen, tölpelhaften begehrlichen Deutschen fand man stets den eleganten Engländer, den feingezeichneten Franzosen gegenüber — ist es ist ein Wunder, daß diese Bilder sich dem Gedächtnis der Witzblattleser eingeprägt haben?

Selbst bei dieser kleinen, einst gewiß für ein paar Pfennige zu erwerbenden Gruppe fällt die Liebe auf, mit der der Poilu, der Tommy, der Muschik behandelt sind — vielleicht ist sie nach einer französischen Zeichnung gebildet?

Gestern abend, in der Dämmerstunde, als der weiße Schnee ein seltsames Licht durch die Fenster schimmern ließ, hörte ich ein behutsames Flüstern neben mir:

„Kleiner Frenchman, siehst du, wie er sich bläht, der dicke Sauerkrautfresser da in der Mitte — als Mittelpunkt fühlt er sich, uns anführen will er: Germans to the Front, d . . . d fool! Kleiner Frenchman, rücke nah an deinen russischen Freund — rücke und drücke nach — paß auf, bald trägt der Baum der Revanche kostbare Früchte! Ich helfe von der anderen Seite —"

„Aber der Italiano? Wenn wir da freie Bahn hätten —"

„Oh — das Gipsfigurenpack! Das ist viel zu dumm, um eine eigene Meinung zu haben — Wir kaufen die Presse, wir kaufen die Regierung, nichts leichter als das! So'n kleiner Treubruch — oh my dear, daraus läßt sich eine nette Gipsfigur machen!"

„Aber Zeit — wir sind noch nicht so weit —"

„Zeit in Hülle und Fülle — Freundschaftsbeteuerungen kosten nichts, damit füttern wir die Dummen — Wer weiß, vielleicht fällt dieses ramshakled empire,



dieses Oesterreich, auch noch nach der Geldseite — Kleiner Frenchmann, was wird der Michel sich wundern, wenn ihm der Atem ausgeht!"

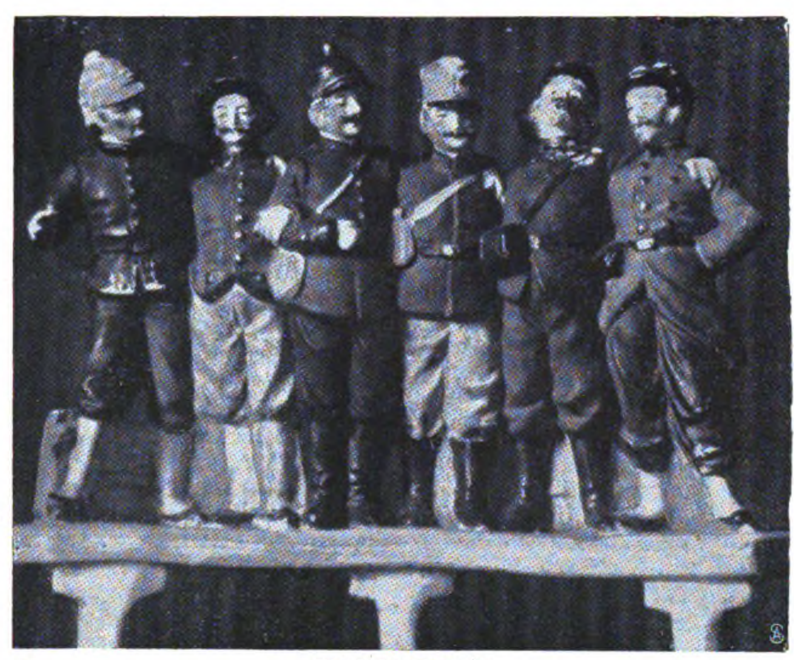
„Ah voici qui est plaisant! Wir werden ihn erdrücken!"

„Ich werde ihn erdrücken — ihr anderen dürft helfen So ein Mittelpunkt ist bald zerdrückt . . . ."

Empört machte ich Licht. Die kleinen Porzellangesichter zeigten den lächelnden bunten Ausdruck wie immer — nur des Endländers Miene schien spöttisch.

Ich schüttelte den Kopf: Ach nein, mein lieber Vetter, so rasch ist ein solcher Mittelpunkt weder zu zerdrücken noch zu verschieben, was sollte aus Europa ohne Herz werden?

Und dann sah ich die eng verschlungene Gruppe noch einmal an und dachte, wie sonderbar es sei, daß solch nichtiges zerbrechliches Porzellanding dauerhafter gewesen ist als die Freundschaft der großen Nationen. —



Die sechs Freunde.

Warenkunde.

Plauderei von Hans Dominik.

Der Lehrmeister Krieg, der uns schon zu so mancher Neuorientierung zwang, hat uns auch die Offenbarung gebracht, daß es um unsere Warenkunde, d. h. um die Kenntnis des durchschnittlichen Mitteleuropäers von dem Wesen der wichtigsten Rohstoffe und Fabrikate des täglichen Lebens, ziemlich lückenhaft bestellt ist. Der Krieg mit seinen tausend neuen Dingen und Stoffen hat uns die Erkenntnis gebracht, denn die Tatsache selbst ist schon recht alt, und bei genügender Selbsteinkehr hätten wir sie auch im Frieden spüren können.

Die Warenkunde bildet in der Systematik der Wissenschaften einen Zweig der Technologie und behandelt die wichtigsten Rohstoffe, getrennt nach Pflanzen-, Tier- und Mineralreich, sowie die gangbaren Halb- und Fertigfabrikate. Aber einmal ehrlich gefragt, wer weiß auf den ersten Anhieb, ob die Stearinkerze aus dem Tier- oder Pflanzenreich stammt, wer kann sofort sagen, woraus unsere landläufige Stiefelwichse besteht, wer weiß, was etwa Siegellack, Klebegummi und Möbelpolitur sind. Wir wissen nur, daß die hier ganz willkürlich herausgegriffenen Dinge augenblicklich wie so manches andere auch recht knapp sind, aber worauf die Knappheit in besonderem zurückzuführen ist, dafür wird uns die Antwort schon schwerer. Am leichtesten bei der Stearinkerze, denn wir wissen jedenfalls, daß Stearin ein Fett ist. Fügen wir noch den technologischen Hinweis hinzu, daß Stearin besonders reichlich im Hammeltalg vorhanden ist, so wird die Kerzenknappheit noch zwingender illustriert. Bemerken wir dazu, daß die Konkurrentin der Stearinkerze, die Paraffinkerze, aus dem Petroleum stammt, so wird es auch begreiflich, daß es mit der Weihnachtsbeleuchtung in diesem Jahre nur sehr mäßig aussehen wird, wenn nicht die Rumänen als unfreiwillige Lieferanten in die Erscheinung treten.

Die gute alte Stiefelwichse ist heute aus zwei Gründen kostbar und selten. Sie enthält Melassezucker, also immerhin Zucker, und ferner Schwefelsäure, beides Dinge, die heute für andere Zwecke dringlich gebraucht werden. Eine kleine technologische Bemerkung sei hier eingeflochten. Gar mancher hat sich darüber gewundert, daß die ursprünglich so festen Eisengarnsenkel seiner Schnürstiefel in überraschend kurzer Zeit mürbe und zundrig wurden. Die Erscheinung ist auf das Konto der in der Stiefelwichse enthaltenen Schwefelsäure zu setzen. In einer guten Wichse ist die Säure in solcher Menge enthalten, daß sie dem Leder nichts schadet. Das Leinen- oder Baumwollgarn des Senkels zerfrißt sie dagegen in sehr kurzer Zeit.

Der Siegellack ist ein Gemenge von Schellack, venezianischem Terpentin und einem Farbstoff. Wegen des venezianischen Terpentins brauchten wir uns nun nicht zu beunruhigen, obwohl unsere Beziehungen zu Venedig augenblicklich nicht gerade die besten sind. Denn dieser nützliche Stoff wird aus den märkischen und bayrischen Koniferen immer noch in guter Qualität gewonnen. Aber mit dem Schellack ist die Sache bedenklicher, denn er stammt aus dem indischen Gummiharz, und einen vollwertigen Ersatz haben wir einstweilen noch nicht. Der schöne rote Siegellack wird daher in der nächsten Zeit auch einigermaßen knapp werden. Dagegen brauchen wir etwas Ähnliches beim Klebegummi oder Dextrin nicht zu fürchten, denn jedes Getreidemehl oder, chemisch gesprochen, jede Stärke läßt sich durch Wärmeeinwirkung in diesen nützlichen Klebstoff verwandeln. Hingegen sieht es mit der Möbelpolitur wiederum bedenklich aus. Gute Glanzpolitur ist eine Auflösung von Schellack in reinem Spiritus. Über den Schellack wurde bereits gesprochen. Über den Spiritus braucht nur gesagt zu

werden, daß er von der Kartoffel stammt, und daß wir unsere Kartoffeln für so viele andere wichtige Dinge gebrauchen, daß wir uns in der Spiritusbrennerei Beschränkung auferlegen müssen. Wenn man übrigens Möbelpolitur hat, so kann man ein ganz niedliches Experiment damit machen, man kann nämlich eine größere Portion wäßriger Salzsäure in die Politur hineingießen. Dann verliert der Spiritus seine Lösungsfähigkeit für den Schellack, und dieses Harz findet sich in Form eines großen, ziemlich kompakten Klumpens zusammen. Wer den Versuch einmal machte, kann sich vorstellen, wie es in einem russischen Magen nach dem Genuß von Möbelpolitur ungefähr aussieht.

Die Warenkunde ist eine ganz unterhaltsame Wissenschaft, aber sie kann gelegentlich auch recht nützlich werden. „Wissen ist Macht", möchte man den traurigen Hamstern zurufen, die sich in den letzten Wochen fieberhaft mit Salz eindeckten, „weil uns ja nun auch nächstens das Salz abgesperrt werden würde". Die deutschen Salzlager sind so groß, daß sie das bißchen Speisesalz neben dem vielen technischen Salz überhaupt so nebenher, gewissermaßen mit ein paar Hackenschlägen liefern. Am Natriumchlorid, denn das ist unser Speisesalz, wird es uns daher niemals fehlen. Viel eher schon den Herrschaften von der Gegenpartei an den mannigfachen Kaliumsalzen, die auf der ganzen Welt allein in Deutschland in abbauwürdiger Menge vorkommen und für die Landwirtschaft unentbehrlich sind. Seit fast einem Menschenalter gewinnen wir unser Kochsalz im Nebenbetriebe beinahe als Abfall. Früher war es umgekehrt, und man mußte erst eine ganze Menge damals unbrauchbarer Salze weg- oder abräumen, bevor man an das ersehnte Ziel, an das Kochsalz, kam. Abraumsalze nannte man daher diese heute so wertvollen Kalisalze, um die uns jetzt die Welt beneidet.

Mit dem Salz haben die Hamster also vorbeigehamstert. Etwas anders stehen die Dinge mit dem Pfeffer. Der natürliche Pfeffer ist ein Erzeugnis der Tropen, und die Vorräte sind nachgerade knapp geworden. Aber auch hier wird die deutsche Chemie sehr schnell einen Strich durch die Hamsterrechnung machen, denn schon seit geraumer Zeit können wir den wirksamen Stoff des Pfeffers künstlich darstellen.

Beim Pfeffer noch eine Frage. Die meisten Leser haben zweifellos das pikante Currygewürz in mannigfachen Verbindungen als Curryfleisch, Curryreis usw. des öfteren genossen. Was ist Curry? Eine Mischung von tropischen Gewürzen. Ein Rezept sagt beispielsweise: „15 Teile Koriander, 8 Teile Ingwer, 8 Teile Kümmel, 8 Teile weißer Pfeffer, 6 Teile Kardamom, 2 Teile spanischer Pfeffer." Ein anderes lautet: „40 Teile Senfkörner, 10 Teile Ingwer, 5 Teile Zimt, 1 Teil Kardamom, 3 Teile Paprika." In Friedenzeiten konnte sich also jedermann sein echt chinesisches oder indisches Currypulver ohne weiteres in den Einzelbestandteilen beim Kaufmann oder, wie man heute sagt, beim Feinkosthändler holen und selbst zusammenstellen.

Was ist Glaserkitt? Ein Gemenge von Schlemmkreide und Firnis. Die Antwort ist einfach, aber die neue Frage taucht auf: Was ist Firnis? Nichts anderes als oxydiertes Leinöl, d. h. Leinöl, in welches durch allerlei chemische Prozesse Sauerstoff eingewandert ist. Wer also keinen Firnis zu kaufen bekam, konnte ihn sich zur Not selber herstellen, indem er in einen Topf mit Leinöl ein Beutelchen mit Mangansuperoxyd einhängte und das Ganze 14 Tage in eine warme Ofenröhre stellte. Auf diese Weise kommen wir nun vom Glaserkitt zum Mangan. Mangan ist ein Metall, welches in unserer Hüttenindustrie und speziell bei der Stahlfabrikation eine große Rolle spielt. Die wenigsten unter uns werden metallisches Mangan gesehen haben. Dafür treten zwei Manganverbindungen im praktischen Leben desto häufiger auf, nämlich Mangansuperoxyd und übermangansaures Kali. Mangansuperoxyd oder Braunstein bildet einen wesentlichen Bestandteil unserer Klingelelemente. Übermangansaures Kali aber ergibt mit Wasser jene tiefvioletten bis rosafarbigen Lösungen, welche als Mundwasser und zur Wundbehandlung benutzt werden. In beiden Fällen dient das Mangan als Sauerstoffspeicher, es fesselt soviel Sauerstoff, daß es danach einen Teil wieder abgeben und durch diesen freiwerdenden Sauerstoff oxydierend und desinfizierend wirken kann. Aber auch in der Eisenindustrie ist das eigenartige Verhältnis des Mangans zum Sauerstoff von Bedeutung.

Der Bernstein, das haben wir alle in der Schule gelernt, ist ein verfeinertes vorweltliches Harz. Diese Wissenschaft wurde uns in der gleichen Stunde eingeprägt, in der wir begreifen lernten, daß das Fischbein aus dem Maule des Walfisches stammt, und daß der rote Koschenillelack das Erzeugnis einer tropischen Laus ist. Wenn wir nun aber eine moderne hochfeine Bernsteinspitze zur Begutachtung erhalten, so ist Vorsicht am Platze. Denn unsere Technik stellt aus dem Steinkohlenteer einen Kunstbernstein, das sogenannte Bakelit, her, welches dem echten Bernstein kaum in irgendeiner Weise nachsteht. Rühren wir überhaupt an den Steinkohlenteertopf, so wird es mit unserer Warenkunde ganz bedenklich. Da gibt es tiefschwarze und dann auch wieder elfenbeinweiße Stoffe und dazwischen alle Schattierungen durch grau und gelb, Stoffe, die uns als Hartgummifederhalter, als Kunstelfenbeinbälle und Schildpattersatz begegnen und nicht so ohne weiteres zu definieren und zu unterscheiden sind. Hier tut sich ein ganz neues Kapitel neuzeitlicher Warenkunde auf. Wollen wir aber die Sache kurz machen und sagen: Was man nicht definieren kann, das sieht man als ein Teerprodukt an, so raten wir auch leichtlich wieder falsch. Denn ganz ähnliche Stoffe werden auch aus der Magermilch, aus der Pülpe bei der Stärkefabrikation und aus dem Holzzellstoff gewonnen. Es sind billig gerechnet hundert verschiedene Stoffe, die sich in ihrem Verhalten zwischen Hartgummi, Elfenbein, Bernstein und Schildpatt bewegen, welche die moderne Technologie uns hier in den letzten zehn Jahren beschert hat. Es gehört schon eine gute Portion Warenkunde dazu, um auch nur einigermaßen die mannigfachen Gebrauchstoffe zu erkennen und zu definieren, die uns etwa auf dem Schreibtisch und auf dem Waschtisch entgegentreten.

Wenden wir uns den Metallen zu, so wird die Aufgabe kaum leichter. Eisen und Nickel kennen wir wohl alle auf den ersten Blick. Aber schon beim Messing, Kupfer und Zink und bei der Bronze, Kupfer und Zinn wird die Unterscheidung dem Laien schwieriger, namentlich wenn das Messing äußerlich veredelt, auf Rotglanz gebeizt ist. Ratlos aber stehen wir vor den mannigfachen Legierungen von drei und mehr Metallen, die uns allenthalben als Tombak, Neusilber, Alfenid usw. entgegenschimmern. Und doch ist die Kenntnis und Unterscheidung dieser Legierungen gar nicht so schwer zu erlernen und letzten Endes eine Wissenschaft, nützlicher als diejenige von den Nebenflüssen des Amazonenstromes.

Zur Warenkunde gehört es nicht nur, daß man weiß, woraus irgendeine namentlich bezeichnete Ware be-



steht. Man soll vielmehr auch imstande sein, irgendeinen Stoff, der einem gezeigt wird, zu definieren und zu erkennen. Dabei dürfen Gesicht, Geruch und wenn nötig Geschmack mitwirken. Wir sollen nicht nur wissen, was Butter und was Magarine ihren Bestandteilen nach sind, sondern sollen die beiden Stoffe in der Praxis unterscheiden können. Wenn uns jemand Buchdruckerschwärze als Stiefelwichse verkaufen will, sollen wir ihm die Unterstellung sofort nachweisen können, sogar ohne den Geschmack zu Hilfe zu nehmen. Ganz leicht ist solche Kenntnis und Wissenschaft freilich nicht zu erwerben. Aber es lohnt sich für jeden einzelnen, sie zu sammeln, und schließlich ist es auch ein interessantes und abwechslungsreiches Gebiet. Man pflegt nun solche neuen Forderungen gern der Schule zuzuweisen, und so mag denn auch hier die Forderung erhoben werden, daß eine zeitgemäße Warenkunde zu den Dingen gehört, die schon in der Schule gepflegt werden sollten. Zwischen dem Anschauungsunterricht der untersten Klassen und dem Physikunterricht der höheren Stufen bleibt eine Lücke, welche die vernünftig betriebene Warenkunde recht gut ausfüllen könnte.

Der Weltkrieg. (Zu unseren Bildern).

In voller Seelenruhe erwarten wir die Wirkungen unseres Friedensangebotes. Soviel Stimmen aus den feindlichen Lagern laut wurden, so wenig ist eine entscheidende Haltung unserer Gegner klar ersichtlich. Das letzte Wort ist noch lange nicht gesprochen.

Meinungsaustausche, Geheimsitzungen, Verhandlungen hin und her bringen eine Gegenäußerung nach der anderen zutage. Erstaunt hören wir u. a., daß uns, die wir in siegreicher Überlegenheit die Hand bieten zu einer Lösung der Streitigkeiten von unseren unterlegenen Gegnern Bedingungen gestellt werden, als hätten sie das Heft in der Hand. Sogar das Wort „Genugtuung“ ist gefallen, als ob wir, die Angegriffenen, nachdem wir die Angreifer abgewehrt, zurückgedrängt, nach allen Richtungen geschlagen haben, unsere Angreifer über ihre Mißerfolge zu trösten, sie dafür gar zu entschädigen hätten.

Die hervorragenden Leistungen unserer Heeresleitungen, unserer Armeeführer, unserer Truppen sprechen überzeugend für sich selbst. Wir treten aus dem Jahre 1916 mit einem vollen Erfolge in das neue Jahr hinüber und werden nimmermehr dulden, daß dieser Erfolg nicht in seinem vollen Werte anerkannt wird. Wie wir dies erreichen wollen und erreichen werden, dafür ist bezeichnend ein Wort aus dem Munde Mackensens in diesen Tagen. Der Sinn dieses Wortes ist, daß jeder Erfolg zugleich der Ausgangspunkt für den nächsten Erfolg sein muß. Ein Ziel ist erreicht, nun vorwärts aufs nächste!

Mit gutem Recht haben wir vor kurzem an dieser Stelle bereits betont, daß das Fehlschlagen der Somme-Offensive ein Sieg unserer Verteidigung ist und eine Niederlage für den Gegner, dessen Angriffe abgeschlagen wurden. Die Somme-Schlacht ist von uns gewonnen und von den Franzosen und Engländern verloren, und zwar sind die Folgen unserer Abwehr und unseres Rückschlages von einer solchen Schwere, daß unser Sieg und die Niederlage des Feindes an der Somme eine sehr ernsthafte Bedeutung gewinnt.

Man hat die französischen und englischen Verluste an der Somme ziemlich genau berechnet. Die Verschleierungen der gegnerischen Berichterstattung über diesen Punkt haben sich nicht behaupten können. Man kennt ziemlich genau die Höhe der Ziffern ihrer Verluste, und kein Leugnen kann die Tatsache aus der Welt schaffen, daß dabei die überwiegende Mehrzahl der im verflossenen Jahre neu ausgebildeten französischen Reserven draufgegangen ist. Die englischen Verluste sind relativ am höchsten, weil der Engländer als Feldsoldat neben dem Franzosen immerhin nur ein blutiger Anhänger ist.

Joffre büßt für die verlorene Somme-Schlacht, indem er den Oberbefehl an General Nivelle abtritt.

Vor Verdun haben wir eine Einbuße erlitten, die sich der Gegner als erfolgreiche Abwehr unserer Angriffe seinerseits zurechnen kann. Nur ist dieser gegnerische Erfolg ohne Tragweite für unsere Haltung an der Westfront, geschweige denn für die Gesamtlage. Es ist ein geringer örtlicher Erfolg, der die Lage der Franzosen in keiner Weise aufbessert.

Auf dem rumänischen Schauplatz macht die Verfolgung in unverkürztem Tempo weitere Fortschritte. Mit dem Überschreiten des Buzeu-Flusses in ausgedehnter Front ist der feindliche Widerstand auch an diesem Verteidigungsabschnitt erledigt worden. Die Verfolger bleiben dem geschlagenen Feinde hart auf den Fersen, nach erreichtem Ziel das nächste Ziel im Auge.

Mit einer Plötzlichkeit, die selbst bei der vollen Hoffnungslosigkeit der rumänischen Lage überraschte, vollzog sich die Verkürzung unserer Front um volle 900 Kilometer. Die Trümmer der rumänischen Armee werden auf eine geringe Fläche zusammengedrängt. Es gibt dort kein Ausweichen. Von beiden Seiten bilden die Donausümpfe und die Karpathen unüberwindliche Hindernisse. In dieser Klemme einen Widerstand zu leisten, zeigte sich von vornherein als aussichtslos.

Unser U-Boot-Krieg hat in aller Stille, aber um so nachdrücklicher seine erfolgreiche Arbeit vollbracht. Es ist eine recht stattliche und für unsere Feinde recht bedenkliche Beute, die sich unsere Marine mit dieser Waffe in dauernder Beständigkeit nach und nach holt. Sehr unangenehm wirkt auf unsere Feinde die Tätigkeit eines U-Bootes vor Bordeaux.

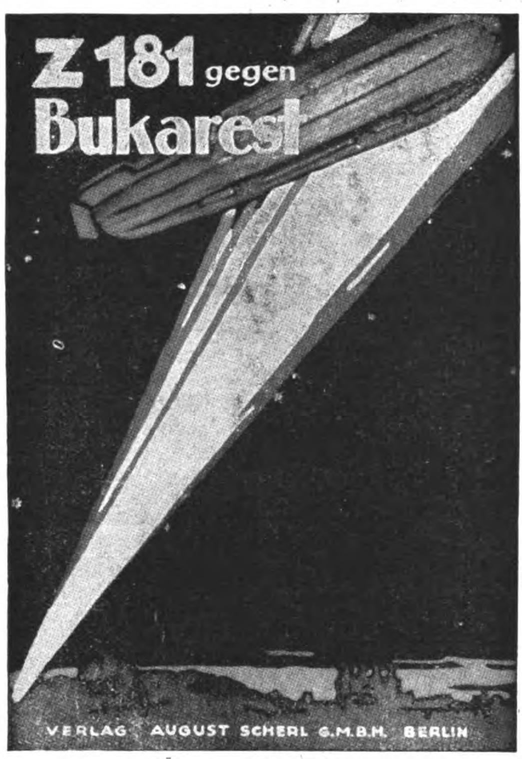
Je mehr die Feinde von ihren Scheintaten Rühmens machen, um so knapper sind die Berichte unseres Ersten Generalquartiermeisters. Aber sie haben ihren Inhalt zwischen den Zeilen.

Die kurzen, knappen Meldungen sehen durchaus danach aus, als wären sie jederzeit einer Steigerung fähig. Mögen unsere Feinde auch nur zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, sie könnten es sich ersparen, daß ihnen erst mit blutiger Schrift beigebracht werden muß, welcher gesteigerten Leistungen wir im neuen Jahr fähig sind. Unsere Parole ist: weiter standhalten und den Feind schlagen. Das ist durch die jüngsten kaiserlichen Worte bekräftigt.

X.



Deutsche Helden der Luft



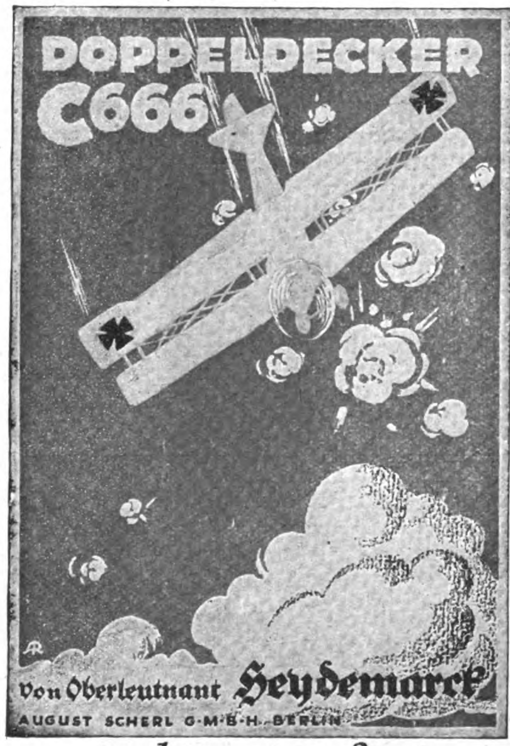
Preis 1 Mark

Das erste Zeppelin-Kriegsbuch von einem Teilnehmer!

*

Einer unserer jungen Zeppelin-Offiziere hat als erster die Erlaubnis erhalten, seine Erlebnisse bei einem erfolgreichen Luftangriff gegen Bukarest zu erzählen. Natürlich gibt er keine Phantasieschilderungen, sondern Tatsachen; er schreibt als Fachmann, aber mit der Lebendigkeit und Anschaulichkeit eines Schriftstellers. Und der Leser erlebt mit tiefer Anteilnahme die höchst dramatischen Augenblicke eines Luftangriffes.

Aus eigenem Erleben



Preis 1 Mark, gebunden 2 Mark

Selbsterlebt und selbsterzählt



Preis 1 Mark, gebunden 2 Mark

Bezug durch den Buchhandel und den Verlag August Scherl G.m.b.H

Hofphot. E. Bieber.

Generalleutnant von Kuhl,

Chef des Generalstabes der Heeresgruppe Kronprinz von Bayern, erhielt das Eichenlaub zum Orden Pour le Mérite.



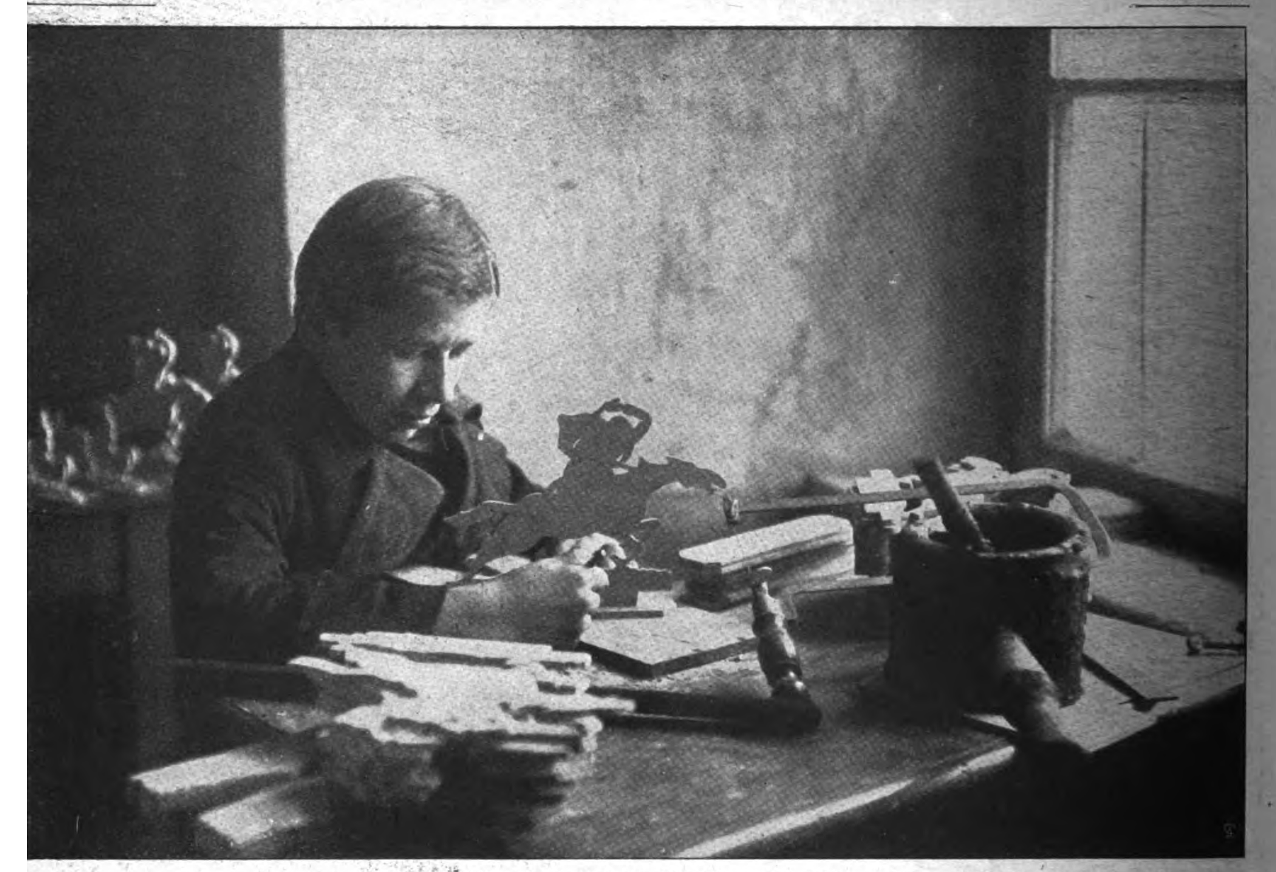
Hofphot. Lamm.

Königin Viktoria von Schweden und ihr Enkel Prinz Lennart.



Von links: Feldmarschall v. Hindenburg, Kaiser Wilhelm, Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg, König Ludwig von Bayern, General Ludendorff, Admiral von Holtzendorff. Phot. Jagusch.

Besuch des Königs von Bayern im Großen Hauptquartier.



Einheimische Knaben beim Aussägen der Figuren.



Phot. Bödecker.

Die Stickstube für Weihnachtsarbeiten.

Aus den Wilnaer Arbeitstuben.

Phot. Dührkoop.

Guido Graf Henckel Fürst von Donnersmarck †.



Die Drei-Länder-Ecke, an der Oesterreich-Ungarn, Rußland und Rumänien aneinandergrenzen, aus der Vogelschau gesehen.



Oberschwester Ella Loescher,
Konstantinopel,
mit dem Scheffekat-Orden, roten Halbmond und Rote-Kreuz-Medaille ausgezeichnet.



Hofphot. Kosel.

Paula Gräfin Thurn und Valcassina,
erhielt den Franz-Joseph-Orden mit der Kriegsdekoration am Bande des Verdienstkreuzes und das Offiziersehrenzeichen vom Roten Kreuz.

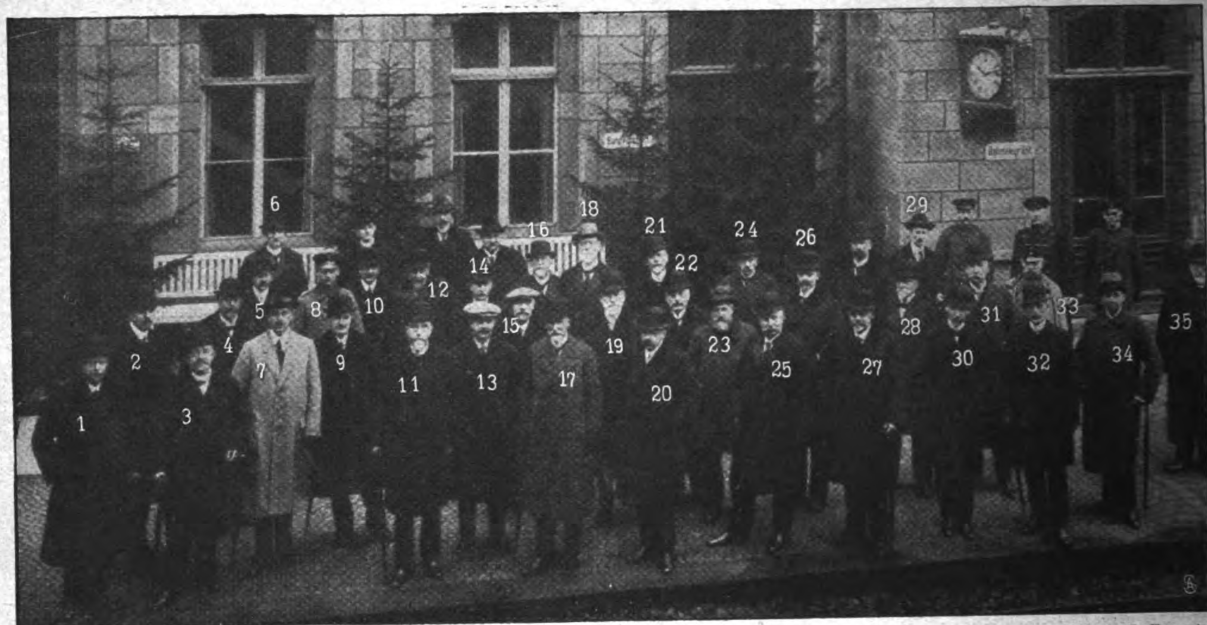


Schriftstellerin Lisa Wenger,
erhielt für ihren Roman „Der Rosenhof" der schweizerischen Schillerpreis.



Von links: Liebtraut Elfeldt, Prinz Osman Fuad, Generalkonsul Elfeldt, Oberst von Strempel, Frau Elfeldt, Prinz Abdul Rahim.

Besuch der osmanischen Prinzen Abdul Rahim Effendi und Osman Fuad Effendi beim osman. Generalkonsul Elfeldt, Bremen.



1. Oberbaurat Alter (Wien), 2. Kommissar von Läner (Budapest), 3. Geheimer Oberbaurat Gadow (Berlin), 4. Regierungsrat Kazda (Wien), 5. Baurat von Wielemans (Wien), 6. Exzellenz Dr.-Ing. h. c. Ministerialdirektor Wichert, Wirklicher Geheimer Rat, 7. Regierungs- und Baurat Anger (Berlin) 8. Major Tackmann vom Stabe des Chefs des Feldeisenbahnwesens, 9. Inspektor Szentgyörgyi (Budapest). 10. Oberinspektor Pogány (Budapest). 11. Wirklicher Geheimer Oberbaurat Petri (Berlin), 12. Ministerialrat Biber (München), 13. Oberinspektor von Gyömörey (Budapest), 14. Oberbaurat Bassenge (Dresden), 15. Oberinspektor Streer (Budapest), 16. Oberbaurat Patté (Erfurt), 17. Minister der öffentlichen Arbeiten Dr. von Breitenbach, 18. Oberbaurat Dütting (Berlin), 19. Wirklicher Geheimer Oberbaurat Sarre (Berlin), 20. Ministerialrat Rihosek (Wien), 21. Zentralinspektor Maresch, 22. Oberinspektor Demelmayer (Wien), 23. Hofrat Gerstner (Wien), 24. Inspektor Pildner (Budapest), 25. Geheimer Oberbaurat Kunze (Berlin), 26. Oberstaatsbahnrat Hauff (Wien), 27. Maschinendirektor Dr. Schlöß (Wien), 28. Ober- und Geheimer Baurat Falke (Berlin), 29. Regierungsbaumeister Metzkow (Berlin), 30. Staatsbahnrat Dr. Sanzin (Wien), 31. Oberbaurat Krüger (Erfurt), 32. Eisenbahndirektionspräsident Kindermann (Erfurt), 33. Oberst Pfafferott (Linienkommandantur Erfurt) 34. Oberregierungsrat Deisler (Karlsruhe), 35. Geheimer Baurat Cordes (Berlin).

Teilnehmer an den Versuchsfahrten mit der Einheits-Verbundbremse für Güterzüge.



150 Achsen starker Güterzug mit Einheits-Verbundbremse nebst Meß- und Beobachtungswagen.

(Bremsversuchzug der Preußisch-Hessischen Staatseisenbahnverwaltung im Gefälle 1 : 30 auf der Gebirgstrecke Taubenbach—Probstzella.)

Zur Einführung der Einheits-Verbundbremse. Hierzu der Aufsatz von Regierungs- und Baurat Anger.

Breslau-Midilli.

Ein Jahr unter türkischer Flagge.

Selbsterlebtes nach Tagebuchblättern von W. Wath.

4. Fortsetzung.

Über Nacht wölbt sich ein prachtvoller Sternenhimmel über das dunkle Meer. Als aber der Morgen graut, wird die See gröber. Schwer arbeitet sich unser kleiner Schützling vorwärts und bleibt mehr und mehr zurück. Da wir aber keine Zeit zu versäumen haben und U-Bootsgefahr kaum mehr zu befürchten ist, nehmen wir ihn schließlich in Schlepp, um schneller das Ziel zu erreichen.

Wie es abermals dunkelt, bekommen wir den Leuchtturm von Olinka in Sicht, und gerade als das am südlichsten Donauufer gelegene Feuer querab ist, bricht unsere Schlepptrosse. „Saffer“ aber kann jetzt schon den Rest des Weges allein zurücklegen, und als die Mittelwache anbricht und voraus auch das Feuer der Schlangeninsel zu sehen ist, ändern wir den Kurs und halten auf Kap Chersonese, nur wenige Seemeilen westlich von Sebastopol, zu.

An die Maschinen geht der Befehl, daß um 4 Uhr morgens „Dampf auf in allen Kesseln“ zu halten ist, und das deutet darauf hin, daß am kommenden Tag wieder „irgend etwas anliegt“.

Schon seit einigen Stunden halten wir auf einen dünnen Streifen am Horizont zu. Immer massigere Formen nimmt er an, und bald liegen die schneebedeckten Bergriesen der Krim vor uns.

Da hebt sich von der Spitze einer Huck plötzlich eine feine schwarze Rauchwolke ab, die schnell nach rechts auswandert.

Alarm!

„Beide Maschinen äußerste Kraft voraus!“ Wir nehmen sofort die Jagd auf.

Aber das feindliche Schiff, anscheinend ein Zerstörer, läuft auch nicht schlecht. Noch scheint er uns nicht bemerkt zu haben. Denn mit demselben Kurs hält er seewärts. Kaum wird die Entfernung geringer, so daß wir höchstens hoffen können, ihn in der hohen See, die frei von der Küste steht, matt zu jagen.

Klatschend brechen die weißen Wellenkämme am Bug, und sprühend schleudern die Spritzer salzige Kristalltropfen bis hoch auf die Aufbauten des Oberdecks. Heulend pfeift der scharfe Wind, der gerade von vorn einsteht, durch die Takelage und macht die Augen tränen.

Da hat man auch uns entdeckt. Scharf wendet das Boot und jagt, was es kann, auf die Küste zu.

Hart legt sich unser Ruder. Wir versuchen dem Vordermann den Rückzug zu verlegen, doch umsonst.

Größer wird der Abstand von dem Torpedojäger, der dicht unter Land nach dem Hafen zurückjagt.

„Backbord querab sechs kleinere Fahrzeuge“, meldet plötzlich der Ausguck.

Die Gläser fliegen an die Augen. Hallo! Minensuchboote bei der Arbeit. In langer Dwarslinie liegen die kleinen Dinger nebeneinander, den Schnabel uns gerade zugedreht.

„Die Steuerbordgeschütze! — Entfernung 90hundert! Schieber rechts zwozehn. — Feuer!“

Rechts und links der nur sehr wenig Zielfläche bietenden Boote schlagen die Geschosse ins Wasser, und durch starke Rauchentwicklung versuchen sich die Ertappten noch unsichtbarer zu machen. Noch eine Breitseite saust hinter die jetzt schnell flüchtenden kleinen Dinger her, dann müssen wir abdrehen.

Ein hoher weißer Leuchtturm auf dem Rücken eines Felsenkammes deutet auf die Einfahrt des Hafens von Sebastopol hin. Dahinter liegen die schweren Werke dieser stärksten russischen Festung am Schwarzen Meer.

Wir vermindern die Fahrt und dampfen in Sicht der Küste zurück. Gerade sind die Geschützbedienungen weggetreten, als das schnarrende Knattern starker Motoren aus der Luft dringt.

In beträchtlicher Höhe nähern sich von der Küste zwei Flieger.

Sofort sind unsere Maschinengewehre besetzt, zwei Korporalschaften werden mit Gewehren ausgerüstet und nehmen auf der Schanze Aufstellung, um die großen Vögel gebührend zu empfangen. Aber man scheint es nicht darauf abgesehen zu haben, uns mit einem Besuch zu beglücken. Anscheinend gilt es nur einen Erkundungsflug. Man will sich vergewissern, ob noch mehr Schiffe in der Nähe sind, oder sich von unserem Abziehen zu überzeugen. In achtungsvoller Entfernung folgen uns die Flugzeuge eine Zeitlang, machen dann kehrt und kommen bald wieder außer Sicht.

Aber nicht lange dauert es, bis wiederum das verdächtige Surren zu hören ist. Diesmal kommt ein einzelner großer Doppeldecker angeschwirrt und hält gerade auf uns zu. Der hat sicher etwas bei uns abzugeben.

Ruhig wird er erwartet. Die beiden letzten Geschütze aber sind mit Schrapnells geladen. Immer geringer wird die Entfernung, doch bis auf 3000 Meter soll er erst herankommen.

Langsam senken sich die Bodenstücke der Kanonen. Wie zwei warnende Finger richten sich die Rohre in die Luft.

Jetzt meldet der achtere Entfernungschätzer 3000 Meter. „Steuerbord 6, Geschütz Feuer!“

Sausend pfeift der erste Schuß in die Höhe. Eine kurze Minute der Spannung, und in genauer Richtung, doch etwas zu niedrig, gerade unter dem Flugzeug, eine gelbe Rauchwolke. In kurzem Abstand folgen noch ein paar Schüsse, platzen aber leider zu tief.

Dennoch wird es jetzt dem großen Vogel dort oben anscheinend zu unheimlich. Halsbrecherische Sturzflüge vorzumachen, scheint er weniger zu beabsichtigen. Schleunig wendet er. Ein dunkler Gegenstand saust zu Wasser, eine hohe Wassersäule, von schwarzem Rauch umgeben, steigt empor, aber weit entfernt vom Schiff. Ließ er die Bombe vor Schreck fallen?

Weitere Flieger verfolgen uns nicht. Unbehindert können wir unseren Weg fortsetzen, und so laufen wir am nächsten Nachmittag ein.

Doch um uns die Schnelligkeit — unsere beste Waffe — zu erhalten, müssen unsere Maschinen, die auf den vielen Fahrten und wilden Jagden aufs äußerste angestrengt wurden, einmal wieder überholt werden. Auch soll unser Schiffsboden einen neuen Anstrich erhalten, eine Schraube ausgewechselt werden — kurz, wir müssen docken.

So erwarten wir nur noch das Einlaufen des

